This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

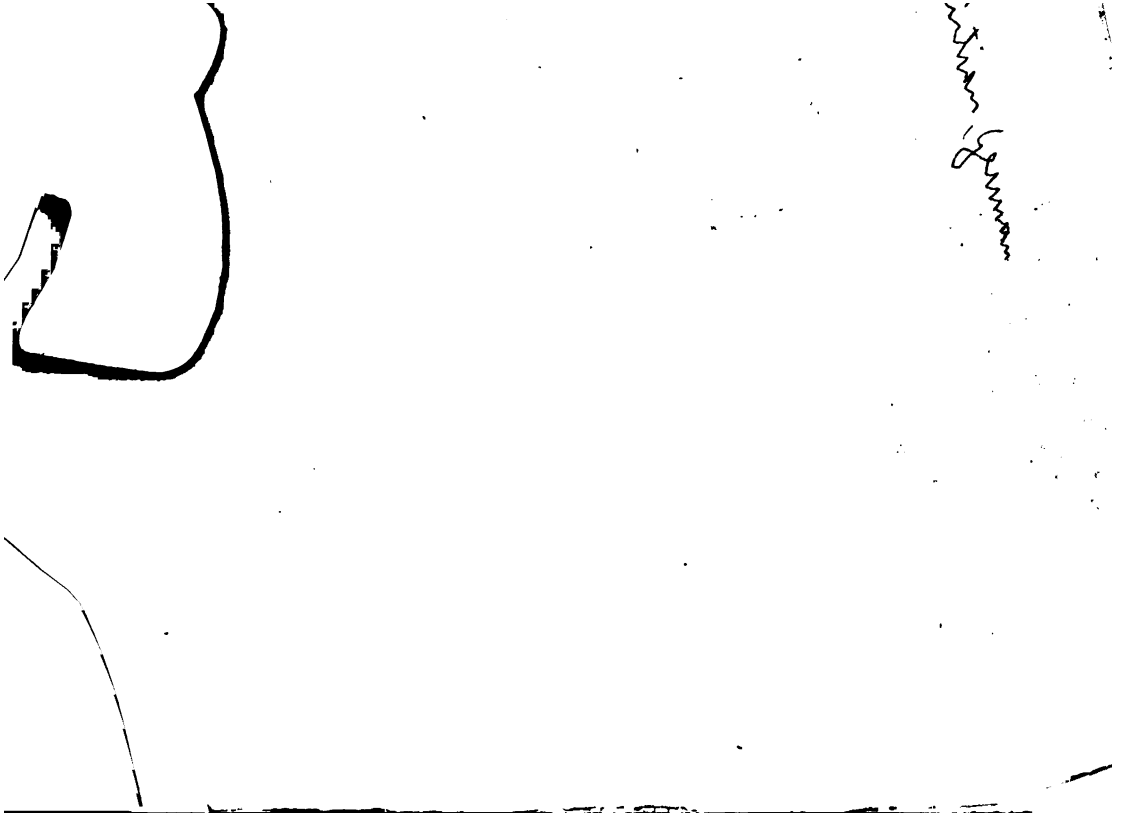
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



NGL
Oertel

7790.
Oertel, Wilhelm

W. O. v. Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Erster Band.

Mit dem Bildniß des Verfassers und einem Holzschnitt.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.

EMUS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
781029A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Inhalt.

	Seite
Friedel. Eine Geschichte	3
Das Mailehen. Eine Volksgeschichte aus dem Ahrthale .	211
Das Gotteshäuschen und seine Bewohner. Eine Volksgeschichte aus dem Jahr 1689	279
Eine rheinische Schmugglergeschichte	407
Aus der Schmiede. Eine rheinische Dorfgeschichte . .	437

1935 MAY

Friedel.

Eine Geſchichte.

Friedel.

Eine Geſchichte.

Arm und klein iſt meine Hütte.
Altes Lied.

1.

Wenn nach einem geräuſchvollen Tage der ſtille Feierabend kommt, und die Sonne iſt herabgeſunken hinter die Berge, die den Geſichtskreis begrenzen, und die Dämmerung will nun Alles in ihren duftigen Schleier einhüllen, ſo gehen die Auftritte des bewegten Tages, die Ereigniſſe, die an ihm in Freud und Leid wir erlebt, wie bunte und wechſelnde Bilder an der Seele vorüber. Wir durchleben in der Erinnerung noch einmal, was an uns vorübergegangen iſt; der Geiſt erwägt, ſinnt, prüft und zieht ſeine Folgerungen; das Herz gibt ſich der Freude oder der Trauer hin, je nachdem die Ereigniſſe ſelbſt ſolche Gefühle geweckt hatten, als ſie uns unmittelbar berührten. Das aber ſteht feſt, ſolche Rückblicke ſind ein Gewinn für den kommenden Tag und wohl noch weiter hinaus oder ſie gewähren dem Herzen eine harmloſe Luſt, oder eine wehmüthige Stimmung, die der Erinnerung Frucht iſt.

Was ich hier vom Tage geſagt, gilt, anders und ſo, auch vom Leben überhaupt. Ich fühle das tief und lebendig jetzt, wo ich

an der Grenze der fünfziger Jahre stehe, in dem Lebensabschnitt, der einem Stillestehen und Zurückblicken so sehr zuneigt; wo die Seele über den Stürmen der Gefühle weit draußen steht und die Ungewitter, wie es Einem wohl auf hohen Bergen begegnet, tief unter Einem hinziehen. Der Feierabend meiner Tage ist da. Die Sonne hat den Rand des Gesichtskreises erreicht. Einzelne milde Blicke wirft sie noch herüber. Dunkle Wolken, sanft geröthet, aber dennoch düster, umlagern sie. Es dämmert schon stark. Bald wird sie hinunter sein und jene Nacht, da Niemand mehr wirken kann, kommt für mich; jene Nacht, der ein seliger Morgen, ein Morgen des Wiedersehens jenseits folgt. O, das ist ein Gedanke, der, wie ein rechter abendlicher Sonnenblick, in die träumende Seele fällt. Der inwendige Mensch richtet sich empor; die Seele wird so leicht, so froh, besonders, wenn Alle, die sie liebte, bereits hinüber sind, und sie sie dort, entlastet von dem, was sie hier beugte, geläutert vom unlautern Erbe dieser Welt, wiederzusehen freudig und gläubig hofft.

Da ist es wohl kein Wunder, daß die Ereignisse eines vielbewegten Lebens mir auch an der Seele vorüberschweben — Begebenheiten und Gestalten, die ich auch jetzt noch mit aller Wärme des Gefühls festhalten, ergreifen und an das Herz drücken möchte; Gestalten, die mir Thränen in's Auge locken, an denen die Liebe und der tiefe Schmerz gleich betheiligt sind.

Wenn ich dann so in der lautlosen Einsamkeit dieses stillen Hauses dasitze, tief in meine Gedanken versenkt, o da ruht der Blick auf dem sonnenwarmen, lieblichen Morgen meiner Tage, und es ist mir, als sei's ein Frühling voller Blüthen und Duft, den keine Stürme erreichen könnten; da schau ich in den heißen Mittag mit seinem Sturm und Weh und ich sehe mit blutendem Herzen, daß es eben anders nicht werden konnte, als es geworden, daß eben kein anderer Abend kommen konnte, als der, der sich jetzt so kühl um mich ausgebreitet hat und — der so rasch der Nacht zueilt. Soll ich klagen? O nein! Es hat so sein sollen. Und dort

oben, wo die Fäden des Gewebes geſchlungen werden, das wir Leben nennen, waltet eine Liebe, die Alles wohl macht — wenn auch das arme Herz es hätte anders wünſchen mögen in ſeiner Kurzſichtigkeit und Beſchränktheit. Da tritt mir allemal ein Wort der Schrift in's Andenken, das unter den Prüfungen dieſer Welt eine gar ſehr erhebende Kraft hat, dieſes nämlich: „Meine Gedanken ſind nicht Eure Gedanken und meine Wege nicht Eure Wege, ſpricht der Herr; ſondern ſoviel der Himmel höher iſt, denn die Erde, ſind meine Gedanken höher, denn Eure Gedanken und meine Wege, denn Eure Wege.“ O das fühl' ich jetzt erſt in ſeiner ganzen, vollen, reichen Wahrheit und Tiefe, und wenn die Erinnerung mir eine Thräne in's Auge lockt, denk' ich dieſer heiligen Worte, zerdrücke ſie und ſpreche mit gefalteten Händen: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan!“

Und was denn dieſe Traumbilder des Wachens, was die Rückblicke in die tief unten und weit hinter mir liegende Vergangenheit mir vorführen — mit Einem Worte, was ich erlebt, ich will es feſthalten, will's niederſchreiben; will alle jene Gefühle und Eindrücke, Wonne und Schmerz, ſchildern, ſo wahr und treu malen, als ob erſt geſtern der Augenblick ihres Daſeins geweſen. So leb' ich Alles noch einmal durch und darin liegt wohl noch ein Segen für mich.

Aber für wen denn? könnte man mich fragen. Haſt du denn ein liebendes Weib, dem du es hinterlaſſen möchteſt? — Nein! Es ſchmiegt ſich keine treuliebende Seele an mich Einſamen. Ich komme mir vor, wie der Baum auf einſamer Höhe, den der Sturm ſchüttelt, dem er ſeine Krone geraubt; deſſen Herz der Wurm zernagt, deſſen Wurzeln abgeſtorben ſind. Nur Ein Wehen noch — und er ſinkt — und Niemand fragt darnach, daß er geſunken.

Haſt du denn Kinder, denen es zur Lehre und Warnung dienen könnte? Nein. Aber iſt denn nicht jeder gute, gemüthliche Menſch mein Sohn, mein Bruder? Mag's auch immerhin ſein, daß nicht

das Band der Liebe sie an mich fesselt; einige Theilnahme werden sie, denen einst diese Blätter in die Hände kommen, doch dem Armen schenken, der ein Herz voll Liebe in der Brust trug und doch allein den weiten, dornigen Gang durch's Leben machte; mit einiger Theilnahme werden sie lesen, wie er sich durch's Leben hindurchgewunden, wie oft seine Dornen ihn blutig ritzten, wie oft er rang mit dem Geschicke; wie oft er darbte und den Becher der Trübsal leerte; wie oft er an schroffen Abgründen stand und in die gähnende Tiefe zu stürzen meinte, aber immer wieder die gnädige Hand Gottes ihn zurückriß; ihm Menschenherzen sandte, die es gut mit ihm meinten. Es wird ihnen nützlich sein; denn das Leben des Einzelnen ist ein Spiegel für Viele oder kann es doch sein, wenn sie recht hineinschauen wollen. Aber, wenn auch die Blätter ungelesen bleiben von Andern, sie hätten, wie gesagt, einen Segen für mich, indem sie mich demüthiger, ruhiger, zufriedener machten und die Sehnsucht nach dem Frieden jenseits in mir lebhafter anregten.

So sei's denn! Euch, Ihr Unbekannten, denen ich ein Bekannter werden will, Euch Ihr Wildfremden, denen ich mich befreunden möchte, und vor Allem Euch, denen der Jugend heitre Tage noch lächeln — Euch übergeb' ich diese Blätter als das Vermächtniß eines Vielgeprüften in der Schule des Lebens. Richtet milde, wo ich irre und fehle! Weiht mir eine Thräne der Theilnahme, wo ich dulde und ringe! Mein innigster Wunsch ist, daß Euer Herz durch meine Schicksale milder gegen Leidende, Arme, Verlassene werde, und daß die Eindrücke, welche sie zurücklassen, heilbringend für Euch seien! Mahnend und warnend wird Vieles sein, denn an Verirrungen ist kein Menschenleben ganz arm! darum ist es ein Spiegel für Jeden, der mit dem Bewußtsein hineinblickt — ich wandle noch auf dem Wege, wo der Fuß so leicht ausgleitet, und mit der Ueberzeugung: des Bruders Fehler sind mit wenigen Aenderungen auch die Meinigen.

Meine Heimath liegt da, wo die Mosel sich durch ein hoch ansteigendes, theils mit Reben bepflanztes, theils felsigwildes Gebirge hindurchwindet oder brausend hindurchpreßt. Es ist ein schönes, gesegnetes Land. Wenn auch wenig Erde bleibt, um angebaut zu werden, so ist eben von einem fleißigen Volke jedes Fleckchen Erde, das den Anbau zuläßt, benutzt. Häufige Krümmungen der Mosel schließen meist kleine Stellen ab, daß man meint, es sei eben ein kleiner See, der lang und schmal in die hohen Berge hineingezwängt wäre. Da liegt denn mein Dörflein um seine uralte Kirche herum und drüben sieht eine zerfallene Ritterburg aus dem Felsengeklüfte herab in den rauschenden Fluß. Die Berge jenseits wo die Burg steht, sind bewaldet und hier und dort blicken grüne Wieschen daraus hervor, über denen schroffe Felsen sich emporrecken. Diesseits sind sie meist mit Reben bepflanzt, hoch aber am Gipfel oben stehen Hecken und sogenannter Schlagwald. Es ist so ein stilles, heimliches Plätzchen, an das man immer zurückdenken muß, wenn man einmal da gelebt hat, wieviel mehr, wenn es die Heimath war. Mir ist es so gegangen. Wo mich auch das Schicksal hingeführt, dorthin stand mein Sinn. Wo das Dasein begann, da hat der Himmel einen wunderbaren Zauber ausgebreitet. Das Wort Heimath umschließt das Größte und Schönste, was es für ein jugendliches Gemüth gibt. Nur für ein jugendliches? Ich bin alt, und der Erdwinkel, wo ich zuerst meiner bewußt geworden bin, hat noch immer jenen Zauber für mich, und der Wunsch dort meine Tage zu beschließen, dort neben meinen Eltern zu ruhen, wenn einst das Scheidestündlein schlägt, liegt so fest in meiner Seele, daß nicht wohl ein Ereigniß mich davon abbringen könnte, es müßte denn sein, daß mich der Tod hier noch ereilt, wo ich so ganz am Herzen verarmt bin, wo ich völlig fremd unter den kalten, liebeleeren Menschen stehe in einem Lande, dem ganz und gar der Zauber fehlt, welcher dort am Moselstrande jeden Felsen umschwebt. Oder sage ich vielleicht zu viel, urtheile ich zu hart gegen die Bewohner Hollands?

Ich habe manche vortreffliche Menschen dort gefunden; aber die Mehrzahl ist herzlos, kalt, berechnend, dabei mit einer Ruhe behaftet, die zur Verzweiflung bringt, mit einer geistigen Trägheit geschlagen, die vollends alles Ankergrundes für ein geselliges Anschließen entbehrt. Und obschon sprachlich verwandt, doch so selbstsüchtig-gehässig gegen die Deutschen, daß diese stets vereinzelt stehen werden. Es ist als ob das Volk einen sechsten Sinn hätte, überall auf der Stelle den Deutschen zu wittern, dem es das entehrende Moff! Moff! nachruft und wenn er auch mit keinem Laute seine deutsche Herkunft verrieth. Und da sollte ein deutsches Herz sich anschließen können? da sollte es in dem flachen Lande, wo die flachen Seelen sind, heimisch werden? Mir hat es nicht gelingen können und wollen, obwohl ich schier eingebürgert war. Ich hab' halt nie meine ersten Lebenserfahrungen in Holland vergessen können. Die Dankbarkeit, die mich an Einen fesselte, der edel war, konnte sich ja auf die Andern nicht erstrecken. Und den Einen trag' ich im treuen, dankbaren Herzen, so lange es schlägt, und an der Sehnsucht nach dem Jenseits hat er seinen wohlverdienten, wohlerworbenen Antheil.

Die Heimathliebe ist eben so mächtig im Einzelnen, als im Leben und Sein der Völker. Ist es etwas Anderes, was den Lappen an seine schneeigen Einöden, unfern des Nordpols fesselt, als was nur das stille, enge Moselthal, das arme Dörfchen, das Hüttchen meiner Eltern, als ein Paradies erscheinen läßt? „Mein Herz ist im Hochland," sang Burns, und dies Lied klingt in meiner Seele frisch wieder. Mein Herz ist im Moselthale geblieben, selbst da, als ich ferne war, und das Leben seine aufschäumenden Wellen um mich schlug. Selbst unter den Palmen Afrika's ist es dort geblieben. O die Bande der Liebe, gelten sie nun theuern Menschen oder dem Fleckchen Erde, das wir Heimath nennen, sind so fest, daß keine Trennung sie zerreißen kann! So gestatte mir denn Du, der Du einst diese Blätter lieseſt, daß ich bei dem heiligen Lande meiner

Kindheit weile, daß ich die geweihten Orte meiner ersten Freuden und Leiden Dir male. Ich glaube, daß nur durch diese Oertlichkeiten die Ereignisse und Personen eine Bedeutung, ich selbst einige Theilnahme bei Dir gewinne. Namen nenne ich nicht. Ich habe Gründe dafür, Du darfst es glauben. Sie thun ja am Ende auch nichts zur Sache! Der eitlen Neugierde aber zu fröhnen, ist nicht meine Absicht. Glaube Du, mein Leser, daß es dennoch Wahrheit, frische, ungeschminkte Wahrheit ist!

Die ersten Erinnerungen knüpfen sich an das Vaterhaus und die, welche darinnen gewohnt und mich geliebt. Darf ich denn sagen: Vaterhaus? Lieber Gott! sagte ich: Vaterhütte, dann hätt' ich's wohl besser getroffen; denn es war ein einstöckiges Häuschen mit spitzen, gemauerten Giebeln, zwischen denen ein Strohdach hinauflief, das die schönste Sammlung Moose auf seinem Rücken trug, die ich jemals gesehen. Da hat es geglänzt wie gelbes Gold, geschillert in Roth und Braun; da lag ein Sammt, so saftig grün, wie nur irgendwie ein Grün gedacht werden mag. Von dem Stroh, womit einst mein seliger Großvater das Dach hatte erneuern lassen, als er in den heiligen Ehestand getreten, konnte seit etwa sechszig Jahren kein Auge mehr eine Spur entdecken, so dicht war die Moosdecke darauf. Aber sie war unendlich schön, und ihr Anblick erweckte mir allemal Freude, besonders wenn die Strahlen der Abendsonne darauf lagen mit ihrem purpurnen Schimmer und im Frühjahre, wenn das Moos blühte und die zarten Stängelchen heraustrieb und frischer erglänzte in seinen Farben. Selbst der massenhafte Schornstein, aus Eifler Tuffstein, war mit diesen Moosen bedeckt, so weit der Rauch sie nicht wegbiß. Hoch oben im Gipfel gegen Süden reckten die drei Spieße des Taubenschlags ihre Spitzen hinaus. Da hab' ich meine Lieblinge gemustert, wenn sie heimkehrten, und alle Mal nachgezählt, ob Schulmeisters Andres mir keine geschnäppt — denn das war einer, der sich darauf verstand und sich auch kein Gewissen daraus machte. Wenn er's that, der falsche Junge, so blutete mein Herz

ebenso sehr, als mein Rechtsgefühl in wildem Zorne aufloderte und daß ich dann handgreiflich das Unrecht an dem Verbrecher strafte, war mir just kein Empfehlungsbrief an die Liebe seines Vaters. Vielleicht hat mancher Jagdhieb, den ich in der Schule empfing, als Echo desjenigen gelten können, den Andres von mir empfangen für die Tauben, die er mir geschnäppt oder auch als vollgültige Quittung. Aber diese lieben harmlosen Geschöpfe waren mein erstes Besitzthum in der Welt, mein erstes Eigenthum. War jener Zorn nicht begründet genug? und hatte er's nicht verdient, wenn ich ihn dafür strafte, da es sonst Niemand that? — Buben haben auch ihre Gerechtigkeit und deren Pflege; daß sie sie selbst vollziehen die Strafe, die sie diktirt, ist freilich nicht gesetzlich — aber doch meist wirksam — und das ist am Ende die Hauptsache in diesen Händeln.

Auf der westlichen Seite stand ein uralter Nußbaum, dessen Aeste das Häuslein schützend überragten. Er maß gewiß seine vier Schuhe im Durchmesser, war also wohl über hundert Jahre alt. Seine Aeste überdeckten das Häuschen, wie mit schirmenden Flügeln die Henne ihre Kichlein deckt. Das fischgrüne Laub hielt im Sommer die Sonnengluth ab und verbreitete eine wohlthuende Kühle selbst auf dem Raum vor dem Hause. Es war ein wunderschöner Baum, dessen Höhe schier mit dem Kirchthurme wetteifern konnte, und kein dürres Aestchen verunzierte seine stolze Krone, auf der mein Auge selbst aus der Ferne mit Wohlgefallen ruhte, wenn ich in den Bergen diesseits und jenseits der Mosel Holz las oder Erdbeeren pflückte. Unvergeßlich ist es mir, wie süß die Nüsse waren, die er trug, wie Meisen und Eichhörnchen ihn besuchten, denen ich oft vergeblich nachgesetzt habe. Ein Elsterpaar hat Jahre lang darauf sein hochanwachsendes Nest gehabt. Ihr Lachen und ihre possirlichen Bewegungen machten mir große Freude. Mein Vater hielt das Paar eben so werth, als das Schwalbenpaar, das sein Nest jährlich an unsern Fenstervorsprung baute. Jenes Nest vertheidigte er gegen die wilde Lust der Buben, dieses gegen die Angriffe eines frechen Spatzes, der

es wider Recht in Beſitz nehmen wollte, und in jedem Frühling ſeine Verſuche erneuerte. Den nördlichen Giebel durchbrach ein Fenſter, den öſtlichen umarmte eine reichblühende Epheuranke von großer Ausdehnung. Sie war darum von Bedeutung, weil die Bauern ſie als Propheten verehrten; denn Blüthen und Trauben des Epheus ſind des Moſelbewohners Vorzeichen der Weinernte des künftigen Jahres. Für den Giebel ſelbſt war der Epheu eine nützliche Stütze, wie er ſeine Zierde, ſein herrlichſter Schmuck war. Ich glaube, ohne ihn wäre er längſt eingeſtürzt; denn die Steine waren locker, und ein demüthiges Neigen war längſt dem Schatzblicke meines Vaters aufgefallen und preßte ihm manchen Seufzer aus; denn die Moſelbewohner haben ein Sprichwort, das ſo lautet: Bauen lehrt in den Beutel ſchauen; und meines Vaters Blicke wären da ſehr bald auf den Boden gelangt! — In dieſer Epheuwand wohnte das dritte Paar unſerer Hausgenoſſen, ein Paar friedliche Rothſchwänzchen, deren frühes Zwitſchern meinen Vater zu wecken pflegte. Auch hier waltete er ſchützend. Unſer Nachbar hatte unſern einen Bienenſtand gehabt, deſſen Bevölkerung von dem Pärlein gezehntet zu werden pflegte. Der hat denn einen mörderlichen Groll auf die Thierlein getragen, aber Nichts gegen ſie vermocht. Schießgewehre waren damals noch ſelten im Lande, und das Neſt hätte er nicht vertilgen können, ohne ſich einer hohen Leiter zu bedienen, und das würde mein Vater nicht geduldet haben. Was ſeine Rechte betraf, ſo verſtand er keinen Scherz und ich war auch in dieſem Punkte ſein Sohn!

Dieſe drei Paar Hausgenoſſen, nebſt deren Nachkommenſchaft, hatten für mich ungemeſſene Wichtigkeit. Wen nimmt's Wunder? Wo iſt ein kräftiger Bube, der nicht Vögel über Alles liebt? Ich habe alle Neſter gewußt, die eine halbe Stunde im Umkreis des Dörfchens ſtanden; aber ausgehoben hab ich keine; dafür ſorgte frühzeitig meine Mutter, indem ſie Liebe zu dieſen lieblichen Geſchöpfen und überhaupt zu allen lebenden Weſen in meine Seele legte, und die Liebe iſt alle Mal mild und ſchonend gegen Menſchen, wie gegen Thiere.

Wer das Gefühl eines unverdorbenen Kindes anſpricht, geht nie fehl, und da liegt die Macht, die das hülfloſe Geſchöpf vor Grauſamkeit ſchützt und der Rohheit einen wunderbaren Damm entgegenſetzt. Es iſt betrübend, daß ſo wenige Mütter die Macht kennen und anwenden, welche ſie in ihrem ſanften, gemüthlichen Worte über Knaben beſitzen. Es iſt mir unvergeßlich, wie einſt mein Herz blutete, als ich, wie andere Kinder des Dorfes auch thaten, einen Maikäfer mit einem Zwirnfaden am Fuße anband und ihn nun ſchwirren ließ und meine Mutter zu mir trat und ſagte: Friedel, das arme Thier hat keine Stimme, wenn es eine hätte, wie würde es jammern über deine Mißhandlung; Gott hört aber doch die Klagen ſeines Schmerzes. Was meinſt Du, kann Gott Freude an Dir haben? Ich habe ſchnell den Käfer losgelaſſen und war erſt wieder beruhigt, als er ſummend unſerm Nußbaume zuflog. Nie habe ich fortan mehr ein Thier gequält. Dank Dir, vortreffliches Mutterherz, Du haſt mich zum Menſchen gemacht dadurch, daß Du mir Liebe und Mitleid in das Herz pflanzteſt für alles Lebendige! O Ihr Mütter beherziget das!

Unſer Hüttchen war ſchön, maleriſch, und ſteht heute noch vor meiner Seele, obwohl ich es nicht wiedergefunden habe, mit ſeinen zwei kleinen, aber kryſtallhellen Fenſtern, ſeiner gebrochenen, alten Hausthüre, auf deren Untertheil es ſich ſo herrlich reiten ließ. Ach, da kommt mir aber eine ſchlimme Erinnerung! Einmal ritt ich auch nach Herzensluſt, verlor aber das Gleichgewicht und fiel unſanft auf die Schieferplatten der engen Flur. Da hat mein Vater, der ein ehrſamer Schneider war, ſeine Elle gar luſtig auf meinen Hoſen tanzen laſſen, daß es darunter brannte wie leibhaftig Feuer. Ich glaube mich erinnern zu können, daß ich von damals an einigen Widerwillen gegen das Reiten auf der Thür empfunden habe. Im Leben iſt mir das klar geworden, daß die handgreiflichen Beweiſe allemal die überzeugendſten ſind.

Mein Vater war mit ſeiner Elle überhaupt nicht blöde, und

nicht gerade die lieblichſten Erinnerungen knüpfen ſich an dies geſetzliche Längemaß. Warum ſollte ich das verſchweigen? Ich war nie in meinem Leben das, was man eine Schlafhaube nennt, vielmehr ein kräftiger, kerngeſunder, und daher friſcher, lebensluſtiger Bube, dem überdieß der Schöpfer eine Gabe verliehen, die, ungezügelt, leicht höchſt verderblich werden konnte, ich meine eine äußerſt lebendige Einbildungskraft. Bei mir gewann Alles, was ich hörte, Geſtalt und Leben. So kam es denn, daß ich tauſenderlei Verſuche anſtellte, welche nicht ſelten meinen Hoſen und Wämſern zu nachdrücklichem Verderben gereichten. Kam mein Vater dahinter, ſo maß er mir die Elle an, was er mit dem Kunſtausdruck „Zippern" benannte. Wurde ich über einen dummen Streich „gezippert", ſo hütete ich mich gewiß vor dem Wiedervorkommen. Alle die Mährchen, unter denen das von der afrikaniſchen Höhle Xaxa und ihrem wunderbaren Schloſſe, das von den Spitzbärteln, und einige Andere, mir die anſprechendſten waren, lebten in mir und ich lebte in ihnen. Meine Träume waren davon erfüllt und manche Erſcheinung meines ſpätern Lebens findet hierin ihre Erklärung und Begründung. Liegt ja doch, wie im Keime der künftige Baum ſchon im Kleinen da iſt, auch in des Knaben Thun und Weſen der künftige Menſch, zwar noch unentwickelt, aber doch in der Anlage und in den Grundzügen. Dabei war mir eine Gemüthlichkeit und Innerlichkeit eigen, die mich Gehörtes oder auch Erlebtes innerlich vielfach verarbeiten ließ. Die Eindrücke waren unauslöſchlich tief in meiner Seele und ganz einfache Ereigniſſe wurden durch meine Phantaſie zu den außerordentlichſten, weil ich die Bilder meiner Mährchenwelt damit verſchmolz. Wenn ich mich nun hinreißen ließ, bei der Erzählung irgend einer Begebenheit phantaſtiſch bildend zuzuſetzen, was mir oft ohne Wiſſen und Willen geſchah, ſo regnete es „zipperude" Ellenhiebe; denn mein Vater nannte das „Lügen". Ich, meines Orts, weinte blutige Thränen, mehr über dieſe Beſchuldigung, als über die Hiebe; denn ich wollte ja doch nicht lügen, am wenigſten gegen meine Eltern. Das beſſerte mich

nicht; ich hütete mich nur mehr das, was in mir vorging, Andern kund werden zu lassen und trugs nun in mir herum, sah es im Geiste lebendig. Ich will meinem guten Vater keinen Vorwurf machen — aber grade er nährte diese gefährliche Eigenschaft, indem er durch seine Erzählungen und Vorlesen von allerhand tändelnden Geschichten ihr immer neuen Stoff zuführte und schon frühe, viel zu frühe, meine Gefühle auf eine Höhe empor schraubte und zu solcher Reizbarkeit ausbildete, daß Erscheinungen, wie sie meine Knabenzeit aufweist, leicht erklärlich werden. Er ahnte das nicht. Doch — ich kehre zum theuren Schauplatz meiner Jugend zurück!

Das Wohnstübchen war eben nicht groß. Von Kammer und Küche rede ich nicht; aber Ersteres muß ich beschreiben. In der Ecke hinter der Thüre stand ein Ofen, derb, viereckt, groß genug für eine Stube, die vier Mal größer hätte sein mögen. Das Ofeneck war mein Lieblingsplätzchen. Hier briet ich meine Kartoffelscheiben, diesen Leckerbissen meiner Kindheit. Seine Vorderseite zeigte in erhabenem Bildwerk die Hochzeit zu Cana in Galiläa, in dem Augenblicke wo eben die Diener das Wasser in die ungeheuern steinernen Krüge schütten. Rechts wies er die klugen und thörichten Jungfrauen, letztere Fastnachtstänze tanzend. Auf der linken Seite aber war zu schauen die Versuchung in der Wüste, allwo der Teufel mit Hörnern, Pferdefuß und Ochsenschweif zu sehen war, ein Bild, das selbst meine Träume oft verdüsterte; denn nicht weit von diesem „bösen Feind" stand die Bankkiste, worin mein Bettlein lag, das am Tage von dem Deckel bedeckt war, der als Sitzbank diente. Das war eine bitterböse Nachbarschaft bei meiner vorhererwähnten Eigenschaft, einer sehr lebhaften Einbildungskraft.

Ohnehin war mein Kopf voll Gespenstergeschichten, die wir Kinder in der Schule uns erzählten, oder wenn wir sonstwo beisammensaßen. Da war kein unheimlich Plätzchen, vor Allen aber der Kirchhof und die Ruinen der alten Burg, wo es nicht spuckte und die greulichsten Gestalten ihr Wesen trieben. Ich war dadurch

ſo ſcheu und furchtſam, daß ich Abends um kein Gut der Erde vor die Thüre gegangen wäre. Auch davon heilte mich meine ſanfte Mutter und das Heilmittel war die Religion. Sie pflanzte mir den Glauben an Gottes Liebe und Allgegenwart in die Seele und lehrte mich beten. O von da an wußte ich, daß ich in Gottes Schutz ſtehe und gehe, und keine Furcht kam mir ſo leicht mehr an. Und kam ſie, wenn ich eben Abends alleine hinausgehen mußte, ſo betete ich mein Stoßgebetlein und fing dann irgend ein Liedchen zu ſingen oder zu pfeifen an und zwar mit ſolcher Kraft und Macht, daß man's im halben Dorfe hören konnte. Nun ging ich drauf los und mein Muth kam in kein Gedränge mehr.

Am Fenſter ſtand der Tiſch meines Vaters, Boutique im Kunſtausdruck, der zwei Sitzlöcher und in der Mitte die weltberühmte Hölle hatte, worin die Reſte, die Abfälle und die Salbänder des Tuches verſchwanden. Ja, in dieſe Hölle ging viel. Sie war geräumig genug, manche halbe Elle aufzunehmen, die ſich dann ſpäter in eine neue Kappe für mich verwandelte oder wenn eine größere Menge von einerlei Tuch verarbeitet wurde, eine Weſte, hier Bruſtlatz oder auch Bruſtlappen genannt, abgab. So ſtreng rechtlich mein Vater war, ſo ſtand er doch nicht an, dies zu rechtfertigen. Wenn meine Mutter es tadelte, ſagte er: Du nimmſt es zu ſpitz und das Sprichwort ſagt: zu ſpitz — ſticht nicht, und zu ſcharf — ſchneidet nicht. Erſtlich ſind es Abfälle und die Leute kriegen ihre Kleidungsſtücke doch; zweitens iſt es ein Herkommen, das zünftig iſt. Mein Meiſter hat's auch gethan und noch weit mehr, als ich. Er ſagte: Wenn meine Hölle mir nicht die Kleider für meine Buben liefert, ſo muß ich zu Grunde gehen; endlich drittens iſt in der Hölle noch kein Kunde umgekommen, und ich muß ſtückeln, um was 'raus zu bringen. Handwerksvortheil! lachte er, und ſchlug ein Schnippchen. Ja, Handwerksſünde! ſagte meine gewiſſenhafte Mutter mit beſonderem Nachdrucke und einem Seufzer.

Kind, rief er dann aus, ſage lieber Zunftſünde, und iſt es

die, so muß sie auch die Zunft büßen! Nur sei mir aber stille. Ich will durch diese Hölle nicht in die andere fahren: drum fordre ich den Kunden nicht zu viel. Ist's gut gemessen oder schneide ich's vortheilhaft, so gebührt mir ein Abfall. Es ist noch kein Zehnten, wie ihn das Herrchen doch kriegt. Halt ein! rief meine Mutter, das ist auch nach Gottes Ordnung! Sie ging dann in der Regel hinaus, weil sie wußte, daß sie doch nichts ausrichtete und sagte: Die Schneider sind geborne Höllenkinder. Mit dem Namen: „Herrchen" bezeichnete er aber nach Landsitte den Pfarrer. Das Wort wird an der Mosel gesprochen, daß es eigentlich: Heerchen klingt.

Mein Vater schüttelte unwillig den Kopf und sagte: Auch die beste Frau muß doch das letzte Wort behalten. Es steckt so in der Art!

Daß aber die Schneider Höllenkinder wären, das begründete früh ein Widerwillen in meiner Seele gegen das löbliche Handwerk, denn was die Mutter sagte, galt mir als Evangelium.

Eins hätte ich aber fast vergessen. Außen über unserm Fenster war ein Bild und ein Reim; beides höchst bezeichnend. Das Bild zeigte meines Vaters Vorurtheillosigkeit und heitern Sinn; denn es war nichts Anderes als ein Ziegenbock, auf dem der Schneider ritt. Alle Welt weiß, wie man einen Schneider mit solch' einem Bilde zur hellen Raserei bringen kann. Meinem Vater hat es Spaß gemacht, sein Handwerk selbst zu verspotten, und dafür hat ihn Niemand geneckt. Das Verslein hieß:

Wer will borgen,
Der komm' morgen;
Heut' ist der Tag,
Da ich nicht borgen mag.

Mein Vater besaß viel frischen, heitern Sinn, viel Erfahrung, viel Gemüthlichkeit und großen Kunstsinn und Geschmack. In einer Stadt wär' er der Liebling der Leute geworden; auf dem Dörflein verkam er. Er sang und pfiff, scherzte und lachte; zog die Leute harmlos auf, und — alle Welt hatte ihn lieb. Dabei arbeitete er

von Morgens früh bis Abends ſpät, ruhete kaum, wenn der Spieß-mann oder Ortsdiener zur Gemeindeverſammlung rief, und war ſelten verdrießlich; es ſei denn, daß ich ihn durch irgend einen jener Streiche, deren ſich Jeder aus ſeiner Jugend mit Freuden erinnert, genöthigt hätte, mich, wie er zu ſagen pflegte, mit der Elle zu meſſen, d. h. mich erkleklich abzuwalken und zu „zippern". In welcher Bubenerfahrung wäre das etwa nicht vorgekommen? Wenn's aber nicht vorgekommen ſein ſollte, ſo muß es ein Extraexemplar von Buben geweſen ſein und vielleicht iſt es zu beklagen, ſelbſt vielleicht wünſchenswerth, daß es jetzt noch nachgeholt werde. Das ſind ſo meine Privatanſichten. Ob Du, der Du dieſe Geſchichte einſt lieſeſt, mit mir übereinſtimmſt, weiß ich nicht, laſſe es auch dahingeſtellt ſein, und fahre gutes Muthes fort; denn es iſt ſo wie mein Vater ſagte: Verloren iſt, was abfällt. Eine geſunde Ohrfeige iſt wirkſamer, als eine ſtundenlange Predigt, bei der man ſich nach dem: Amen ſehnt und am Ende doch nicht anders wird. Ich weiß aus Erfahrung, daß meiner Mutter gewiß herzliche Ermahnungsreden nicht ſoviel wirkten, als eine geſunde „Dachtel" von meinem Vater. Einmal hatte ich mit andern Buben dem „Herrchen", wie der Geiſtliche heißt, Obſt im Garten gemauſt. Es kam heraus und meine Mutter redete mir in's Gewiſſen, ſagte es aber meinem Vater nicht. Andern Tags mauſten wir wieder. Da gab's aber Arbeit! Mein Vater „zipperte" mich, daß es eine Art hatte, und die blauen Bandſtreifen, die ſpäter in gar lieblicher Farbenmiſchung prangten, bewirkten, daß ich nie wieder nach fremdem Obſte griff. Sah' ich nur lüſtern darnach, ſo zuckte mich der Rücken ſchon und ich ſah ſchnell wo anders hinaus. Sag' mir einer, was er will, ſeit die Leute in überſchwenglicher Liebe ihre Kinder mit ſüßen Worten, vernünftigen Einreden und dergleichen flüchtigen Mitteln erziehen wollen, iſt das junge Volk ſo ungezogen. Das iſt eine ſo allgemeine Klage, daß ich ſie für begründet halte. Vorlaut und ſelbſtgerecht iſt die Jugend überall. Was das noch werden will? Möcht' mal

nach hundert Jahren ſehen, wie es in der Welt ſteht, wenn's ſo fort geht!

Wer meinen Vater nicht genau kannte, hätte glauben können, es ebbe und fluthe gar nicht in ſeiner Seele, es ſei da alle Tage Sonntag, und es läute mit allen Glocken des Glückes und der Freude; wer ihn aber gekannt hat, der konnte an dem Tone ſeines Geſanges, an der Wahl des Liedes ſchon abnehmen, wie es in ihm ausſah. O wie oft ſah ich die hellen Thränen aus meiner Mutter Augen rinnen, wenn er ſein Lied ſo dumpf hin ſummte oder eine jener ſchwermüthig weichen Volksmelodieen ſang in gedämpftem Tone. Sie wußte, daß dann ein Weh das frohe Herz drückte, und er es allein tragen wollte, um ihr nicht auch wehe zu thun, die er ſo lieb hatte. Sah er dieſe Thränen, dann warf er raſch ſein Nähzeug auf die Boutique, ſprang herab und herzte und küßte ſie ſo lange ab, bis er ſie zum Lächeln gebracht. Er war der beſte Menſch von der Welt, nur iſt er, wie ſein Sohn, etwas hitzig und jähzornig geweſen. Da hat es denn oft gedonnert und geblitzt; aber es war ſo ſchnell vorüber, daß man es kaum begriff. Es iſt bei ſolchen Naturen freilich nicht übel ſein. Im Grunde ſind ſie gut, und zehntauſend Mal beſſer als die Duckmäuſer, die eben acht Tage d'ran laboriren, ehe ſie ein Mal bös werden, aber es dann acht Wochen bleiben. Schlimm bleibt's, daß, wenn der Hals in der Hitze ein Mal abgeſchnitten iſt, er nicht ſo leicht wieder aufgeſetzt werden kann, wie man im Sprichworte ſagt. So weit kam's bei meinem Vater freilich nicht, daß es Hausſtreit gegeben hätte, und meine Mutter durfte nur ein liebes Wörtlein ſagen, ſo legte ſich der Sturm und es ward Friede. Meine Mutter war eine zu kluge Frau, durch Widerſprechen Oel in die Flamme zu gießen. Sie ſchwieg mäuschenſtille oder ſagte ein liebes, freundliches Wort — und Alles war vorbei. Wie oft hätte ich im ſpäteren Leben, wo ich Zeuge von betrübenden Auftritten war, den Frauen wünſchen mögen, ſie wüßten zu handeln, wie meine gute Mutter.

Da heißt's: Reden iſt Silber, doch Schweigen iſt Gold! Mich hatte er über die Maßen lieb. Seine Liebe war indeß keine hätſchelnde, ſondern die eines vernünftigen Vaters, die jugendliche Zucht für unerläßlich hält, und eine ſtrenge für die beſte. Daß er viel Werth auf das „Zippern" legte, muß ihm zu Gute gehalten werden, wenn es auch nicht überall Beifall finden ſollte. Mir hat's nichts geſchadet; ja ich bekenne aufrichtig, daß der Gedanke daran mich von manchem tollen Streiche abhielt und meine Liebe nicht minderte. Ich mußte mir allemal ſagen, daß ich es verdient hatte.

Wie ich mir meine Mutter vorſtellen kann, ſo war ſie ein Engel an Milde, aber auch an Schönheit. Sie war höchſt reinlich, und wußte ſich ſelbſt in der dürftigſten Kleidung, die ihr die Lage meiner Eltern auferlegte, doch noch lieblich zu putzen. Regſam, ſparſam, fleißig, ſchweigſam, hatte ſie niemals mit den Nachbarn Verdruß. Ihr Verſtand war ſcharf, ihre Gottesfurcht ächt und innig. Ich habe aus dem ſtillen Vaterhauſe einen Begriff von ehelichem Glücke mit in die Welt genommen, den ich nicht wieder verwirklicht gefunden habe. Dieſe Ehe war gewiß im Himmel geſchloſſen, wenn es jemals eine war; ſie trugen ſtille ihr Loos in Liebe, und das Entbehren wird gewiß leichter, wenn man ein geliebtes Weſen gerne glauben macht, man entbehre nicht. Die Armuth ſtand mit uns auf, ſaß mit uns zu Tiſch und ging wieder mit uns ſchlafen. Ich habe frühe mit ihr vertraute Bekanntſchaft gemacht. Das war ein Gewinn für meine ganze Zukunft, denn meine Anſprüche an das Leben blieben allzeit beſcheiden; ich lernte Dulden. O wie viel war mir das werth in den Wechſelfällen meines Daſeins! Ich bin in der Noth vor Verzweiflung, im Glücke vor Uebermuth bewahrt geblieben, und wenn ich Elend ſah, hab ich's würdigen können, denn ich hatte es gekoſtet und habe es nach Kräften mildern und heilen geholfen. Die Schule der Erfahrung iſt die beſte im Leben. Ihre Zöglinge reifen früh und ſicher; ihre Lehren ſind anſchaulich. Nie haben Wünſche nach einem beſſern Looſe die Lage meiner Kindheit

mir empfindlich gemacht. Hatte ich doch auch im Dorfe keine Vorbilder vor Augen, die Wünsche hätten gebären können nach einem bessern Zustande. Die Bauern waren so ziemlich alle arm, wenn es auch Unterschiede des Grades gab, bedeutend und auffallend waren sie nicht.

Unser Dorf zählte dreihundert Seelen. Weinbau war der Nahrungszweig der armen Bauern. Alle sieben Jahre ein guter Herbst — lieber Gott, wie kann's da stehen? Die Aegypter zu Joseph's Zeiten waren wahrlich besser d'ran; da waren doch außer den sieben mageren Jahren auch sieben fette. Ueber die Hälfte ging — betteln. Der Einzige im Dorfe, der wohl stand, war das „Herrchen", der Pastor nämlich. Der hatte eine Menge Stiftungen und Gedächtniß-Messen, und der Kurfürst zu Trier verließ seine Leute nicht. Das Herrchen ließ aber alle seine Kleider in Trier machen bei seinem Bruder, der auch ein Schneider war, aber, wie mein Vater sagte (und der konnte es beurtheilen), der ärgste Pfuscher im Reich. Das hat meinem Vater wohl recht leid gethan, da er dem Herrchen nie etwas zu Leide gethan hatte. Und doch hatte es einen Pick auf ihn. Wenn ich so darüber nachdenke, woher das könnte gekommen sein, so möchte ich glauben, daß ihm mein Vater, der die Welt gesehen hatte, zu gescheidt war. Kann wohl sein! das Herrchen war aus der Eifel, woher nicht viel Gescheidtes kommt. Ich war damals noch zu jung, um ein Urtheil zu fällen, so genaue Bekanntschaft ich auch mit dem Herrchen machte, weit muß jedenfalls sein Wissen und Können nicht hergewesen sein, denn ich erinnere mich, daß ich einmal darüber starke Aeußerungen meines Vaters hörte. Er hatte nämlich nicht bemerkt, daß ich in der Stube war, sonst hätte er sie gewiß nicht gemacht. Als er mich sah, lenkte er schnell ein und suchte es wieder gut zu machen.

Was blieb da meinem Vater? Etwa alle drei bis vier Jahre ein Hochzeitsrock, der dann als Staatsrock aushielt bis zum Ziele der Tage und darüber hinaus; denn er erbte fort auf Kinder, Enkel

und Ueberkel, wobei Mode und Schnitt gar nicht in Betracht kamen. Die einzige Aenderung im Laufe der eilenden Zeit und in der Folge der Geschlechter bezog sich auf die bürgerliche Geltung des Rockes. Bei dem Ersten und Zweiten der Besitzer war er Sonntagsrock, doch so, daß er dem Ersten als Kirchrock diente, dem Zweiten, dem Sohne, als Sonntagsnachmittagsrock, dem Dritten als Rock zum Ausgehen in das Städtchen, dem Vierten in der absteigenden Verwandtschaft aber Alltagsrock wurde. Das war kein goldenes Zeitalter für Schneider und Kaufleute! Das Uebrige waren leinene Alltagskleider, die mein Vater machte. Was konnte er da verdienen? Meine Mutter spann Jahr aus, Jahr ein für reiche Leute in Trier, und verdiente dadurch auch noch Etwas. Das war aber ein gar kümmerlicher Verdienst und sie sagte selbst oft, man verdient das Wasser nicht, das man trinkt, oder: Spinnen ist die rechte Arbeit zum Hungerleiden. Und das war richtig. Sie spann unendlich fein und gleich, auch rascher, als Andre; aber wenn sie ihr Gespinnste in die Stadt trug, so war's doch ganz erstaunlich wenig, was sie heimbrachte. Da war Bruder Schmalhans Koch, und die Augen, die auf der Wassersuppe schwammen, sah man ohne eine gute Brille nicht. Wir gediehen aber dabei; waren kerngesund und zufrieden. Ob wir's beim Ueberflusse auch gewesen wären — bezweifle ich. Zum Glücke bedarf der Mensch unendlich wenig — und vor dem Unglücklichsein schützt wahrlich weder Wohlleben, noch Geld. Wahres Glück hab' ich selten, fast nie, im sogenannten Glücke gefunden, wohl aber häufig da, wo die Armuth ihre Wohnstätte hatte. Das sind meine Erfahrungen; den Deinen will ich nicht vorgreifen, lieber Leser. Ehe Du aber urtheilst, schau' Dich wohl um!

Alles, was wir besaßen, war das Häuschen, ein Gärtchen an der Mosel und ein Feldstück zum Kartoffelbau. Wär' das schuldenfrei gewesen! Das war's aber nicht. So mußten meine Eltern noch Zinsen bezahlen überdies, und diese Zinsen waren Wucherzinsen. Darin lag der Jammer meiner Eltern und vieler Armen Jammer

liegt darin. Ach Gott, wie treiben's die reichen Wucherer! Ein Herz haben sie nicht! der Arm des Gesetzes erreicht sie nicht und der Arme verblutet unter ihrem harten Drucke! Sie sind zu schlau, um sich bloßzustellen, und der Arme hat den Muth nicht, aufzutreten. Auch war es wirklich schwer, an einen zu kommen, der in Trier Vettern in Würden hatte.

Ich darf wohl nach dieser Schilderung versichern, daß ich an Ueberfluß und Ueppigkeit nicht bin gewöhnt worden. Was that's? Ich gedieh doch. Das Hungertuch ist freilich ein schlimmes Gewebe und Thränen sind genug hineingewoben — aber am Ende gewöhnt man sich daran, sich hineinzuwickeln. Leider wurde das immer schlimmer, ohne daß ich es damals begriff in meiner kindlichen Unbefangenheit. Oft aber sah ich die Mutter weinen, öfter hörte ich des Vaters wehmüthigen Gesang. Oft hab' ich die Mutter auf ihren Knieen betend gefunden in der Kammer. Von da an wurde der Vater stiller. Am Tage arbeitete er als Schneider, Nachts band er Besen, schnitzte Fliegenwedel und Kochlöffel aus weichem Holze, die dann die Mutter feil trug. Und siehe, es ging etwas besser. — Auch auf den Fischfang verlegte sich an regnerischen, trüben Frühlings- und Herbsttagen mein Vater. Das war ein ergiebig Handwerk und eine Lust über die Maßen. Da half ich wacker. Mein Vater wußte allerhand Köder zu bereiten, so daß sein Fang reich und sicher war. Wer die Lust kennt, die schlanken Bewohner der Tiefe zu Netz und Angel zu locken, begreift, daß ich mit Leib und Seele dabei war. Da hatten wir eine Stelle, wo der Fang stets ergiebig gewesen ist, nämlich hinter unserm Hause, wo eine uralte Mauer stand, um das Dorf bei Eisgängen zu schützen. Dort war stets ruhiges Wasser, und das liebt der Fisch. Gar manche Nacht saß ich da bei dem Vater, stille wie das Grab, mit der Angelgerte, und manchen schlanken Hecht, manchen geschmeidigen Aal zog ich aus der Tiefe, die der Pastor, das Herrchen, wacker bezahlte, da er

seine Fasttage damit hielt, denn bekanntlich sind Fische kein Fleisch, nach den Bestimmungen der Kirche.

Das gab nicht blos leckere Kost an Fast- und andern Tagen für uns, sondern auch einen guten Verkauf. Jetzt wurde meiner Mutter Antlitz heiterer und der Gesang meines Vaters fröhlicher. Ich half auch am Fliegenwedelschnitzen, beim Besenbinden, Sprenkelmachen für Krammtsvögel und Drosseln, die uns das Herrchen theuer bezahlte, und hatte die Freude, am bessern Auskommen schon meinen kleinen Antheil zu haben. Das Herrchen hatte mich am liebsten beim Meßdienen, und wenn er einen Brief zu tragen hatte auf das nächste Dorf, so war ich sein Bote, aber lieb hatte ich den kleinen, alten Kollerer eben nicht. Er ging oft hart mit uns Buben um und wir fürchteten ihn, wie das Feuer. Sein spanisches Rohr und unser Rücken hatten eine alte Bekanntschaft mit einander, die freilich nicht der alten Liebe alich, die nicht rostet!

So war es in der guten Jahreszeit; wenn aber der Winter kam und die Mosel ihr Eis mächtig aufthürmte, mußte ich, statt zu schleifen auf dem Eise und Schlitten zu fahren, wie andere Buben meines Alters, mit der Mutter in die Hecken und in den Wald, Holz lesen. Liebhaberei war das freilich nicht von mir; aber wie freudig half ich der lieben Mutter. Wie gerne trug ich eine recht schwere Last, um die Ihre zu erleichtern!

Für die Bauern war der Winter die Lungerzeit. Wer Geld hatte ging in's Wirthshaus, trank seinen Schnapps und spielte Karten, wie sehr auch das Herrchen dagegen eifern mochte. Der andere Theil, der nämlich, dem's ging wie uns, der kein Geld hatte, kam zu uns, und da war ein ganz eigenthümliches Leben, das ich näher beschreiben muß.

Mein Vater war in seinen Gesellen- und Wanderjahren wacker in der Welt umhergesegelt, fechtend, wie er zu sagen pflegte, denn er war von Hause aus blutarm. Fechten oder das Handwerk ansprechen heißt aber in der Handwerksburschen-Kunstsprache nichts

Anderes, als Betteln. Mein Vater wies jedoch ſtets mit Abſcheu und großer Energie den Namen „Stromer“ ab von ſich, womit man Solche zu belegen pflegt, die als wandernde Geſellen ein Handwerk aus dem Betteln machen und das Erbettelte ſtets wieder verkneipen. Solche Kerle, pflegte er zu ſagen, ſind keiner Gabe werth, denn ſie verjuckern Abends alle Mal das Stromergeld wieder, das ſie erbettelt haben. Sie ſind Lumpen als Geſellen und bleiben es als Meiſter; denn nur das Geld hat Werth und Halt, das ehrlich verdient iſt.

Es konnte ſich nicht fehlen, daß er, der ſtets aufgeweckt war, und ein offenes Auge und einen offenen Kopf hatte, Vieles geſehen und beobachtet, Vieles erlebt und erfahren hatte. Ein rieſenhaftes Gedächtniß iſt ihm dabei allezeit zu ſtatten gekommen, und ſeine Gabe zu erzählen war klar, anſprechend, lebendig und gemüthlich. Ueberdies hatte er eine Unzahl Geſchichten im Kopfe, die er eben ſo gut als zuſammenhängend zu erzählen wußte. Die Bauern ſagten: Er redet wie ein Buch und hat einen Kopf wie ein Paſtor. — Kam er auf rührende Geſchichten, ſo war er in ſeinem rechten Gebiet. Er konnte der Liebe Leid ſo beweglich ſchildern, daß Ströme von Thränen floſſen.

Wo er ſie her hatte, verhehlte er nicht. Wenn er in einer Stadt Arbeit fand, wo eine Leihbibliothek war, ſo pflegte er Sonntags nicht nur keine Kneipe zu beſuchen, ſondern er las die Ritterromane, welche zu haben waren, auf ſeinem Kämmerlein mit eben ſo viel Vorliebe als Ausdauer. Was er geleſen, das ſaß nieb- und nagelfeſt in ſeinem Kopfe, und, da er es oft wiedererzählt haben mochte, ſo war Alles zu einer feſten, unabänderlichen Form erwachſen, an der er, ſo oft er es nun auch wiedererzählte, kein Wörtchen änderte.

Ueber dies Alles beſaß er auch ein unſchätzbares Buch zu eigen, das er ſich ein Mal irgendwo gekauft hatte. Ich hab's oft vorleſen gehört. Es lag im Wandſchränkchen eingeſchloſſen und hieß: Siegwart, eine Kloſtergeſchichte, ein Buch voll Liebe, Thränen, Entſagung

und Leid, und am Ende stand das Rührendste, Siegwart's Tod auf Marianens Grab. *)

Es läßt sich nun erwarten, und es war auch so, daß im Winter eine auserlesene Gesellschaft sich in unserm Hause zu versammeln pflegte, Männer und Frauen und Jungfrauen, so viel das Stübchen fassen mochte. Von dem mittleren Deckenbalken hing ein Stock herab, der unten ein Querholz mit einem Loche hatte, wo hinein man die Oel-Ampel setzte. Um diese saßen mein Vater, der Vorleser Caspar und die Frauen, welche spannen, auf den Bänken saßen die Männer und schmauchten ihren Tabak, den mein Vater „Knaster Wohlgemuth, beißt, brennt und riecht nicht gut," zu nennen pflegte, oder auch „Rollenknaster, drei mal um den Leib für einen Batzen". Er selbst rauchte nicht, weil es sich mit dem Handwerke nicht vertrug, schnupfte aber dagegen gerne eine Prise, wozu leider nicht immer Geld genug da war, so wenig es auch kostete. Terminirende Kapuziner, die wohl bei uns einsprachen, erquickten ihn oft mit Tabak, mich mit Heiligenbildchen von höchst frappanter, mir aber gefälliger Malerei. Hatte mein Vater keinen Tabak zum Schnupfen und kein Geld, um sich für einige Kreuzer aus der Stadt mitbringen lassen zu können, so stellte er seine Dose neben sich und roch daran mit langen Zügen. Er that's aber allemal, wenn die Mutter es nicht sah. Hätte sie es gesehen, so hätte es ihr gar wehe gethan, weil es ihres lieben Mannes einziger Genuß war, den er sich in solchen Tagen versagen mußte. Oftmals sah ich, daß er, wenn die Noth lange währte, den Staub aus den Tabaksblasen der Abendgäste sich geben ließ und mit manchem Sehnsuchtsseufzer schnupfte. Konnte er aber dann wieder einmal sich kaufen, so sang er jubelnd sein Lied oder pfiff es, daß man ihn über drei Häuser hörte. Die Mutter brachte ihm allemal Sauer

*) Der Verfasser kennt den Anachronismus wohl! Dies zur Anmerkung für kritische Leser.

Omer mit von Trier, und jedesmal bekam ſie einen Kernkuß mit den Worten: der iſt für das Prischen!

Caspar war ein gewanderter Wagner, der ein Mal hatte Schulmeiſter werden ſollen, aber unterwegs verunglückt war; er las vortrefflich vor. Dieſer hatte denn den Siegwart in den Händen und las vielleicht zum zwanzigſten Male, und obwohl ſie Alle gewiß das Buch, ſo gut wie ich, auswendig wußten, ſo hörten ſie es dennoch wieder mit derſelben Aufmerkſamkeit an. Bei den vielen rührenden Stellen des Buches ſtockte Caspar's Stimme, und wenn bald eine kam, griffen die Frauen zu den Schürzen, um der kommenden Thränenfluth zu wehren; die Männer aber trockneten ſich die Thränen mit ihren gewobenen Beutelmützen ab, die man Strumpfkappen nannte. Und kam das bewußte Ende, wo Siegwart auf dem Grabe der Geliebten ſtarb, dann war ein allgemeines Schluchzen, und ein: Ach, wie ſchön! aus Aller Munde ſchloß ab. Daß dieſes Buch, für welches ich eine ſo allgemeine Theilnahme vor Augen hatte, auch auf mich einen tiefen, bleibenden Eindruck machte, meiner Seele eine frühzeitig das Gefühl aufregende Richtung gab, darf ich nicht verſchweigen. Ich ſchwärmte für den Siegwart, und die weiteren Ereigniſſe werden es kund thun, wie groß der Einfluß dieſes Buches voll krankhafter Empfindelei auf die Seele eines Knaben war, der Alles mit friſcher, voller Kraft ergriff und in ſeiner Seele verarbeitete.

Zu andern Zeiten erzählte mein Vater, oder es waren die Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten im Schwunge, bei denen ein angenehmer Hautſchucker Jeden überkam, mich abſonderlich, deſſen Einbildungskraft ohnehin Alles belebte, was ihn umgab. Furcht hab' ich indeſſen weniger empfunden, und das mochte daher kommen, daß meine fromme Mutter den Glauben an die Alles lenkende Vorſehung Gottes, den Glauben an die beſondere Huth und Wacht der Engel, und an die Kraft des gläubigen Gebets meiner Seele ſo unauslöſchlich tief eingeprägt hatte, daß ich, trotz aller Spuk- und Geiſter-

geſchichten, doch in mir eine Ruhe trug, die nicht davon erſchüttert werden konnte. Dank ihr! Sie hat mir darin einen Halt gegeben, der mich nie ſinken ließ, ſelbſt nicht in den ſchwerſten Stunden meines Lebens; kam mir indeſſen dennoch Furcht an einer unheimlichen Stelle, ſo hab' ich, wie ich ſchon ſagte, Eins geſungen oder gepfiffen und — es war überwunden!

Wäre unſer Stübchen weiter geweſen, ich glaube, das ganze Dorf hätte ſich darin verſammelt, und der Schnappswirth hätte ſein Schildlein einziehen können. So aber war das eine geſchloſſene Geſellſchaft, die bis Mitternacht bei einander blieb, wacker arbeitete und des Lebens froh war. Auf mich aber machte das den wunderſamſten Eindruck. Die Siegwartsgeſchichte ſpielte in meinen Träumen fort. Ich fand eine Mariane und liebte ſie, wie Siegwart die Seine, ſtarb für ſie, wie er — und hatte den Kopf voll wunderſamer, verſchrobener Vorſtellungen. Der Schlaf kam mir niemals, aber meine Aufgabe blieb häufig ungelöſt; daher es denn auch in der Schule nicht an Prügeln fehlte. Es war ein Glück, daß unſer Schulmeiſter alt und ſchwach war, und eben nicht ſonderlich hart ſchlagen konnte, wenn er etwa auch gewollt. Es war der Stock ſein einziges Zuchtmittel, den er deswegen auch recht wacker anwandte. Manchmal aber traf er aber doch auch ſo, daß es Thränen gab.

Ich war ein friſcher Bube — daher die Schule meine Qual. Kamen nun auch regelmäßige Püffe hinzu, ſo mußte ſie mir vollends zum Ekel werden. Indeſſen hab' ich einiges Talent gehabt, und habe mich doch immer als der Oberſte behauptet, eine Ehre, die meinem Vater ungemein gut that und meine Mutter erfreute, mir ſelber aber auch Ehrenſache war. Wer iſt nicht eitel?

Wer weiß es nicht, wie hart es iſt, auf einer Schulbank zu ſitzen, wenn der Strom das ſchönſte Schleifeis hat? Wer hätte es nicht erfahren, wie es nagt, wenn draußen der Schnee glitzert und die Schlittenbahn ſo herrlich iſt, und man in der Schule braten muß? Oder wenn im Frühlinge die Blumen dufteten, die Bäume

blühten, die Vögel ſangen und die Schule noch fortdauerte? Sie währte jährlich vier Monate, auch wohl fünfe, und das war lang, ſehr lang. Werfe Niemand einen Stein auf mich, wenn ich bekenne, daß ich, trotz dem Haſelſtocke meines Lehrers, dennoch neben aus ging und ſie ſchwänzte. Ach das mußte ich aber immer wieder büßen, denn der Alte mit ſeiner Brille war unendlich ſcharf. Er hatte mich ohnehin auf dem Striche. Wurde irgend ein Lumpenſtreich ausgeübt, ſo hieß es: „der Friedel war gewiß dabei.“ Ohne Weiteres nahm er mich beim Schopf, zog mich über den Tiſch und traf den Theil, der am wenigſten Knochen hat, nach Herzensluſt. Ehrlich geſtanden ſei es, daß er ſelten irrte; aber oft ging mir's wie Hebel's Staar von Segringen, ich kam par compagnie in's Feuer. Nur ein Mal weiß ich, daß er mich ſchuldlos traf. Er tröſtete mich aber mit dem vollwiegenden Grunde: „Rechne es auf ein ander Mal, wo du Püffe verdient hätteſt, und doch keine kriegſt!“ Damals thaten ſie unendlich wehe, und ich weiß, daß ich mit bittrem Gefühle die blauen Male auf meinem Arme anblickte, die ich darum bekam, weil ich mich im Gefühle der Unſchuld wand, wie ein Aal. Wenn es aber eine Thatſache iſt, daß Prügel die Haut auseinander gehen machen, ſo wundere ich mich nicht, daß ich hernachmals ſo groß und ſtark geworden bin. Uebrigens lernte ich etwas bei dem Alten mit der Brille; denn er wußte ſelbſt ziemlich viel, war amtstreu und hatte eine eminente Gabe, ſein Wiſſen den Schülern einzubläuen. Dafür titulirten wir ihn aber auch: „Herr Rektor“, wie es hier zu Lande Sitte war. Er nahm's im Bewußtſein ſeiner Verdienſte ſehr erfreulich hin. Ich verdanke ihm Viel und von ſeinen Püffen ging keiner verloren, als etwa der, welcher neben hin fiel. Ich danke es ihm heute noch, daß er ſo ſtrenge gegen mich war, denn an Ordnung und ſtrenge Zucht bin ich bei ihm ebenſo gewöhnt worden, wie zu Hauſe, und dieſer Einklang war von doppelter Wirkung.

2.

Bin kan Zillerthaler,
Bin kan Reichenhaller,
Bin an Eckaſtainer,
Und an Bauernkind;
Brauch' mi nit zu d'trüben —
Denn an Dirndel z'lieben,
Hat der Pfarrer g'ſagt, daß wär' kan Sünd.
Tyrolerlied.

In einem armen, kleinen Dörflein an der Moſel, oder wo es ſonſt immer auch ſein mag, gibt es ſehr wenig Ereigniſſe von entſchiedener Bedeutung, außer wenn der Müller ausbleibt, der das Brodmehl auf den Herbſt borgt, die Weinleſe gut ausfällt oder ſchlecht, ein Menſch ſtirbt, eine Hochzeit iſt oder eine Kindtaufe. Höchſtens ein ſchwerer Eisgang, das Erſcheinen des Gerichtsvollziehers oder des Steuerboten, den man Fettmännchen hieß, weil es für die Mahnung eine trieriſche Münze empfing, die ſo geheißen hat; auch wohl die Kirchweih noch — dann iſt's alle. Kam ein Mal alle ſieben, acht Jahre der Weihbiſchof, der firmelte, ſo ſprach man davon die folgenden ſieben Jahre ſicherlich, und es hieß, wenn man das Datum angab: „ſeitmals, als der Biſchof firmelte!"

Zu den bedeutſamſten Momenten wurde es aber in unſerm Dörflein gerechnet, wenn der Spengler kam, der allgemein nur der Spenglerſteffen hieß. Ich weiß es nicht, ob es anderwärts auch ſo war, aber bei uns war es Herkommen, daß Niemand ſein Eiſen- und Blechgeſchirr, ſeine zerbrochenen Kroppen, Pfannen, zinnerne Löffel oder dergleichen in der Stadt machen ließ. Regelmäßig alle Jahr ein Mal kam ein wandernder Klempner, eben ſelt einigen Jahren dieſer Steffen, brachte ſeine ganze Familie nebſt ſämmtlichen Habſeligkeiten auf dem Rücken eines Langohrs mit; ließ ſich an unſerm Hauſe unter dem Nußbaume nieder; richtete ſeine tragbare Werkſtätte ein, und das ganze Dorf trug nun ſeine einſchläglichen, unbrauchbar

gewordenen Geſchirre herzu und ließ ſie machen, ſelbſt wenn ſie ſie theurer bezahlen mußten, als in der Stadt. Es iſt die Macht lieb gewordener Gewohnheiten, die oft, ja meiſt den Menſchen mit einer Kraft beherrſcht, die er nicht bezwingen kann; dieß zeigt ſich beſonders im Volke, bei dem ohnehin das Alte gilt. Wie's mein Vater gemacht hat, ſo mach' ich's auch; das iſt die Regel.

Beſagter Spenglerſteffen war ein geſcheidter Menſch. Er kam weit herum, kannte alle Welt, wußte, wie es um Krieg und Frieden ſtand, und war eine wandernde Zeitung. Er war oft in Trier und Luxemburg; kam bis Koblenz hinab; ſah die Orgelleute mit ihren Mordgeſchichten auf ihren Bildern, und wußte zu erzählen, wie mein Vater. Daher waren ſie denn auch treue Freunde, und die Familie wohnte alle Mal bei uns; Grauchen bei unſerer Ziege mit der des Spenglers, und Mutter und Kinder auf Stroh in der Stube ſchlafend. Alles zuſammen, wie Kraut und Rüben!

Die Scene ihres An- und Einzugs iſt mir unvergeßlich. Voran ſchritt ſinnig, gravitätiſch wie ein Bürgermeiſter, der Eſel. Er trug zwei Körbe zur Seite und einen oben auf dem Rücken. In den beiden zur Seite ſtack das Handwerkzeug nebſt Kleidungsſtücken und andern Bedürfniſſen. Oben aus dem Korbe guckten in der Regel zwei blühende Kinderköpfchen heraus. Neben dem Laſtträger der ſtattliche, bärtige Steffen, in der Hand den dicken Knotenſtock, welcher ſpäter als Hebel des Blaſebalgs diente. Auf ſeinem Rücken trug er eine Hotte mit einem länglichen Kaſten. In der Hotte lag der kleine Kohlenſack, in dem Kaſten aber befanden ſich die Löffelform, die Löthkolben, der Tiegel, verſchiedene Stangen Zinn und anderes unentbehrliches Geräthe. Der Blaſebalg war oben darauf gebunden. Auf der andern Seite ſchritt eine blühende junge Frau, die ein Kind an der Bruſt trug und eins auf dem Rücken in einem Tuche, das ziemlich künſtlich geſchlungen war. Neben ihr gingen zwei Mädchen, jedes ein Bündel tragend. Hinten folgte, geführt von einem trotzig ausſehenden Buben, eine Ziege. Ein Hund ſpielte mit zwei kleineren

Buben, die um die Wette mit ihm liefen. Alle ſahen blühend und friſch aus. Ihre Kleider waren reinlich, und wenn ſie auch aus hundert Lappen beſtanden, ſo ſah man doch kein Loch. Das war ein gutes Zeugniß für die Frau.

Als ſie ſo zum erſten Male in's Dorf zogen, ſagte lachend mein Vater: „Da iſt Abraham's Segen reichlich vorhanden. Wenn der Spengler nicht mehr verdient, wie ich, ſo haben die vielen Mäuler mehr Faſttage, als im Trierer Kalender ſtehen, es müßten denn Wunder geſchehen.“ Meine Mutter ſah lächelnd der Karavane nach und ſagte: „Das muß eine brave Frau ſein; denn die Kleidchen ſind alle geflickt.“

Kaum waren ſie indeſſen an unſerm Häuslein vorüber, als auch ſchon der Troß umkehrte.

„Gevattermann,“ ſagte der Spengler, „da unter Eurem Nußbaum wär' eine ſchöne Werkſtatt für mich!“

„Meinetwegen,“ entgegnete mein Vater.

„Vielleicht habt ihr auch ein Plätzchen für meinen Eſel und meine Geis?“

„Warum nicht, wenn ſie nicht viel nöthig haben!“

„Vielleicht könnten wir auch bei Euch eine Strohherberge finden; wir ſind ſauber und geduldig? —“

„Wie viel denn Eurer?“

„Nur zehn,“ ſagte der Spengler.

Mein Vater ſah meine Mutter an; ſie nickte, und die Bitte war zugeſtanden.

Es mochte zehn Uhr Morgens ſein. Wie ein Blitz war das Grauchen abgeladen, er und die Geis angebunden, die Werkſtatt errichtet und die Kinder entladen und ausgeladen. Das zappelte und krappelte da herum, wie wenn eines Zaunkönigs Junge ausfliegen.

„Geht, und fordert Euch Brod,“ ſprach der Vater, während die Mutter ein ungeheures Kaffeegeräthe zum aufglimmenden Feuer ſetzte.

„Da haſt du das Wunder," ſprach mein Vater zu meiner Mutter, welche die ſchnell eingerichtete Wirthſchaft mit neugierigen Blicken betrachtete. „Das iſt die ächte freie Kunſt," lachte mein Vater; aber die beiden Männer gefielen ſich, und die beiden Frauen ſich auch nicht weniger. Sie wurden dicke Freunde in Bälde. Warum nicht? War ja doch viel Verwandtes da!

Mir war da eine neue Welt aufgegangen. Der Spengler, welcher früher zu kommen pflegte, hatte keine Kinder, und ſaß an der Dorflinde. Was indeſſen von ganz beſonderer Wichtigkeit für mich war, beſtand darin, daß der Steffen ein Mädchen hatte, etwas jünger wie ich, die ſo bildſchön, lieb und ſanft war, und mir ſo herzlich zulächelte, daß es in meiner Bruſt laut und deutlich ſprach: das iſt Deine Mariane und Du ihr Siegwart. Von dem Augenblicke an ſtand das unwiderruflich feſt und meine ganze Seele war bei dem Mädchen. Leider mußte ich Nachmittags in meine odiöſe Schule und empfing mehr Prügel als ſonſt in einer Woche; denn — ich hatte gar keine Gedanken, wie der Alte mit der Brille ſagte. Glaub's wohl, daß ich keine auf den Katechismus und dergleichen hatte; denn vor der Seele ſtand das engelſchöne Mädchen. Das konnte und durfte ich freilich dem Alten mit der Brille nicht ſagen, denn der würde in dieſem Artikel wenig Spaß verſtanden haben; aber es war ſo. Alle die eingeſogenen Siegwartsvorſtellungen wurden nun in mir lebendig und bezogen ſich auf das ſchöne Mädchen. Ich ſpann das nun in die Länge und Breite aus und es wurde ſchon in dieſem einzigen Nachmittage eine Geſchichte daraus, ſchöner ſelbſt als wie ſie mein Vater jemals erzählt hatte. Die Ausſaat der Leſeabende begann Früchte zu tragen!

Als ich endlich, durchgebläut, aus der Schule kam, da thronte der Steffen auf ſeinem Kaſten, der nun ihn trug, weil er früher den Kaſten getragen; der Blaſebalg ſchürte die Kohlengluth. Ein Haufen Gießkannen, Kroppen, Milchhafen von Blech, und anderes Zeug, das des Alters mannigfach Gebreſte an ſich trug, lag vor

ihm. Die Mutter strickte, die Knaben suchten Futter für das liebe Vieh, und am Knotenstock hob meine kleine Geliebte den Blasebalg mit einer Miene stiller Ergebung, die wahrhaft rührend war, denn die Frühlingssonne schien warm und die Bäume blühten draußen.

Um den eben so fingerfix löthenden, als zungenfix plaudernden Spengler war eine zahlreiche Gruppe horchender Männer, unter denen mein Vater auch stand. Sie waren ganz Ohr; denn er berichtete eben von den gräuelhaften Geschichten des „schwarzen Peters", der im Oberlande die Gegend unsicher machte, und ein gräulicher Räuber sein sollte, schon dreißig Mal gefangen gewesen, aber niemals gehangen worden sei. Das hätte mich nun auch gar sehr angezogen; aber das rothwangige, kleine Ding, mit den brennenden schwarzen Augen, sah mich so bezaubernd an, daß ich zu ihr trat. Sie lächelte, und in diesem Lächeln lag eine Macht. Wie hätte ich ihr widerstehen können? Sie nickte mir so lieblich zu, daß ich zu ihr hinlief.

„Wie heißest Du?" fragte sie flüsternd.

„Friedel!"

„Und Du?"

„Mariane!"

Mich durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag, den ich später einmal in Metz bekam, und den ich nie wieder vergessen habe. Da war es ja klar und unzweifelhaft, sie war meine Mariane. In ihrem Kopfe gingen solche Gedanken nicht um. Heiter und fröhlich war ihr Wesen. Sie war so allerliebst, wie sicherlich die Siegwart's nicht konnte gewesen sein.

„Bleib da, Friedel," lispelte die kleine Hexe; „wenn mich der Anton ablöst, so wollen wir mit einander spielen. Spielst Du auch gerne?"

Die Wahrheit zu sagen, so war ich meiner Lebtage eine authentische Spielratze gewesen, und war's mit 11 Jahren auch noch so gut wie früher.

„Gewiß!“ entgegnete ich, lief in das Haus, vergaß Frühſtück und Alles, warf meine Bücher hin, und kauerte mich neben Marianen, um ihr den Knotenſtock heben und ſenken zu helfen, und ihr in die ſchönen Augen zu ſehen.

Nach einiger Zeit zog der Spenglerſteffen eine ſilberne Taſchenuhr hervor, auch eine Seltenheit bei uns im Dorfe, und rief: Anton! Ein dicker ſtämmiger Burſch von 8 Jahren kroch, langſam wie eine Kröte, heran, machte ein Geſicht wie eine Katze, wenn's donnert, knurrte wie ein alter Hofhund, und löſte mein ſchönes Marianchen ab.

Haſt Du nicht geſehen! ging das nun davon. Ich konnte auch laufen wie ein Haſe, aber dem Blitzmädel war's kaum gleich zu thun.

Während der Spengler mit großer Salbung Geſchichten erzählte, welche das Blut gerinnen machten, und die Bauern wie Bildſäulen bei ihm ſtanden, beſonders die Alten, welche im Ausenthalte ſaßen und ihre Enkel trugen, flogen wir Beide am Hauſe vorbei.

„Friedel!“ rief's da. Es war meiner Mutter Stimme.

Ich war jederzeit an einen pünktlichen Gehorſam gewöhnt. Es iſt mir aber niemals ſchwerer geworden, zu gehorchen, als gerade jetzt, wo ich eben die ganze ſüße Luſt des Spiels mit Marianen genießen wollte. Sie reichte mir ſchweigend einen Korb und eins jener Krumm-Meſſer, womit die Bauern die Reben im Frühlinge ſchneiden, und ich verſtand, was ich ſollte. Es hat geheißen: geh' hin, und ſchneide Zweiglein in den Hecken ab, damit die Geis Etwas zu freſſen hat. Das war eine Berechtigung der armen Leute, weil die Ziegen, des Schadens wegen, den ſie anrichten, wenn ſie die Spitzen der Hecken abweiden, nicht hinaus durften. Den Korb nahm ich wohl: aber das Weinen war mir näher, als das Lachen; doch — das Schickſal wandte ſich ſchnell

auf die freundlichste Weise. Mariane lachte mit dem ganzen Gesichte, als sie meine betrübte und saure Miene sah.

„Willst Du darüber bös sein?“ fragte sie. „Geh', Du bist ein Tappes; ich helfe Dir, dann sind wir wie der Blitz fertig.

Husch! waren alle Wolken weg, der Himmel klar, das Herz froh, die Beine flink. Ohne Säumen eilten wir Hand in Hand aus dem Dorfe hinaus, und nun ging's in die frisch ergrünten Hecken. Ich wußte mein Maß, das ausreichte bis zum andern Nachmittag. Unter Lachen und Scherzen wurde nun rasch, wie es mir niemals gelungen war, der Korb gefüllt in seinem Rumpfe; darauf bauten wir ihn noch höher auf, banden aus wilden Reben von Griff zu Griff ein Band darüber, daß er hoch aufbauschte, und dann — wurde er ruhig hingestellt — denn im Grase lachten Erdbeeren so frisch und roth wie Marianen's Lippen. Die suchten wir, und wer eine recht große, recht duftige fand, brachte sie dem Andern, und freute sich kurfürstlich, wenn sie ihm recht gut schmeckte. O, das war ein seliger Nachmittag, als wir nun endlich uns neben den Korb setzten und zwei recht schöne Erdbeersträuße banden für Marianen's kleinere Geschwister, und uns im Voraus die Freude dachten, die wir damit machen würden. Uebrigens war es noch frühe genug, ein wenig zu kosen.

„Hast Du auch schon von dem Siegwart etwas gehört?“ fragte ich sie.

Sie hat mich darauf groß angesehen, und gefragt, ob das auch ein Spengler wäre?

Bei jemand Anderm hätte ich lautauf gelacht; bei Marianchen kam mir gar kein Lachreiz. Ich dachte, mein Vater habe das Buch allein in der Welt.

„Nein,“ hab' ich darauf gesagt, „das war er nicht. Ich will Dir's ganz genau erzählen.“ Das konnte ich meisterhaft, denn ich wußte das Buch komplett auswendig. So setzte sie sich denn behaglich hin, stützte ihren runden Arm auf mein Knie, sah mir

mit den glänzend schwarzen Gluthaugen in die meinigen hinein, als wollte sie mir in die Herzkammer hineinschauen, öffnete ihre frischen Lippen halb, daß ich die schneeweißen Zähne sah, und horchte mit einer Andacht, als wäre sie in der Messe, oder der Pastor hielte, was unserer aber sehr selten that, eine Predigt.

Meine Siegwartsgeschichte hab' ich damals mit einer Innigkeit vorgetragen, in die sich meine ganze Seele hineinlegte. Ihre Andacht wuchs mit ihrer Theilnahme, und diese mit dem Fortgange der Geschichte, und bald perlten die krystallklaren Thränen über die blühenden Wangen, die auch bis zum Schlusse sich steigerten in ihrem Maße. Ich selbst war von ihren Thränen und dem jetzt ganz anders auf mich wirkenden Inhalte der Leidenserzählung des armen Siegwart so ergriffen, daß ich schluchzend das Ende vortrug, das dieses Mal an Wirkung unübertroffen war.

Sie bedeckte ihre Aeugelein mit der linnenen, groben Schürze, und ich wischte das Schmerzwasser emsig ab, das aber meines Wischens spottete und immer neu quoll.

Endlich kam Ruhe nach dem Sturme, Trockenheit nach der Thränenfluth.

„Ach, das war doch schön!" sagte sie. „Ist es auch ganz gewiß wahr?"

„Ganz gewiß!" versicherte ich aus dem Grunde meiner nicht zweifelnden Seele.

„Aber," hab' ich darauf gesagt, „denkst Du denn gar nichts weiter?"

„Nein," sagte sie, und sah mich fragend an.

„Ich will Dein Siegwart sein und Du meine liebe Mariane!"

„Ach, ja!" rief sie aus, und klatschte in die Hände.

Ich küßte sie und sie mich. Da war's fest.

„Aber," fing sie an, „mit dem Klostergehen und Sterben ist's nichts. Ich will Deine Frau werden, Friedel, und dann leben wir,

wie mein Vater und meine Mutter. Du bist Spengler und ich koche Dir den Kaffee.“

Das war gegen meine Geschichte. Im Sterben auf dem Grabe lag das Siegwartthum. Es widerstrebte anfänglich Vieles in mir; — doch Marianen's Beredtsamkeit war kein Widerstand auf die Dauer zu leisten. Ich ergab mich drein, daß unsere Geschichte eine andere Wendung nehmen sollte, und — daß ich's nur gestehe — es hat mir am Ende doch viel besser so gefallen. Was hätte ich auch von dem einfältigen Sterben gehabt? Es war doch schöner, zu leben, Marianens Mann und ein wandernder Spengler zu werden. Die Reize dieses Wanderlebens wußte mir Mariane ohnehin so glühend zu malen, daß mein ganzes Wesen der Schneiderei abhold geworden ist von selbigem Augenblicke an, und niemals habe ich einen Schneider mit Plaisir ansehen können, da überdies die Leute, besonders die Fremden, alle über den stößigen Geisbock über dem Fenster so lachten.

Wir hatten in unserm kindlichen Geplauder gar nicht bemerkt, daß es schon spät war; ich am wenigsten. Mariane rief plötzlich: „Ach, was wird die Mutter schelten!“

Das fuhr mir auch in die Seele.

Wir sprangen auf, nahmen unsern Korb und eilten fort.

Indessen war es ein erschreckliches Ereigniß, daß wir nun am Kirchhofe vorüber mußten, wo die Kreuze ihre Arme im Mondschein gespenstig reckten und der Abendwind in der Linde säuselte, das heißt, für Marianen, ich war viel hundertmal da vorüber gegangen, ohne etwas Erschreckendes zu denken.

„Siehst Du, wie das garstig ist, das Liegen auf dem Grabe und Sterben!“ demonstrirte Mariane — und — wirklich dies Argument machte einen so gewaltigen Eindruck, daß ich mit zugehaltenen Augen, gleich ihr, vorüberrannte, und meinte, den todten Siegwart zu sehen, der mir nun schrecklich wurde. Ich hatte mir ihn niemals todt gedacht, und seit ich unsern alten Nachbar, der ein arger Geizhals

und gelb im Leben gewesen war, wie eine angebratene Zwiebel, tobt gesehen hatte, gab's nichts Schrecklicheres für mich, als das Bild eines Menschen, der mausetodt in einer Lade lag.

Marianens Plan war nun unwiderruflich.

Wir kamen endlich heim; aber was gab's da eine Flurh von Strafreden! Wir haben sie aber beide stille getragen. Da wurden sie leicht.

Ohnehin meinte Mariane: sie kenne ihre Mutter. Das sei Alles gar nicht so böse gemeint. Die meine kannte ich ja ohnehin als die Seelengüte selbst.

Am andern Morgen war Alles vergessen auf beiden Seiten. Ach, ich mußte in die Schule! Marianchen sah mir traurig nach, ich hundert Mal zurück, allein — es war nicht anders. Und der Alte mit der Brille war heute wie ein Unmensch. Ich habe leider nichts gewußt, habe aber auch unbeschreiblich meine Tracht gekriegt. — Nun — das ging auch herum, und die Glocke mußte ja doch Eilf läuten.

Was soll ich noch viele Einzelnheiten berichten; wir waren halt stets bei einander und gewannen uns täglich lieber. Wir dachten eben auch gar nicht daran, daß der Spenglersteffen weiter ziehen müsse, wenn alle Löffel gegossen, alle Pfannen, Kannen und Geschirre geflickt wären. Ach, diese Zeit kam, und der schönste Traum meines Knabenlebens war zerronnen.

Eines Abends hörte ich den Steffen zu meinem Vater sagen: „Morgen geht's fort!"

„Ei, warum denn schon?" sagte mein Vater, der Steffen's treuer Freund geworden war.

Steffen zählte eine Menge Orte auf, wo er die Kundschaft habe, und berechnete die Zeit haarklein. Da sank ich in das Kissen meines Bettchens zurück und weinte, bis ich einschlief.

Andern Tages in aller Frühe wurde das Grauchen gesattelt, die Körbe aufgehangen, Geräthe und Kinder hineingesetzt, die Ziege dem

Anton an den Strick gegeben und — Alles war zum Aufbruche bereit. Wie Freunde, die sich zeitlebens geliebt, schieden die Alten von einander. Die Kinder sagten ihr: Adjes, und Mariane sah mich wehmüthig an, reichte mir ihre kleine Hand und sagte:

„Leb' wohl, Friedel, im Frühlinge kommen wir wieder, dann wollen wir wieder recht schön spielen und uns erzählen. Adjes!"

Dahin zogen sie und mit ihnen mein kaum gewonnenes Glück. Ich meinte, das Herz müsse mir brechen.

Ihr, die ihr dieses leset, lachet nicht über den tiefen Schmerz des Knaben! Haltet es nicht für etwas Eingebildetes! Die kindliche Seele fühlt tief und lebendig. Die Romane hatten frühe meine Gefühle gesteigert und mich in eine Höhe gehoben, die allerdings weit über meinem Alter lag. Es war der erste Stachel des Schmerzes, der meine Seele traf. Sie sollte frühe daran gewöhnt werden. Ich litt viel, denn man lachte mich aus Abends in der Spinnstube; und von da wurde die Kunde in's Dorf gebracht. Mein Vater haderte mit mir. Nur meine Mutter fühlte und verstand mich auch. Sie und die Zeit flößten Balsam in meine Seele, der in der Hoffnung lag, sie wieder zu sehen. Uebrigens kam doch der Bube allmälig wieder heraus. Der kindliche Leichtsinn siegte. Meine Träume aber führten Marianens Bild mir zurück. Der Sommer ging hin mit seiner Lust, seinen Kirschen und Pflaumen. Die Haselnüsse kamen und unser Nußbaum gab seine Frucht. Ich ging nach Bernkastel in den Herbst und genoß die reiche Herbstfreude. Damit aber war es auch am Ende; denn nun kam der Winter, das Besenbinden, Wedelschnitzen, die Schule, die nun strenger gehalten wurde, und die Griesgrämlichkeit des Schullehrers, die mit jedem Tage wuchs; aber auch Schnee und Eis darf ich nicht vergessen. Und hinter dem Allen lächelte Mariänchens freundliches Gesichtchen und schien mir zu sagen: Im Frühlinge komme ich wieder.

Der Frühling kam: aber der Spenglersteffen blieb aus. Er kam nicht. Umsonst hatte ich alle meine schönen Maiblumensträuße

gepflückt. Oft ging ich auf die Höhe, von der man weit hinab in das Moselthal ſehen konnte, da hab' ich geſtanden, und habe gemeint, jetzt müßte ich den Zug der Sippſchaft ſehen, den wandernden Waldameiſenzug mit alle dem Kindergekrappel und Gezappel.

Oft fragte ich meine Mutter: Kommt denn unſer Spengler nicht? Dies „unſer" belächelte meine Mutter; aber ſie hatte Unrecht. Der Gründe mehrerer war ich mir für dies „unſer" bewußt. Erſtlich kamen der wandernden Spengler mehrere; aber die wohnten nicht bei uns; ſodann hatten ſie wohl Kinder, aber keine Mariane, und die ſollte ja meine Frau werden; mithin war ſie mit ihren Leuten „unſer"; endlich war ja der Steffen und mein Vater, die Mutter und Marianens Mutter, gut freund. Waren das nicht Gründe genug? Die beiden, nämlich den erſten und letzten, machte ich auch der Mutter geltend; doch den zweiten oder mittleren — den behielt ich ganz für mich — und, mein' Seel'! er war für mich der gewichtigſte von Allen.

Als ſchon die Tage kürzer und die Abende länger und kühler wurden, fragte endlich auch mein Vater: „Wo bleibt doch der Steffen? Gib Acht," fuhr er fort, „es iſt ihnen ein Unglück paſſirt, oder ſie ſind krank."

Ach, hätte mein Vater gewußt, welchen Stachel er da in meine Seele ſtieß! Ich verging faſt vor Sorge. Im Gebete fand meine Seele wieder Frieden. Meine Mutter hatte eine Glaubensfreudigkeit in meine Seele gepflanzt, die jetzt, wo Angſt und Sorge an ihr nagten, ihre volle und beruhigende Kraft erwies.

Meine Mutter hat mir immer geſagt, über guten Kindern wachten Gottes heilige Engel und ſchützten ſie allzeit. Dieſer ſchöne Glaube in ſeiner Anſchaulichkeit war auch tief in meine Seele hineingewurzelt. So hat es denn auch damals nur auf Augenblicke mich beunruhigen können, was mein Vater befürchtet. Nein, Marianen iſt nichts begegnet! Sie war ſo lieb und gut. Die heiligen Engel ſchützten ſie ſicherlich.

Mein Herzensglaube wurde wahr.

Noch nicht acht volle Tage ſpäter ſtand ich wieder auf der Höhe und ſah ſehnſüchtig in das Thal, da ſah ich das beladene Grauchen, die Ziege, den Steffen und die Mutter, nebſt dem Kinderzuge daherkommen, und mein ſcharfes Auge unterſchied deutlich Mariane mit ihrem feuerrothen Halstuch.

Ich ſtieß einen Freudenſchrei aus, und rannte wie ein Pfeil dahin, woher ſie kamen.

Welch' ein Jubel, als ich ſie erreichte.

Steffen und ſeine Frau drückten mir mit herzlicher Liebe und Freude die Hand. Die Kinder liebkoſten mich, und Mariane fiel mir freudeſtrahlend um den Hals.

Wir zogen nun im Triumphe ein. Ich erzählte dem Steffen, wie alle Leute ihr Geſchirre aufgehoben, bis er käme, da ſie ihn alle ſo lieb hätten, was ihn ſehr freute; ich aber knüpfte daran den weiteren Schluß, daß er nun, wo er mehr Arbeit fände, auch länger bleiben würde, was ich auch Marianen heimlich mittheilte, die fröhlich mir zunickte.

Als wir Abends vor der Thüre zuſammen ſaßen, da ſagte ich ihr, wie ich viel tauſend Mal an ſie gedacht; wie der Vater ſo ſehr befürchtet, ſie möchten krank oder ihnen ein Unglück begegnet ſein; wie ich aber immer vertraut, daß ſie die heiligen Engel beſchützt hätten.

„O, ich habe noch mehr an Dich gedacht," flüſterte herzig das Mädchen.

Wie glücklich waren wir! Wie koſeten wir zuſammen. Mariane erzählte mir die Geſchichte der Zeit ihrer Entfernung; ich ihr die unſeres Dörfleins. Die Andern hatten ihren Spott; nannten uns Mann und Frau und lachten über uns.

Das machte uns ſcheu im Hauſe.

Als ich am andern Tage mit Marianen Futter ſuchen ging, und wir unſere Maſſe hatten und unter einem Baume uns ſetzten, fragte ich: „Haſt Du gehört, was die geſtern ſagten?"

„Die Garſtigen!“ grollte das Mädchen.

„Ei, haſt Du denn andere Meinung, als voriges Jahr?“ fragte ich ganz erſtaunt. „Du ſelbſt ſagteſt ja, Du wollteſt meine Frau werden und ich Dein Mann?“

„Ja,“ ſagte ſie, „das meine ich auch, denn eine Nonne werde ich nicht, und Du ſollſt auch nicht ein Pater Siegwart werden, und ſterben wollen wir alle beide nicht; aber die Andern ſollen es nicht wiſſen, brauchen's auch nicht zu ſagen. Ich ſchäme mich ſo ſehr!“

„Könnten wir gleich Mann und Frau werden,“ ſagte ich, „dann wär's gut; aber ich habe gehört, daß man da erſt das Handwerk kennen muß.“

„Was für eins?“ fragte ſie neugierig.

Ich gerieth in Verlegenheit. Mein Vater hatte mich ſeit dem letzten Herbſte zum Schneiderhandwerke angeleitet. Ich trennte, ſetzte einen Placken auf, einen Knopf an; machte eine leidliche Windlingsnaht, fädelte meine Nadel blitzſchnell ein und legte, wie mein Vater ſagte, Qualitäten an den Tag, die Hoffnung gaben, daß ich einſt ein Modeſchneider würde, mit welchem mein Vater das Höchſte in der Zunft und Kunſt benannte, was er überaus ſchätzte. Nur Sitzfleiſch mangle mir noch, ſagte er. Ueberdies hatte er mir oft zu Lob und Preis der Schneiderzunft eine Standrede gehalten, wie ich ſie kaum ſchöner ſpäterhin im Rheiniſchen Hausfreund geleſen, einen Kalender, der im Lande Baden und auch drüben hinaus mit Recht ſehr berühmt geweſen iſt. Das hatte mich zur Zunft wieder bekehrt und mein großer Widerwillen gegen den Geißbock am Hauſe war ſehr gewichen, ſeit mir mein Vater den ehrenwerthen Urſprung der neckiſchen Bezeichnung des Zunftcharakters mitgetheilt hatte. Mir fiel jetzt eben Marianens Widerwille gegen die Schneider ein, und ich ſagte erröthend: „Ei, das ehrſame Schneiderhandwerk! —“

„Bei Leibe nicht!“ rief ſie erſchrocken aus. „Ein Schneider

muß ſitzen und hocken Jahr aus, Jahr ein, nein, einen Schneider mag ich nicht. Ich will wandern. Das iſt eine rechte Luſt. Werd' ein Spengler, Friedel, ſonſt mag ich Dich nicht zum Manne. Pfui, ein Geisbock!" rief ſie aus.

Das ärgerte mich aber doch, und ich ſchmollte.

Sie mochte fühlen, daß ſie mich beleidigt.

Sie fing an mich zu ſtreicheln, mir zu liebkoſen; hielt dem Spenglerhandwerke eine ſo beredte Lobrede, daß ich wankend wurde. Als ſie das merkte, hub ſie Alles, was es nur Schönes hatte, hervor, und ich, der ich längſt meinen Gefallen d'ran gehabt hatte, wurde am Ende überwunden.

Es gab nun eine Vereinigung. Alles wurde ausgemacht. Nächſtes Jahr ſollte ich mit ihrem Vater ziehen und ein Spengler werden.

Auch dieſes Mal blieben ſie nur wenige Tage, zumal das Jahr weit vorgerückt war. Die Trennung war noch ſchwerer, wie früher, allein es mußte geſchieden ſein.

Auch bei den Alten war die Trennung ſchwer. Ich ſah meine Mutter weinen, als Mariannens Mutter ihr die Hand reichte. Ich habe lange wieder ſtille getrauert und wurde nun nicht mehr geneckt; aber was ſchwerer auf meinem Herzen lag, das war der Umſtand, daß ich meinem Vater ſagen ſollte, ich wollte ein Spengler werden. Ich überlegte es hin und her und konnte die Kehr nicht finden.

Eines Tages mußte ich wieder in einem Loche auf der Boutique neben meinem Vater ſitzen und Hoſen aus einander trennen, die gewendet werden ſollten, da brach ich die Scheu und ſprach meinen feſten Entſchluß aus, kein Schneider, ſondern ein Spengler zu werden. Mein Vater ließ Nadel und Zeug ſinken, ſtarrte mich an und rief:

„Wa — was redet der Strolch? Dem hat das Spenglers-Mädel einen Floh in das Ohr geſetzt, daß ihn der Bock geſtoßen hat! Wart'," rief er, „ich will Dir das Mädel und den Spengler

aus Kopf und Rippen treiben!“ Wie ein Rasender griff er zur Elle und zerarbeitete sich über die Maßen an mir.

Ich schrie, ich wolle ja gern ein Schneider werden; aber das half nichts. Erst als er müde war, legte sich sein Grimm.

Ich aber war durchgebläuet, daß ich nicht sitzen konnte, und das verfluchte Handwerk war mir nun noch mehr zuwider geworden. Doch was half's? Ich mußte schneidern, und mein Vater sagte, wenn ich nicht fleißig war: „Hat dich der Bock gestoßen?“ Er warf dabei so bedeutsame Blicke auf die Elle aus Wachholderholz, daß ich alle Mal zusammenfuhr und mit aller Kraft arbeitete, als wär's meine Lust.

3.

Wann d'Sonne scheint und d'Himmel ist blau,
Und d'Blümeli blühen uf frischer Au;
Wann die Vögli pfeifen uf grünem Baum,
Und d'Fischli springen im Wellenschaum:
Dann trau' nit dem Wetter; es blitzet schon,
Und d'Wolken am Himmel mit Donner droh'n.
Die Freud' is kurz und das Leid is lang. —
Es is mir im Herze schon angst und bang.

Schweizerlied.

Mein Vater ging bei Allem, was er that, von ganz richtigen Erfahrungsgrundsätzen aus, von Grundsätzen, die er aber meist von sich selbst oder aus Beobachtungen an andern Personen und Zuständen abgezogen hatte. Es ist kein Weh so groß, kein Leid so schwer, das nicht mit Arbeit zu bannen wär. Das ist so einer von seinen Grundsätzen gewesen, deren Wahrheit ich wohl begriff; denn ich erfuhr sie an mir selber. Ich mußte arbeiten wie ein Feind. Am Tag schneiderte ich, wenn die Schule aus war, und Abends mußte ich Besen binden, Fliegenwedel, Holzlöffel und Holzteller schnitzen, wobei

mir mein Vater tüchtig auf die Finger ſah. Meine Gedanken waren dabei freilich zoll- und vogelfrei, und auf ihrem Wege zu Marianen konnte ſie Niemand hindern; allein ich mußte doch auch an meine Arbeit denken. Manchmal ſtiegen noch trüb- und rührſelige Siegwartsgedanken in mir auf; allein ſie haben nicht lange Stich gehalten.

Ich glaube aber, daß dazu auch die veränderte Abendlektüre beitrug. Im Städtchen, das uns am nächſten lag, hatte der Buchbinder ſeine Leihbibliothek erweitert durch Ankauf alter Bücher. Daher kamen Reiſebeſchreibungen in unſere Hände, und vorzüglich war der Gewinn, den wir dadurch machten, daß der Schulmeiſter von einem Juden alte Bücher mancherlei Art kaufte, und damit, daß er dieſe großen, dicken und inhaltreichen Bücher zum Leſen hergab, ſich den Eintritt in unſere Spinn- und Leſegemeinſchaft erwarb. Das war eine geſunde Nahrung für uns Alle. Für mich war es beſonders vortheilhaft; denn meine geſunde Natur rang ſich aus den künſtlichen Banden der Empfindelei heraus; auf der andern Seite gewann ich dadurch, daß der Schulmeiſter ſich mit meinem Vater ausgeſöhnt hatte, auch noch den beſondern Vortheil, daß er mich nun nicht mehr ſo unbarmherzig mit Prügeln traktirte, ſondern ſchonender und milder gegen mich ſich betrug. Auch mit dem Andres, dem Taubenſchnäpper, ſchloß ich und er mit mir Frieden. Er ſchämte ſich jetzt, wo er alle Abende in unſerm Häuslein war, mir die Tauben wegzufangen. Dadurch entramen meine lieben Tauben ſeinen Krallen und er — meinen, die Unbill rächenden Fäuſten. — Die Romanenluſt ſtarb allmälig hin, und der Geſchmack an etwas Beſſerem wuchs kräftig. Nur bei dem weiblichen Theile unſerer Abendverſammlung ging Das nicht ein. Da gab's keine Thränen, ſondern nur höchſtens wunderliche Begebenheiten, Kriegsabenteuer und dergleichen, und das gefiel ihnen nicht. Ehrlich geſtanden, dauerte es auch bei mir ziemlich lange, bis ſich mein Geſchmack daran gewöhnt hatte.

Unſer Leben floß wieder ſo harmlos wie immer dahin, und das ſüße Bewußtſein, nützlich zu werden, kam in meine Bruſt. Aber

ach, wie bald ſollte ſich das Wetter über unſerm, beſonders aber meinem Haupte entladen, deſſen Heranziehen Niemand ahnete. Wie bald ſollte ich darnieder geſchmettert werden!

In einem Dorfe, das tiefer unten gegen Trarbach, an der Moſel hin lag, war eine äußerſt anſteckende und ſehr gefährliche Krankheit ausgebrochen, die reißend um ſich griff und Alles hinraffte, was ſie ergriff.

Im Lande des Kurfürſten von Trier ſtand's dazumal um die ärztlichen Anſtalten und um die Herren Doktores, die an dem menſchlichen Leibe herumpfuſchen, bis keine Fuge mehr zuſammenhält und es ausgepfuſcht iſt mit ihren Pillen, braunen Brühen und Lattwergen, daß ſich Gott erbarme! Freilich ſteht's überhaupt kaum beſſer jetzt, wo ich alt geworden bin. Das ſage ich nicht gerade in Bezug auf mein Heimathland und ſeine Zuſtände, ſondern der Ausruf: daß ſich Gott erbarme, bezieht ſich in Summa auf die ganze Doktorei. Wenn man ſie unter einander ſelber über ihre ſogenannte Kunſt reden hört, wie ich's gehört habe — dann widert Einem vollends die Geſchichte an! — Ich hab' ſie mir möglichſt vom Leibe gehalten, Waſſer getrunken (was ſie den armen Kranken verbieten) und gehungert, und bin beſſer weggekommen. In Bernkaſtel war ein Doktor, ſonſt weit und breit herum keiner mehr. Da halfen Hausmittel oder auch nicht, und alte Weiber, Hirten, Bader und dergleichen Leute waren die ärztliche Zunft. Wie's da mit ſolch' einer Krankheit, die eben ein Fleckenfieber war, ausſah, läßt ſich leicht begreifen. Die Leute ſtarben hin wie Schneeflocken, wenn's warm am Boden iſt. Das geſchieht nun freilich auch da, wo die Doktoren ſind, und es ſtarben gewiß Leute genug „am Doktor" — aber es iſt doch gar ſchlimm geweſen, daß auch die Apotheke ſo weit weg war. Die Krankheit war weit von uns; aber man hörte Erſchreckliches davon, und bebte bei dem Gedanken, ſie könne zu uns kommen. Und ſie kam wirklich ſchnell genug, denn ſie wurde in's Dorf eingeſchleppt.

Ein blutarmes Waiſenkind diente als Kindermädchen bei reichen

Leuten im dem Dorfe, wo die Krankheit herrſchte. Sie wurde davon ergriffen und, wie es bei reichen Leuten iſt, heimgeſchickt. Sie hatte aber kein Heim, als unſer Dorf, wo ſie leider keine Verwandte mehr hatte. Meine Mutter ſah ſie kommen, wie ſie bleich, zitternd daher wankte, und nahm ſie auf, kochte ihr Schaafrippenthee, daß es ihr warm wurde — aber ſie ſtarb in der Nacht in unſerer Stube, weil ſie ſich auf dem Wege vollends verkältet hatte, und am andern Tage ſchon, noch ehe das arme Kind begraben war, mußte ſich meine Mutter legen mit allen Zeichen der herannahenden Krankheit. Wer beſchreibt unſere Angſt, unſern Kummer? Mein Vater kam Tag und Nacht nicht aus den Kleidern, nicht von ihrem Bette, und doch erlag ſie: In acht Tagen war ſie — todt.

Wer könnte unſern Jammer faſſen? Wer unſern Schmerz? Aber das Maß war noch nicht voll. Auch mein Vater erkrankte durch zu große Anſtrengungen und verzehrenden Kummer an derſelben Krankheit und darauf auch ich. Niemand kam zu uns, als eine arme alte Frau, die den Tod nicht ſcheute, weil ſie alle ihre Lieben hat müſſen begraben ſehen. Mit dem Armen hat leider meiſt nur der Arme wieder rechtes Erbarmen. Er — weiß, wie's thut, verlaſſen zu ſein! Er hat ein Herz. Der Reiche denkt leider in hundert Fällen nur an ſeinen Geldſack und ſich ſelbſt.

Wir lagen in wilden Fieberträumen, und wußten nichts von einander, nichts von uns ſelber.

Als ich wieder einmal erwachte, da war es ſo ſtille in dem Stübchen. Ich richtete mich auf und ſah um mich. Da ſaß die alte Grete, eben die arme, alte Frau, alleine da und ſchlief. Vater und Mutter fehlten. Ich rief. Die Alte erwachte. „Wo iſt mein Vater?“ fragte ich matt, „wo iſt meine Mutter?“

„Ach, Du armes Kind,“ ſprach wehmüthig die gute Grete, „erſchrick nur nicht, der iſt auch todt, und ſchon drei Tage begraben und liegt nun bei Deinem guten Mütterlein im kühlen Grabe.“ Ach, die gute Grete überlegte nicht, wie das auf mich wirken mußte! —

Ich ſank zurück, und das Bewußtſein ſchwand wieder. Doch es ſchien, als ſollte ich Armer alleine die Krankheit überwinden. Ich kam wieder zu mir ſelber und genas langſam. Die gute Grete pflegte mich treu, und als ich wieder auf war, legte ſie ſich nieder, und ſie, die unſer Schutzengel geweſen war, ſtarb auch an derſelben Krankheit. Sie war halt von einer peſtartigen Anſteckung. Lohn's ihr der Vergelter alles Guten, was ſie an uns that! Ich armer Knabe, der ich mich ſelber kaum auf den Beinen halten konnte, pflegte ſie nun; aber Gott ſei Lob, daß ich es konnte!

Ich kann unmöglich den Zuſtand meiner Seele beſchreiben, als nun die gute Alte auch todt war, und ich mutterſeelenalleine in der Welt ſtand. Mein erſter Gang war auf den Kirchhof. Alle Leute weinten, als ſie mich ſo heimwanken ſahen; aber Keiner ſagte: Komm zu mir, Du armer Verlaſſener! —

Ich kehrte allein zurück zu der todten Grete. Ich fürchtete mich gar nicht. Sie war ſo gut geweſen, warum hätte ich ſie fürchten ſollen? Nur eine Nachbarsfrau hatte Mitleid und ſchenkte mir warme Suppe. Mir kam gar nicht ein Mal ein Gedanke an die Zukunft, ſo drückte mich die Lage der Gegenwart nieder. Nur der Verluſt ſtand vor meiner Seele. Und als die gute Grete begraben war, war ich alleine! Mein Schmerz war bodenlos. Ich habe mich jammernd auf dem Boden herum gewälzt. — Ach, es ſollte noch ſchlimmer kommen! Bis jetzt wußte ich doch noch, wo ich ſchlafen könne; auch hatte ich noch ein Brod gefunden, und in dem Gedanken, daß ich nicht betteln müſſe, lag ein reicher Troſt für mich. Aber noch ehe es Mittag war, kam der Schultheiß und das Dorfgericht, nahmen Alles auf und ſagten mir, daß, da Alles, was meine Eltern beſeſſen, ſchwer verſchuldet ſei, ſo müſſe ich heraus aus dem Häuschen, wo ich ſo glücklich geweſen war, ohne das ich mir das Leben in der Welt gar nicht denken konnte, denn Alles werde verſteigert. Dieſes geſchah noch mit dem wenigen Mobiliar am Nachmittage. Das Haus wurde verſiegelt.

„Wo soll ich denn schlafen?“ fragte ich mit Entsetzen.

Man zuckte die Achseln.

„Geh zu Deinem Vetter Jürgen,“ sagte der Schultheiß, und ging weg, ohne ein Wort des Mitleids und des Trostes.

Aus den umstehenden Bauern trat nun auch der Jürgen hervor und nahm meine Hand. „Komm, Friebel,“ sagte er, „ich verlasse Dich nicht!“

Ich will schweigen von meinem Seelenzustande. Aus Verzweiflung wußte ich keinen Rath. Ich habe gemeint, alle Leute seien mir bös, und wollten mein Unglück. So wollte ich mich losreißen von Jürgens Hand, und rief verzweifelnd: „Vater, Mutter, holt doch Euer armes Kind zu Euch!“ — das ergriff sie doch.

Viele Bauern weinten laut; auch der arme Jürgen. Er gab mir die besten Worte und führte mich in seine Hütte, wo mich seine Frau freundlich aufnahm.

So war ich denn der Aermste unter den Armen, vater- und mutterlose Waise; vertrieben aus den lieben Räumen des Hauses, an das sich alle Erinnerungen einer glücklichen Jugend knüpften. Ich weinte Tagelang und in den Nächten warf mich erst die größte Ermüdung auf das Strohlager zurück. Wo sollte ich nun Zuflucht, wo Trost, wo Beistand finden? Und wenn ich an dem Häuschen vorüberging, wie blutete da mein Herz! Fremde sahen aus den Fenstern, die kein Auge und kein Herz für mich hatten. Das Elsternest war herabgestoßen, die Sperlinge nisteten in den Wohnungen der frommen Schwalben und der Bienenpeter, der abscheuliche Nachbar, der den guten Rothschwänzchen so feindselig war, hatte ihr Nestchen zerstört. Nur meine schönen Täubchen wohnten noch im Schlage, wo sich Niemand um sie kümmern mochte. Ach, ich sah Alles, auch das Kleinste, denn das war ja der Fleck, an dem sich meine Liebe anklammerte. Wie oft stand ich da, sah das Häuschen an und die Thränen rannen, weil die Bilder der Ver-

gangenheit an der Seele vorüber gingen; weil überall die Merkzeichen waren, daß das Alles nun für immer vorüber, unwiederbringlich verloren sei. Täglich mußte ich vorüber gehen. Machte Jemand die Thüre auf, so meinte ich, mein lieb Mütterchen käme mir entgegen; ging das Fenster auf, so meinte ich, mein lieber Vater riefe mir. Und wenn's dann andere Gesichter waren, die ich sah und die meiner nicht achteten — o dann bin ich hinweggeeilt und habe laut geschluchzt und gejammert. Meine Lebensluſt war weg. Wusch ich mich in der Mosel, so sah ich nicht mehr die rothen Wangen mir entgegenlachen. Mein Gesicht war bleich und hager. Ich fühlte mich so müde, so matt, so freudenlos. Ich wäre wohl gerne gestorben, um bei meinen lieben Eltern zu sein.

Es war ein Glück für mich, möchte ich sagen, daß der jetzige Besitzer meines elterlichen Hauses im folgenden Jahre das Häuslein ausbessern ließ. Die Giebelmauer mit dem schönen Epheustocke wurde weggebrochen und rein gemacht; außen wurde es angestrichen. Der Geisbock mit dem Reimlein verschwand. Das Strohdach wurde neu gemacht. So wurde es mir ganz fremd und die Eindrücke, die sein Anblick hervorbrachte, waren um mehr als die Hälfte getilgt. Als nun vollends der Unmensch, der es bewohnte, den herrlichen Nußbaum weghauen ließ, um Dielen daraus schneiden zu lassen, da war ich dem Häuslein und es mir völlig fremd.

Doch, ich wollte ja von dem Jürgen reden!

Wer der Jürgen war, muß ich jetzt erst erwähnen, da von ihm noch nicht die Rede gewesen ist. Er war mit meiner Mutter Geschwisterkind, so viel ich weiß, und seines Geschäftes ein Lohschäler und Holzhauer, arm wie Hiob, aber kinderreich wie Jakob. Er war ein gutmüthiger Mensch, aber leider dem Branntwein ergeben, so daß er oft den Verdienst einer entbehrungsreichen, arbeitvollen Woche schon am Samstagabend vertrank, ehe er heimkam. Und wenn dies geschah, und er das Elend daheim sah, der Frau Vorwürfe dazu kamen, dann ergriff ihn nicht selten eine Wuth,

daß Frau und Kinder flüchten mußten und er Alles zerſchlug, was ihm vorkam. Ich glaube, da er ſonſt gutmüthig war, daß die Reue, der Zorn über ſich ſelbſt, ihn ſo aus den Fugen trieb. Er raſete dann gegen Alles, was ihm vorkam. Daher war im Hauſe kein ganzer Stuhl, und die Fenſter mit Lumpen zugeſtopft oder mit Katzenpapier verklebt, daß ſelbſt beim Sonnenſchein eine Dämmerung in der Stube herrſchte. Seine arme Frau war ein Bild des Jammers; ſeine Kinder gingen halb nackt und bettelten das Brod in der Umgegend und da herum. Dieſer Zuſtand der Haushaltung war troſtlos. Mein Vater und meine Mutter waren oft hinter dem Jürgen geweſen, hatten Alles verſucht, aber die Macht des Branntweins war rieſenhaft. Wenn er auch Alles verſprach und unter heißen Thränen gelobte, ſich zu beſſern und ein Vater ſeiner Kinder zu ſein; — ſobald er wieder das Schild des Wirthshauſes ſah, fielen alle ſeine Vorſätze zuſammen und das alte Leben begann wieder, das über das Bohnenlied ging. Das iſt der Fluch, der auf dem Säufer ruht, daß auch ſeine beſten Grundſätze unausgeführt bleiben, ſobald die Luſt erwacht; daß er dem ſtets lockenden Reize und Kitzel ſeines Gaumens nicht widerſtehen kann. Hat er aber wieder den erſten Tropfen des verfluchten Branntweins geſchmeckt, ſo iſt Alles vergeblich. Er iſt wie beſeſſen und er vermag nichts mehr über ſich. Da ſieht man wieder die ewige Wahrheit des heiligen Bibelwortes: Wer Sünde thut, der iſt der Sünde Knecht!

Allmälig wurde auch die ſonſt brave Frau liederlich und ließ Alles gehen, weil eben doch Alles nichts half und ſie den einreißenden Strom des Elends und Verderbens doch nicht hemmen und dämmen konnte. Die Kinder verkamen in Schmutz und Jammer, wurden Felddiebe, Obſtdiebe, um ihren Hunger zu ſtillen, und das Maß ihrer Rohheit überſtieg alle Begriffe und Vorſtellungen.

So war es denn gekommen, daß mein Vater und meine Mutter ſich ganz von ihnen zurückzogen und alle Gemeinſchaft ab-

brachen. Und dort sollte ich nun leben, wohnen, sein; sollte betteln und stehlen helfen. Nein, lieber wollte ich sterben!

Aber was sollte ich machen? Ich war noch halb krank. Meine Beine versagten mir nach kurzer Anstrengung den Dienst. Mein Hunger war bodenlos. Ich fror, wenn nur ein Luftzug mich berührte. Konnte ich mich ohne Obdach behelfen?

So sehr auch alles in mir widerstrebte, ich folgte endlich dem Jürgen, wurde von Frau und Kindern besser aufgenommen, als ich es mir gedacht hatte. Sie suchten mich zu trösten, so gut es ging. Ich bekam Abends ein Stück Brod, und legte mich dann mit dem Gedanken: Ach, Vater, Mutter, Mariane, wenn Ihr das wüßtet! nieder, und empfahl mich betend dem Schutze Gottes und seiner heiligen Engel, wie es mich mein Mütterlein gelehrt.

Am andern Morgen nahmen die Kinder ihre Bettelsäcke. Ich bekam auch einen, und nun sollte ich betteln. Das war mir das Allerschwerste. Ich sah meine Base an mit einem Blicke der in Thränen schwamm. So sehr auch das Elend die Frau verhärtet hatte, sie verstand diese stumme Sprache. Sie mochte daran denken, wie schwer es ihr geworden, als sie zum ersten Male ihren Kindern sagte: „Bettelt nun Brod, wir haben kein's mehr!" Sie sann einige Augenblicke nach; dann sagte sie mit gebrochener Stimme zu ihren Kindern:

„Geht allein, der Friedel holt mir Holz."

„Ist der mehr als wir?" knurrten die Buben. „Sollen wir auch noch für den betteln?"

Aber die Mutter drohte, und brummend zog der Haufe ab. Ich aber dankte mit einem Blick voll Liebe, nahm einen Strick und eilte in die Hecken. Nie habe ich so viel Holz in einem Vormittag heimgeholt, und nie haben mir die Kartoffeln besser geschmeckt, obgleich sie in der Naturuniform auf den Tisch geschüttelt und ohne Salz und Brod verzehrt wurden.

So ging das Leben ruhig fort, bis am Samstag Abend, als

Jürgen trunken heim kam. Er hatte im Walde Holz gefällt, und was er in der Woche verdient, bereits meistweg vertrunken.

Ich will Denen, die ein Mal diese Zeilen lesen, das ekelhafte Bild meines Pflegevaters nicht entwerfen; auch nicht den grauenvollen Auftritt beschreiben, der nun folgte und Alles übertraf, was ich davon gehört. Alles floh aus dem Hause vor dem Unmenschen, der mehr als ein Thier war und so scheußlich anzuschauen, daß ich im Todesschrecken floh, ohne zu wissen, wohin. Ich sah ein offenes Hofthürchen, stürmte hinein, warf und riegelte es dann zu. Todtenbleich kroch ich hinter einen Haufen Holz und betete da in der Angst meines Herzens, daß der Unhold mich nicht finde. Ich bebte wie ein Espenlaub im Winde, als ich wankende Schritte meinem Verstecke sich nahen hörte.

„Was machst Du da?" hörte ich plötzlich die krächzende Stimme des Herrchens, d. h. unsers Pastors, und mit Entsetzen wurde ich gewahr, daß ich in den Pfarrhof geraumt war. Ach Gott, seufzte ich, was wird das geben?

Ich habe gesagt: „mit Entsetzen" sei ich inne geworden, mit wem ich's nun zu thun habe. Das muß ich doch rechtfertigen, wenigstens aufklären.

Früher habe ich erwähnt, daß ich mit dem Pastor, der, wie fast überall hier herum, nur das „Herrchen" hieß, in späterer Zeit leidlich stand; ich diente bei der Messe wie ein Alter, wußte Alles genau, und wurde selten mehr von ihm gescholten. Das war aber viel; denn er war einer der jähzornigsten und kollerigsten Menschen, die es jemals gab; daß ich ihn „kollerig" nenne, kommt daher, daß man an der Mosel den Jähzorn im heftigsten Grade „Koller" nennt. Ich glaube, es ist ein Ausdruck, den man von den Pferden gebraucht. Er hatte aber dabei, wie es immer bei solchen Leuten ist, durchaus kein böses Herz. Er drehte sich um und sein Zorn war verraucht. Er war übrigens sehr strenge, und das spanische Rohr, das er häufig mit sich führte, hatte mit

manchem Bubenrücken im Dorfe eine vertrauliche Bekanntſchaft gemacht, auch mit dem Meinigen in früheren Tagen. Wir fürchteten ihn alle wie das Feuer. Sein Hausweſen regierte eine alte Baſe, die vor etwa fünfzig Jahren ſechzehn mochte alt geweſen ſein. Das Herrchen ſelbſt war auch kein Jüngling mehr — ich glaube, daß er noch etwa ſechs Jahre älter, als die Baſe war. Dieſe Baſe hieß Sophia, und das Herrchen hielt viel auf ſie; auch vermochte ſie Alles über ihn, und die Leute lachten oft und ſagten: ſie habe ihn unter dem Pantoffel, was ich aber damals nicht zu deuten vermochte, ſpäter indeſſen vollkommen als richtig erkannte.

Mich bannte der Schrecken, als ich ſeine Stimme jetzt erkannte. Er lähmte mir Zunge und Glieder. Alle Schrecken, die ich bei Jürgen geflohen, nahten ſich hier von anderer Seite und Art.

„Willſt Du heraus, Du Racker!“ ſchrie das alte Männlein bald im höchſten Zorne, und ſchwang mit faſt jugendlicher Kraft das Rohr, daß ich es durch die Lüfte pfeifen und ſauſen hörte. Das Geſchrei brachte die dicke Sophie heraus. „Was gibt's, Hochwürden,“ rief ſie. „Schon wieder ſo zornig, und gewiß wieder um Nichts?“

„Was, um Nichts?“ ſchrie er, „da iſt der Friedel in das Holz gekrochen, und will nicht heraus!“

„Ach der arme Friedel,“ ſagte ſie beweglich, „der Vater nnd Mutter verloren hat.“

Dieſe Bemerkung hatte eine ſturmbeſchwörende Wirkung bei dem Paſtor. Es trat eine Stille ein.

Nach einigen Minuten ſagte das Herrchen: „Du haſt Recht, Sophie, mach' nur, daß Du ihn da herausbringſt, den Racker.“

„Hochwürden, laßt mich nur machen,“ ſprach ſie mit Sicherheit, und trat an mein Verſteck.

„Friedelchen, mein Söhnchen, komm heraus,“ flötete ſie. „Es geſchieht Dir gewiß nichts. Das Herrchen hat Dich immer lieb gehabt und ich auch.“

Ach, das waren die ersten freundlichen Worte, welche ich empfing seit dem Tode meiner Eltern. Wie hätte ich ihnen widerstehen können, wie ihnen nicht Glauben schenken sollen?

Ich kroch auf allen Vieren heraus, und hatte nicht den Muth die Augen aufzuheben.

„Der hat gewiß etwas angefangen," knurrte das Herrchen, und ich erwartete unverweilt einen neuen Ausbruch seiner Hitze. Die dicke Sophie ließ ihn nicht dazu kommen.

„Hochwürden," rief sie aus, „warum denkt Ihr doch auch immer das Schlimmste und Aergste? Nein, Friedelchen, gelt' Dir ist etwas Schlimmes passirt?"

„Ach ja!" seufzte ich unter bittern Thränen, „der Jürgen, ach der Jürgen." — Ich konnte vor Schluchzen nicht weiter.

„Da habt Ihr's," sagte die dicke Sophie. „Ich habe den Jürgen vorhin wieder trunken am Pfarrhofe vorbei turkeln sehen. Nun kann ich mir's erklären."

„Gelt, er hat wieder Alles durchgeprügelt?"

„Ja," sagte ich.

„Und das Geräthe zerschmissen?"

„Freilich."

„Da bist Du in der Angst fortgelaufen, Dich zu verbergen?"

„Ja"

„Und Du hast nicht gewußt in der Angst, wohin Du flohst?"

„Ach ja!"

„Und Du bist an so eine Wirthschaft nicht gewöhnt?"

„Gewiß nicht!"

„Und als Du da drinnen saßest im Holze, fürchtetest Du Dich vor dem Herrchen?"

„Ach gewiß!"

„Da habt Ihr's, Herr Vetter, Hochwürden wollt' ich sagen, da habt Ihr's. Eure Hitze hat die Noth des Armen noch vermehrt. Nun seid Ihr auch schuldig, das wieder gut zu machen."

Das Herrchen stand da wie Butter in der Sonne, und wußte nicht, wo aus wo ein. Das kam unerwartet, aber ganz wohlverdient; das mochte ihm das Herz sagen. Auch stritt in seiner Seele das Mitleid mit dem Aerger über die Lektion seiner kugelrunden Base.

Endlich sagte er: „Was soll ich dann thun?"

„Ich denke, wir treten in die Stube, um darüber zu reden," sagte die alte Jungfer. „Du, Friedelchen, gehst in die Küche und wartest bis ich komme." Der Pastor gehorchte pünktlich; wie hätte ich es wagen dürfen, mich zu widersetzen? Ueberdieß dankte ich Gott, wenn ich irgendwo eine Zufluchtstätte für diesen Winter fand, denn zu Jürgen wäre ich nicht zurückgegangen.

Während die Beiden in die Stube traten, begab ich mich in die Küche, wo eben Niemand war, da Sophie keine Magd hielt und zwar seit unvordenklichen Zeiten. Da setzte ich mich auf einen Schemel am Herde. Ueber dieser Stelle aber befand sich ein Schalter in der Mauer, der nur einen kleinen Vorhang in der Stube zum Verschluß hatte. Da war ich denn Ohrenzeuge folgender Unterredung:

„Was meinst Du, liebe Sophie?"

„Hochwürden, ich meine, Ihr solltet ein Werk der Barmherzigkeit an dem armen Kinde üben."

„Wie aber und wie weit?"

„Nun, Ihr habet seine armen aber stets braven Eltern gekannt. Das Unglück hat sie wahrhaft verfolgt. Nun sind sie beide gestorben und der arme Junge läuft in der Welt herum, wird von dem abscheulichen Jürgen, dem Säufer, mißhandelt, muß sein Brod betteln, und geht völlig zu Grunde. Da meine ich denn, Ihr solltet ihn in's Haus nehmen, ihn gut halten, unterrichten und unterrichten lassen, daß er etwas Ordentliches werden könnte. Mittlerweile könnte er mir, die ich nun nachgerade anfange, alt und kropig zu werden, die nothwendigsten Dienste leisten und so sein weniges Brod ehrlich verdienen."

Das Herrchen herumsete etliche Mal, dann fragte er:

„Iſt das Deine feſte Meinung?“

„Ja,“ entgegnete ſie.

„Nun, dann probir's einmal mit ihm.“

„Aber ich halte mir aus,“ fuhr ſie fort, „daß Ihr ihn nicht verkollert.“

Das Herrchen ſchwieg auf dieſen Vorbehalt, und es ſchien, als ſei über mich entſchieden.

Ich ſaß da wie Lot's Weib, ſtarr — kalt bis an's Herz. Man ſagte im Dorfe, es hauſe der filzigſte Geiz in den vier Wänden der geiſtlichen Wohnung. Den alten kannte ich als raſenden Hitzkopf. Ach, was ſollte aus mir werden in dieſer Folterkammer? — Ich wäre jetzt wieder gerne zu Jürgen gegangen — hätte ſelbſt lieber gebettelt. Ich faltete meine Hände und betete um den Schutz Gottes.

Aber ich hatte mich doch in meiner Furcht verrechnet. Die dicke Sophie kam heraus mit einem recht frohen Geſichte. Sie ſetzte ſich zu mir und ſagte: „Nun ſollſt du armer Junge an mir eine Mutter haben, wenn Du recht folgſam, fleißig und brav biſt. Du bleibſt hier bei mir, ſollſt gute Koſt, ein gutes Bett und gute Kleider haben; aber was ich ſage, thuſt Du pünktlich. Siehſt Du, das alte Herrchen braucht nicht alles zu wiſſen. Er iſt filzig und ſieht genau auf Alles und denkt nur an ſich. Ob ich etwas habe, gilt gleich. Da muß ich für meine alten Gebeine doch auch heimlich ſorgen. Hältſt Du Dich zu mir, ſo ſollſt Du's gut haben; doch — Schweigen iſt das Erſte, was ich fordre, und blind gehorchen das Zweite. Ich will und hoffe an Dir einen Stuhl im Himmel zu verdienen, und Du wirſt mir die Arbeit leicht machen. Jetzt aber ſei gutes Muthes. Du wirſt ſchon ſehen, wie gut Du es haſt. Lerne nur fleißig, vielleicht wirſt Du dann noch Schulmeiſter, wenn der Alte mit der Brille ein Mal todt iſt, und dann biſt Du ein behaltener Mann in der Welt.“

Das Alles wirbelte von den Lippen der Jungfer Sophie blitzſchnell herunter, wie der Faden von einer Spuhle, die gehaſpelt wird.

Ich weiß nicht, wie es kam; aber mir wurde ganz wohl. Ich ergriff instinktartig ihre dicke, fette Hand und küßte sie, indem ich sagte: „Gott lohn's Ihr, Jungfer Sophie, was Sie an mir Gutes thut. Ich will recht folgsam sein!"

Ich habe Ursache zu glauben, daß diese unwillkürliche Aeußerung meiner Zärtlichkeit mir die Pforten ihres Herzens vollends öffnete. Sie lächelte liebevoll und eilte sogleich an den Küchenschrank und strich mir eine Butterschnitte von ansehnlichem Umfang. Die kam mir sehr willkommen; denn mein Magen bellte stark. Unverweilt hob ich das Werk der Zerstörung an.

Unterdessen hatte das Herrchen den Vorhang von dem Schalter weggezogen und sah heraus. Er verzog die Miene etwas in's Unangenehme und redete die Base Sophie an mit den Worten:

„So viele Butter, Sophie, ist den Bälgen nicht gesund; das gibt zu viel Galle. Auch sind die allzugroßen Stücke Brodes nicht gut; denn daraus entstehen Würmer. Kartoffeln und Salz ist die beste Kost, die auch nachhaltig ist."

Jungfer Sophie entgegnete schnippisch, sie werde doch nach so vielen Jahren treuer Haushaltung das Recht haben, zum Willkommen dem armen Teufel eine Wohlthat anzuthun. „Der Herr Vetter Hochwürden essen ja auch Hähnlein, und das gebe doch, wie die Doktoren sagten, Zipperlein, und das haben Hochwürden schon erklecklich in den Beinen, wie Ihr selber klagt, und Wasser trinkt Ihr auch nicht gerne!"

Ob dies Argument die Wirkung that oder der Ton, in dem es vorgebracht wurde, weiß ich nicht; so viel aber ist gewiß, daß das Herrchen rasch kehrt machte, den Vorhang vorschob und drinnen knurrend auf- und niederging.

Als er weg war, schlug Jungfer Sophie ein Schnippchen, verneigte sich spöttisch gegen den Schalter und sagte laut genug, daß er es hätte hören können: „Der Geizteufel! Für seinen Schnabel nur Leckerbissen, Andere mögen sich krumm legen und hungern. Sei

Du gutes Muths, mein Friedelchen, Du ſiehſt, wir Zwei müſſen treu zuſammen halten, ſonſt geht's uns hundeſchlecht. Halt' Dich nur an mich. Ich werde dich überall ſchützen."

Mir war das auch klar, daß, wenn ich ihren Schutz würde verloren haben, das Elend thurmhoch über mich hereinbräche. Die Klugheit rieth mir alſo, ihr Alles zum Gefallen zu thun; allein ich muß es zur Steuer der Wahrheit geſtehen, es war doch auch ein anderes Gefühl, was in mir wirkte, das der Dankbarkeit. Sie war es ja, die für mich geſprochen, die menſchlich an mir gehandelt hatte. Das wollte ich treulich vergelten durch Gefälligkeit und Zuvorkommenheit, durch Erleichterung in ihrem Hausweſen und dergleichen, wann, wo und wie ich nur konnte, und hab's auch ehrlich gehalten.

Sogleich trat ich mein Amt und meinen Beruf an. Ich holte Waſſer im Hofe, machte das Feuer an, that Gänſe, Enten und Hühner ein in ihre Ställe, und ſiehe, da ich das flink und ordentlich machte, fand ich ihren ganzen Beifall. Meine Arbeiten lernte ich ſchnell und that ſie fix. Jungfer Sophie erleichterte mir's auch durch ihr unaufhörliches Geplauder, was ich recht gerne anhörte. Sie erzählte mir tauſenderlei Geſchichten und Witze, die mich oft recht lachen machten. Auch fehlte es nicht an Erzählungen aus des Herrchens Leben und Thun, durch die er freilich in meinen Augen nicht ſehr gewann. Bald faßte ich auch ſo meine eigene Anſichten über die Verhältniſſe im Hauſe. Wenn nämlich Jungfer Sophie Wein für das Herrchen holte, und der trank für ſo einen alten Knaſterbart bei meiner Seele! ungemein viel, ſo brachte ſie auch immer einen Krug für ſich mit, der dann im alten Küchenſchrank ſeinen Verſteck hatte. Alle Halbviertelſtündchen griff ſie darnach, ſetzte ihn an den Hals und es gluckelte dann hinab ſo hohl und tief, als ginge es in ein hohles Faß. Davon wußte natürlich das Herrchen nichts. Wenn Gäſte da waren, hatten wir das beſte Leben. Dann ging's in floribus, wie Jungfer Sophie zu ſagen pflegte. Aber was half all' das ruhige und gute Leben? Ich durfte

nicht hinaus zu den Kindern und spielen gar nicht. Lernen mußte ich viel bei dem Alten, und wenn sein Zorn etwa ein Mal losgehen wollte, nahm mich meine Gönnerin in Schutz.

Mein Bette stand so, daß mir die ersten Strahlen der Sonne auf's Antlitz fielen. Ich stand daher frühe auf, ordnete Alles in der Küche, machte Feuer an, setzte das Kaffeegeräthe auf's Feuer, und machte die Tassen zurecht. Das steigerte Sophia's Gunst noch mehr.

Es war seltsam, daß, wie ich in ihrer Gunst stieg, die des alten Herrchens von mir wich. Er sah mich scheel an, gab mir kein gutes Wort mehr und quälte mich recht absichtlich. Wenn er aufstand, so kündete ein endloses Husten seine ersten Tagesstunden an. Dann mußte ich ihm Kaffe bringen. Wehe mir, wenn ich dabei irgend Etwas versah oder vergaß. Alles hatte bei ihm seine eigene, unabänderliche Form. Wenn sie beobachtet wurde, ging's eben ohne Hader ab; aber versah man es, so kamen die Schimpfnamen aus den Thiergeschlechtern — und nicht aus den saubersten und edelsten — zu Hauf, und die Zungenfirigkeit glich der Jungfer Sophie. Fluchen konnte er wie ein Türke. Oft sagte die dicke Sophie: Hochwürden, schämt Euch doch, so zu fluchen! Zum Teufel, wer flucht denn? rief er dann oft aus. Uebrigens war's bloß eine üble Gewohnheit und er that's, ohne etwas dabei zu denken. Die dicke Sophie sagte: Es gibt Hühner, denen klebt die Eierschale, aus der sie gekrochen sind, durch's ganze Leben an. Dem geht's auch so. Sein Vater war Pont-Schiffer zu Bernkastel; bei denen steckt das Fluchen im Holze und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. So sprach sie aber nur, wenn das Herrchen über sie donnerte; sonst ließ sie doch in der Regel nichts auf ihn kommen.

Eine halbe Stunde nach dem Kaffee wurde eine holländische Pfeife geraucht; aber auch nur eine. Es ist natürlich, daß ich hier von den Stunden rede, welche auf die Messe folgten, denn vorher durfte er ja Nichts genießen.

Noch erinnere ich mich einer Scene, die zu den ſchlimmſten meiner Lebenserfahrungen gehört, die ich in dieſem Hauſe der Knechtſchaft gemacht habe, und ich will ſie erzählen, weil ſie zeigt, wie mein Loos war.

Nachdem ich an einem recht kalten Wintermorgen dem Alten den Kaffee gebracht, den meinen in der Küche getrunken, trat ich in die Stube, wo auch Jungfer Sophie am Spinnrade ſaß. Die Pfeife, welche das Herrchen ſeit geſtern rauchte, war zerbrochen. Er ſagte daher zu mir:

„Hole mir den Kaſten mit den Pfeifen.“

Benelbter Kaſten war eben friſch von Grenzhauſen, wo die Pfeifen gemacht werden, angekommen, und ſtand unter dem Schreibpulte des Herrn. Ich flog hinein, nahm den Kaſten, und eben ſo raſch eilte ich wieder heraus. Unſeliger Weiſe kam mir die ſchmeichelnde Katze in die Beine — ich ſtolperte — fiel — und warf alle die zerbrechlichen Pfeifen vor des Herrchens Füße. Ich ſchrie, die Katze ſchrie, der Alte fluchte wie ein Türke und Sophie lachte, daß ſie ſchockelte und faſt hinter den Athem kam. Der Stock des Herrchens brachte mich zur Beſinnung. In der Angſt meines Herzens floh ich zu meiner Gönnerin und warf mich in ihre ſchützenden Arme: aber das half nichts. Der Alte hieb drein, wie ein Huſar im Gefechte. Unglücklicher Weiſe traf er mich nicht allein, ſondern auch Sophie mit. Die ging ſchnell aus dem Lachen in ein Zetermordio über und ſtieß mich von ſich mit ſolcher Gewalt, daß ich wieder die meſſerſcharfe Kante eines ſogenannten Treſors geſchleudert wurde, die mir eine lange, blutende Wunde auf die Stirne ſchnitt. Ich ſtürzte abermals zur Erde, allein der blinde Schrecken riß mich wieder empor. Ich floh zur Thür hinaus in die Scheune und verkroch mich tief in's Stroh.

Hier band ich mein armes, zerriſſenes Halstuch um meine blutende Stirne und harrte bebend der Dinge, die da kommen ſollten.

O, wie hab' ich da gebetet, daß Gott mich wegnehme aus

diesem Elende, zu meinen lieben Eltern! Wie sind da meine heißen Thränen in das Stroh geflossen! Sie galten weniger dem Schmerze, den ich fühlte, als der harten Behandlung. Ja, ich weiß nicht, ob nicht das Lachen der dicken, alten Sophie mich tiefer verletzt hatte, als die Schmisse des jähzornigen Pastors. Ich war zerrissen in meinem Innern, muthlos, hoffnungslos. Das Leben hätte keinen Reiz mehr für mich gehabt, wäre nicht der Gedanke an Marianen wieder in mir erwacht und die Sehnsucht lebendig geworden, ihr mein Leid zu klagen.

Während ich so in dem Stroh steckte, mochte sich drinnen das Gewitter entladen haben. Es war todtstille um mich. Erschöpft und vom Schmerze überwältigt, fiel ich in einen betäubenden Schlummer, der in einen tiefen Schlaf überging.

Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht; aber Das weiß ich, daß ich starr vor Frost erwachte und mit dem Vorsatze, mich um jeden Preis loszuwinden aus diesen Banden, und wenn ich bettelnd sollte durch die Welt ziehen, bis ich den Spenglersteffen würde gefunden haben, der mich gewiß nicht verstieß.

Als ich eben sann, wie ich mich fortmachen wollte, hörte ich die Thüre knarren, und Sophie mit dem Herrchen eintreten. Sie keifte:

„Was wird die Welt sagen? Am Ende hat sich das arme Kind ein Leid angethan! Das fällt auf Hochwürden Seele."

„Ja," sagte zornig der Alte, „hättest Du nicht gelacht, wie eine vollkommene Närrin, so wäre ich nicht so in Zorn gerathen. Aber so ist es mit dem verdammten Weibervolk. Sie können nicht schweigen, so wie im Lachen, so im Heulen und Keifen!"

„Es ist doch gar herrlich," stichelte sie, „wenn man einen Sackesel hat für seine eigene Gewissenslast, und dann sie darauf lädt und selber frei wird! Nun hab ich's gethan. Hat er etwa für mich die vermaledeiten Pfeifen geholt, die ohnehin Gestank genug in das Zimmer machen und sich wohl für einen lutherischen

Ketzerpastor, aber nicht für einen geistlichen Herrn unserer heiligen Kirche passen? Hab' ich ihn etwa mit dem Rohre gepr ügelt? Nein, ich habe gelacht, weil der Junge unter den Ruinen der Grenzhäuser Pfeifen die Beine in die Luft streckte, der Kater einen verzweifelten Purzelbaum schlug und Hochwürden im Zorne brüllten, wie ein Löwe. Mir ist aber das Lachen vergällt worden, daß sich Gott erbarme, habe selbst Schmisse gekriegt in meinem Alter, daß ich ganz gewiß blau und grün bin an meiner Schulter und Stirne. Pfui der Schande! Und das arme Kind! Läuft da blutend fort. Was soll's geben, wenn wir ihn finden, daß er sich todt geblutet hat?"

Das sprudelte mit solcher Raschheit heraus, daß ich selber mich vor Lachen nicht halten konnte. Ich dachte, was wird nun der Alte donnerwettern! Aber da hatte ich mich denn doch sehr getäuscht. Seine Wuth und sein Groll schienen ganz beseitigt.

„Schrei nur nicht wie ein Buchmarder," rief er halblaut. „Du brauchst mir nun auch noch den Text zu lesen."

„Ei freilich," keifte sie. „Hochwürden meinen doch, Sie dürften das alleine. Es trägt halt Jeder sein Bündel; aber es will's nicht Jeder Wort haben. Ein Mal für alle Mal, ich verbitte mir die Vorwürfe, als wäre ich an dem Unglück schuldig. Ich wasche meine Hände in Unschuld."

„Nun, so sei doch einmal stille," lenkte er ein; „hätten wir nur erst den Teufelsbuben wieder. Ich meine, er müßte im Stroh stecken. Da ist auch Blut. Was werden die Leute sagen!"

„Nun was werden sie sagen," fuhr Sophie fort, „daß kein Mensch mit Euer Hochwürden leben kann; und mich werden sie preisen, wie ich es verdiene, um als eine Märtyrerin der aufopfernden Geduld verehrt zu werden."

Das Herrchen seufzte; aber wahrscheinlich glaubte Sophie einen spottenden Zug auf seinem Gesichte bemerkt zu haben. „Was?" rief sie. „Ich glaube gar, man spottet noch meiner? Da will ich

mein Bündel machen und heute noch ziehen. Ich kann arbeiten, und mein fünfundzwanzigjähriger Lohn wird mich vor Hunger schützen. Ich hab' lange genug geduldet."

Ich vernahm deutlich, wie die Pantoffeln mit ihren hohen Absätzen über die Tenne und den Hof klapperten.

„Sophie, Sophie!" rief der Alte mit dem Ausdrucke tiefer Seelenangst, und eilte, so gut er es noch vermochte, ihr nach.

Es wurde stille.

Ich müßte kein Knabe gewesen sein, wenn ich nicht über diese Auftritte mein Leid vergessen und mich dem komischen Eindrucke hingegeben hätte. In diesen Jahren hat man ohnehin Lachen und Weinen in einem Sacke, und hat man die Genugthuung, daß Jemand, der einem Uebels gethan, dafür Eins weggekriegt, so kommt auch in das beste Herz ein gewisses Maß Schadenfreude. Ich kitzelte mich über des Herrchens Noth. Daß Sophie ihn verließe, war nicht zu befürchten. Ich kannte diese weiblichen Schreckschüsse, die alle paar Tag knallten und wunderte mich nur, daß der Alte nicht längst dagegen abgehärtet war.

Vermuthlich war bereits das ganze Haus durchsucht. Was sollte ich thun? Sie zahm und reuevoll werden zu lassen, schien mir das Beste, weil mir darin eine gute Bürgschaft zu liegen schien, daß sich mein Loos einigermaßen bessern könnte, bis der Zeitpunkt nahte, wo ich ohne Gefahr mich würde durchmachen können. Ich blieb also ganz ruhig und stille in meinem Verstecke, wie auch der Hunger mich zu plagen anfing. Nach einer halben Stunde etwa klapperten Sophiens Pantoffeln wieder über den Hof in die Scheune.

„Jetzt pocht ihm das Herz," sagte sie halblaut; aber in dem Tone lag der ganze Triumph eines erfolgreichen Sieges. „Ich habe ihn aber auch abgetrumpft und will ihn noch oft abtrumpfen, wenn er sich wieder mausig macht."

„Friedelchen, herzliebes Friedelchen!" rief sie jetzt, „wo steckst Du denn? Hast Du Dich verkrochen, wie die schüchterne Maus vor

der würgenden Katze? Komm heraus; es ist Alles vorbei. Das Herrchen bereut Alles. Du sollst es gewiß gut haben."

Sie gab mir so zuckersüße Wörtchen, daß ich nicht widerstehen konnte. Ich kroch aus meinem Verstecke hervor; aber ich mußte fürchterlich aussehen, denn sie schrie wie besessen. Erst jetzt konnte ich mich betrachten. Ich war mit Blut völlig bedeckt, und hörte von ihr, daß ich bleich sei, wie der Tod. Auf das neue Geschrei kam nun auch das Herrchen herbeigetrappelt.

„Da sehen Sie, Hochwürden," rief Sophie, „wie er zugerichtet ist!"

„Sei nur stille," sagte er, und seine Stimme verrieth tiefes Mitleid; „Du sollst neue Kleider haben, wenn Du künftig vorsichtiger bist."

„Jetzt auch noch Bedingungen dem armen Kinde vorschreiben?" rief Sophie. „Nein, das geht über das Bohnenlied!"

„Gelt Friedelchen, wenn Du neue Kleider bekommst, sagst Du nichts, und wenn Dich die Leute fragen, sagst Du, Du seiest eben die Treppe hinunter gefallen." So bat Sophie.

Ich versprach Alles, und wurde nun in die Küche geführt, gewaschen, verbunden, köstlich abgefüttert und auf eine Weise gehätschelt, die doch auch wieder Sophiens gutes Herz bewies. Ihr verzieh ich auch Alles: aber gegen das Herrchen trug ich seitdem einen rechten Groll und spielte ihm heimlich manchen Schabernack nach Bubenart, ohne daß er dahinter kam.

Ich bekam warme, prächtige Winterkleider von grobem Biber, und war stolz wie ein Kurfürst. Da ich auf meiner Hut war und keine Tollpatschereien mehr machte, so hatte ich es leidlich gut. Der Alte wollte absolut haben, ich sollte Latein lernen, damit ich einmal könne Pastor werden; aber dagegen wendete ich viel ein. Erstens wollte ich nicht, und zweitens mußte ein Pastor ledig bleiben, und ich und Mariane wollten ja doch Mann und Frau werden. Das ging also ein Mal für alle Mal nicht. Ich wehrte mich auf's Blut.

Ich lernte keins. Freilich gab's alle Tage Krawall; allein es

blieb bei den Worten und Schimpfnamen — und von denen, sagte Sophie, bekommt man kein Loch in den Kopf. So lange meine Wunde nicht heil war, durfte ich nicht mehr vor die Thüre. Kam Jemand, so wurde ich den Blicken sorgfältig entzogen. Ach, welche Qual stand ich aus. Draußen schien die Frühlingssonne bald; die Veilchen thaten ihre duftenden Kelche auf; die Vögel pfiffen — und ich war ein Gefangener!

Es war zum Verzweiflen; aber was wollte, was sollte ich machen? Der Gedanke an eine Flucht reifte in dieser Zeit allmälig heran und gewann festen Fuß in der Seele. Wie ich sie aber ausführen wollte, darüber war ich noch völlig im Unklaren. Ich dachte, zu warten, bis der Spenglersteffen käme, mit dem ich's überlegen wollte.

Wie viel Tausendmal sah ich hinaus, wie viel Tausendmal blickte ich unter die Dorflinde nach dem Spenglersteffen und Marianen, wenn ich für Sophie oder das Herrchen einen Gang that! In meiner Seele bildete sich die feste Meinung aus, daß, weil meine Eltern nun todt seien und der Nußbaum abgehauen, komme auch der Spenglersteffen nicht mehr. Einmal sagte mir ein Nachbarsknabe: der Spengler ist da! Ich zitterte am ganzen Leibe bei diesem Worte. Es traf mich so heftig mit freudigem Schrecken, daß ich nicht von der Stelle konnte. Als ich mich erholt, flog ich hinab zur Dorflinde; aber ach! Wohl saß ein Spengler da; wohl krappelten und zappelten Kinder da herum; allein es war ein wildfremder Mann, wildfremde Kinder. Und als ich ihn fragte: Kennt Ihr auch den Spenglersteffen? sah er mich ärgerlich an und sagte grob: Esel, was geht der Dich an?

Ich wandte mich ab und ging mit schwerem Herzen wieder in den Pfarrhof, wo mich über mein Ausbleiben noch eine derbe Strafpredigt des Herrchens erwartete.

Wo blieb Steffen? Wo meine Mariane? Sie waren entweder todt oder sie hatten meiner ganz vergessen. Dachte ich daran, so

flossen meine Thränen in Strömen und ich konnte nicht in mir zum Frieden kommen. Sah die gute Sophie meine traurige Stimmung, so gab sie mir die engelbesten Wörtchen und hätschelte mich. Das hob indessen das Elend nicht auf; denn mir fehlte die Freiheit. Aus dem Hause durfte ich nicht anders, als wenn ich ausgeschickt wurde und mußte dann eilen, daß ich zurückkam. Der Alte konnte es nicht leiden, wenn ich nur mit Jemanden sprach, weil er fürchtete, ich möchte ausplaudern, was im Hause vorging. —

4.

Gibt's denn gar kan Weg,
Gibt's denn gar kan Steg,
Der mi auffi führt aus dieser Noth?
Altbaierisch.

Ach, wie viel tausend Mal hab' ich mich gefragt, gibt's denn gar kein Ende in dieser Noth? Denn das Leben im Pfarrhofe wurde mir zur Plage, und zwar mit jedem Augenblicke mehr. Alle Jugendlust erstarb. Sah' ich die Buben draußen Klikker spielen oder Ball oder ein anderes Spiel, das eben jetzt in der Reihenfolge der Jahreszeit vor der Hand war, dann war mir's recht wie dem Zugvogel, der im Bauer sitzt, wenn die Zugzeit kommt, und seine Brüder hoch in den Lüften der wärmeren Gegend zufliegen sieht. Er klagt, trauert, schlägt mit den Flügeln an die Drahtstäbe, aber er kann nicht hinaus, und fühlt nach vergeblichen Versuchen der Befreiung, nur tiefer sein Elend und seine Gefangenschaft. Waren nun meine ehemaligen Spielgenossen in ihrer guten Meinung noch so boshaft, daß sie sich in eine Ecke stellten, wo ich sie sehen mußte, wenn ich, das Buch in der Hand, mein Loos verwünschte, und mir zuwinkten, dann brach fast mein geplagtes Bubenherz in seinem Jammer.

Singen und pfeifen durfte ich nicht; das Spielen war mir verboten, am ſchärfſten mit andern Knaben meines Alters. Gab's eine Schlittenbahn oder Eis zum Schleifen, dann mußte ich zuſehen, wie die Buben ſo fein luſtig waren! aber ich mußte ſitzen und lernen oder Bohnen auspflücken, Erbſen beleſen, Linſen ſäubern oder dergleichen unluſtige Dinge treiben. Greife ein Mal Jeder in die eigene Bruſt und frage, ob das zum Aushalten oder Davonlaufen war? —

Wie oft gedachte ich der Luſt, als ich noch meine guten Eltern hatte; wie oft der Winterabende und ihrer gemüthlichen Unterhaltung. Wie jammervoll war es im Pfarrhofe! Das alte Herrchen ſaß im Seſſel am Ofen und ſchnarchte. Die Katze neben ihm ſpann und ſchnurrte; die Uhr ging in ihrem gleichmäßigen Tick, Tack, und das Rad der Jungfer Sophie pfiff und krächzte entſetzlich. Es dauerte aber nicht lange, ſo ſchlief auch ſie ein und ſchnarchte, wie der Alte. Da ſaß ich denn und belas Hülſenfrüchte. Freilich muß ich, zur Steuer der Wahrheit, geſtehen, daß ich bald den Dreiklang des Schnarchens voll machte. Oft aber fuhr ich vor Schrecken in die Höhe; denn bei ſolchem Schlafen wurde natürlich das Feuer nicht geſchürt. Wurde nun das Herrchen wach und es war kalt in der Stube, ſo gab's ein Gewitter in beſter Form und das Zanken hallte nach wie der Donner im Gebirge oft eine halbe Stunde lang; denn wenn er, wie Sophie ſagte, in's Knuttern kam, ſo fand er kein Ende, und das ſchöne Liedlein, verſetzt mit Flüchen, klang fort, daß man hätte davonlaufen mögen, wenn man gekonnt hätte.

Auf ſolch einen Auftritt blieb er eine Weile wach; indeſſen ehe eine Viertelſtunde verging, war wieder die alte Geſchichte los. So ging's bis zehn Uhr; alsdann legte man ſich zu Bette. Wem ſollte ich's klagen? Hatte doch Niemanden! Wurde ich ein Mal ausgeſchickt, ſo mußte ich in ſteter Furcht mich eilen, um nicht des Alten Zorn zu reizen. Er fürchtete, ich möchte aus der Schule plaudern.

Ich war auf mich ſelbſt hingewieſen. In dieſer Zeit fiel mir oft ein Sprüchlein meines Vaters ein, das hieß: Hilf Dir ſelbſt,

ſo hilft Dir Gott, und ich dachte viel nach, wie ich es wahr machen möchte.

Auch das kam noch hinzu, daß ich mich einer Geſchichte erinnerte, die einſt mein Vater aus der Leihbibliothek des Buchbinders im Städtchen mitgebracht. Sie handelte von einem Sklaven im Mohrenland, der ſich aus der Sklaverei ſelbſt befreite, und glücklich in ſeine ferne Heimath kam. Es tauchte in meiner Seele der Gedanke auf, mit dem erſten guten Wetter auf und davon zu gehen. Wohin aber? fragte ich mich. Mein Herz wußte eine Antwort, nämlich die, zu Marianen, zum Splenglerſteffen. Aber wo waren die? Ihre Heimath war weiter oben im Lande Trier oder in der Gegend von Saarlouis, ich wußte es nicht genau. Wie ſollte ich ſie finden? Mir war's aber, als müßte ich ſie finden; als könne das gar nicht fehlen. Geſetzt aber auch, ich fände ſie nicht, ſo könnte ich ja arbeiten, wie ich glaubte, und würde auch ohne Zweifel durch die Welt kommen. Schlimmſten Falles könnte ich ja betteln. Als ich das ſo überdachte, überlief es mich denn doch eiskalt. Vor dem Betteln hatte ich einen wahren Abſcheu und Schrecken. Das trug ich die letzten Wintermonate ſo mit mir herum, und beäugelte den Gedanken von allen Seiten, bis er rund und feſt geworden war. Und Niemand ahnete, was das ſtille Gemüth des armen Buben mit ſo viel Luſt erfüllte, die er ja doch nicht äußern durfte. Nur Gott wußte es, der meine heißen Gebete hörte, mir die Flucht gelingen zu laſſen, wenn ſie kein Unrecht wäre.

Endlich iſt dann der Frühling gekommen. Die Bäume blühten; die Hecken wurden grün; der Wald legte ſein Sonntagskleid an, und die Bauern gingen in ihre Weinberge. Morgens frühe, wenn der Tag grauete, kamen die Taglöhner, welche die Setzreben holten für des Herrchens neuanzulegenden Weinberg. Da mußte ich aufſtehen und das Thor aufmachen. Ich mußte alſo auch den Schlüſſel haben. Ich wartete, bis der Mond ſchien, ſagte dann Abends nicht ohne Rührung: gute Nacht, und ging, ſtatt in meine Stube, in die

Scheune, wo der Heuſchober ſchon ziemlich herabgefüttert war. Dorthin hatte ich mein kleines Bündelchen verborgen. Kein Schlaf kam in meine Augen die ganze Nacht. Als es gegen zwei Uhr frühe war, fütterte ich mein Rindvieh noch ein Mal, nahm Abſchied von den treuen Thieren, nahm den Schlüſſel, ſchloß das Thor auf und leiſe wieder zu, warf den Schlüſſel unten durch in den Hof und — war frei. Freiheit! Freiheit! Du edelſte Gabe Gottes, wie füllteſt du da meine Bruſt mit Wonne! Ich zog einige Mal Athem, gerade als ob die Luft der Freiheit eine andere, reinere wäre — und heida! ging's zum Dorfe hinaus. Mein Seel! ich hab' da weder geländert, noch gefaulenzt. So bin ich nie mehr ausgezogen. Ich meinte immer, ich hörte des Herrchens Flüche und Sophiens Pantöffelchen hinter mir. Da bin ich denn gelaufen wie ein Haſe vor dem Hunde — immer die Moſel hinauf und am Ufer hin. Ich hatte dabei die unendliche Freude, daß die Nachtigallen hüben und drüben jubelten, auch wohl ein Mal eine Wachtel ihr Pickterick rief, und der Hahn die Kette ſeiner zerſtreuten Feldhühner lockte. Dabei rauſchte der Fluß ſo traulich in der Tiefe; hier und dort hörte ich eine Thurmuhr ſchlagen, die Hähne in den Dörfern krähen, die Wonne vergangener Tage zog in meine Seele ein mit allem Reichthume, den ich früher beſeſſen, bei dem freilich wohl der größte fehlte, das Mutterherz und ſeine Liebe.

Es kam mir keine Furcht an. Das mochte aber daher kommen, daß ich die ganze Nacht gebetet hatte, und da mir meine Flucht gelungen war, ſo ſah ich darin, daß ſie Gott billigte.

Als die erſten Lichter des Tages am Himmel aufblitzten, lag ein Städtchen vor mir, eng und ſchmal an das Gebirge gedrängt. Die Hähne krähten, die Hunde bellten; aber noch ſchlief Alles. Raſch hindurch; dachte ich, und that alſo. Alles ſchlief, wie geſagt, nur die Bäcker hatten Licht, und der belebende Duft des friſchen Brodes erreichte meine Naſe. Ich blieb vor einem Hauſe ſtehen und ſog ihn gierig ein; denn ich hatte heftigen Hunger. Jetzt fiel mir's

ſchwer auf's Herz, daß ich mir nicht ein Stück Brod mitgenommen. Geld hatte ich ja nicht. Der Geruch belebte meine Lebensgeiſter. Ich eilte durch das Städtchen durch, ſo ſchnell ich konnte, und war froh, daß mich Niemand wahrgenommen. Am letzten Hauſe lag der Nachtwächter in der lauen Nacht auf einer Bank und ſchlief wie ein Sack. Niemand hatte mich geſehen. Jetzt ſtrengte ich alle meine Kräfte an und lief, was ich laufen konnte, um aus dem Bereiche der Stadt zu kommen. Der Weg führte aufwärts. Ich verließ ihn jedoch, und hielt mich auf einem Fußpfade an der Moſel. Ich mußte ſehr weit gewandert ſein, denn meine Ermüdung war grenzenlos. Mein Hunger ebenſo; aber in den Feldern war noch nichts, womit ich ihn hätte ſtillen können. Zum Glücke war meine Müdigkeit ſo übermäßig groß, daß, als ich in den Weiden am Ufer mich niederſetzte, der Schlaf mich überwältigte und ſich mit wahrhaft bleierner Schwere auf meine Augen legte. Ich vergaß Alles, was mich quälte, ſelbſt den Hunger.

Ich mußte lange geſchlafen haben. Die Bäume hatten lange Schatten gegen Morgen zu, als ich mich aufrichtete; aber ein Hunger quälte mich jetzt, der keiner vernünftigen Vorſtellung würde Raum gegeben haben. Wohin ich aber mein Auge wandte, nirgends erblickte ich einen Kirchthurm oder nur ein Haus. Drüben am andern Ufer der Moſel arbeiteten Leute; aber kein Kahn, keine Ferge war zu ſehen. Was blieb mir alſo anders übrig, als die letzte Kraft anzuſtrengen und weiter zu wandern in die große, unbekannte Welt hinein. So groß war meine Ermattung, daß ich mir aus dem nahen Haſelbuſch einen Stock ſchneiden mußte, auf den ich mich ſtützen konnte. So ſchlockerte ich denn weiter. Das Ufer wurde jetzt felſig. Die Wände des Schiefergeſteins ſtiegen ſteil auf. Da erblickte ich einige Schlehenſtauden und eine Hagedornhecke. Jene trug noch blaue Beeren an einem dürren Aſte, und an dieſer hingen noch einige verſchrumpfte Hagebutten. Mühſelig erbeutete ich ſie. Aber nie hat mir etwas ſo gut geſchmeckt. Ich fühlte mich ſtärker

darauf und schritt kräftiger fürbaß. Als ich um eine Ecke bog, saß ein Handwerksbursche da, der an einem Stücke trockenen Brodes sich labte. Ich blieb wie eingewurzelt stehen, und die ganze Macht des Hungers erwachte wieder; aber bitten konnte ich nicht.

Der Bursche war ein guter Mensch. Er sah mich freundlich an.

„Hast Du Hunger?" fragte er.

Ich nickte stille.

„Komm," sagte er, „ich will mit Dir theilen."

Jetzt, wo ich nach vielen, vielen Jahren dies niederschreibe, ergreift's mich wunderbar. O könnte ich Dir's lohnen, Du armer, treuer Mensch! Gebe Dir Gott einen fröhlichen Tag, wenn Du noch lebst, und vergelte es Dir reichlich im Segen, was Du an mir, dem armen, hungernden Knaben, thatst, der nicht betteln konnte, und schier umkam vor Hunger.

Als ich das Brod so gierig verschlang, sah er mir wehmüthig zu und sagte: „Hast wohl auch seit lange nichts gegessen?"

Jetzt ging mir Mund und Herz auf. Ich erzählte ihm Alles.

„Hast Recht gehabt, durchzubrennen, junges Blut," sagte er. „Du hast ein ehrlich Gemüth. Es wird Dir nicht fehlen; denn der liebe Gott verläßt keinen ehrlichen Deutschen. Mir ist's auch kratzig gegangen," fuhr er gutmüthig plaudernd fort; „aber ich habe allezeit Gott vertraut und war ehrlich und treu. Da ist denn nach dem Regen als immer wieder Sonnenschein gekommen, und ich habe allerdings gute Menschen gefunden."

Das war ein Wort, das in mir durchschlug. Da sprach die Wahrheit der Erfahrung. Ich gelobte ihm, auch, wie er, Gott zu vertrauen und treu und ehrlich zu bleiben, und wir schieden; aber ich sah ihm, dem ich so innig gedankt, lang nach, und als er verschwand, kam es mir vor, als sei das kein rechter Handwerksbursche gewesen, sondern ein Engel Gottes, der mich leiblich und geistig gelabt. Das Herrchen hätte acht Tage mir vorpredigen können, es hätte so nicht gewirkt.

Der Tag neigte sich zum Abende hin, als ich in einiger Entfernung ein Dörfchen vor mir liegen sah. Alle Furcht war aus meiner Seele gescheucht, seit der Bursche mit mir geredet hatte. Der heilige Glaube an die uns geleitenden Engel Gottes war ja wieder in seine vollen wundersam wirkenden Rechte getreten. Eine innere Stimme sagte mir, daß ich dort in dem Dörfchen Brod und Obdach finden würde; denn mein Hunger war noch nicht gestillt. War doch das Stück Brod, das mir der ehrliche Handwerksbursche gab, nicht hinreichend, mich einen ganzen, langen Tag zu sättigen. Buben in meinem Alter haben immer Hunger. Kein Wunder, daß er wieder riesenhaft geworden war. Nun lag das Dörfchen vor mir, wo ich Obdach und Brod zu finden hoffen durfte. Das hob wieder die gesunkenen Lebensgeister.

So bin ich denn frohen Muthes fortgeschritten, bis ich an das erste Haus kam. Haus darf ich es freilich nicht nennen. Es war fast so, wie mein Vaterhaus. Auf dem Strohdach war auch eine so reiche Moossammlung, wie auf dem unsrigen. Wie dort der schöne Nußbaum schützend seine Aeste über das alte grüne Dach hinbreitete, so hier eine ungeheuere Linde, an der gewiß Jahrhunderte mit ihren Stürmen vorübergezogen waren.

Ich stand da im Betrachten dieser Aehnlichkeiten, und ließ die ganze Reihe schmerzlich süßer Erinnerungen an meiner Seele vorübergehen, als eine Frau aus der Hütte trat, welche zwei Wassereimer trug. Ihre Tracht war anders als drunten bei uns an der Untermosel; aber sie hatte die echte Moslergesichtsform, rund und frisch und voll. Sie mochte vierzig Jahre zählen. Aus ihren hellblauen Augen sprach eine so unsägliche Gutmüthigkeit, daß ich schnell ein besonderes Zutrauen zu ihr faßte, und sie würde um ein Nachtlager angeredet haben, hätte sie mich nicht nach einigem beobachtenden Ansehen angeredet.

„Woher kommst Du, Bübchen?“ fragte sie lächelnd.

Ich nannte ohne Rückhalt meinen Geburtsort. Lügen hätte

ich nicht gekonnt, und wenn ich zurück gemußt hätte in meine Zwangsanstalt. Auch hatte ja meine selige Mutter mir immer gesagt, daß das Lügen die Quelle alles Bösen sei.

Sie besah mich wieder eine Weile und seufzte.

„Haben Dich denn Deine Eltern so weit allein gehen lassen?“ fragte sie mich liebreich.

„Ach, ich habe ja keine mehr,“ sagte ich, und ich weiß nicht, wie es kam, daß mir die Thränen in die Augen traten und ich zu weinen anfing. Vielleicht ist zu dem schmerzlichen Bewußtsein, keine Eltern mehr zu haben, und so verlassen in der Welt zu stehen, jenes andere hinzugetreten, daß ich einen mächtigen Appetit fühlte, und nichts hatte, ihn zu stillen, und jenen natürlichen Abscheu vor dem Betteln fühlte.

Schnell setzte die Frau ihre Wassereimer nieder, kam auf mich zu und faßte mich bei der Hand.

„Armes Kind,“ sagte sie, „wo willst du denn hin?“

„Ach, das weiß ich ja selbst nicht,“ schluchzte ich.

„Das weißt Du nicht?“ sagte sie im Tone höchlichen Erstaunens. „Haben sie Dich denn fortgejagt?“

„Ach,“ sagte ich, „ich will Euch das erzählen, wenn — wenn —“ ich stockte.

„Nun, wenn?“ sagte die Frau so überwältigend gutmüthig, daß ich herausplatzte: „wenn Ihr mir etwas Brod geben wollt, ich sterbe sonst vor Hunger.“

Ohne weiter zu fragen, zog sie mich nun in ihr Häuschen und in die Stube hinein, die so klein und so reinlich war, wie einst die meiner lieben Mutter. Hier nöthigte sie mich, niederzusitzen, holte mir Brod, Käse und Milch, und sprach mir zu, mich zu laben. Sie selbst schnitt mir vor, und ohne Scheu begann ich einzuhauen mit einer waren Vertilgungswuth.

Sie sah mir mit thränenfeuchten Augen zu. Als ich endlich

gesättigt war, erzählte ich ihr dann meine Geschichte und meine Absicht, den Spenglersteffen aufzusuchen.

Mit großer Spannung hat sie mir zugehört. Als ich geendet, sagte sie: „Es war unrecht von Dir, dem Pastor durchzugehen, denn er meinte es doch gut mit Dir. Er wollte ja auch einen geistlichen Herrn aus Dir machen."

Das fiel mir auf die Seele. Ich erkannte in dem Augenblicke, daß die gute Frau vollkommen Recht hatte, und Scham und Reue durchzuckten mich zum ersten Male. Ich kam mir in meiner Undankbarkeit recht strafbar vor.

„Aber," fuhr sie fort, „noch thörichter ist es von Dir, den Spenglersteffen aufsuchen zu wollen. Ich kenne ihn wohl: aber der zieht mit dem Frühling weit in das Land hinaus, und Du könntest weit und lange wandern, und ihn am Ende doch nicht finden."

Das war wieder wahr. Wie Schuppen fiel es von meinen Augen. Ach, warum hatte ich das nicht bedacht?

„Du dauerst mich recht, armes Bübchen," fuhr die Frau fort; „und doch hat Dich der liebe Gott recht gut geführt. Mein Mann ist der Kuhhirte hier, Kinder haben wir nicht, und er brauchte doch so einen Läufer bei der Heerde, da er auch Geisen dabei hat, die gerne nebenaus gehen. Du könntest ihm dabei gut dienen wenn Du bei uns bleiben und brav sein willst. Da könntest Du den ganzen Tag im Freien sein, und wärest nicht eingesperrt, wie bei dem alten Herrchen. Willst Du?"

„Ach Gott ja!" rief ich aus, und alle Zentnerlasten, die meine Brust niederdrückten und mir den Athem fast nehmen wollten, fielen plötzlich hinweg. Ich ergriff ihre Hand voll Freude und Dankbarkeit. „Ihr sollt gewiß mit mir zufrieden sein," sagte ich im Tone der festesten Zuversicht, denn es kam aus meiner Seelen Grunde. Nun fühlte ich keine Müdigkeit mehr. Ich warf mein Ränzel auf die Bank, eilte hinaus, nahm die Eimer und schöpfte ihr Wasser. Wie das der Frau wohlgefiel, kann ich gar nicht

ſagen. Ihr Auge leuchtete. Sie mochte denken, ich ſei ihr Kind. Ich half ihr nun in der Küche, im Stalle, und ſie freute ſich meiner Anſtelligkeit und Brauchbarkeit.

Ich hab's hier und überall in meinem Leben erfahren, daß Gefälligkeit und Dienſtfertigkeit ein Schlüſſel zu allen Herzen iſt, den aber die Treue feſt in der Hand halten muß. Läßt die ihn fallen, ſo knappt die Thüre in's Schloß und das Wiederaufmachen iſt eine vergebliche Arbeit.

Endlich kam ihr Mann. Auch einer mit einem offenen, treuen Hunsrückergeſichte. Ich hörte ihm nämlich ſogleich am erſten Worte an, daß er bei Alten-Stimmen zu Hauſe war, von woher öfters Leute an die Moſel kommen, um ihren Flachs zu verkaufen, auch um den reichen Leuten im Herbſte die Trauben leſen zu helfen.

Er machte große Augen, als er mich ſah; aber er wurde gar freundlich und fröhlich, als er hörte, daß ich ſein Läufer ſein wollte. So köſtlich, als ich nun bald darauf auf meinem Boſchen Stroh ſchlief, hab' ich ſpäter niemals wieder geſchlafen. Ich hatte ein Obdach, ein Unterkommen bei guten Menſchen, Brod — was brauchte ich mehr? Und, was noch darüber war, das ſchlug ich eben ſo hoch an, ich konnte mit der Heerde im Freien herum ziehen, und die Vögel pfeifen hören, ihre Neſter aufſuchen; hatte einen ſchönen Hund. O kein König war ſo reich, ſo glücklich, als ich. Ich ſah im Traume meine liebe Mutter, die mir zulächelte; ich ſah Marianen, die mir winkte, und alle Seligkeiten erfüllten meine Bruſt.

Als ich am andern Morgen mit dem erſten Schimmer des Tages munter war, grüßten mich meine neuen Pflegeeltern gar freundlich. Wir ſetzten uns bald zu Tiſche und aßen nach alter guter Sitte unſere Kartoffelſuppe, die Leib und Seele kräftig zuſammenhielt, und darauf gab mir der Hirte das Horn aus Kirſchbaumrinde und ſagte: „Probire mal, ob Du auch blaſen kannſt."

Es ging ſchlecht; allein als er mir den rechten Anſatz des

Mundſtücks zeigte, hatte ich es bald weg, und ging nun in's Dorf und blies zum erſtenmale die Heerde heraus, bewaffnet mit einem Ringelſtocke und einer ſtattlichen Peitſche, deren Stock aus Eichenholz, am Griffe ſchön geſchnitzt und oben zierlich geflochten war, ſo daß dieſer elaſtiſche Stock einen wundervollen Knall bewirkte.

Mir ging ein neues Leben auf. Meine Seele hing von Kindesbeinen an mit Liebe an der Thierwelt. Jetzt war ich recht in meinem Elemente. Wir trieben die kleine Heerde, die zur Hälfte aus muntern Geiſen beſtand, den Berg hinauf auf die Höhe. Dort war ein großes freies Weideland, und ein mächtiger Wald dehnte ſich hinein bis tief in das Land.

Wenn ich nicht die naſchigen Geiſen herbeiholen mußte, übte ich mich auf dem Horne. Derweilen ſchnitzte Caspar, ſo hieß der Hirte, Peitſchenſtiele, Kochlöffel und dergleichen. Das zog mich auch an. Es währte nicht lange, ſo blies ich das Horn ſchöner, wie er, flocht meinen Peitſchenſtiel ſo gut, wie er, und ſchnitzte Kochlöffel, die an Zierlichkeit der Form und Nettigkeit der Arbeit nichts zu wünſchen übrig ließen. Die Schnitzarbeit war mir ja nicht fremd. Ich hatte ſie ja ſchon im Vaterhauſe getrieben, und mein Vater war ein Meiſter darin.

Mittags brachte uns die Mutter unſer Eſſen in den Wald, wo es noch einmal ſo gut mundete, als zu Hauſe in der Stube. Wie lächelte ſie ſo freundlich, wenn ich das Horn ſo ſchön blies! Wie belobte ſie die Beweiſe meiner Schnitzkunſt!

Ich wurde den guten Leuten bald unentbehrlich, und richtete mich empor, wie die Pflanze, die Waſſer bekommt nach großer Dürre. Ich erkannte, daß ich bei dem Spenglerſteffen doch überflüſſig geweſen wäre, da er ein Kindergezappel hatte, wie in einem Ameiſenhauſen. Und doch! — Mariane war meiner Seele einziger Gedanke. War ich doch nicht Paſtor geworden, um ſie heirathen zu können! Aufgeben konnte ich den Gedanken nicht, früher oder ſpäter mit ihnen zu ziehen und ein rechter Spengler zu werden. Als

ich mich den guten Hirtenleuten hingab, hatte ich auch die Condition gestellt, daß ich so lange bei ihnen bleiben wolle, bis mich der Spenglersteffen im Handwerke werde brauchen können, und sie waren auf die Bedingung eingegangen. Jeden Abend, wenn ich heim kam mit der Heerde, ließ ich meine Augen wie Luchsaugen spioniren, ob ich die Spenglersippschaft nicht sehe; aber der Sommer kam und ging hin. Die Schwalben zogen einer schöneren Heimath zu, und Mariane kam nicht. Jetzt war meine Hoffnung aus für dieses Jahr. Stand ich so auf den Kuppen der Berge und ließ die schwermüthigen Töne meines langen Hornes das Echo nachrufen, so meinte ich, Mariane müsse es hören. In jede Modulation legte ich ihren Namen; aber das Echo verhallte wie die Töne, die ich ihm gegeben, und Niemand verstand diese Laute, Niemand als ich selbst in meinem stillen Leid.

Endlich hörte das Hüten auf. Wir blieben daheim im warmen netten Stübchen, und unsere Arbeit war Besenbinden, Kochlöffel, Peitschenstiele und Fliegenwedel schnitzen und Holzkäfige machen. Das Alles war nett und schön, und meine Arbeit fand absonderlichen Beifall und Absatz bei dem Volke. Ich trug das Gefühl in mir, nicht eine Last, wie im Pfarrhofe, sondern jetzt von Nutzen für meinen Brodherrn zu sein, und das gab mir eine rechte Freudigkeit. Ich hatte es aber auch gut. Da die Leute selber keine Kinder hatten, so lag mir die Frau oft an, ganz bei ihnen zu bleiben und ihr Kind zu werden. Aus diesem Anliegen sprach die Liebe der Frau deutlich und klar.

„Sterben wir," sagte sie, „so bist Du unser Erbe, und erhältst das Hirtenamt hier ganz sicher." Es lag etwas ungemein Lockendes in dem Anerbieten; doch — Mariane nahm nur einen Spengler — ich konnte nicht Ja sagen, obgleich es mir wehe that, das gute Weib zu kränken.

Wenn ich so stille arbeitend da saß, kamen mir allerlei Gedanken; nicht gerade fühlte ich Reue, aus dem Kerker des Pfarr-

hofes entflohen zu ſein; aber ich erkannte doch jetzt, daß ich etwas gelernt hatte; denn Caspar konnte weder leſen, noch rechnen, noch ſchreiben. Ich wurde ihm von großem Nutzen bei den Viehhändlern im Dorfe, wo oft die Juden die Leute und ihn abſcheulich betrogen hatten. Ich konnte ihnen auf die Finger ſehen, und that es mit aller Schlauheit, daß ſie mich am Ende in eben dem Grade fürchteten, als die Bauern großen Reſpekt vor meinem Wiſſen und Können gewannen. Dieſe Einſicht ließ mich den Dank nicht vergeſſen, den ich dem alten Herrchen ſchuldig war. Um aber mein Wiſſen zu erweitern, trachtete ich nach einem Rechenbuche. Im Dorfe war kein Schulmeiſter und kein Pfarrer. Die Kinder gingen in eine Schule, die wenigſtens eine gute Stunde entfernt lag.

Es ſtand ſchlecht, ſehr ſchlecht im Dorfe um das Wiſſen der Bauern. Leſen konnten wenige, ſchreiben noch wenigere, und rechnen nur etwa viere. Einer hatte ein Rechenbuch, aber ein geſchriebenes, darinnen gar wunderſame Exempel ſtanden. Eins war, wenn es gerechnet war, ein Seeſchiff mit Segeln und Wimpeln; ein anderes ein Reiter, hoch zu Roß; ein drittes ein Hund, und Gott weiß, was für ſeltſame launige Geſtalten ſie bildeten, indem daran multiplicirt und dividirt wurde. War das Exempel richtig gerechnet, ſo bildete ſich die Figur von ſelber. Es war ein Gut von einem unſchätzbaren Werthe. Ich ließ indeß nicht ab zu bitten, bis mir's der Bauer lieh. Griffel ſchliff ich mir ſelbſt aus dem Thonſchiefer, den ich, weich und zart, längſt entdeckt hatte, und einen Schiefer von dunklerer Färbung fand ich auch, den ich glatt ſchliff und mit Oel tränkte. So war mir geholfen. In jeder freien Minute ſaß ich und rechnete. Ehe der Frühling kam, hatte ich es mit Stumpf und Stiel, mit allen Seeſchiffen, Reitern, Hunden, Meerweibchen und alle den künſtlichen Exempeln durchgerechnet. Als der Bauer, welcher es mir geliehen, meinen Eifer und meine wachſende Kunſt ſah, gab er mir noch ein anderes Gut. Es war ein Buch ſo groß wie die Bibeln, die ich einmal auf dem Beſenverkauf in den Häuſern

der Lutherischen auf dem Ofenbrett stehen gesehen hatte, doch es war keine Bibel, sondern es hieß: **Sebastiani Munsteri Cosmographia**, das ist Weltbeschreibung. Bei allen erheblichen Gegenständen waren Abbildungen, die gar lieblich anzusehen waren. Da fing ich dann an zu lesen und es ging mir eine neue Welt auf. Alle Länder, Städte, Menschen, Thiere und Pflanzen der Welt, so sie merkwürdig waren, standen da beschrieben, und viel wunderbare Mähren von Völkern in Asien und Afrika, die auf einem Beine gehen, nur Ein Auge, und dies im Magen haben, und dergleichen mehr. Ich las meinen Pflegeeltern vor, und ihre Theilnahme und Neugierde wuchs in dem Grade, daß ich Abends oft bis zwölf Uhr vorlas und nun von aller Abendarbeit freigesprochen wurde.

Es liegt klar am Tage, daß ich an Einsicht zunahm; aber mein Sinn fing auch an, eine andere Richtung zu nehmen. Meine Einbildungskraft malte mir die Bilder der fernen Welt mit allem Zauber aus, und oft ergriff mich eine wahre Sehnsucht dorthin zu wandern, wo solche Wunder zu Hause seien.

Lehrreich und für mich höchst angenehm ging der Winter herum. Mit dem Frühlinge zogen wir wieder hinaus zu Berg und Wald. Im Pfarrhofe war mir das Eingesperrtsein ein Gräuel aller Gräuel. Im Hirtenhause blieb ich freiwillig zu Hause und arbeitete und lernte freudiglich, ohne an Schlittenbahn, Schleifen, Meisenfangen und Schneeballwerfen zu denken. So ist der Mensch! Schon im Knaben das ewig sich wiederholende Spiel des Lebens. Das „Muß" ist überall ein bitteres Kraut und eine herbe Speise. Thut man dasselbe freiwillig, so ist's eine Lust.

Es war mir gar gut gegangen im Hirtenhause. Es war ein so stilles Leben darin, daß man keinen Ton hörte, als das Spinnrad und die Laute unserer Arbeit. Kein Fluch, kein böses Wort; aber zum Beten hielten sie mich an, weil wir selten in eine Messe kamen. Unser Tisch war reichlich mit Kartoffeln besetzt und mit dicker Milch. Das war ein fürstlich Essen. Bald hätte ich aber

noch Eins vergessen. Caspar war ein wackerer Fischer. Auch ich übte ja längst diese Kunst, und manchen Moselbarben, manche schöne Schleihe und Weißfische fing ich für unseren Tisch, und die Mutter verstand sie köstlich zu backen. Auf der Haide standen viele Wachholderstauden, und Schaaren schöner fetter Krammetsvögel saßen da im Herbste. Ich schlug Caspar vor, einen Herd zu errichten im nächsten Sommer. Da ließe sich etwas Erkleckliches verdienen. Das leuchtete ihm ein. Ohne Säumen wurde nun im Frühling schon die Vorkehrung getroffen. Ich ging einige Stunden weit, wo ein Herd war, besah mir die Art der Einrichtung, kaufte ein Netz, und nun wurde in den Ruhestunden des Sommers der Bau vollendet. Damals war's noch nicht im Trierer Lande wie heutzutage. Es durfte, so zu sagen, Jeder machen, was er wollte. Die Förster waren selten, die den Leuten das Holzholen vergällten, und die Waldfrevel führten nicht in Numero Sicher, wie sie das Gefängniß nannten. Nur das Wild mußte man in Ruhe lassen von wegen der geistlichen Herren. Niemand hinderte uns in unserer Arbeit, und sie gelang. Ich sah einer neuen Lust entgegen für den trüben nebeligen Herbst und einen Förster hatte ich nicht zu fürchten.

Auch im Laufe dieses Sommers kam der Spenglerstessen nicht. Allmälig zog da ein tiefes Weh in meine Seele ein. Die Töne meines Hornes wurden klagender. Waren sie gestorben oder zogen sie nicht mehr umher? Lebte meine Mariane noch? Dachte sie noch an mich? Solche Fragen bestürmten mich, und jede Antwort fehlte. Nur in meinen Träumen sah ich sie blühend, wie die junge Rose; aber immer nur als Kind, wie ich sie zuletzt gesehen. Ich vergaß, daß nun schon eine geraume Zeit dazwischen lag; daß ich selbst herangewachsen war, und daß ich in meinem weißen linnenen Rocke, mit blauem Tuche die Nähte und den Kragen verziert, mit den blau eingefaßten Aufschlagklappen und dem breitkrempigen, hinten spitz aufgebundenen Hute ein gar stattlicher Drellläufer geworden war. Was half aber alle meine Sehnsucht, all' mein heißes Hoffen? Sie kam

nicht. Die Monate zogen vorüber im stillen Einerlei des Hirtenlebens; die Saaten reiften; die Weinlese kam; der Wind pfiff kalt über die Kämme des Gebirgs, die Heerden blieben daheim. Der Krammetsvogel kam in Zügen auf den Wachholder — aber Mariane kam nicht.

So war es denn schon tiefer Herbst geworden, und der Schnee kämpfte mit dem Regen um die Herrschaft. Ueber die grau werdenden Triften peitschte der Sturm die gelbenden Blätter der Bäume und raſete in den Wipfeln der alten Eichen im Walde. Die Kraniche zogen in ihren scharfen Linien und Dreiecken mit den Schneegänsen am Himmel hin, und Raben und Dohlen trillten sich krächzend in dem wirbelnden Winde. Das war eine Musik, die zu der Stimmung meiner Seele paßte, wenn ich in dem Vogelherde saß, und den Krammetsvögeln auflauerte.

Er lag am Saume des Hochwaldes. Vor ihm dehnte sich eine weite Haideſläche aus, auf der Wachholder in Menge wuchs — jenseits derselben lag wieder im weiten Bogen der Eichenwald. Zur Seite, und zwar links von dem Herde, etwa in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten, zog eine alte Heerstraße hin, auf der freilich kein reger Verkehr stattfand; denn sie war so sehr ausgefahren, daß jedes Gefährte rettungslos seinem Verderben entgegen ging, welches es gewagt hätte, d'rauf fahren zu wollen. Sie beeinträchtigte also meinen Fang nicht, obwohl, ich muß es bekennen, hundertmal in meiner Einsamkeit, in der ich mich nicht rühren durfte, mein Auge durch das kleine viereckige Loch nach ihr hinflog, weil ich immer meinte — daher müsse — Mariane kommen. Der Herd war in die Erde gegraben, hatte eine kleine Holzbank zum Sitzen, und war oben mit Rasen sorgfältig überdeckt. Raum hatte er nur für eine Person. Von außen konnte man ihn kaum wahrnehmen. Vor diesem Standpunkte lag das Netz, saßen die Lockvögel und lagen die Leckerbissen der Vögel, die köſtlich duftenden schwarzen Wachholderbeeren in den schönsten Aeſchen, untermischt

mit glühendrothen, hellleuchtenden Vogelbeeren in dicken Hängeln. In dem kleinen Raume war es warm und behaglich, wenn auch draußen ein schneidender Nord über die Haide pfiff.

Schönes Wetter im Spätherbst und alter Weiber Tänze währen selten lange, dachte ich, als ich eines Morgens nach dem Herde eilte und die Sonne eben an dem klaren Himmel heraufblitzte. Von ferne hörte ich schon den eigenthümlichen Ruf der Krammetsvögel. Schnell band ich meinen Lockvogel fest und schlüpfte in meinen Versteck, und ehe eine Viertelstunde verging, hatte ich zwanzig Stück gefangen. Es war an diesem Morgen, als sollte mein ganzer Herd voll werden; denn Zug auf Zug kam und füllte das Netz. Einen reichlicheren Fang hatte ich noch nicht gemacht, und noch immer kamen neue Schaaren.

Als ich nun so da saß fröhlichen Herzens, blickte ich hinaus durch das kleine Fensterlein, und ein seltsam Gefühl durchzuckte mich. Daher kam der bekannte wohlbeladene Esel, und neben ihm mit dem wohlbekannten, länglich viereckten Kasten eine Gestalt, die der des Spenglersteffen auf's Haar glich. Jetzt trat auch hinter der Waldecke die Mutter hervor, mit dem kleinen Kinde auf dem Arm, und das kleine Heer der übrigen Knaben, und zuletzt die schlank aufgeschossene Gestalt eines Mädchens, die ging, als berührte sie den Boden nicht.

Wie mir das Herz pochte, kann ich Niemand sagen. Es drohte die Brust zu zersprengen. Ich vermochte mich fast nicht zu rühren. Eine seltsame Bangigkeit durchzog mein Wesen. Doch lange währte das nicht. Die Freude übermannte jedes andere Gefühl. Ich zog mein Netz zu, in dem wieder ein tüchtiger Flug zappelte und schrie, und rannte auf die Gruppe zu.

Der Steffen sah mich zuerst und erkannte mich auf den ersten Blick.

„Friedel!" rief er, „armer Friedel, lebst Du noch? Wie ist Dir's ergangen, seit wir uns nicht mehr sahen?"

Jetzt kam die Mutter. In ihren Augen glänzten helle Thränen,

als sie mir die Hand drückte. Dies geschah aber mit einer so wohlthuenden Wärme, daß es mich tief ergriff. Alle Knaben nannten herzu und begrüßten mich — nur sie nicht, sie, an der meine Seele hing und mein Auge. Ach, wie war sie so schön geworden! Doch in der Knospe war schon die Rose zu ahnen; schon als Kind war sie ein kleiner Engel, weit schöner als die, welche in unserer Kirche auf dem Altar saßen und Posaunen bliesen, aber jetzt war sie eine werdende Jungfrau in all dem wundersamen Schmelz einer seltenen Schönheit, schlank wie eine Pappel gewachsen; ihr Auge so groß und feurig, ihre Wangen so rosig, ihr Mund so küßlich, ihr Haar so reich, voll und glänzend, ihre Haut, trotz des schwarzen Haares, weiß, wie blendender Schnee, auf den die Strahlen der Morgensonne fallen.

Endlich hatten mich alle Glieder der Familie bewillkommnet. Nur sie stand und drehte den Zipfel ihrer Schürze spitz zu und sah unter sich, über und über von flammendem Roth übergossen.

Die Mutter bemerkte es und rief lachend: „Mariane, kennst Du denn Deinen lieben Friedel nicht mehr, oder willst Du ihn nicht kennen?“

Das Wort sagte mir viel. Ich konnte mich plötzlich nicht mehr halten und ging auf sie zu.

Da schlug sie das Auge auf. Es war wie eine strahlende Sonne. Sie lächelte, und dies Lächeln bezauberte mich.

„Guten Morgen, Friedel,“ flüsterte sie so leise, daß ich es nur hören konnte, aber mit einem so seelenvollen, wonnigen Tone, daß mir beinah das Herz aus der Brust hüpfen wollte vor Luft und Wonne. Sie reichte mir die kleine, schöne Hand, die ich im Uebermaße meines Entzückens so hart drückte, daß sie zuckte.

„Was treibst Du hier?“ fragte mich Steffen. Ich mußte erzählen. Bis zu meiner Flucht kannten sie meine Geschichte genau; denn sie kamen von meinem Geburtsorte her.

„Aber hier auf der Landstraße zu stehen, behagt mir nicht son-

herrlich," sagte Steffen. „Wir wollen in den Wald und uns Kaffee kochen."

Ich wußte nahe ein Plätzchen, wo es sich lagern ließ. Dorthin führte ich sie, und eilte dann zu meinem Herde. Mein überreicher Fang ließ es mir zu, sie alle würdig zu traktiren. Die Witterung blieb schön, und die Sonne schien für den späten Herbst noch recht warm.

Es war eine Lust zu sehen, wie nun die Vögel gerupft wurden. Alles half, und bald genug war eine hinlängliche Zahl fertig, die bald in der Pfanne schmorten. Holz aber mußte gesucht werden. Mariane und ich fanden uns bald, und jetzt, wo es Niemand sehen konnte, war die Sache anders.

„Wie bist Du so schön geworden!" sagte ich mit leuchtenden Blicken und pochendem Herzen.

„Und Du bist auch ein bildschöner Bub!" lächelte sie, und die strahlenden Augen brannten in die Seele hinein bis auf den Grund.

„Aber Du mußt mit uns gehen, und ein Spengler werden," sagte sie und sah mich schalkig an. „Weißt Du's noch?"

Wohl wußte ich's noch, und sagte freudig ja.

Sie klatschte in die Hände vor Lust.

Wir plauderten uns wieder in die schönen Kindertage hinein. Holz wurde wenig gesammelt, bis wir merkten, daß es Zeit sei.

„Komm," sagte sie, mich am Aermel zupfend, „sonst necken sie uns."

Nun wurde eilfertig das Versäumte nachgeholt, und bald waren wir, reich beladen, bei dem Lager, wo die Vögel unserer warteten und der duftige Kaffee, den ich so lange nicht getrunken, denn so weit war die Weltbildung bei meinen guten Pflegeeltern noch nicht vorgedrungen, daß sie dies damals noch so vornehme Getränke gekannt hätten. Bei Steffen war's anders; die kamen mit Städten in Verkehr und lernten es frühe schon kennen und lieben. Bei

ihnen ging's von Hand zu Munde, das sah ich leider später wohl ein und das „gute Leben" trug viel Schuld an ihrer Armuth. Es ist so die Art vieler armen Leute, daß sie gar nicht vorausdenken, nicht an böse Tage, nicht an Krankheit, nicht an das Alter. Nur in den Tag hinein leben sie. Gutes Essen, gutes Trinken ist ihre Lust, ihr Glück, ihr Alles. Haben sie Geld, so wird's vergessen und vertrunken; haben sie keins, so wird gedarbt und darin liegt der vollwichtige Grund ihres Elendes in kranken Tagen und im Alter. Ach, wie oft hab' ich in spätern Tagen das meinen Leuten gesagt; aber es war bei Spenglersteffens so tief in's Fleisch gewachsen, daß es eine unsägliche Mühe kostete, sie von dem Vortheile zu überzeugen. Das Mäulchen gewöhnt sich gar leicht und gerne an das sogenannte „Schnuckeln" und dieser böse Geist ist so schwer auszutreiben, als der der Faulheit, der Unsauberkeit und des Trinkens. Ein Trinker war nun eben der Spenglersteffen nicht, das heißt, Wein und Branntwein wurde nicht getrunken, aber der Kaffee kostete erstaunlich viel und hielt nicht wider, während eine nahrhafte Suppe unendlich mehr werth war, wie ich aus Erfahrung wußte.

In unserer Abwesenheit schien zwischen Steffen und seiner Frau auch eine wichtige Berathung an's Ziel gelangt zu sein; denn Steffen hob, während er mit seinen Zähnen die Knochen der Vögel mit Behagen zermalmte, an:

„Wie steht's denn nun mit uns, Friedel?"

„Wie denn so?" fragte ich, ahnend, daß es auf meine Zukunft Bezug haben würde.

„Ei, Du wolltest ja, wie wir in deinem Dorfe gehört, zu uns und mit uns ziehen, um ein Spengler zu werden. Bist Du noch der Meinung?"

„Gewiß!" sagte ich freudig, und mein Blick flog zu Marianen, die mir froh zunickte. „Hirte mag ich nicht bleiben. Wenn Ihr mich wollt, so will ich Euer Kind sein, treu und gehorsam und fleißig arbeiten."

„Schön!“ ſagte er, indeß die Mutter mich mit Wohlwollen betrachtete. „Kannſt Du aber auch ſo los, wie Du willſt?“

„Ich hab's ja meinen guten Pflegeeltern geſagt,“ erwiederte ich, „daß ich, wie ihr kämet, mit Euch ziehen wollte. Waret Ihr denn nicht im Dorfe?“

„Nein,“ ſagte er, „es iſt zu klein; man verdient da nichts.“

„So?“ dehnte ich, die Bauern waren doch ſo gar arm nicht. „Der Winter iſt vor der Thür,“ ſagte ich, „ſo werden ſie mich ſchon fort laſſen.“

„Ich will Dir Etwas ſagen,“ bemerkte Steffen. „Du kannſt es mit ihnen heute Abend ausmachen. Wir ziehen jetzt in das Dorf hinter dem Walde. Da bleiben wir zwei Tage. Du weißt alſo, wo Du uns finden kannſt. Kommſt Du, ſo biſt Du uns willkommen und ſollſt ein Spengler werden, daß es eine Art hat. Kommſt Du nicht, ſo iſt's für dieſes Mal nichts.“

Nun war dieſe Verhandlung zu Ende. Der Kaffee wurde getrunken. Ich erzählte meine Erlebniſſe, und nach etwa einer Stunde, der glücklichſten ſeit Jahren, zogen ſie von dannen.

„Komm morgen früh ſchon,“ flüſterte mir Mariane zu.

So lange ich ſie ſehen konnte, hing mein trunkener Blick an der leicht dahin ſchwebenden Geſtalt. Oft ſah ſie zurück, und alle Mal grüßte ſie mit der Hand nach mir.

Endlich entzog ſie mir der Wald, und ich ging in meinen Herd um den Reſt meiner Vögel heim zu tragen, der immer noch für einen überreichen Fang gelten konnte.

Wie ein Träumender kam ich heim. Die gute Mutter bemerkte ſogleich die veränderte Stimmung.

„Du warſt heute ſo glücklich im Fange, und biſt doch nicht froh? Wie iſt das Friedel?“ fragte die Mutter.

Wirklich war es ſo. Es fing mir an unendlich leid zu thun, daß ich ſie durch mein Scheiden betrüben ſollte; denn daß ſie das

sehr betrüben würde, wußte ich. Sie hatten mich ja lieb, und hielten mich, wie ihr eigen Kind.

„Was ist Dir denn begegnet, Friedelchen?" hob Caspar endlich an, „so rede doch!"

„Ach," sagte ich kleinlaut, „ich habe den Spenglersteffen getroffen, und nun muß ich morgen frühe fort von hier."

Die Mutter erbleichte wie eine Leiche. Ihre Hände sanken in den Schooß, wie wenn sie gelähmt wären, und Caspar ließ einen Hängel Vogelbeeren auf die Erde fallen, die er eben zusammen binden wollte.

Sie saßen lange Zeit stumm da. Aus den lieben, treuen Augen der Mutter rannen große Thränen.

Mir wurde auch das Herz weich. Ich saß stille da.

„Ach," sprach die Mutter, „ich dachte, wir hätten einen Sohn an Dir, und Du übernähmest einmal später den Dienst. Dann blieben wir bei einander, und Du drücktest uns einst die Augen zu."

Sie sprach diese Worte unter fast lautem Weinen.

Wie mir's um's Herz war, kann ich kaum sagen.

Caspar sagte: „Bleib' bei uns, Friedel! Es thut mir und meiner Frau gar leid, wenn Du weggehst. Wir meinen es so gut mit Dir. Wir nehmen Dich zum Kind an. Du erbst unser Häuschen. Ein gewichster Bursche bist Du, und es wird Dir nicht fehlen, daß Du eine reiche Frau kriegst. Dann bist Du ein behaltener Mann."

„Bleib' bei uns!" bat die Mutter, „dann habe ich doch einen guten Sohn in unserm nahen Alter."

Das war ein Kampf in mir, so schwer, wie ich noch keinen gekämpft; aber dort stand Mariane mit ihren leuchtenden Augen und ihrem Lächeln, das einen Löwen hätte kirre machen können. Sie wollte ja meine Frau werden, eine andere begehrte ich nicht. Und Spengler werden, das war ja meine einzige Freude, seit ich mir klar bewußt worden war. Das entschied. Ich dankte innig

für ihre Liebe: sprach aber auf's Entschiedenste meine Neigung zum Spenglerhandwerk aus. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden, sagte immer mein Vater. Und ein Spengler ist doch etwas Anderes, als ein Schneider.

Dem konnte selbst Caspar nicht widersprechen.

Der Abend war traurig. Wohl dampften gar köstlich die Kartoffeln auf dem schneeweißen Tischtuche; wohl lockte die mattige Milch in der Schüssel, aber die Eßlust fehlte uns Allen, und die Mutter weinte immerfort. Ich hörte sie selbst in der Nacht noch schluchzen, und manchmal wollte ich wankend werden. Im Traume aber stand das schöne Mädchen vor mir und winkte, und — am andern Morgen riß ich mich unter Thränen los und schied.

Segenswünsche begleiteten mich, so treu, wie sie je aus einem Vater- und Mutterherzen kamen.

Als ich oben auf dem Bergkamme stand, sah ich noch ein Mal zurück. Alles, was sie mir Liebes und Gutes erwiesen hatten, das kam mir jetzt wieder in das Gedächtniß. Ich habe mich setzen und mich recht ausweinen müssen, und mir kam eine recht lebendige Reue an. Ich war auf dem Sprunge zurückzukehren, als ich plötzlich ein Kichern hinter mir hörte, und rasch umsehend, Marianen erblickte, die ihre Hand nach mir ausstreckte.

„Siehst Du, wie lieb ich Dich habe," rief sie aus. „Da bin ich die halbe Stunde hierher gelaufen, Dir entgegen. Aber ich glaube gar Du weinst? Geh! Ist das Deine Liebe zu mir, daß es Dir Thränen kostet, Dich loszureißen von Deinem garstigen Hirtenhut? Oder hast Du einen Schatz da drunten in dem Dorfe, der Dir so an das Herz gewachsen ist, daß Du nicht von ihm scheiden kannst?" So plauderte sie schmollend mit mir.

Ich hatte ihre Hand ergriffen und zog sie zu mir, und der erste Kuß brannte auf ihren frischen Lippen. „Wie magst Du so nur reden?" sagte ich. „Du weißt nicht, wie gut der Caspar und seine Frau gegen mich armen Verlassenen waren. Sie hatten

mich lieb, wie ihr eigen Kind. Ist das Unrecht, wenn ich da aus Liebe und Dankbarkeit weine, wo ich für immer von ihnen scheide?"

„Ist's so," sagte sie, „so sei mir wieder gut. Nein, das nehm' ich Dir nicht übel, und das ist auch recht schön und brav von Dir. Sieh, ich dachte, Du hättest eine Andere lieb gehabt, und das wurmte mich: denn ich habe nur Dich lieb, und Dich allein in der Welt."

Und nun schlang sie die Arme um meinen Hals und legte ihre rosige Wange wieder an die meinige.

„So hast Du also auch an mich gedacht?",

„Was? Friedel! An dich gedacht? Alle Tage, ja, was sag' ich, alle Stunden bisher. Und wie hab' ich geweint, als wir in Deinem Dorfe waren und das Haus leer und ausgestorben fanden! Wir hörten, wie es Deinen armen Eltern und Dir ergangen. Du kannst Dir gar nicht denken, wie traurig wir waren, und selbst mein Vater weinte, und den hab' ich noch mein Lebtag keine Thräne vergießen sehen. Daß Du bei dem alten Griesgram von Pastor nicht bliebst, war ganz recht so. Hätt' ich nur gewußt, wo Du wärest. Doch da war kein Mensch, der es mir sagen konnte, und sie meinten, Du seiest aus Herzeleid in die Mosel gelaufen. Ach, da hab' ich mehr Thränen vergossen, als Du glauben kannst."

„Narr, sagte die Mutter zu mir, meinst Du der Friedel sei so dumm? Da dachte ich auch, nein, er wollte ja ein Spengler werden und — und —" sie stockte und wurde roth.

„Und?" fragte ich, mich seliglich freuend an dem lieben Geplauder.

„Ach, Du garstiger Bub," schmollte sie schalkig lachend — „Du weißt es ja, was brauch ich Dir's denn noch erst zu sagen? —"

„Dein Mann? nicht wahr, Marianchen? Nicht wahr?"

Sie barg ihre erglühenden Wangen in den Händen, und sagte

dann plötzlich ernst werdend: „Wir wollen jetzt verständig sein und keine Kindereien plaudern. Auch ist es Zeit, daß wir gehen, sonst merken sie's, daß ich Dir entgegen ging. Ich sollte in's Dorf gehen und nach Arbeit fragen. Da schlich ich mich hinten heraus und lief mich außer Athem, denn ich wußte wohl, daß Du kommen würdest."

Sie zog mich jetzt fort, und wir liefen, was wir laufen konnten, um die versäumte Zeit wieder einzuholen. Erst als wir das Dorf vor uns sahen, gingen wir langsam und waren bald wieder in unserm Plaudern.

„Ich kann mir's recht gut denken," hob sie an, „daß Du vorhin weintest, da du die Hirtenleute so gern hattest, und sie es auch so gut mit Dir meinten. Ich glaube ich wäre geblieben!" Sie sah mich schalkig von der Seite an.

„Du, wenn ich Dich erwartet hätte, wärest geblieben?" sagte ich, indem ich mich böse stellte. „So will ich lieber gleich zurück."

„Sei kein Narr, Friedel," rief sie lachend. „Nein, ich sage Dir, Ketten und Banden hätten mich nicht halten können."

Ich wollte sie küssen, aber sie lief mir durch. Nun galt's ein Haschen; aber fange Einer das flüchtige Reh!

Wir waren nun ganz nahe an's Dorf gekommen. Sie hatte einen weiten Vorsprung vor mir und blieb stehen mich zu erwarten.

„Sei jetzt ordentlich, Friedel," sagte sie ernst. „Du gehst hier hinein, und ich laufe um's Dorf herum und komme oben herunter. So merken sie nichts. Du findest sie unter dem Rathhause, wo der Vorsprung Schutz bietet, hinter der alten Linde. Adieu!" — Und husch! wie ein Gedanke flog sie dahin und war verschwunden. Ich aber ging selig in's Dorf hinein, fragte nach dem Spenglerstoffen, und fand bald die lustige Behausung, wo sie ihre Wohnstätte aufgeschlagen hatten.

Ein lauter und allgemeiner Jubel begrüßte mich; nur der Peter, der älteste der Buben, und fast so alt als ich, machte ein

ärgerlich und trotziges Gesicht. Desto freundlicher waren Vater und Mutter und die kleineren Buben gegen mich.

„Wo ist denn die Mariane?“ fragte die Mutter, weil sie sich an ihrer Freude wohl selber erfreuen mochte. Ich schwieg, wie ein Weißfisch in der Mosel, und dachte, wartet's nur ab, sie wird schon kommen.

Und wirklich kam sie alsbald, beladen mit zerbrochenen Gießkannen, und einer Menge Geräthe kleinerer Art, die sie zusammengetragen, und die nun bei dem Vater ihre Herstellung finden sollten.

Sie stellte sich, als hätte sie mich noch gar nicht gesehen, reichte mir die Hand und blinzte mit den Augen.

Ich verbiß das Lachen und bot ihr die Hand und guten Morgen dazu.

Wie das so ruhig und so kühl ging, und die Mutter unsere vom Laufen erhitzten Köpfe betrachtete, mochten ihr wohl Zweifel ankommen. Ja, ich glaube, sie hatte die ganze Geschichte weg; denn sie lachte in sich hinein, und sagte zu Marianen:

„Du mußt doch erstaunlich lange geplaudert haben, da Du nach der Dorfuhr gut anderthalb Stunden weg warst! Auch ist es seltsam, daß Du und der Friedel so vom Laufen erhitzt seid, und doch ist die Hitze nicht gar sehr groß heute.“

Mariane wurde roth bis hinter die Ohren. Sie stotterte allerlei abgebrochene Worte von schönen Kindern daher, die sie gehalten und mit denen sie gekost, absonderlich sagte sie, sie habe das Kind des Niklas herumgetragen.

„Ach, das muß lange her sein,“ sprach schelmisch lachend die Mutter; „denn vor einer halben Stunde war ich dort, und fand den armen Wurm seit acht Tagen krank.“

Mariane wandte sich voll Scham ab, weil sie gelogen, und weil die Mutter ihr in die Karte geguckt hatte; ich aber nickte ihr zu, und wir verstanden uns vollkommen.

Ich wurde nun sogleich angewiesen, von einem Rumpfe einer

alten Gießkanne ein Stück abzuschneiden, das auf das Loch einer andern alten Kanne paßte. Um ihm das Ansehen eines neuen Stückes zu geben, mußte ich es mit einem stumpfen Messer so lange schaben, bis es so blank war, als sei es ganz neu, wofür es dann auch natürlich bezahlt werden mußte.

„Jedes Handwerk," hob Steffen sehr ernst seinen Unterricht an, „hat so seine Wissenschaft. Man müßte erstaunlich viel neue Blechtafeln kaufen und zerschneiden, wenn man auf alle die Löcher in den alten Geräthe neue Stücke flicken wollte. Da schneidet man sich denn die besten alten Stücke ab, reibt sie mit dem stumpfen Kneip so lange ab, bis sie wie neu glänzen, und dann thun sie die Dienste eines neuen. Das dürfen freilich die Bauern nicht merken, haben's auch nicht nöthig. Siehst Du, meine Mutter war aus Kempfeld zu Haus, die sagte als immer: Die Leute brauchen nicht Alles haarklein zu wissen! So sage ich in diesem Falle auch. Damit Du aber alsbald noch einen andern Vortheil Dir zu eigen machest, so gib fein Acht. Es werden nun bald einige Bauern kommen, die neue Löffel aus alten wollen gegossen haben. Ich stelle den Tiegel auf das Kohlenfeuer und Du setzest Dich neben mich, drückst den Blasebalg mit der einen, der linken Hand nämlich, und mit der rechten nimmst Du dies kleine, hohle Löffelchen und siehst scharf in den Tiegel. Alsbald setzt sich oben auf die Fläche des zusammengeschmolzenen Zinnes eine röthlich-bläulich-gelbliche Haut, wie sich der Rahm dort auf der Mutter ihrem Milchtopfe aufsetzt. Sobald Du dies Häutchen siehst, fährst Du mit dem umgekehrten Löffel darüber hin und scharrest es herunter. Bist Du dumm, so scharrst Du eben nur das Unreine ab, welches sich vom Zinne absondert; bist Du aber klug, so drückst Du den Löffel etwas tiefer in das Zinn und scharrst so auch etwas gutes Zinn mit. Das ist, was bei Deinem seligen Vater die Hölle war. Abends holt man es heraus, oder auch am Tage, wenn Niemand da ist, legt's nochmal in den Schmelztiegel und reinigt es, wo es sich dann

leichtlich findet, daß man Zinn für einen halben, ganzen, ja anderthalb und zwei Löffel gewonnen hat. Bleibt überdies so viel Zinn übrig, daß es keinen Löffel mehr für den Bauer gibt, so sagt man leichthin: „Das ist Abnutzen für den Spengler!“ und gießt es auf die Eisenstange in die Länge. Das nennt man Spenglerlatein! Verstanden?“ —

Obwohl mir dies Latein nicht recht behagte, so mußte ich jedoch schweigen und nickend bejahen. Wirklich kam bald darauf ein Bauer mit alten Löffeln. Nun galt's, die Lehre anwenden. Die Buben lachten tückisch und meinten, ich würde meine Probe schlecht bestehen und eine Ohrfeige in Empfang nehmen; allein da hatten sich die Rangen geirrt. Ich hatte meine Lehre gut gefaßt, und wie auch das scharfe Auge des Meisters sich anstrengte, einen Fehler machte ich nicht, und als der Bauer fort war, lag ein artig Knöllchen Zinn im Kohlenbecken, und ich wurde weidlich gelobt. Auch mein Blechstück war gut geschnitten, gut geputzt, und erntete ebenfalls Lob.

„Du hast Geschick,“ sagte der Spenglersteffen, „und gibst Hoffnung, daß Du ein Prachtkerl von Spengler wirst.“

Ich wurde nun mehr und mehr eingeweiht in die edle Wissenschaft des Spenglerhandwerks. Schon am dritten Tage meiner Lehrzeit konnte ich den Löthkolben führen und gebrauchen, konnte Löffel poliren, Löffel gießen, kurz meine Fähigkeit für das edle Handwerk war entschieden. Von dem eroberten Zinne gossen wir nun Löffel, Salzkannen, Leuchter und Oellampen. Die bekam ich mit genauester Preisbestimmung in einen weiten, an einem breiten Riemen hängenden Tragkorb, und mußte sie verkaufen. Auch diese Probe lief gut ab; indessen wurde das Wetter wieder übler, und wir zogen, ohne uns aufzuhalten, unserer Heimath zu, die aber nicht an der Mosel lag, wie ich gemeint, sondern droben an der Saar, und nicht weit von der Festung Saarlouis.

Es war ein weiter Weg. Ich hatte tüchtig zu tragen, aber das Alles wurde aufgewogen durch das Glück, dessen ich alle Tage

genoß. Mariane ging ſtets neben mir her und plauderte unaufhörlich und ſo allerliebſt, daß ich vom Wege kam, und nicht wußte wie.

Allmälig aber wurde das Land rauher und unfreundlicher, das ſchöne Moſelthal lag nun ſchon hinter uns. Und eines Abends ſahen wir im Lichte der ſinkenden Abendſonne ein blutarmes Dörflein vor uns, deſſen Ausſehen noch ärmer war, als das meines Geburtsortes an der Untermoſel. Ich glaubte wir blieben blos da über Nacht; aber als wir vor einer unendlich dürftigen Hütte anhielten, ſagte die Mutter: „Gottlob, wir ſind zu Hauſe!“

5.

Jo, ſell' ſag i, Bettelleut' hon's gut,
hon's gut!
Jo, ſell' ſag i, Bettelleut' hon's gut.
Pfälziſches Volkslied.

Sorgen oder Noth, das hab' ich gar oft in meinem Leben gefunden, ſind die Plagegeiſter der Reichen; aber Noth ohne Sorgen, das iſt das Gut der Armuth gar häufig in der Welt. Oft wird aber ihrem Leichtſinn raſch der Stab gebrochen. O ſagt, was ſollte aus ihnen werden, wenn ſie tiefer fühlten? Wenn ſie ſich dem Drucke ihrer Noth ganz hingäben? Würde ſie ſie nicht erdrücken, zermalmen? — Nein, es iſt ein beneidenswerthes Glück, es iſt eine Wohlthat des Himmels. Das hab' ich recht in meinem Leben im Hauſe des Spenglerſteffen bewährt gefunden. Der Verzweiflung hätte ſie ſich hingeben müſſen, dieſe arme Familie, welcher oft das Nothwendigſte, das Brod, die Kartoffeln, fehlte, wenn nicht ihr leichter Sinn ſie über alle die kummervollen Zuſtände hinausgehoben hätte. Mir freilich gefiel das nicht. Ich war an ein ernſteres Anſchauen des Lebens gewöhnt; allein das Beiſpiel iſt eine fortreißende Macht.

Wer sich ein Bild von Armuth entwerfen wollte, der mußte diese Gegend, dies Dorf, und in diesem Dorfe unsere Hütte ansehen. Ein unfruchtbareres Land hab' ich meines Lebtage nicht mehr gesehen. Das Land war sumpfig und schwer. Es lohnte nur kärglich die Arbeit des Bebauers. Die Kartoffel selbst, die sich doch an jeden Himmelsstrich, an jede Erdart gewöhnt, gedieh nur schlecht und außerdem war Hafer und Haidekorn das, was das Feld trug. Korn wurde zwar gebaut, aber doch bei Weitem nicht zulänglich; auch wurde es kaum halb so hoch, als wo ich zu Hause war und im Moselthal überhaupt, das gegen diese Gegend ein wahres Paradies war. Die Häuser sind einstöckig, die Dächer, von faulem Stroh, reichen fast bis zur Erde; die Stuben sind eng, niedrig, finster; denn das, was wir an der Mosel Fenster nennen, sieht man höchstens an der Kirche; in den Häusern sind es kleine Löcher mit runden, blinden Scheiben, und wo sie fehlen, füllen Bündel Lumpen oder vorgeklebtes Papier die Stelle aus. Das ist das Bild der neuen Heimath, in die ich versetzt war. Als wir in das Stübchen eintraten, in dem ein kleiner Ofen stand, auf und in dem auch gekocht werden sollte, überlief es mich eiskalt. Ich war gewiß an keine Ueppigkeit, an keinen Ueberfluß gewöhnt, aber was ich hier fand, war selbst gegen meines Vetters Jürgen traurige Wohnung nicht zu vergleichen, denn diese konnte als Palast gegen diese Hütte gelten.

Man gewöhnt sich nun freilich an Alles, und wenn ich in Mariannens Engelgesicht sah, war mir diese Hütte ein Himmelreich.

Das Schlimmste bei der Sache aber war das, daß wir wenig Arbeit hatten. Die meisten Leute des Dorfes waren Glas- und Porzellainkrämer. Sie kauften von den Hütten und Fabriken in Wallerfangen und da herum den Ausschuß, und führten ihn dann in weite Ferne, um ihn in Dörfern und Städtchen zu verkaufen. Das Feld lag brach; die Haushaltung hielten Kinder oder Greise, Armuth und Faulheit ging mit schlafen und stand mit auf. Da

ließ Niemand etwas machen. Ein Kartoffelfeld hatten wir allerdings draußen, die standen auch noch im Felde, obwohl Kraut und Stengel längst erfroren waren. Sie wurden nun heimgebracht, aber was war das Wenige unter so viele rüstige Esser? Die Zerstörung, welche unser gesegneter Appetit unter dem Haufen anrichtete, war so wirksam, daß ich mit Schrecken sah, er würde kaum jenseits Weihnachten reichen. Auch die Eltern erkannten das. Da hieß es denn: Ihr Kleinen bettelt! Ich und Mariane wurden verschont, was aber die Buben fast zur Raserei brachte. Ihr Neid wuchs himmelhoch und ihr Haß auch. Alles half nichts. Die Schlingel brachten wenig heim, und der Hunger war manchmal unser Tischgenosse Morgens, Mittags und Abends! Da kam mir denn der Gedanke, meine erlernten Künste in Anwendung zu bringen. Steffen erstaunte, als ich ihm die Sache vorstellte. Er verstand von dem Allen auch nicht das Geringste. Mir wuchs da der Kamm. Ich hatte nicht geglaubt, daß meine Kunst eine so seltene hier wäre.

Im Lande des Churfürsten von Trier waren die Forstgesetze nicht sehr strenge. Man durfte Birkenreiser schneiden, so viel man wollte. Steffen ging mit mir in den Wald, und wir brachten tüchtige Lasten heim. Nun lehrte ich sie Besen binden. Als wir eine ordentliche Anzahl hatten, trug ich sie nach Saarlouis und brachte schönes Geld mit heim. Das leuchtete ihnen ein, und bald war eine Besenfabrik etablirt, die uns schönen Verdienst abwarf. Ich blieb dabei nicht stehen. Es gab eine Menge Espen, Sahlweiden und dergleichen Bäume in den Wäldern. Ich schnitzte Löffel und Fliegenwedel, ich flocht aus jungen Eichen Peitschenstiele, und bald erweiterte sich unser Verdienst. Die Noth hörte auf und ein besseres Leben war gewonnen.

Wer aber glauben wollte, unsere fröhliche Laune, unsere heitere Stimmung hätte durch die Noth und Armuth gelitten, der würde sich geirrt haben. Heiterkeit und Frohsinn belebte uns Alle. Es

war ein Singen und Pfeifen, ein Lachen und Spassen im Hause, als ob der Reichthum in ihm seinen Wohnsitz gehabt hätte. Als aber die Geldquellen besser flossen, ging's auch wieder lustig, und unser Tisch war allezeit herrlich besetzt. Ich wurde dabei als der Gründer dieser guten Tage angesehen. Das Betteln hörte auf, und auch die Buben söhnten sich nun mit mir aus. Wer war glücklicher als ich? Mariannens Augen leuchteten vor Lust. Sie blinzte und lächelte mir zu, und ich war reicher belohnt, als irgend Einer in der Welt.

Einmal war ich nun auf dem Wege, unsere Thätigkeit zu erweitern. Mein Sinnen und Trachten trug Früchte. Die Mädchen wohlhabender Bauern in jener Gegend trugen um den Hals Ketten von feinem Silberdraht. Oft hatte Mariane mit Seufzen von solch' einem Kettchen gesprochen. Ihre Sehnsucht war so groß und mächtig, daß sie sie kaum beherrschen konnte. Mehr bedurfte es nicht, als dieser Sehnsucht, um in mir den Gedanken zu wecken, ihr eins zu verschaffen. Mehrere Nächte arbeitete ich durch. Als mich Steffen und die Mutter nach der Ursache fragten, lächelte ich und meinte, ich hätte so ein Plänchen, warum ich mir etwas Besonderes verdienen möchte. Es war mein Vorsatz, daß sie am Christfeste mit solch' einem Schmucke versehen sein sollte. Genau hatte ich mir die Art dieser Kettlein betrachtet, als einst des Schulzen Tochter das ihre brachte, um es zu löthen, weil es zerbrochen war.

Als ich nun wieder nach Saarlouis kam und meine Kunstwerke gut verkauft hatte, kaufte ich mir eine feine Drahtzange und Silberdraht. Manche Stunde der Nacht saß ich unbeobachtet da und bastelte an der schwierigen Arbeit, aber ich brachte sie fertig, und was besonders wichtig war, schöner als des Schulzen Tochter ihres. Auch ging es öfter um den Hals, und war doch spottwohlfeil.

Das Christfest kam endlich, und, wer malt Mariannens Entzücken, als ich das niedliche Kettchen um ihren Hals schlang? Wer beschreibt Steffens Erstaunen, als er hörte, ich habe es

gemacht? — Ich wurde mit Lob überschüttet, und heimlich bekam ich — mehr als ein Dutzend Küsse als wohlverdienten Lohn. Alle Mädchen im Dorfe beneideten sie; denn ein schöneres Kettchen hatte keine.

Daraus erwuchs ein neuer Erwerb. Ich konnte nicht Kettchen genug machen, so reißend gingen sie in der Umgegend ab, und sie wurden reichlich bezahlt. Auch Steffen und die Buben fingen an in Draht zu arbeiten. Sie machten aus Eisen- und Messingdraht Lichtputzen mit kleinen Kettchen, die man an die Oellichter hing. Auch dieser Artikel ging sehr gut. Mein Vorschlag, sowohl Sachen solcher Art, als auch Silberkettchen auf die Frühlingsreise mitzunehmen und jetzt in Vorrath zu machen, fand Beifall, und wir arbeiteten eine Menge zu diesem Zwecke. Diese Arbeit wurde in der Regel Abends gethan, am Tage wurde, wenn Arbeit da war, gespenglert, damit ich das Handwerk erlernte, was denn auch gut von Statten ging. Ehe der Frühling kam, wußte ich schon Blechwerk zu flicken, überhaupt den Löthkolben zu gebrauchen, wie ein Alter, und der Spenglersteffen, dessen Ansehen bei mir so hoch stand, sagte mehr als hundert Mal: „Friedel, Du bist ein Prachtkerl! Du kannst, wenn Du nur noch neue Gefäße machen kannst, bei jedem Meister als Geselle mit Ehren eintreten.“ Das war mir dann ein mächtiger Sporn zum Vorwärtsschreiten und ehe eine lange Zeit verstrich, war ich im Stande, des Meisters Ansprüchen in allen Beziehungen zu entsprechen.

Was mein Verhältniß zu Marianen betraf, so hatte das zwar seine Acht-, aber auch seine Schattenseite, und letztere machte mir viel Herzeleid. Sie war allmälig doch viel anders geworden, als früher, das sah ich alle Tage mehr ein. Zwar schöner wurde sie mit jedem Tage und blühender; aber vor den Leuten sah sie mich nur verstohlen oder gar nicht an. Das hat mich oft tief geschmerzt; doch Abends, namentlich in der Dämmerstunde, zwischen Licht und Dunkel durfte ich sie küssen und herzen, und sie that's auch, doch durfte Niemand in der Nähe sein. Mir kam das unbegreiflich vor;

781029/

denn ich meinte, wessen man sich hinterwinds nicht zu schämen brauche, das dürften auch die Leute sehen. Am Ende gewöhnte ich mich d'ran, und das Heimlichthun, das Sichfreuen auf das Dämmerstündchen hatte doch etwas gar Schönes.

Ueberhaupt wurde ihre Schönheit, die meine einzige Wonne war, auch die Quelle meiner Leiden. Ich war doch der größte Narr auf Erden, weil ich meinte, kein Mensch sähe außer mir, wie schön Mariane sei! Hatten nicht andere Buben auch Augen? Mußte ihnen nicht auch wohlgefallen, was ich so schön fand? — Aber ich wollte nicht, daß sie es sollten. Ich sah Mariane als mein Eigenthum an, das auch mir allein gefallen sollte. Da hatte ich mich verrechnet, trotz der Seeschiffe, die ich rechnen konnte.

Schon auf dem Heimwege neckten und schäkerten überall die Buben mit dem netten, leichtfüßigen und bildhübschen Mädel. Allemal ging mir ein Stich in's Herz. Freilich war sie mit dem Maule pulverfix und trumpfte sie ab, daß sie in der Regel schamroth und voll Aerger sich zurückzogen; allein mich wurmte es, wenn sie mit diesen Gluthaugen einen ansah. Mit mir scherzte sie indessen gar nicht. Und wenn ich mal traurig da saß, so strich sie mir mit der kleinen Hand über das Gesicht und sagte: „Narr, meinst', es gefiele mir einer von den Buben! Du bist mein Alles! Du weißt's ja!"

Da wurde mir's denn wieder wohl, bis wieder ein Dorf kam und sich die alten Auftritte erneuerten.

Später nun gar, als sie Kochlöffel und andere Erzeugnisse unseres Kunstfleißes feil trug, verzweifelte ich fast, wenn ich nicht bei ihr war, und war ich bei ihr, so war's nicht anders. Auf den Dörfern ging's noch; aber in Saarlouis, wo die Offiziere und die geputzten reichen und schönen Herren dem Mädchen den Kopf verdrehten, da war es zum Rasendwerden. Ich wußte es bei der Mutter dahin zu bringen, daß sie gar nicht mehr handelnd ausging.

Das half mir wenig; denn die jungen Kerle im Dorfe fanden nun auch, daß Steffens Mariane das schönste Mädchen im Dorfe sei.

Endlich kam der Frühling. Die Sonne schien hell in die kleinen Fenster; die Knospen schwollen, sprangen auf, zeigten Blüthenbüschel, und standen endlich in duftiger Blüthe; die Amseln sangen; einzelne Schwalben kamen und endlich auch die Nachtigall.

„Gehen wir?" fragte ich Steffen.

„Freilich;" sagte er kurz. Er war auch ein Zugvogel. Wenn der Frühling kam, ließ es ihn nicht mehr rasten im Hause. Die Kartoffeln wurden in die Erde geschafft und die Sippschaft brach auf. Es gab nun mehr zu tragen, da wir reiche Vorräthe unserer Winterarbeiten mitnahmen; allein wir waren auch stärker geworden. Wir theilten uns. Die Mutter mit den Buben und kleinen Kindern jene Vorräthe verkaufend, zogen gegen Saarbrücken hin, und wollten dann an der Nahe herunter uns im Sommer bei Alten-Simmern treffen. Steffen, Mariane und ich wanderten mit dem Grauchen, der Ziege und dem Handwerk der Mosel zu. Das Dorf meiner Heimath sollte im Bogen umgangen werden, und, uns rechts wendend, wollten wir bei Winningen abbiegen, über die Rheinberge, durch die rebenreichen Thäler endlich dem Hunsrücken uns zuwenden.

Ich freute mich kindisch, Caspar und seine Frau wiederzusehen. Ich war stolz, daß ich so gewachsen war, daß ich, in Folge unseres Verdienstes, stattlich in Tuch gekleidet war, dunkelblau mit weißen Stahlknöpfen; daß ich eine prächtige Kappe trug, die ich in Saarlouis bei einem Trödler billig erstanden; aber was mehr werth war, für meine gute Pflegemutter hatte ich ein Silberkettchen gemacht, und ein Dutzend feiner Zinnlöffel in die Haushaltung. Für Caspar ein Drahtzängelchen, um Kohlen aus dem Feuer auf die Pfeife zu holen, und einen messingdrahtnen Lichtputzer mit einem Kettchen für die Oellampe. Das waren werthvolle Geschenke, und nie hat mir etwas mehr Freude gemacht als dies, ausgenommen Marianens silbernes Halskettchen.

Unser Zug ging langsam. Ueberall Arbeit die Fülle. Wir schafften aber auch etwas weg in einem Tage, wir Zwei. Mariane

verkaufte viel von unserm Winterzeug. Vater Steffan war der glücklichste Mensch auf Erden, und — noch einer. — Er sah es gar nicht oder wollte es nicht sehen, wenn ich mit Marianen kose und sie küßte; auch lachte er nicht, wie es die verdammten Buben thaten, die jetzt bei Saarbrücken bei der Mutter waren. Es gab wohl noch recht trübe Augenblicke, wenn die Burschen mit Marianen liebäugelten, aber wenn ich traurig wurde, hüpfte sie zu mir und raunte mir in's Ohr: „Du weißt ja!“ — Und ich wußte, daß sie nur allein mich liebe und meine Frau würde, und das war genug.

Erst im Mai stiegen wir die Berghöhe hinunter, wo Caspar's Dorf lag. Der Vogelherd war noch in gutem Stande. An der Stelle, wo mich Mariane damals erwartet, blieben wir zurück. Es gab selige Erinnerungen und eine selige Gegenwart! In jedem Dorfe hatte der beliebte Spenglerstoffen seine Gastfreunde, wo er willkommen war; auch hier. Das Haus lag oben im Dorfe, nahe am Ende. Unfern davon stand das alte Dorfrathhaus, vor diesem aber war der Platz, wo die Werkstätte eingerichtet wurde. Nachdem das Alles geschehen war, nahm ich meine Geschenke und brach auf, obwohl ich wußte, daß Caspar mit der Heerde ausgefahren war.

Mariane aber wollte die Freude auch theilen. So wanderten denn wir Beide das Dorf hinunter, ich nicht wenig stolz; denn Mariane hatte mir oft gesagt, ich sei viel größer und schöner geworden.

Wie guckten die Leute, als wir so stolz mit einander da hinabschritten! Wir konnten's hören, wie hier eine Frau und dort eine sagte: „Das ist doch das schönste Pärchen in der Welt!“ Der Friedel sei ein Staatskerl geworden, meinten sie, und wenn das Mädel sein Schatz sei, wie es den Anschein habe, so sei er noch gescheidter geworden, als er früher schon gewesen, denn es sei bildschön.

So etwas hört man nun immer gerne, und Marianchen kicherte unaufhörlich in sich hinein. Ich weiß nicht wie es kam — aber es wollte mich doch ärgern, daß sie sich gar zu gerne sagen ließ, sie sei schön. Jüngst hatte ihr das auf dem Wege ein Musterreiter

gesagt, und alle Welt weiß doch, was das für Zänken sind. Und doch gefiel es ihr, und sie sah ihn so freundlich an, daß mir der Kamm schwoll. Ich unterdrückte damals meinen Unwillen; das aber wurde mir gewiß, daß sie gefallsüchtig war; daß sie Jeden darauf ansah, daß er sagen sollte: wie schön bist Du!

Doch um wieder auf das zurückzukommen, was ich erzählen wollte, so gingen wir denn nun rüstig fort, Marianne sehr froh, ich sehr verstimmt. Endlich erreichten wir die kleine Hütte und mir wurde es recht weich um das Herz. Hatte ich doch so viel Liebe hier gefunden und so viel Gutes genossen. Es war noch Alles wie vor einem Jahre. Ich hörte den Schlag der Lockdrosseln schon von ferne. Man konnte leicht durch das niedre Fensterlein in das Stübchen blicken. Ich that's, und da saß sie, die seelengute Frau und spann. Sie bemerkte mich nicht; denn sie hatte den Kopf geneigt, und es schien, als dächte sie Schmerzliches, weil Thränen auf ihre am Rocken zupfende Hand fielen.

Halten hab' ich mich da nicht mehr können. „Mutter!" rief ich, und sie fuhr entsetzt auf; aber sie erkannte mich auf der Stelle, schlug die Hände zusammen und rief freudig: „Ach, unser Friedel!"

Ehe sie hat aufstehen können, hab' ich ihr schon an der Brust gelegen und sie geküßt und geherzt, wie ein Kind seine Mutter. Sie aber hat alsfort geweint und doch dabei gelächelt und mich betrachtet. Es hat lange gedauert, bis sie Marianen sah.

„Wo kommst Du denn her, Friedelchen?" fragte sie, „und wer ist denn das? Willst Du wieder bei uns bleiben? Ach, was wird der Caspar sagen!" Und nun herzte sie mich und liebkoste mich wieder.

Endlich hab' ich denn Zeit gewonnen, ihr zu sagen, wer das schöne Mädchen sei. Ach ich sah Thränen in ihren Augen, und das ließ mich wieder all' ihr eitles Wesen vergessen.

„Mariane!" sagte die Mutter. „Hör' mal Kind, Du mußt

ihn recht gerne haben, den Friedel; denn Du weißt gar nicht, wie lieb er Dich hat."

Das trieb Flammen auf unsere Wangen.

„Du bist aber recht groß geworden, Friedelchen," fuhr sie fort; „und wie Du gut gekleidet bist! Gott sei gepriesen, daß es Dir gut geht. Wie viel Kummer und Sorge hab' ich Deinetwegen ausgestanden, Du glaubst es nicht! Und wie wunderbar ist es doch, eben hab' ich an Dich gedacht; wo Du doch sein möchtest, und wie es Dir ginge, und ob Du auch an uns dächtest, da kamst Du. Ich bin aber auch recht erschrocken, und meinte fast, es wäre Dein Geist, bis ich die rothen Backen sah."

„Daß ich oft und viel an Euch gedacht habe," sagte ich, „wird meine Mariane bezeugen. Nicht wahr?" — Mariane nickte bejahend.

„Aber ich will es Euch auch," fuhr ich fort, „durch die That beweisen."

Nun kramte ich meine Siebensachen aus, und legte sie nicht ohne Stolz auf dem Tische auseinander.

„Seht Ihr's liebe Mutter? Daß ich ein rechter Spengler worden bin, mögt Ihr an diesen Löffeln seh'n; die hab' ich gegossen und polirt, und bringe sie Euch mit. Dies Silberkettchen hab' ich selbst gemacht, und das sollt ihr um Euren Hals tragen; das da ist für Vater Caspar, wenn er sich eine Kohle auf die Pfeife legen will, und dies ist ein Putzer für Eure Ampel. Alles hab' ich gemacht, gelt Du, Mariane?"

„Gewiß!" sagte die, und weidete sich an dem Erstaunen der guten Frau.

„Friedel, was gedenkst Du?" fragte sie endlich, als sie sich von ihrem Erstaunen erholt. „Das kostet ja Alles viel Geld!"

„Mich kostet's ja nichts, liebe Mutter," rief ich. „Es ist ja lauter Abfallzinn, aber doch gut, und der Engel steht nicht umsonst d'rauf."

„Ach, du lieber Gott," rief sie aus, „was sollen wir Dir denn geben?"

„Still!" rief ich. „Habt Ihr mir nicht so viel Liebe gegeben, als ich obdachlos war? Das kann ich Euch niemals vergelten."

„Ach, Du närrischer Bub," sagte sie, und wischte sich wieder die Thränen weg; „wer wird nur davon reden."

„D'rum laßt mir auch meinen Spaß," sagte ich, „und thut mir das Kettchen gleich an."

Da sträubte sie sich aber mächtig. Sie sei zu alt, sagte sie, und das zieme sich nicht für eine arme Hirtenfrau.

Jetzt nahm aber Mariane das Wort, und ihr bekanntes Plapperment that Wunder.

„Ei," sagte sie, „seid Ihr nicht noch eine junge, bildschöne Frau? Meiner Seel, wenn's hoch kommt, zwei bis drei und vierzig Jahre. Und Euer Hals ist schneeweiß und rund und zart. Da wüßte ich reiche Stadtfrauen genug, die stolz wären, wenn sie so einen Hals hätten," und dergleichen mehr. Das ging über die frischen Lippen weg, wie Quecksilber. Und richtig! Die Hexe, die Alles fertig bringen konnte, wenn sie wollte, brachte auch das wieder fertig. Es war aber auch Alles wahr, was sie sagte, und keine Firfarerei. Und ein Bischen Eitelkeit hat doch am Ende eine Jede, und wenn sie auch noch so bescheiden und demüthig ist.

Da mußte man aber auch sagen, es stand ihr schön um den vollen, schneeweißen Hals, den ich, durch Marianens Geschwätze aufmerksam gemacht, erst jetzt sah.

Mariane hatte noch immer Thränen im Auge, die ihr der Kampf brachte, den hier Liebe im Geben und Liebe im Nehmen bestand. Die Erste siegte vollständig. Ich mußte der guten Mutter nun Alles erzählen, was sich mit mir begeben. Wie that es ihr so wohl, als ich ihr sagte, wie herrliche Zinsen mir und des Spenglersteffen Familie die Kunst getragen, die ich bei Caspar geübt.

Sie betrauerte es, daß es außer der Zeit sei, uns Beiden mit

irgend Etwas aufwarten zu können; allein wir mußten ihr versprechen, den nächsten Abend bei ihr und Caspar zu essen.

Es war nun Zeit, daß wir gingen. Sie sah uns lange mit gar fröhlichem Antlitze nach.

Als wir so hingingen, sagte Mariane: „Wie hat sie Dich so lieb! Ich bin ordentlich neidisch geworden. Und Du sie."

„Hab' ich Dich weniger lieb?" fragte ich sie.

Sie aber ging stille neben mir hin.

Bei dem Vater angekommen, mußten wir natürlich viel erzählen, und er freute sich mit uns.

Nach einem fleißigen Tage kam endlich der Abend. Nachdem Mariane dem Vater seinen Kaffee gekocht, und dazu einen Pfannkuchen gebacken, gingen wir Beide zu Caspars.

Er war zu Hause, und sehr Freude glich der seines Weibes. Auch er machte viele Worte über meine Gaben, aber die Freude leuchtete aus Allem klar hervor.

Die Mutter traktirte über die Maßen. Da dampfte ein delikater Hirsebrei mit fingerdicker Kruste; dann kam ein geräucherter Schweinskinnbacken mit dürren Zwetschen, und endlich eine kostbare Zwiebelbrühe zum Austunken mit Brodschnitten. Sie that sich etwas zu gut darauf, daß es uns so herrlich schmeckte. Ich machte ihrer Kochkunst aber auch alle erdenkliche Ehre. Mir war die wohlbekannte und von mir vielfach verehrte Moseler Kochkunst etwas Neues und, daß ich es gestehe, Liebes; denn die an der Saar hatte etwas Fremdes, Französisches, was ich weder gut fand, noch liebgewann.

Die beiden Eheleute, die längst wußten, wie viel Uhr es mit uns Beiden sei, neckten uns während des Essens weiblich, und sagten manche Röthe über uns, obwohl wir Beide solche Neckereien durchaus nicht ungerne hörten. Beide Eltern thaten es durchaus anders nicht, ich mußte im Hause Quartier nehmen, so lange wir blieben. Sie freuten sich wahrhaft königlich, daß ich mein Handwerk schon so gut verstand, und vermehrten mich alle Tage, nun ja auch alle-

gelt Gott vor Augen und im Herzen zu behalten, so werde es alle auch gewiß nicht an einem guten Fortkommen fehlen.

Nach vier glücklichen Tagen schied ich aus einem Orte, wo ich mich so heimisch gefühlt, und wo die guten Menschen mich lieb hatten. Es war wieder ein Schmerz, wie vor einem Jahre.

Unser Weg führte uns jetzt wieder bergan. Weiter hinab an der Mosel wollte Steffen nicht, weil auch ich nicht wünschte, an meinen Geburtsort zu kommen. Eine Zeitlang durchzogen wir ein ziemlich rauhes Hochland, zur Linken die Mosel, zur Rechten das Hochwaldgebirge und den Idar, und stiegen dann rechts hinab in das hügelige Land des Hunsrückens, verschrieen in der Welt, als sei's eine Wüstenei, und doch in Wahrheit ein reich gesegnetes Land. Wälder von üppiger Schönheit wechseln mit Wiesengründen so schön, als man sie sehen mag. Fischreiche Bäche bewässern sie reichlich. Fruchtbare Fluren liegen um die schönen Dörfer, und die Leute sind ehrlich und treu. Ich hab' sie recht liebgewonnen und viel Liebs und Guts bei ihnen erfahren, daher ich gar gerne da gewesen bin. Auch hier war der Spenglersteffen wohlbekannt und sehr geschätzt, und fand Arbeit die Fülle, seltsamer Weise selbst in der Stadt Simmern, wo wir freilich vor dem Thore unsere Werkstätte aufschlagen mußten, weil sonst die Spengler in der Stadt sich patzig gemacht hätten. Da steht die große, schöne Linde, mit ihrem Schirmdach von Aesten. Ein schöneres Plätzchen bei gutem Wetter ist nicht zu finden.

Hier traf uns dann auch die Mutter mit den übrigen Kindern. Sie hatten gute Geschäfte gemacht, brachten viel Geld mit, und wir lebten nun recht in floribus, wie die alte Sophie zu sagen pflegte.

Wir würden bei Zeiten heimgezogen sein, hätte sich nicht ein ganz besonderes Ereigniß zugetragen, was in nichts geringerem bestand, als in einem derben Zuwachs unserer Familie, einem dicken Buben, der auf einem Dorfe geboren wurde. Mir wurde die Ehre, Pathe zu sein, eine Ehre, auf die ich mir viel eingebildet habe.

Das brachte eine fatale Aenderung hervor; denn die Mutter und Mariane mit den kleinen Kindern blieben in dem Dorfe und wir zogen weiter gegen den Rhein hin in die Thäler, die sich gegen das Rheinufer hinziehen.

Scheiden und meiden thut weh! sagt das Sprichwort. Ich hab's hier gar lebhaft gefühlt, und zog recht arm in die Welt hinein mit Steffen und den Buben. Da ich reinlich war, so wurde ich zum Koch bestellt. Das war eine schöne Geschichte! Hatte ich doch mein Lebtage nur gegessen und getrunken, aber niemals gekocht. Was wollte ich aber machen? Ich mußte es lernen. So schwer war's nicht; wenn's auch manchmal anbrannte oder derartiges Unglück geschah, so waren unsere Gaumen durchaus nicht verwöhnt, und es wurde doch gegessen. Mit der Zeit aber lernte ich das auch so, daß ich, als wir heimkehrten, große Lobsprüche erntete von meinem Alten.

Dieser Monat war mir zehn Jahre lang. Meiner Augen Lust fehlte. Mein Herz ängstete sich unabläßig wegen Marianens großer Gefallsucht, die mir schwer auf der Seele lag. Wie leicht konnte ein reicher Bursche sich in sie verlieben und sie mir abspänstig machen! Schon der Gedanke trieb mich schier aus der Haut, und dachte ich mir ihn lebhaft, so war's tagelang um meine Ruhe geschehen.

Wir kamen endlich heim, und fanden alle schon da. Sie hatten die Herbstarbeiten im Kartoffelfelde schon gethan. Alle meine Sorgen aber waren umsonst. Mariane war außer sich vor Freude, mich wieder zu haben, und die Trennung war sogar das Mittel gewesen, sie liebevoller und herzlicher zu machen. Auch gefiel mir gar wohl ihre Liebe zu dem kleinen Kinde, das die großen Buben nur mit scheelen Augen ansahen.

Was soll ich von dem Winter sagen? Er floß hin wie der vorige. Wir trieben wieder unsere Winterarbeiten, und trotz dem, daß die Wochen der Mutter die Kasse bedeutend geschmälert hatten, konnten wir uns einen Vorrath von Silber-, Messing- und Eisen-

draht halten und unſere gewohnten Kunſtwerke in gehöriger Anzahl machen. Wir lebten beſſer als irgend ein Bauer im Dorfe. Ich glaube der Schultheiß befand ſich nicht ſo wohl. Wir waren gut gekleidet, kurz, es ging uns ſehr gut, und der Neid der Bauern verfolgte uns weidlich.

Ich lernte mein Handwerk ganz vollkömmlich, und war ſo glücklich in Marianens Liebe, daß ich an eine Zukunft nicht im mindeſten dachte, die dies Sein und Leben ändern könnte. Und doch ſollte eine ſolche kommen und mein Glück für immer untergraben. Ich muß freilich damit über zwei volle Jahre hinwegſpringen; aber was thut's auch? Sie waren einförmig und keine beſondere Begebenheit zeichnete ſie aus, es ſei denn das, daß Mariane mit der Mutter den letzten Sommer zu meinem Leidweſen zu Hauſe blieb. Der Vorwand war, daß ich ſo gut kochen könne, wie ein Mädchen.

Leider ſah ich gutmüthiger Tölpel ihnen nicht in die Karten. Ich kannte dieſe Verſtellung nicht, und traute ſie auch am wenigſten der Mutter zu. Und doch — war es eine abſichtliche — und ſie hatte den Zweck — mich und Marianen zu trennen, — denn ſie hatte mit dem ſchönen Mädchen ehrgeizige Pläne; Pläne, ſie an des Schulzen Sohn zu bringen, der ihr überhaupt ſeit einiger Zeit ſichtbarlich nachging.

6.

In einem tiefen Grunde
Da geht ein Mühlenrad;
Mein Liebchen ist verschwunden
Das dort gewohnet hat.
Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein' Ring dabei,
Die Treue hat sie gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.
v. Eichendorff.

Der Winter kam diesesmal mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit. Schon bei unserer Heimreise lag der Schnee mehr denn einen Fuß tief. Ach, mir pochte das Herz. Die Erwartung, die Sehnsucht wollte mir die Brust sprengen. Fast ein halbes Jahr sein Lieb nicht sehen, ist wohl ein Schweres, was freilich nur der begreift, der's einmal erfahren, wie ich. Ich war ein stattlicher Bursche geworden, Mariane eine volle Jungfrau in allem Glanze einer blühenden Jugend und Schönheit, wie sie selten getroffen wird. So hatte ich sie verlassen. War sie nicht schöner geworden seit vollen sechs Monaten? Und was hat es Neues gegeben? Schnüffelt des Schulzen fein Peter noch um sie herum? Anfangs November war unsere Kirchweih; durfte, konnte ich da fehlen? Es war die letzte im ganzen Lande da herum, und die lustigste und schönste.

„Lauf Du und der Teufel!" rief der alte Steffen, dessen Beine es mit den meinigen nicht aushielten. „Du treibst mein' Seel', den Esel noch todt!" Da mußte ich langsam thun, wie's auch in mir trieb.

Endlich kamen wir an. Ich hatte mir den Willkomm so schön gedacht; mir vorgestellt, wie sie aus dem Hause stürzen würde und mir um den Hals fallen; aber es blieb stille im Hause, mäuschenstille, als ob Alles ausgestorben wäre. Die Angst drückte mich fast nieder.

Da trat die Mutter mit meinem Pathen heraus, der nun schon lautern gefrorst hatte, und begrüßte uns.

„Wo ist Mariane, Mutter?“ fragte ich heftig.

Halb lachend, halb ärgerlich sah sie mich an. „Nun, man merkt ja, Du wolltest sie aufessen!“ sagte sie. „Wart's nur ab.“

Ich traute meinen Ohren kaum. Ton und Ausdruck war nicht der frühere, gewohnte, herzliche.

Ich schwieg stille, gab den Buben den Esel und ging in das Haus. Sie war nicht da.

Steffen, der hereintrat, fragte jetzt auch.

„Wo wird sie sein,“ sagte sie; „auf die Glashütte ist sie, wo ihre Gothe Köchin ist. Am Sonntag ging sie hin, ich denke wohl, daß sie heute zurückkommt.“

Das fiel mir schwer auf's Herz. Wußte sie doch, daß wir bald kämen. Ich an ihrer Stelle wäre nicht weggegangen, wenn ich sie erwartet hätte.

Es wurde Nacht. Sie kam nicht.

„Es ist stockdunkel draußen,“ sagte ich zur Mutter, „soll ich ihr entgegen gehen?“

„Das ist nicht nöthig,“ sagte sie kalt. „Kommt sie noch, so wird sie auch Jemanden haben, der sie begleitet. Uebrigens weiß sie den Weg auch alleine, den sie diesen Sommer so oft schon gegangen ist.“

Diese Antwort, so wegwerfend und schnurrend, hatte ich nicht erwartet. Womit hatte ich das verdient?

„Warum seid Ihr mir denn so böse, Mutter?“ fragte ich erregt.

„Das läg' mir auf,“ sprach sie schnippig, wandte mir den Rücken, und ließ mich verdutzt stehen.

„Was war das?“ — fragte ich mich selber; aber eine Antwort hatte ich darauf nicht.

Verletzt, wie ich war, ging ich auf die Bodenkammer und legte mich in's Bette. Man rief mir nicht einmal zum Nachtessen.

An Schlafen war nicht zu denken. Tausende von Fragen durchkreuzten sich in meinem Kopfe, der mir in Fieberhitze glühte. Endlich kamen die Buben, legten sich mäuschenstille nieder und schnarchten bald; ich aber schlief nicht, bis endlich gegen Morgen der Schlaf sich meiner erbarmte. Aber wer schildert meine Träume? Es waren Ausgeburten eines kranken Gehirns, das Furchtbarste, Entsetzlichste drängte sich darin. Mariane wurde mir durch höllische Geister vom Herzen gerissen und mein Herz blutete und blutete, bis der letzte Tropfen verronnen war; da wollte ich sterben und konnte nicht; mußte als Schatten umherwandern; sah sie in eines Andern Arm und konnte sie ihm nicht entreißen. Es war eine Qual, wie sie die Hölle kaum schrecklicher haben kann.

Als ich Morgens herab kam, dankte mir die Mutter kaum auf meinen Morgengruß. Auch Steffen machte ein verdrießliches Gesicht. Der Einfluß seiner Frau war sichtbar.

Es vergingen so acht volle Tage. Da kam Mariane endlich.

Ich saß stille in der Ecke des Ofens. Die Dämmerung hatte ihren Schleier über uns gebreitet. Sie sah mich nicht.

„Wo ist denn der Friedel?“ fragte sie.

„Dort in der Ecke sitzt er,“ sagte die Mutter.

Sie trat zu mir und begrüßte mich. Der Druck ihrer Hand war warm und herzlich. Wir wechselten wenige Worte.

Nun setzte sie sich und erzählte, wie die Herrschaft sie so gut leiden möge und ihr den Antrag gestellt habe, als Kindermädchen in Dienste bei ihr zu treten.

„Ach, du lieber Gott,“ sagte freudig die Mutter, „hast Du denn zugesagt?“

Sie verneinte mit dem Bemerken, sie müsse doch erst ihre Eltern darüber hören.

„Du hättest nur gleich ja sagen können,“ sagte die Mutter. „Wir haben Esser genug, und können leicht eins missen.

Außerdem ist es Dir gut. Da lernst Du etwas, und kannst Dir schöne Kleider verdienen."

Ich hatte genug gehört. Ein Stich nach dem andern drang in mein Herz. Die Thränen füllten meine Augen. Ich mußte hinaus. Draußen in der Abendkälte hatte ich Luft, die mir hier fehlte.

So stand es also! Nun fiel auch ein Schleier nach dem andern von dem Geheimniß. Ich war den Plänen der Mutter mit Marianen im Wege. Des Schulzen Peter hatte mich heute so spöttisch lachend angesehen, daß ich wohl schon Lust gehabt hätte, ihm den Hals zu brechen. Da lag's. Die Mutter hoffte, der Peter, der Marianen nachging, sollte sie heirathen. Ueberdem waren die Buben herangewachsen. Ich war nun überflüssig. Ich durchschaute Alles mit klarem Blicke, aber das Herz blutete. — Wie ich so da stand, an das Haus gelehnt, kam der Peter daher und trat in das Haus. Jetzt schwand der letzte Zweifel.

Kaum war Peter hinein, so ging leise die Thüre. Mariane schlüpfte heraus.

„Friedel!" rief sie leise, und in dem Tone klang ja das alte, warme Herz hindurch.

Ich zog sie an meine Brust, und fühlte noch einmal ganz mein Glück, ehe ich es verlieren sollte.

„Ach, Mariane," sagte ich, „wie ist es hier anders geworden, der Peter ist Dein Schatz; Du willst fort, und Deine Mutter sagt's klar, daß es ihr lieb wäre, einen Esser zu verlieren. Sie hat mir noch kein freundliches Wort gegeben. Woher das Alles kommt, begreif' ich wohl. Deine Mutter sieht unsere Liebe ungern. Ich bin ihr zu wenig, zu arm für Dich. Ist's nicht so? Und wie steht es bei Dir, Mädchen? Rede, es ist Zeit. Sag's frei heraus, ob Du mich noch liebst; ob Du die Treue halten willst? Du gehst auf die Glashütte, Du wirst eine Mamsell. Adje Friedel! Du magst in die Welt gehen! Nicht wahr, so ist's? — Was liegt auch

an mir armen, heimathlosen Buben! Schon lange genug bin ich Euch zur Last. Nun könnt ihr Euch ja selber forthelfen, und stoßt mich weg, wie ein alter Hund, der nichts mehr nützet."

Meine Rede war immer bitterer geworden, und ich hatte mich selbst in einen Zorn hineingeredet, der mit jeder Minute wuchs.

Mariane hatte ihre Arme um meinen Hals geschlungen. Ihr Kopf ruhete auf meiner Schulter, und sie weinte heftig.

Da ging die Thüre auf und eine kreischende Stimme rief: „Mariane! Geh auf der Stelle herein!"

Sie riß sich los, drückte einen Kuß auf meine Lippen und eilte in das Haus. Das fehlte gerade noch zu meinem Zorne.

Da stand ich, rathlos, zornglühend. Sie hatte nicht geantwortet; war das nicht auch eine Antwort? Hätte ich Unrecht gesprochen, sie würde mir schon entgegnet haben. O, ich war elend. Und das Bewußtsein dieses Elends durchdrang mit Eiskälte mein Inneres.

In der Stube war Licht. Ich trat an's Fenster und sah hinein, da es keinen Laden hatte.

Da saß das engelschöne Mädchen stille an ihrem Spinnrade und senkte den schönen Kopf auf die Brust. Es war mir, als säh' ich ihre Thränen rinnen. Der lange Peter mit seinem gelben, strohdummen Gesichte saß neben ihr, hatte den Arm um ihren schlanken Leib gelegt und näselte ihr Allerlei vor, was nur dumm sein konnte, weil er es selber war. Die Mutter saß nicht weit davon mit dem kleinen Friedel und sah seelenfroh den Liebeleien des dummen Peter zu. Näher am Ofen saßen Steffen und die Buben und banden Besen.

Was ich da ausstand, ist unbeschreiblich. Der Frost schüttelte mich fieberisch und doch glühte mein Kopf. Wären meine Augen Pfeile gewesen, sie hätten den Peter durchbohrt.

Lange hatte ich so gestanden, als endlich die Zubereitungen zum Essen gemacht wurden. Peter stand auf und nahm seine Mütze.

Als ich die lockende Freundlichkeit der Mutter sah, übernahm mich die Wuth. Meine Fäuste waren geballt.

Jetzt kam er heraus, und wie ein Rasender fiel ich ihn an. Ich war stark, breitschultrig und gedrungen, und meine Muskelkraft übertraf die Peters um die Hälfte, obgleich er viel größer war, als ich.

Mein Angriff war so heftig, daß er sich kaum wehren konnte, und ehe er sich recht besonnen, woher das käme, lag er am Boden. Was ich that, weiß ich nicht; aber Peter schrie um Hülfe, und alsbald stürmte Alles aus dem Hause heraus, und die Mutter stand mit dem Lichte in der Thüre, den Schauplatz zu beleuchten. Jetzt erst sah ich, daß Peter heftig blutete. Der Steffen, ein Riese an Kraft, riß mich los von ihm.

„Du bringst ihn um, Bube," schrie er, und stieß mich vor die Brust, daß ich taumelte. Ich war meiner nicht mehr mächtig.

„Rührt mich nicht mehr an!" schrie ich wüthend und trat auf ihn zu.

„Was?" sagte er gedehnt. „Strauchmörder, wagst Du es, mir zu drohen? Ist es so weit gekommen?"

„Das ist der Dank, wenn man Bettelbuben aufnimmt und sie großzieht!" schrie die Mutter.

„An Dir Buben will ich mich nicht vergreifen," sprach mit entsetzlicher Ruhe der Steffen; „aber Du mußt fort. Dein Bündel ist noch geschnürt droben. Fort mit Dir auf der Stelle."

Der Peter hatte sich aufgerafft, er war in das Stübchen geführt worden, wo Mariane, bleich, wie ein Steinbild, saß, ohne sich rühren zu können. Sie hatte den Zusammenhang begriffen, ehe sie Alles wußte.

Ich war keines Wortes mächtig; aber in drei Sätzen war ich in der Bodenkammer, hing mein Ränzel um, nahm meine Mütze und eilte herab.

Noch stand die Thüre auf, und ich sah Marianen das Blut

von Peters Gesicht waschen, hörte die Mutter schimpfen, den Steffen brummen und fluchen.

Ich trat in die Thüre.

„Ich gehe," sagte ich, „wie Ihr es mir befohlen habt. Habt Dank für Alles, was Ihr mir Gutes und Liebes in früheren Tagen gethan. Gott lohn' es Euch. Adje."

Ich wandte mich zur Thüre des Hauses und ging, so schnell ich konnte.

Einen gellenden Schrei hörte ich noch und meinen Namen rufen — aber im vollen Laufe lag bald das Dorf hinter mir. Ich rannte wie ein Besessener, wohin, das wußte ich ja selbst nicht. Die Kälte fühlte ich nicht. So lief ich die lange Winternacht. Müde wurde ich nicht; denn in mir gohren all' die widersprechenden Gefühle, welche die Ereignisse dieses unseligen Abends in mir geweckt. Nur den Schrei Marianens hörte ich und den Ausruf meines Namens. Er lag stets in meinem Ohre. Aber hatte sie nicht dem Peter das Blut liebreich abgewaschen? Was bedurfte ich eines weiteren Zeugnisses?

Als es Tag wurde, sah ich, daß ich Saarlouis vor mir liegen hatte. Ein Wirthshaus lag an der Straße, etwa eine halbe Stunde vor der Festung. Eben als ich vorüberging, öffnete der Wirth die Fenster und grüßte mich, denn hier hatte ich oft mein dürftig Mittagbrot bei einem Glase Bier verzehrt, wenn ich mit Besen oder andern Dingen nach der Stadt ging oder Blech holte. Ich erwachte hier gleichsam aus dem ersten Traume der Nacht, und der Hunger stellte sich bei mir mit Macht ein. Etwas Geld hatte ich noch; daher trat ich ein und ließ mir etwas zu essen geben.

„Woher so früh, Friedel?" fragte theilnehmend der Wirth. „Du siehst ja so zerrissen aus, als seiest Du unter Mördern gewesen."

Dies Wort erschreckte mich. Ich besah mich jetzt, und fand des Wirthes Ausspruch vollkommen richtig. Mein Wamms war

zerriſſen im Kampfe mit Peter, und die Lappen hingen verdächtig genug an mir herunter.

„Was iſt Dir paſſirt?“ fragte er. „Erzähl' mir's doch!“

Er war ein ehrlicher Mann. Sein theilnehmendes Wort drang wie Balſam in mein blutendes Herz. Es lag eine unerträgliche Laſt darauf, die das Bedürfniß weckte, ſie abzuwälzen. Ich erzählte ihm alles genau.

„Ja,“ ſagte er, „Du magſt Recht haben. Du haſt ihnen allerdings theilweiſe zu Brod geholfen und einen Theil Deiner Schuld abgetragen; aber daß ſie Dich nun als eine Laſt anſehen, iſt Unrecht. Was kümmerſt Du Dich darum? Schlag Dir das Mädel aus dem Sinn. Du kannſt Dein Handwerk, und an Arbeit ſoll's Dir nicht fehlen. Bleib' hier bis gegen neun Uhr. Zieh' ein anderes Wamms an, und dann gehe ich mit Dir. Mein Schwager iſt ein Blechſchläger und Spengler, der muß Dich nehmen. Da haſt Du es gut, denn er hat keine Kinder und es iſt eine ſtille Haushaltung.“

Das war eine Freudenbotſchaft. Ich that, wie er geſagt, ſetzte mich hinter den Ofen und — ſchlief, von Uebermüdung übermannt, ein. Ein wüſter Traum quälte mich. Ich ſah ſchwarze, geſpenſtige Geſtalten, halb Menſchen und halb Habichte, die Marianen ergriffen und fortführten.

Sie breitete die Arme weinend nach mir aus. Ich hörte wieder den gellenden Schrei, der mir das Herz durchſchnitt, und meinen Namen rufen. Da hab' ich wohl gemeint, das Herz zerſpränge mir, habe mich aufgerafft und wollte ſie retten, aber es faßte mich eine unſichtbare Macht und ſchrie mir in's Ohr: Friedel!

Ich erwachte.

Der Wirth hatte mich am Arme gefaßt und ſagte: „Parbleu! Du ächzeſt ja, daß es einem ganz angſt und bange wird. Auch iſt es nun Zeit, daß wir bald gehen.“

Ich dankte Gott, daß der wüſte Traum aus war. Ein tiefer Seufzer arbeitete ſich aus der Bruſt los. Ich zahlte meine Zeche,

nahm mein Ränzel und folgte dem wohlwollenden Wirth in die Stadt.

Das Herz pochte mir heftig, als ich in die finstern Festungsmauern hinein trat. Ein eiskalter Schauer überlief mich, und eine Ahnung erfüllte meine Seele, als ging ich in ein recht großes Unglück.

„Sei doch gutes Muthes, Friedel," sprach der Wirth. „Ein junger Kerl, wie Du, muß um ein Mädel nicht alle Lebensfreude d'ran geben. Ich kann das Geliebel in den jungen Jahren durchaus nicht leiden; es verrückt Buben und Mädchen das Hirn, und sie meinen, es sei das größte Unglück, wenn sie von einander müssen. Das ist lauter Firlefanz. Ich war auch ein junger Kerl; aber an so ein Mädel hing ich das Herz nicht. Einmal nur wollt' mir's auch so einfältig zu Sinne werden. Das war in Rastatt, wo ich bei einem Bierbrauer in Arbeit stand. Der hatte eine Enkelin. Donner! Das war ein Mädel, noch schöner als die Mariane. Sie hatte mich lieb, ich sie; aber ich merkte, wie der Wind wehte! Reich war ich nicht, und das war der ganze Haken. Da schnürte ich mein Felleisen und sagte: Herr Meister, ich will noch die Welt sehen, so nach Bayern hinein, wo die rechte Bierkümmelei zu Haus ist; aber in mir brannte es wie Feuer, und das Flennen war mir näher, als ein Juchhei."

„Hannes," sagte der Bräuer, „Er ist ein ganz gescheidter Kerl. Geh' Er in Gottes Namen, und da hat Er noch ein schön Geschenk, weil Er jetzt geht, ehe es zu spät ist. Gott behüt Ihn!"

„Von dem Mädel konnte ich keinen Abschied nehmen. Ich ging und ma foi, ich verlief das Leid und die Liebe. Sie ging mir unter den Füßen weg. Darnach hab' ich mich wie vor dem Feuer gehütet, mit den Weibsleuten wieder nahe zusammen zu kommen. Und als ich endlich hierher zurückkehrte, da hab' ich die brave Wittib geheirathet, der die Wirthschaft hier war; hab' eine brave Frau, bin vergnügt und bitte Gott, daß es bleibe, wie es ist. Siehst Du, so ging mir's. Ich will Dir aber noch mehr sagen. Ich

kam nach etwa fünf Jahren aus Bayern zurück wieder nach Rastatt, da war mein Mädel in der Brauerei verheirathet und der alte Meister war todt. Denk' ich, du gehst mal 'nein und trinkst einen Schoppen oder zwei."

„Als ich sie sah, zappelte mir das Herz arg. Donner! was war sie eine prächtige Frau! Aber mich kannte sie nicht mehr. Im Hause war es schmutzig. Als ich sie genauer ansah, fand ich ihren Anzug unordentlich, unrein und — sah, wie sie mit dem Braumecht Blicke wechselte, die mir ganz und gar nicht gefielen; hörte auch in der Stadt so und so — kurz, ich dankte Gott im Stillen, daß er es so gelenkt, und dachte: Was warst Du ein Esel, Dich um das Mädel zu härmen!"

Dieser Erzählung hatte ich zugehört. Das war keine Mariane, dachte ich, und Du, ein ganz braver Kerl, aber Dein Herz muß doch etwas von der Natur eines Kiesels gehabt haben.

„Schreib' Dir das hinter's Ohr," sagte der Wirth. „Dort kratzt es kein Huhn aus, wenn Du es selbst nicht thust. Wir sind am Orte!"

Er öffnete eine Thüre, und wir traten seitwärts in eine geräumige Werkstatt, wo ein Geselle arbeitete, der mich scheel und spöttisch ansah.

„Bleib' hier, Friedel," sagte mein Führer; „ich will mal zu meinem Schwager gehen."

Nach einer langen Zeit, während welcher ich mir die schöne Werkstatt besah, rief er mir.

Ich folgte, und trat in eine nette Stube, wo eine ungemein dicke aber gutmüthig aussehende, schon ältliche Frau saß und strickte, und ein äußerst dürrer kleiner Mann, seine Pfeife schmauchend, am Tische stand.

„Wie heißest Du?" fragte er mich.

„Friedel, Herr Meister," war meine Antwort.

„Woher bist Du?"

„Aus —."

„Wo hast Du gelernt?"

Ich nannte Steffen und seinen Wohnort.

„Ich kenne den Steffen," sagte der Meister. „Wenn er kein herumziehender Vagabund, kein Stromer wäre, so möchte es mit dem Handwerk schon gehen."

„Nun," sagte er nach einer Weile, in der er Dampfwolken in die Luft blies, „Du kannst mal hier bleiben. Wir wollen sehen, wie's geht."

„Liebes Kind," sagte er zu seiner Frau, „gib dem Jungen ein Glas Branntwein." Das liebe Kind war die dicke Frau. Sie wollte sich mühsam erheben; aber ich dankte und sagte, ich könne keinen trinken.

„Was, Du trinkst keinen Branntwein?"

„Nicht gern."

Als ich wieder herab kam, hatte die Meisterin einen Eimer in der Hand, um Wasser an der Pumpe im Hofe zu holen. Ich nahm ihr rasch den Eimer weg, holte ihr das Wasser in die Küche und sagte: „Wenn Sie Wasser braucht, Frau Meisterin, so ruf Sie mir nur. Ich hol's gerne."

Es ist ein grober Buchstaben, sagte mein seliger Vater, wenn er von dem Leben in der Welt sprach, sich die Gunst der Leute zu erwerben. Man darf nur höflich und zuvorkommend sein. Das ist ein Dietrich, der alle Thüren aufmacht. Hatte ich's nicht schon zweimal wahr gefunden?

Dies Wort hatte sich mir in die Seele geprägt, und ich habe es überall bewährt gefunden; auch hier. Von diesem Eimer Wasser datirte sich das Wohlwollen des Meisters und der Meisterin; aber auch der Haß meines Mitgesellen.

Er schloß sich gar vertraulich an mich an. Der Kerl gefiel mir nicht.

Ich hab so beobachtet, daß viele Menschen eine gewisse Aehnlichkeit mit Thieren in ihrem Gesichte haben, und meist haben sie

dann auch etwas von dem Naturell dieſer Thiere in ſich. Der Kerl hatte eine Miſchung von Zügen. Sein Geſicht trat ſpitz hervor, daß es an einen Fuchs erinnerte, zumal da es oben an den Augen breit auseinander gegangen iſt. Dabei waren ſeine Augen katzengrün und falſch, wie die einer Katze. Endlich hatte er fuchsrothe Haare. Und mein Vater pflegte oft zu ſagen: Rothe Haare und Erlenholz wachſen immer auf einem ſchlechten Boden. O hätte ich mich von der Ahnung, er tauge nichts, vor ihm warnen laſſen!

Da dachte ich, laß ihn laufen, und das that ich denn auch. Alle Verſuche, mich mit in eine Kneipe zu locken, mißglückten. Dagegen erbat ich mir vom Meiſter ein Buch und bekam es auch mit Freuden, und mußte dann auch jeden Sonntag Mittag mit dem Meiſter eine Taſſe Kaffee trinken. Dadurch wuchs des Buben Grimm; aber er wußte ihn wohl zu verſtecken: denn es war ein kleiner Knirps und ich ein Kerl, der ſeine fünf Schuh acht Zoll maß.

Hundertmal dachte ich an den Wirth vor dem Thore, wie er geſagt hatte, ſchlag Dir das Mädel aus dem Kopf. Daran arbeitete ich alle Tage, aber es ging nicht. Bei der Arbeit an den Wochentagen mußte ich aufpaſſen; denn der Meiſter war mordaccurat und kritelich; wenn da das Tippelchen auf dem J fehlte, ſo mußte ich's friſch machen oder ändern. Das hatte ſein Gutes und ich ſah doch ein, daß am Ende der Steffen ein Pfuſcher geweſen war. Da ſind denn meine Gedanken wohl beiſammen geweſen, und der Name Mariane fuhr nur mit einem Seufzer davon; aber Sonntags, wenn ich da ſaß und las, ach, du lieber Himmel, da gingen wohl die Augen mit den Zeilen fort, aber die Gedanken — die waren bei ihr, und nur bei ihr. Es iſt gewiß wahr, das, was man vergeſſen will, iſt wie eine Klette im dichten Haar. Man kriegt's nicht weg. Ich ſtand oft im Hofe und ſah die Sterne über mir an. Die kamen in aller Treue jeden Abend wieder; aber die Treue, die ſie einſt damit verglichen hatte, war geſtorben. Ich ſah auch Niemand aus dem Dorfe, obwohl Leute daher oft in die Stadt kamen, ja ſie ſelbſt,

denn unſere Werkſtatt lag hinten hinaus und der Blechladen vornheraus; wir ſahen das ganze Jahr Niemand. Sonntags ging ich in meine Kirche, und dann blieb ich zu Hauſe und ſaß in der Werkſtatt und las oder ich lag in meinen Gedanken. So hörte und ſah ich nichts. Als der Frühling kam, ging ich wohl mit dem Meiſter in den Garten, der nicht weit vom Hauſe lag. Das war Alles. War ſie einmal hier geweſen? Hatte vielleicht nach mir geſucht? Ich ſagte mir das manchmal — aber wenn ſie mich hätte ſuchen wollen, ſo würde ſie mich auch ohne Zweifel gefunden haben! — So war's wohl nur ein Traum. — Ach, ein bitterer dazu. Wieviel hab' ich damals gelitten!

Selber wieder einmal hingehen, wie ſehr auch das Herz mich zog, mochte ich nicht. Ich lebte ſo zwei Jahre im Hauſe. Da ging der Rothe fort und es kam ein anderer Geſelle zu uns, der mir beſſer gefiel. Der Rothe war bei einem andern Meiſter. Ich dachte, er könne mir nun nichts mehr böſes thun; aber ich hatte mich geirrt.

7.

Ich han' a Schätzel wie Milch und Blu't;
S' hat mi g'liebet, und war ſo guet;
S' hat mi g'liebet ſo lange Zit,
I glaub't, die Liebe, die ſtirbet nit;
S' hat ſie halt brochen; nu war kein Rath;
Nu wollt' i ſterben und wurd' Soldat.
Und trifft mi d'Kugel, und bin i todt —
Iſt aus mein Leben, iſt aus mein' Noth.

Schweizerlied.

Zwei Jahre eines Lebens ohne Jugendluſt, zwei Jahre eines Lebens in ſtillem Harme, ſind verlorne Jahre; und doch waren ſie mir von Gewinn. Herrſchen über mich ſelbſt hatte ich gelernt.

Das ist eine schwere Kunst, in der's mancher in sechzig Jahren so weit nicht bringt, wie ich in zweien.

Wenn es ein Kind im Vaterhause gut hat, so hab' ich's gewiß auch gut gehabt; denn die Meistersleute meinten's gut mit mir, und hatten mich lieb, wie ihr Kind.

Eines Tages sagte der Alte zu mir: „Friedel, Du bist nun zwei Jahre im Hause, und warst noch nicht einmal bei Deines Gleichen froh. Ich weiß, Du kannst den Rothen nicht leiden, und, daß ich es gerade herausſage, ich auch nicht; aber der Anton, der jetzt bei mir ist, der ist ein braver Bursch. Mit dem könntest Du doch einmal ein Glas Bier riskiren." Er griff in die Tasche. „Da!" sagte er, reichte mir einen Franken und sagte: „Trink' eins auf meine Gesundheit!"

Es war ein schöner Sommertag. Alle Welt zog hinaus vor die Stadt. So schlenderte ich denn mit Anton dahin, und meinte, wir wollten zu meinem Freunde gehen, dem Wirthe, der des Meisters Schwager war. Unterwegs kommt uns aber der Rothe in den Weg.

„Was seh' ich," rief er aus; „geht der Dachs mal vor die Höhle?"

„Rother," sagte ich, „nimm Dich in Acht; Du weißt, ich bin langsam zum Zorn; aber kommt er, so möchten Deine armen Glieder d'ran denken, daß es ein Dachs war, der Dich in den Klauen hatte."

Wirklich gehr es in mir schon, und ich fühlte, wie mir der Zorn stieg.

„Nun, nun," sagte mit falscher Freundlichkeit der Rothe, „Du verstehst auch gar keinen Spaß. Ich will ja keinen Streit mit Dir."

„Und ich keinen Spaß mit Dir," sagte ich.

Der Anton, eine gute Seele, legte sich in's Mittel.

„Wo wollt Ihr denn hin?" fragte der Rothe.

Anton sagte es ihm.

„Ei, da gehen nur die alten Knasterbärte und Dreimaster hin.

Was wollt Ihr da? Kommt mit mir.“ Er nannte nun ein Wirthshaus in entgegengesetzter Richtung, und erzählte, daß dort auch eine Kegelbahn sei.

Anton ließ sich verplaudern und folgte ihm.

Es gereuete uns auch nicht. Es war da wirklich schön. Handwerksburschen und Soldaten saßen da herum, tranken Moselwein und waren lustig.

Unserer Zehn setzten sich auch zusammen, Klempner, Kupferschläger und Gürtler, die zusammen auch eine Herberge hatten. Da wurde denn gelacht, gescherzt, erzählt und gesungen.

Wir stimmten endlich an:

Ach Straßburg, ach Straßburg, du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben so mancher Soldat u. s. w.

Der schöne Gesang, die klagende Weise drang mir tief in die Seele. Dazwischen wurde getrunken. Ein Schoppen folgte dem andern, und ehe ich's mir versah, stieg er mir zu Kopf. Ich wußte es aber nicht und ahnete es auch nicht. Jetzt wurden lustige Lieder angestimmt. Der Rothe war ganz unerschöpflich. Auch erzählte er Geschichten zum Todtlachen. Der Anton ging einmal weg und kam nicht wieder. Ich sah ihn noch mit einem Soldaten weggehen, der sich zu uns gesetzt, mitgesungen und mitgelacht hatte. Nach einiger Zeit, wo meine Gedanken immer verworrener wurden, bekam ich, wie, bin ich mir nicht bewußt, Händel mit dem Rothen. Er faßte mich bei der Gurgel. Da loderte mein Zorn auf. Ich hab' ihn gefaßt mit wüthender Kraft und ihn über den Zaun des Gartens hinaus geschleudert, daß er auf eine Wiese fuhr, wie ein Spielball.

Mittlerweile war der Soldat wieder zu mir getreten.

„Komm, Brüderchen,“ sagte er freundlich, „ich begleite Dich heim, daß Du sicher bist, denn der Rothe ist ein Spitzbube, der Dich verfolgen wird, indem er die andern Handwerksburschen sich zu Hülfe ruft. Es wäre Schade,“ fuhr er fort, „wenn so ein Prachtkerl, wie

Du bist, Noth leiden sollte. Sacre Dieu! wirst da den Rothen über den Zaun, als wär's eine faule Birne!"

„Gelt!" lallte ich, „das kann nicht Jeder?"

„Gewiß nicht," fuhr er fort. „Du wärst ein Soldat! Alle Blitz!"

„Soldat?" lallte ich, und seine schöne Uniform kam mir in meinen verworrenen Ideen wieder vor. „Das wäre ich gerne!"

„Was?" rief mein Begleiter aus. „Du? Offizier in vier Wochen! Da will ich mir den Schnurrbart abscheeren lassen, wenn's nicht wahr ist! So wie Du, ist kein Kerl beim Regiment. Und wenn Dich Dein Mädel säh!"

„Kennst Du die?"

„Freilich! S'ist ein Blitzmädel, wie schön sie ist; aber leider —"

„Was leider?" rief ich. — „Hat sie den langen Peter genommen?"

„Leider ja. Gestern sind sie copulirt worden!"

Ich taumelte wieder die Mauer. Meine Sinne vergingen mir. Was aus mir geworden, erfuhr ich erst nach acht bis zehn Tagen mit Klarheit.

Ich war krank, sehr krank. Ach, ich sah immer in meinen Phantasien eine ungeheuere Kreuzspinne, die Peters Gesicht hatte, wie ich es zuletzt blutig gesehen. Sie hatte Beine, die sieben Ellen lang waren, und einen Kopf, so groß wie eine Tonne. Die Augen waren wie große glühende Teller und rollten wild im Kopfe herum. Immer wollte sie mich mit dem ungeheueren Netze fangen, in dem Mariane lag, eine bleiche Leiche, und die Kreuzspinne hatte sie getödtet und alles Leben aus ihr herausgesogen. Die langen Beine streckte die Spinne langsam gegen mich aus. Und wie mich eins faßte, sprang ich davon.

Als ich endlich erwachte und die Spinne verschwand, war ich so matt, daß ich zurücksank; aber ich war nicht im Hause meines Meisters, sondern in einem fremden, und der Anton und der Soldat saßen an meinem Bette. Der Anton weinte sehr.

„Wo bin ich?“ fragte ich.

„Gottlob,“ rief Anton aus; „das iſt das erſte Wort, das Du redeſt ſeit acht Tagen.“

„Haſt Du auch die große Kreuzſpinne mit Peters Kopfe und die todte Mariane geſehen?“ fragte ich ihn.

„Lieber Herr, erbarme Dich! Er iſt närriſch!“ ſchrie Anton.

Dieſer Ausruf zerſtreute den letzten Reſt der fürchterlichen Träume meines geſchwächten Geiſtes.

„Nein,“ ſagte ich, „guter Anton, es war nur noch ein Fiebertraum. Mir iſt wohl; aber ich bin ſehr matt. Wo ſind wir denn?“

„Im Wirthshauſe,“ ſagte Anton weinend, „wohin uns der rothe Spitzbube gebracht hat. Soldaten ſind wir bei dem Regimente Royal-Allemand, daß ſich Gott erbarme!“

„Gut, recht gut ſo!“ rief ich aus. „Weine Du nicht. Da gibt's vielleicht eine mitleidige Kugel für ein armes Herz.“

Der Werbcorporal trat jetzt zu uns, redete uns Muth ein, erzählte mir, daß der Meiſter mich reklamirt habe, daß er aber das dadurch niedergeſchlagen habe, weil ich ja freiwillig mich habe anwerben laſſen.

Obwohl ich nun davon ſo wenig wußte, wie Anton, auch erklärte, niemals eingewilligt zu haben, ſo gab ich mich denn doch ruhiger darein. Mir war das Leben völlig gleichgültig, ſeit Mariane die Treue gebrochen; aber ich wollte nun auch nicht heulen, wie Anton. So matt ich war, ſo redete ich ihm doch recht ernſtlich und eindringlich zu.

Ich begreife heute noch dieſe Umwandlung nicht. Bei meinen eingewurzelten Siegwartsvorſtellungen wäre es jetzt d'ran geweſen, zu ſterben. Gottlob, daß ich auch an dem Herzen ſtärker geworden war! Und daran hatte offenbar, wollte ich's ehrlich geſtehen, der gute Wirth, meines Meiſters Schwager, Antheil, und nicht kleinen.

Ob aber mein Herz ganz geheilt war? — Es sind viele Jahre hingegangen, und es blutete fort.

Aber mir war's eiskalt im Herzen, eiskalt jetzt. Eine finstere Stimmung hat mich nachhaltig ergriffen.

Ich erholte mich nichtsdestoweniger schnell. Der Werbecorporal hätschelte mich wie ein kleines Kind. Und je mehr ich Anton Muth einsprach, desto theurer wurde ich ihm.

Nach vierzehn Tagen war ich im Stande die Wanderung nach dem Depot anzutreten. Vorher schrieb ich dem Meister, weil ich selbst nicht heraus durfte, daß er mir mein bischen Habe schicken solle. Das that der brave Mann, legte meinen Lohn und noch ein Geschenk zu und wünschte mir Glück und Segen, obwohl er meinen Schritt unbesonnen nannte.

Ueberdachte ich jetzt Alles klar, so sah ich, daß der Rothe eine fürchterliche Bosheit an mir ausgeübt. Er hatte uns verlockt, und der Werbecorporal, ein sonst ganz ehrlicher Elsaßer, erzählte, daß der Rothe ihn hätte bestellen lassen und tüchtig gezecht habe auf des Corporals Beutel.

Gute Wünsche waren nicht in unserem Herzen für den Halunken. Er hatte ja auch seinen Lohn von mir empfangen, denn wir hörten vom Corporal, er habe fast drei Wochen liegen müssen, weil ihm einige Rippen seien gequetscht gewesen.

Endlich kam der Tag der Abreise. Drei Corporale aus Metz holten uns ab und wir wanderten in kurzen Tagreisen dem Depot des Regiments zu. Ich war an Geld reicher als je, denn zu dem Lohne und der Gabe des Meisters kam das ansehnliche Handgeld von zwei Carolin.

Auch Anton gab sich bald.

Einst, als Nachts die Corporale schliefen, flüsterte er mir zu: „Verrath' mich nicht, ich desertire. Du willst ja Soldat bleiben. Bleib's in Gottes Namen. Ich gehe durch. Find' ich den Rothen, so breche ich ihm den Hals!“

Damit ſchlich er ſich unbemerkt hinaus. Ich legte mich herum, wünſchte ihm glücklichen Erfolg und ſchlief bald wieder recht tief ein.

Aber wer beſchreibt den Lärm, unter dem ich erwachte? Die Flüche haben weder an Zahl noch an Kraft jemals ähnlich mein Ohr berührt. Franzöſiſch, deutſch, ungariſch, und ich weiß nicht, in welcher Sprache ſie herausgeſtoßen wurden. Auf mich kamen ſie alle zunächſt, als der Entflohene ſein Theil erhalten hatte, denn ſie meinten, ich müſſe wohl davon wiſſen. Als ich ihnen aber begreiflich machte, daß ich dann vielleicht nicht hier läge, ſchwiegen ſie ſtille und drohten, mich, ſobald wir die Grenze erreichen würden, zu binden.

Es waren drei arme Wichte.

Ich ſagte: „Verſucht's mal; dann habt ihr mich gehabt, und wehe dem, der mir unter die Fäuſte geräth.“

Ob das Erſte oder das Letzte einleuchtete, ich weiß es nicht, aber ſie ließen es. Jetzt waren wir noch im Trierer Lande und an Antons Verfolgung dachte Niemand. Wohl ihm!

8.

Steh' ich in ſtiller Mitternacht
So einſam auf der ſtillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb.
Hauff.

Obwohl mir gedroht worden war, ſo hatten die drei Schmachtlappen dann doch den Muth nicht, mir etwas in den Weg zu legen. Sie konnten auch ganz ruhig ſein. Seit ich wußte, daß Mariane mir untreu geworden, iſt mir Alles einerlei geweſen — Leben oder Tod. Still war ich dahingewandert, ſtill und nachdenkend.

Alle die Städte und Orte, durch die wir kamen, zogen meine Blicke nicht auf sich, meine Gedanken nicht ab von dem verlorenen Gut.

Ich hätte Alles d'rum gegeben, den Werbecorporal noch einmal zu sprechen, der genau mußte unterrichtet sein: allein der war in Saarlouis und vor mir lag Metz.

Der Weg war mir sauer geworden. Ich war noch matt von meiner Krankheit, und das, was meine Seele bewegte, war auch nicht geeignet, frisch zu machen.

Höchst unangenehm war mir darum in Metz die Nachricht, es sei durch königl. Ordonnanz die Garnison gewechselt worden, und Royal-Allemand stehe in Toul und Nancy. Wir mußten nach Nancy.

Als ich den Namen dieser Stadt hörte, seufzte ich tief auf. Wer weiß doch, was ihm gut ist?

Als Mariane auf die Glashütte sollte, widerstrebte Alles in mir. Wär' sie dahin gekommen, so hätte sie der verdammte lange Peter nicht geheirathet und — ich hätte sie vielleicht wieder gesehen; denn die junge Frau des Glashüttenherrn war aus Nancy, und ich hörte Mariane selbst erzählen, daß die Herrschaft alle Winter nach Nancy käme und dann auch wohl nach Paris gehe, um einige Monate da zu bleiben.

So aber ist der Mensch! Nur was vor seiner Nase liegt, begreift er, und das nicht einmal. So sollte sich Alles zu meinem Verderben wenden. Jetzt erst fing ich an zu bereuen, daß ich nicht von Saarlouis aus nach dem Dorfe gegangen war; daß ich jede Gelegenheit gemieden, etwas von Steffen und seiner Familie zu hören, obwohl mein Herz stets bei ihnen war. Mußte nicht Mariane des Glaubens sein, daß ich sie verlassen, daß ich die Treue gebrochen? Gab sie nicht vielleicht nur dem gewaltsamen Drängen ihrer stolz gewordenen Mutter nach?

Der Geier der Reue zerhackte mein Herz. Meine Ruhe schwand, meine Kraft war gebrochen. Es that wohl Noth, daß ich in Nancy eine andere Richtung bekam.

Wir hatten, weiß ich zu erwähnen vergessen, in einem Dorfe ganz in der Nähe der Stadt übernachtet. Vielleicht gingen die drei Corporale nur darum darauf ein, weil ich sie so noch einmal traktiren mußte. Sie witterten Geld bei mir, und da lag auch der menschenfreundliche Grund ihrer großen Willfährigkeit.

Früh am andern Morgen erreichten wir die Stadt Nancy. Wir wurden bei dem Obristen de la Goupillière gemeldet, und er verlangte sogleich, den Rekruten zu sehen. Das Niedergeschlagensein meiner drei Gefährten offenbarte mir übrigens, daß ihr Willkommen nicht das allerfreundlichste mochte gewesen sein; auch las ich das da heraus, daß sie mich baten, die Schuld nicht auf sie zu wälzen. Ueberdies wollte mir der Pfiffigste darunter einen Bündel Lügen anvertrauen, den ich bei dieser Gelegenheit dem Obristen aufladen sollte, wegen des Anton.

Als ich in das prunkvolle Gemach geführt wurde, worin der Obrist saß, wurde mir gar seltsam zu Muthe. Es war das erstemal, daß ich solche Pracht sah, das erstemal, daß ich einem so hohen Offizier, ja, überhaupt einem gegenüber stand.

Der Obrist war ein schöner, stattlicher Mann. Die schöne Uniform stand ihm herrlich. In seinem Gesichte lag Offenheit und gewinnende Freundlichkeit.

Er trat auf mich zu, maß mich mit beifälligen Blicken und sagte: „Du wirst ein prächtiger Soldat werden. Wie heißt Du?“

Ich sagte ihm meinen Namen und Geburtsort.

„Wo bist Du Soldat geworden?“

„In Saarlouis.“

„Bist du bekannt dort herum?“

„O ja, Herr Obrist.“

„Kennst Du die Familie *****, die dort eine Glashütte hat?“

Ich wurde roth; denn er nannte den Besitzer der Glashütte, wohin Mariane hatte kommen sollen als Kindermädchen.

Meine Erröthen schien er nicht zu beobachten, und ich antwortete, was ich wußte.

„Bist Du ganze Soldat geworden?“

Ich sagte ja; aber ein Seufzer drängte sich mit heraus. Der entging ihm nicht.

„Lügst Du da nicht? Du seufzest ja!“

„Ich lüge nie, Herr Obrist,“ sagte ich fest; „aber es —“ ich stockte, denn ich dachte an Marianen.

„Hast Du Vater oder Mutter?“

„Sie sind lange todt.“

„Verstehst Du ein Handwerk?“

Ich nannte das meine.

„Du hast mich doch am Ende belogen?“

„Ich lüge nicht, Herr Obrist,“ sagte ich abermals.

„Aber was bestimmte Dich denn zu bleiben, als Dein Kamerad durchging? Du wußtest das doch?“

„Ich muß Wahrheit reden. Ja ich wußte es; aber ich wollte nicht durchgehen, weil — weil —“

„Nun — weil? Rede doch mal offen. Ist Dir Dein Liebchen treulos geworden?“

„So ist's, Herr Obrist.“

„Armer Junge,“ sagte er theilnehmend. „Nun tröste Dich, Du bist nicht der Einzige, der das erfahren hat.“

Es kam mir vor, als ob ein leiser Seufzer den Obristen zu meinem Kameraden in dieser Erfahrung machte.

„Du gefällst mir, Friedel,“ fuhr er nach einem minutenlangen Schweigen fort. „Du bist offen, ehrlich, gutmüthig. Möchtest Du, wenn Du einererzirt bist, nicht der Diener eines braven, mir sehr werthen Mannes werden?“

„Wenn es sich mit meinem Dienste vereinigen läßt, ist mir's schon recht.“

„Ich sehe, mein Sohn,“ sagte er mild. „Ich werde Sorge

tragen, daß man mit Dir nicht rauh umgeht. Bist du einexerzirt, so läßt Du Dich bei mir melden.“

Er rief nun auf französisch seinem Adjutanten, der im Vorzimmer gestanden; gab ihm einige Befehle, und dann mußte ich mit diesem in die Kaserne gehen. Dort wurde ich einem alten Corporal überwiesen, der sehr sauertöpfig und wild d'rein sah.

Vor dem Exerziren war mir's nicht bange; aber ich dachte, wenn der Obrist es gut mit dir meinte, so hätte er dich doch auch wohl an einen Menschen weisen sollen, der freundlicher ist. Der lacht gewiß nur dann, wenn einer den Hals bricht. Auch hier hatte ich mich getäuscht. Mein Corporal glich den Birnen, die eben eine rauhe Schale haben, aber desto zarteres Fleisch. Er war eine gutmüthige, ehrliche Seele, und was viel sagen mochte, kein Schnappstrinker. Er war sogar ein recht komischer Kautz, und konnte recht spaffen. Er hatte überdies die Gabe, einem den Dienst leicht und auch geduldig einzuarbeiten.

Als ich am andern Morgen mit mehreren andern, von anders woher angeworbenen Rekruten auf dem Exerzirplatze ankam, hielt er eine Rede an uns in gutem Straßburger Deutsch, deren Anfang so lautete:

„Bursche, hier geht's nicht wie jener Schneider sagte: Es ist Alles wie man's machet und setzte den Hosenlatz hinten hin; nein, hier hat Alles sein Maß, und muß mit Maß geschehen; aber auch nicht nach der Meinung des andern Schneiders, der seine Frau mit der Elle todt schlug. Ich halte Euch nicht für Stockfische, die erst durch das Klopfen genießbar werden, vielmehr für gescheidte Kerle, die Hott und Hahr verstehen. Rechts kommandirt, so dreht Ihr Euch so, daß der rechte Fuß vorwärts kommt und die rechte Schulter herein; links kommandirt, geht's eben so mit dem linken Fuß und der linken Schulter.“

„Rechtsum!“ rief er. Ich und ein Schweizer drehten uns

rechts, wie er befohlen; ein Bayer aus Paſſau aber und ein Schwab verſtanden ihn falſch und drehten ſich links.

Da lachte der Alte, daß ihm der Bauch wackelte, und meinte, er müſſe zwei Bündel machen, einen von Stroh, den andern von Heu. Die müſſe er den Kerls anhängen, bis ſie's los hätten, und ſagen Rechtsum = Heu — Linksum = Stroh.

Alles lachte; nur die beiden Burſchen ſahen ſauer dazu. Sie gaben aber nun beſſer Acht, und es ging doch nach einigen Stunden paſſabel.

Unter ſolchen Ausſichten war der Dienſt keine Qual. Ich erlernte ihn bald ſo, daß ich in die Compagnie eingereiht wurde. Als uns der Obriſt muſterte, blieb er bei mir ſtehen, beſah mich genau, und ſagte dann zu dem Corporal, der uns dreſſirt hatte: „Das iſt ein braver Burſche. Nicht wahr, Alter?"

„Iſt brauchbar, Herr Obriſt," verſetzte er mit Würde. „Ich hoffe, er ſoll, wenn's brummt, nicht das Kanonenfieber kriegen."

„Schicke mir ihn morgen," ſagte der Obriſt noch zu ihm, klopfte mir auf die Schulter und ſagte: „Halte Dich brav!"

Daß ich es ohne Umſchweife ſage, dem Manne hat mein ganzes Herz gehört vom erſten Blicke an. Er war auch kein Sauſewind, wie die Franzoſen, obwohl er auch einer war.

Dem Corporal ſagte ich das. — „Das läßt ſich hören, ſprach der Taube, als er eine Ohrfeige bekam," ſprach er, „des Obriſten ſeine Mutter war auch eine Straßburgerin, das heißt, ſie war zu Straßburg daheim."

„Was will er aber doch mit Dir?" fragte er mich ernſtlich.

Ich erzählte ihm das, was er geſagt.

„Junge, Du biſt ein Glückskind, ich weiß ſchon was es gibt, der Feldprediger Götz bei unſerm Regimente bat den Obriſten um einen braven Kerl. Einen Franzoſen will er nicht. Da kommſt Du zu einem grundbraven Manne. Er ſoll aber ein kurioſer Heiliger ſein, der Götz, macht Verſe und dergleichen. Unter uns geſagt,

Friedel, das ist lauter dummes Zeug. Da schreiben sie kurze und lange Zeilen. Das Ding reimt am Ende wie Herz und Schmerz, und das ist ein Gedicht. Ich halte nichts auf Bücher und noch weniger auf Büchermacher. Mein Säbel ist mein Buch, und den versteh ich wie ein Pastor seine Messe oder seine Bibel. Der Feldprediger Götz ist aber unbeschadet dessen ein Mann wie ein David, ob er gleich keine Harfe spielt. Du wirst's gut haben bei ihm. Geh' morgen um 9 Uhr zum Obristen. Sei brav, so bleibe ich allezeit Dein Freund, Du kannst immer auf mich zählen."

Als ich zu dem wohlwollenden Obristen eintrat, stand ein Mann in einem schwarzen Rocke bei ihm, ein offenes, gutmüthiges, freundliches Wesen zeichnete ihn aus.

„Das ist der junge Mensch, Herr Feldprediger," sagte der Obrist auf mich deutend, „den ich Ihnen empfehle."

Ich wußte nun, mit wem ich es zu thun hatte. — Obwohl es ein lutherischer Pastor war, gefiel mir der Mann doch und ich ihm. Nach der Religion wurde nicht gefragt.

Ich wurde beordert, mich im Quartier des Feldpredigers Götz einzufinden. Der Obrist empfahl mir Treue und Gehorsam, und ich ging gutes Muthes dorthin, wo ich meinen neuen Herrn erwartete.

Alles ging herrlich. Ich verdiente einige Francs den Monat über meine Löhnung und sparte es mir für kommende Tage.

Herr Götz war die beste Seele von der Welt; aber ich hatte viel Arbeit bei und mit ihm; denn er bekümmerte sich um seine Kleider und die sonstigen Dinge des Lebens gar nicht. Wo er etwas ablegte, da lag es. Hätte ich nicht den Staub weggeputzt, so hätte er sich schuhhoch aufhäufen können. Ich durfte machen, was ich wollte. Ich besaß ein so maßloses Zutrauen bei ihm, daß er mich sogar an sein Geld gehen ließ.

Dies Vertrauen habe ich auch gerechtfertigt. Ich sorgte für ihn, wie eine Frau für ihren Mann. Der Obrist überzeugte sich selbst oft davon und lobte mich. Ueber seine Einnahmen und Ausgaben

führte ich ein Buch. Er lächelte, als er es sah, und sagte: „Du bist recht brav, Friedel;“ beschenkte mich reichlich und überließ mir Alles. Seine Zerstreutheit hatte keine Gränzen. Er lebte nur in seiner eigenthümlichen Welt und machte Gedichte.

Ach, wie schön waren die. Ich hatte so etwas gar nicht gekannt, und der Corporal Lüttger hatte mir auch einen seltsamen Begriff davon beigebracht. Aber wie anders hab' ich das gefunden! Stundenlang saß ich da und las sie; las sie wieder. Der Mann hat ein rechtes Verdienst sich an mir erworben. Er führte Ruhe und Frieden mir zurück und meine Liebe zu Marianen, die noch immer in mir lebte, wurde dadurch gereinigt und geheiligt. In seinen vielen Büchern durfte ich auch lesen, so viel ich wollte. Entweder sah er es gar nicht, oder sah es gerne.

Besonders Sonntags saß ich, da er in seinem Gottesdienste, auch wohl Nachmittags bei dem Obristen war, den ganzen Tag in seiner Stube und las und vergaß oft mich selbst und die ganze Welt.

Daß ich dadurch gewann an Kenntnissen und Einsichten, sah ich selber klar ein; denn mein Gesichtskreis erweiterte sich sehr. Als Herr Götz einst sich überzeugte, daß ich eine gute Hand schrieb, gebrauchte er mich zum Abschreiben seiner Gedichte; aber auch Anderes schrieb ich. So mußte der Obrist auf mich aufmerksam geworden sein, denn schon nach einem Vierteljahre wurde ich Corporal. Nun hörte freilich mein Stubendienst bei Herrn Götz auf, aber nicht mein Verhältniß zu ihm, dem ich mit kindlicher Liebe zugethan war. Tagtäglich war ich bei ihm; führte seine Kasse; überwachte seine Angelegenheiten nach wie vor und erntete dafür ein reiches Maß von Liebe und Dankbarkeit aus seinem edeln Herzen.

Wie es um mein Inneres in dieser Zeit stand, kann ich mit wenigen Worten sagen. Ich mußte mir viele und große Schuld in Bezug auf Marianens Untreue beimessen, und das fraß an meinem Herzen lange Zeit, wie ein giftiger Krebs. Allmälig wurde ich ruhiger; aber sie, und nur sie lebte in meiner Seele — und ich

hatte ſie verloren. Der Umſtand, daß meine Seele in friſcher, ungeſchwächter Kraft an Marianen hing, brachte es auch hervor, daß ich gegen das weibliche Geſchlecht gleichgültig blieb, das, ich darf es ja ohne Eitelkeit ſagen, keineswegs gleichgültig gegen mich war. Wie lockten mich die glühenden Blicke der Mädchen! Selbſt ſolche aus höheren Ständen würdigten mich ihrer Aufmerkſamkeit, wie das unter dem Franzoſenvolke nichts ungewöhnliches zu ſein ſcheint; aber was focht das mich an? In meinem Herzen war für die Liebe kein Raum mehr.

Ja, ich kann wohl ſagen, es war kalt, aber auch freudenlos. Mariane erſchien mir mehr und mehr als ein Opfer ihrer Mutter und meiner ſelbſt; aber was half's. Es war nun Alles vorbei. Ich hatte meine Rechnung mit dem Leben abgeſchloſſen. Einſam mußte ich es tragen, einſam durch's Leben hingehen. Hatte ich auch keine Liebe für den Soldatenſtand, ſo war er mir doch eben recht und für's Handwerk hatte ich auch keine mehr. Was ſollte es mir? Nur mit Marianen hatte es Reiz für mich: ohne ſie nicht im Mindeſten. Auch waren meine Vorſtellungen vom Leben ſelbſt anders geworden. Dies Leben, wie es der herumziehende Spenglerſteffen geführt, erſchien mir keineswegs ſo lieblich, als ich es einſt angeſehen, als das Leben mich noch ſo friſch und jugendlich anlachte. Bei dieſer Stimmung hätte ich nichts mehr gewünſcht, als Krieg. Da lachte eine Hoffnung. Nicht die des Ehrgeizes, ſondern die, daß eine mitleidige Kugel mein Herz träfe. Um mich weinte Niemand in der Welt. Ich ſelbſt hing ja nur noch an verlorenen Gütern; lebte nur noch glücklich in Erinnerungen; hatte nichts zu hoffen, nichts zu fürchten. Da war ein ehrlicher Soldatentod etwas Schönes, ſogar Lockendes. Ich konnte in dieſem Gedanken recht froh werden, denn da hoffte ich ja das Wiederſehen Derer, die mich allein treu geliebt, deren Liebe mich jetzt noch erquickte. Gerne wär' ich jetzt in's heimathliche Dörfchen gewandert, um auf ihrem Grabe zu trauern; aber das war nun vergebens, und die Sehnſucht, die mich oft anwandelte, das Heimweh,

das meine Seele erfüllte, mußte ich niederkämpfen und es gelang mir wohl, wenn auch nicht ohne Mühe. Es ist seltsam, und ich habe es später noch weit mehr erfahren — je weiter der Schauplatz unserer Kindheit, unsres ersten, vielleicht einzigen Lebensglückes hinter uns liegt, desto lebendiger wird die Sehnsucht darnach!

9.

Es blasen die Trompeten: Husaren heraus!
E. M. Arndt.

Das Gespräch in unserer Caserne war der Krieg, der in Flammen brannte. Lüttger saß oft da, seine Pfeife schmauchend, und erzählte von den Siegen der königlichen Heere mit einer Begeisterung, die sein Auge erglühen machte. Dabei nahm er die Backen so voll, und auf ein paar Hunderttausende kam es seinem guten Willen nicht im Mindesten an.

Eines Tages, ich erinnere mich des Auftrittes so lebendig, als wär's heute, saß ich mit drei Corporalen da; wir rauchten eine Pfeife, gutes Muths. Auch wir redeten von den Erfolgen der Waffen des Königs. Da trat der alte Lüttger herein. Sein Gesicht glühete; sein Auge sprühete Feuer.

„Der Marschall von Sachsen hoch!" rief er, und seine Mütze flog wider die Decke des Zimmers. „Wir sollen nicht ewig in den April geschickt werden hier," fuhr er fort, „wie man's einfältigen Buben macht. Mortbleu! er hat an uns gedacht. Ich bin auch gerade des Hundelebens in dieser vermaledeiten Caserne satt. Ist man denn Soldat, um Tabak zu rauchen und Maulaffen feil zu halten? Freilich wird's trübe Augen geben; denn Scheiben und Meiden thut weh, sagte der Feldscheerer, als er das Pechpflaster vom Schwären zog; aber was thut's? Thränen sind auch Wasser, und

Salzwasser dazu; es mag fließen bei den Gesellschnäbeln, die Schätze haben hier. Wie? Friedel, hast Du auch einen, junger braver College?"

Wir sahen ihn erstaunt an; weil wir noch nicht recht aus dem Sinne seiner Standrede herauskommen konnten.

„Nein, College," sagte ich, weil er die Benennung liebte, „ich habe keinen Schatz mehr in der Welt."

Läugnen will ich's nicht, daß mir dabei ein Seufzer kam, den ich nicht unterdrücken konnte.

„Bravo!" sagte er, und klopfte mir auf die Schulter. „Ein rechter Soldat muß sich nicht an Mädels hängen, die gleichen den Wetterfahnen auf dem Dache. Meine Braut ist mein Säbel, mein Lieb ist mein Roß. Doch hört: Prinz Eugenius, der edle Ritter, wollt' dem Kaiser wiedrum geben Stadt und Festung Belgerad! so singt mein College in Oesterreich, der „Grenadier auf der Wacht". Ich singe anders. Mein Eugenius ist der Marschall von Sachsen! Vivat hoch! Er wollt' dem König erobern Stadt und Festung Mastricht. „Mögen sie in Aachen zusammen sitzen," sagte heute unser tapfrer Obrist, „und sich die Nägel abkauen und die Kiele spitzen, wir ziehen nach Mastricht." Auf Jungen, morgen geht's. Die Trompeten blasen früh, wohlauf wer noch etwas zu besorgen hat."

Wir starrten ihn an.

„Ist's Ernst, College?" fragte ich aufspringend; denn ich dachte an meinen guten Feldprediger, dessen Sachen ich ordnen mußte.

„Was?" rief er „Glaubst Du, ich mache schlechten Witz oder ich hätte Branntwein getrunken? Hast Du das von mir erlebt? Nein, es ist mein gründlicher Ernst, so gewiß, als ich Lüttger heiße und Corporal im Royal-Allemand bin."

Er sprach noch, als der Marechal de Logis eintrat und die Ordre vorlas.

„Da seht Ihr's. Nun auf und lustig!" rief er, und eilte auf seine Stube.

Jetzt galt's auch mir Eile.

Mein nächster Weg war zum Feldprediger.

„Nun, Herr Feldprediger,“ redete ich ihn an, „die Ordre ist da, es geht nach Flandern in den Kampf. Werden Sie mit ziehen?“

„Allerdings, mein getreuer Freund,“ sagte er. „Mein Beruf ist's ja, Sterbenden den Trost des Heilandes zu bringen.“

„Gut,“ sagte ich, „so werde ich wohl ihre Sachen ordnen und packen müssen, wenn Sie es wünschen und angeben wollen, was ich einpacken soll.“

„Lieber Gott,“ sagte er in komischer Verwirrung, „das weiß ich ja nicht; das weißt Du, mein guter Friedel, weit besser. Thue Du, was nöthig ist; mir ist's schon im voraus ganz recht. Nur vergiß mir nicht Papier, Federn und die Bibel.“

„Ich muß jetzt zum Herrn Obristen,“ fuhr er fort, „da kannst Du in der Weile die Siebensachen packen. Dem Franz sage, daß er die Pferde rüste.“

Er ging, und ich begann dann nicht ohne Lachen über diese so ganz eigenthümliche Erscheinung. Er vertraute mir doch Alles an, ja, er wußte nicht einmal, was er bedürfte, und seit ich für Alles sorgte, sah er nach gar nichts mehr. Und diese vertrauensvolle Hingabe des Mannes machte mir ihn doppelt liebenswürdig. Seine Seele war kindlich, ohne Arg, ohne Mißtrauen, ohne Falsch. Wie gefährlich aber war das, wenn er in treulose Hände gerieth?

Sein Franz war eine ehrliche Haut; aber ausgezeichnet dumm. Ich befahl ihm die Pferde zu rüsten, und ging dann, mit allem Eifer zu packen. Nach einigen Stunden war ich fertig, denn die Habseligkeiten des guten Mannes waren eben nicht sehr weit her. Theurer als Alles waren ihm seine Manuscripte. Für die sorgte ich zuvor, und legte sie in den Koffer, der hier wohl mußte stehen bleiben.

Um mich darüber jedoch ganz sicher zu stellen, ließ ich mich bei dem Obristen melden, als Götz noch bei ihm war.

Ich rapportirte, wie ich Alles geordnet.

„Vortrefflich," sagte der Obrist. „Laß nur den Koffer des Herrn Feldpredigers in mein Haus bringen, meine Frau wird dafür Sorge tragen."

So war denn dies Geschäft abgethan. Meine Sachen waren schnell geordnet, denn ich hatte ihrer nur sehr wenige. Mein Pferd war in herrlichem Stande. Als ich es zurecht machte und meinen Mantelsack aufschnallte, trat Lüttger zu mir.

Er legte die Hand auf meine Schulter.

„Junger Mensch," sagte er ernst und gemessen, „ich habe Dich lieb, das weißt Du. Ich habe Freude gehabt, daß Du so schnell Corporal wurdest, und Deinen Zug führst Du so gut, als trügst Du dreißig Jahre Deinen Schnurrbart und Sarras. Es ist mir manchmal zu Muthe gewesen, als wärst Du mein Sohn. Ich bin alt, und vielleicht begegnet mir bald etwas Menschliches. Der Lüttger ist kein Hasenfuß, dem es leicht bange wird, das weißt Du, und Mortbleu! wer das glaubte, dem spalte ich den Schädel sans façon! aber der Mann und der Christ soll an seinen Tod denken bei Zeiten. Verwandte habe ich nicht, Du bist mein Freund. Was ich erspart ist Dein, wenn eine Kugel den Weg in meine Kalbaunen sucht. Der Herr Obrist hat das Testament, und Du drückst mir die Augen zu und sorgst, daß ich in die Erde zu ruhen komme, nach dem Spruch: Du bist Erde, und sollst wieder zur Erde werden."

„Versprich mir das, daß meine Seele froh sein könne!"

Das einfache Wort dieses eisenfesten Mannes, der Muth und Bravour besaß, wie irgend einer im Regimente, der mit Narben bedeckt war, ergriff mein Herz auf eine wunderbare Weise. Ich konnte die Thränen kaum unterdrücken.

„Gott verhüte das, was Ihr sagt College; aber sollt's sein, so habt Ihr hier meine Hand, daß ich thue an Euch, wie ein Sohn an seinem Vater." Ich reichte ihm die Hand, die er männlich drückte.

„So redet ein braver Kerl," sagte er nicht ohne Rührung.

„Wir verstehen uns einander. Jetzt genug, mein Sohn. Besorge Deine Angelegenheiten und dann Adieu Nancy!“

Er ging, ohne weiter etwas zu sagen; aber in seinen Gesichtszügen lag eine augenfällige Heiterkeit. Es schien, als ob ihm nun das Herz leicht sei, weil er seine weltlichen Dinge alle besorgt hatte.

Mit seltsamen Gefühlen legte ich mich am Abend nieder. Es trat der Tod mir nahe in seiner erschütternden Gestalt. Meine Seele bangte nicht, das darf ich wohl sagen; aber ich sah jetzt das Leben anders an, als früher. Mit Marianen hatte es den Reiz verloren. Ich konnte mit Ruhe daran denken, zu sterben.

Alle Begebnisse der Vergangenheit, mein Glück und mein Leid ging in der stillen Nacht vorüber an meiner Seele, und wie ich mir's auch überlegte, es blieb ein nagender Gedanke, daß ich jede Gemeinschaft mit Marianen abgebrochen, die mir ja doch noch Treue gelobt hatte an jenem Abend.

Ich schlief spät ein. — — —

Der Obrist wollte im Glanze des Tages aus Nancy ausziehen, daher der Abmarsch um 9 Uhr gesetzt war.

Dennoch schmetterten die Trompeten frühe.

Ich sprang auf, froh, daß der kriegerische Klang den Traum unterbrach, denn ich sah Marianen in Schmerz aufgelöst, die nach mir die Arme ausstreckte, und jener Schrei den ich ewig hörte, drang auch jetzt wieder in meine Seele.

Rasch sprang ich auf, und rüstete noch zum letztenmal Alles. Eine Stimme in mir raunte mir zu, daß ich auch Nancy nicht mehr wiedersehen würde.

Das focht mich nun gerade nicht an. Ich war nicht einmal in der ganzen Stadt bekannt, hatte nicht einmal alle Theile derselben gesehen, mit keinem Einwohner in Verbindung gestanden; kurz, ich konnte bleiben oder scheiden, beides hatte für mich keine besondere Bedeutung.

Von einer desto größeren Bedeutung war unser Abmarsch für die Bewohner der Stadt. Blitzer hatte wohl recht. Es gab da viele Thränen; denn nicht Wenige hatten sich Schätzchen angeschafft. Er sah mich dabei an, denn er ritt im Zuge vor mir, zuckte die Achseln und rief mir zu: „Denkst du an des Chirurgen Pechpflaster?“

Mir war's nicht um's Lachen. Ich fühlte tief mit, was die fühlten, denen das Scheiden Thränen kostete.

„Nur kein Scheidewasser!“ rief mir Blitzer zu und lachte.

Ich schüttelte den Kopf.

Der Alte führte den ersten, ich den zweiten Zug hinter dem Obristen und dem Stabe.

Da nahten wir uns einem großen Hause. Es lag in dem Theile der Stadt, den ich gar nicht kannte. Der Obrist salutirte gegen die Fenster, wo ihm Befreundete standen. Ich sah ohne Absicht auch hinauf und —

Wer malt meinen Schrecken! Da stand — Marione! O sie war es, wenn auch städtische Kleidung ihren schönen Leib umhüllte. Sie war es, mein Auge täuschte mich nicht. Meine ganze Seele trat in's Auge, daß ich mir das Bild in die Seele drückte. Sie sah neugierig auf uns nieder; aber es lag etwas Ernstes, ich glaube Trauriges in dem Gesichte.

Da traf ihr Auge das meine.

Todesblässe überzog ihr Gesicht. Sie wankte; aber die Arme breitete sie aus gegen mich, als wolle sie sich herabstürzen. Friedel, Friedel! hörte ich sie rufen, und jener Schrei am Abende meines Fortlaufens drang in Ohr und Seele.

Ich sah sie da stehen im vollen Reize ihrer Schönheit. Sie breitete ihre Arme nach mir aus. Ihre Liebe sprach zu mir mit der alten, vollen, mich beglückenden Kraft! — Und ich? — O wie soll ich meine Stimmung schildern! Alles, Alles war vergessen, was zwischen jetzt und meinem Scheiden von ihr lag, selbst meine augenblicklich fesselnden Verhältnisse des Dienstes. Sie, nur sie

erfüllte Kopf und Herz. Ich wollte mein Pferd herumwerfen, um zurück zu jagen zu dem Hause, wo sie war; aber der Adjutant ritt an meiner Seite. Er faßte mich bei der Schulter: „Halt, Corporal; was soll das? Ihr steht im Dienst, im Glied; das dürft Ihr nicht verlassen, ohne kriegsrechtliche Strafe. Marsch, voran! Seid Ihr Kindskopf, dem ein ächzendes Weibsbild verrückt macht?“

Das Wort war Wasser in die Gluth. Ich warf mein Pferd herum, sah noch einmal hin, wo sie gestanden, aber sie war weg. — Rasthier trabte das Regiment dem Thore zu und bald lag die Stadt hinter uns und ich fühlte tief, daß das Lebensglück nun die letzte seiner Pforten, eine eherne, hinter mir für immer geschlossen hatte; aber das bekenne ich gerne, daß ich dahin ritt, ohne zu wissen, was mit mir vorging. Mein Kopf brannte und der Athem versagte mir fast. Die Brust wollte bersten.

Der Adjutant sah mich von der Seite an.

„Ist's Euch schlecht?“ fragte er mich.

Ich verneinte; — denn was sollte ich ihm sagen? Lüttger blickte zurück. Als er mich betrachtet, rief er: „Herr Adjutant, der ist krank!“

„Er hat das verneint,“ entgegnete der Adjutant. „Die frische Luft wird ihn schon heilen,“ setzte er mit einem ironischen Lachen hinzu, das mir in die Seele schnitt. Ich rief mich selbst ermannend: „Ich bedarf der Heilung nicht!“ und trotzig mich selbst beherrschend, preßte ich meine Gefühle hinab in die Brust. Wir kamen spät in's Nachtquartier. Mein Pferd bekümmerte meiner Fürsorge. Essen mochte ich nichts. Nur nach Alleinsein verlangte meine Seele, daß sie einmal das Alles überdenke, was sie an diesem Tage erlebt hatte; indessen war es doch gut, daß der alte Lüttger kam.

„Was war das für ein Auftritt?“ fragte er mich. „Ich habe Dich allezeit scharf beobachtet in Nancy, und weiß, daß Du kein Gehänge mit den Mädels hast. Item, das Haus, wo Dir's widerfuhr, ist auch meist unbewohnt. Es gehört einem reichen

Manne aus der Ferne, der's freilich dann und wann mit seiner Familie bewohnt. Er muß gestern erst angekommen sein, denn vorgestern waren noch die Läden alle zu, als ob keine Seele d'rin wohnte und heute war alles voll Menschen. Da hat ein bildschönes Mädel am Fenster gestanden, das hat Deinen Namen gerufen und einen Schrei gethan, wie ein angeschossener Buchmarder. Du mußt sie doch kennen?"

„Hatt' ich Dir doch noch spottend zugerufen: Denkst Du nicht an das Pechpflaster? Freilich, ich wußte nicht, daß Du auch so eins auf dem Herzen liegen habest. Oder ist's vielleicht Deine Schwester?"

„Nein," sagte ich; „ich habe Niemanden in der Welt."

„So ist's ein Schatz, Bursche, ein Schatz. Mortblen, und Du wirst Soldat? Das mag der Teufel rund machen! Red' mal von der Farbe! Oder hast Du kein Vertrauen zu mir, der ich Dich so lieb habe?"

Da mußte ich reden und Alles erzählen.

„Hm!" brummte der Alte, „das ist eine kuriose Geschichte. Wer kann aber da die Kehre kriegen? Weißt Du, was ich glaube? Das Mädel hat den Peter geheirathet; ihre Pathe aber hat keine Ruhe gehabt, bis sie auf der Glashütte war, und — wenn sie den Peter nicht lieb hat, ist sie gern dorthin gezogen, wo der Peter wohl wird ein Aufseher-Stellchen haben, und sie ist gerne mit nach Nancy gegangen. Als sie Dich sah, ist das Herz wieder aufgewacht und hat sie vergessen lassen, daß das nun ab, und sie Frau Peterin ist. Der Teufel der Versuchung war Dir nahe, mein Kind. Danke Gott, daß Du weg bist. Der Mensch ist ein schwaches Geschöpf und seine Stunde überkommt Jeden, und dann folgt der lange Tag der Reue, wenn man — kein Franzose ist, der's mit solchen Sachen leicht nimmt."

Der Alte hat mir einen großen Dienst in jener Nacht geleistet. Alle Wunden meiner Seele bluteten wieder frisch. Er stellte Un-

stände zusammen, die mir ganz glaublich erschienen sind. Was er sagte, ist mir so richtig vorgekommen, daß ich annehmen mußte, er habe Recht. Es konnte gar nicht anders sein.

Und als ich mir die Sache überlegte, da pries ich mich glücklich, daß ich weg war von Nancy, und wenigstens kein Unrecht begehen konnte, vor dem meine Seele schauderte.

Ich richtete mich wieder auf. Zwar stahl sich der Gedanke in meine Seele: Wenn der Werbecorporal dich belogen hätte? Wenn — wenn? — und alle die Möglichkeiten, alle die Zweifel legten sich wie ein erstickender Alp auf meine Brust. Ach, es glaubt kein Mensch, was ich gelitten habe; wie ich zwischen den Zweifeln hin und herschwankte, hier gepreßt und dort gepreßt, weil nirgends eine Gewißheit war, nirgends eine klare, lichtvolle Gewißheit — nur Zweifel und wieder Zweifel; der gute Littiger faßte oft meine Hand und sagte: „Mein Sohn, reiße Dich los von dieser Selbstquälerei, sonst wirst Du ein Narr, oder Du stirbst, und Eins wäre so schade, wie das Andere. Sei ein Mann! Das Mädel ist nicht werth, daß Du dich so quälst. Seiner Eitelkeit wärest Du doch als Opfer gefallen! Er hatte Recht! Aber — aber — ?

Ich mußte die Gedanken wegbannen, wenn ich meinen schwer errungenen Frieden behaupten wollte.

Der stete Wechsel der Umgebung auf der Reise war mir sehr heilsam; er zerstreute mich. Es war übrigens ein mehr als unseliger Zug. Erstlich war der April naß gewesen; zweitens war der Boden fast schuhtief in der Erde los und weich, und die Pferde sanken halbellentief ein, und drittens regnete es oft so stark, daß wir uns vermummen mußten in unsere Mäntel, um nicht bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Menschen und Thiere litten viel, und an Kranken, die nachgefahren wurden, fehlte es nicht. Dennoch waren Alle guten Muthes.

Nach vielen Widerwärtigkeiten erreichten wir das Lager bei Maastricht. Es zog sich im großen Halbmonde um die Werke der

Stadt. In den letzten Tagen hatte der Regen aufgehört. Die Sonne schien warm, und manche unserer marode gewordenen Leute saßen wieder zu Roß.

Der Marschall von Sachsen inspicirte uns und belobte unsere Haltung.

Unsere Zelte wurden uns nun angewiesen, wo wir uns einrichteten. Lüttger wohnte bei mir, in der Nähe des Zeltes des Obristen. In den ersten Tagen gab es nichts; Kugeln flogen in die Stadt, Kugeln heraus, aber sie thaten weder hier, noch dort Schaden, weil sie zu hoch gingen.

„Das ist auch wieder so eine Art von Casernenleben hier," sagte eines Abends Lüttger zu mir, als wir um unsern Feldkessel saßen und unsere Abendsuppe, die zugleich Gemüse war, nach Franzosenart, aßen, „nur mit dem Unterschiede, daß wir schlechter wohnen. Ich läge lieber bei meinem Pferde dort im Dorfe." Die Pferde standen nämlich in einem Dorfe, an welches sich das Lager anlehnte, und wo auch der Marschall wohnte.

„Es muß auch versucht werden, Kamerad," sagte ich ruhig.

„Ich wollte, der Marschall machte den Proceß kurz und nähme das Nest mit sammt dem holländischen Gesindel d'rin," fuhr der Alte fort. „Es gäb' doch etwas zu thun. Oder es fiele den Fischseelen einmal ein, einen vernünftigen Ausfall zu machen, daß wir sie unter die Fuchtel bekämen."

„Dazu kann Rath werden," sagte in diesem Augenblicke eine Stimme hinter uns.

Wir fuhren beide herum — und der Obrist stand vor uns. Wir sprangen auf und machten Fronte.

„Esset nur Eure Suppe erst," sprach er freundlich, „dann will ich Euch einen guten Vorschlag machen." Er setzte sich auf den einzigen freien Feldstuhl, und wir beeilten uns, unsere Suppe an Ort und Stelle zu bringen.

Als wir gegessen, sagte der Obrist:

„Wie es mir scheint, ist's heute etwas unruhig in der Festung. Ich glaube sie wollen einen Ausfall machen. Ich habe dem Feldmarschall meine Meinung gesagt; aber er hat gemeint, die Häringsseelen hätten die Courage nicht. Er thut nichts, was die Vorsicht gebietet, weil er den Feind gering schätzt. Ich möchte nun auf meine Faust mich vergewissern, ob nicht ein Ausfall gemacht wird. Dazu brauche ich zwei tüchtige Leute, und habe Euch zweie dazu ausersehen. Wollt Ihr mit mir gehen?"

„Gewiß, Herr Obrist," war unsere Antwort, wie aus einem Munde.

„Wir gehen auf die kleine Anhöhe, wo das Fichtengehölz ist. Dort ist ein guter Standpunkt. Alles ist stille, und wenn wir das Ohr an die Erde legen, hören wir jede Bewegung. Nehmet Eure Säbel und Eure Pistolen mit, wenn sie geladen sind."

„Das sind sie," sagte Lüttger. „Wohlan, Herr Obrist! Führet uns."

Der Obrist ging leise voraus, und wir folgten.

Die Nacht war stockdunkel. Kein Stern konnte durch die Wolkenmasse durchbrechen, welche den Himmel einhüllte.

Unbemerkt kamen wir aus dem Lager. Die Wachen beschwichtigte der Obrist.

„Wie ihr den ersten Schuß höret, so macht ihr Lärm," sagte er zu ihnen.

So schlichen wir wie Katzen in der Nacht dahin. Anfänglich sah ich gar nichts; allein allmälig hat sich doch mein Auge an die Dunkelheit mehr gewöhnt, also daß ich mich wenigstens vor halsbrechendem Stolpern habe hüten können.

Meinen beiden Gefährten ging es indessen weniger gut, als mir. Sie stürzten mehrmals kopfüber, und die Geschichte war, da sie geladene Pistolen führten, gefährlich genug. Ist aber keine losgegangen.

Das Fichtengehölz, welches der Obrist als äußersten Punkt

unserer Wanderung bezeichnet hatte, lag etwa zwischen dem Lager und der Festung auf einer Anhöhe, die indessen nicht hoch war.

Nach vielem Umhertappen erreichten wir es endlich. Wir standen und horchten. „Hört Ihr nichts?“ fragte der Obrist leise.

Ich strengte mein Ohr an. Es war mir gerade so als vernähme ich ein bedenkliches Waffengeräusche.

Um sicherer zu sein, schlich ich jetzt, die Zweige auseinander biegend, etwas weiter vor, blieb aber in einem Zweige hängen, und stürzte der Länge nach in die Nadeln hinein. In diesem unseligen Augenblicke blitzte es neben mir. Mein Pistol entlud sich; aber bei dem Blitze sah ich im Fallen drei Holländer vor mir.

„Fliehet!“ rief ich; aber schon knallten die Gewehre der Drei. Ich hörte hastig laufen, aber nichts weiter, denn ein Kolbenschlag raubte mir meine Besinnung.

Als ich erwachte — es muß wohl lange Zeit gewesen sein, daß ich besinnungslos war, sah ich verwundert um mich. Es war eine große Stube, in der viele Verwundete lagen. Mein Kopf war vielfach verbunden und schmerzte mich sehr. Zu meinem nicht geringen Entsetzen ist bald darauf die Thüre aufgegangen und ein Chirurgus in holländischer Uniform hereingetreten.

Jetzt wußte ich, woran ich war. Oft hatte ich von meinen Kameraden gehört, wie traurig das Loos eines Gefangenen sei. Das sollte ich nun selber erfahren; denn daß ich in holländische Gefangenschaft gerathen war, stand außer Zweifel.

Es kostete mich viele Mühe, meine Gedanken zu ordnen. Es ging noch etwas toll durcheinander. Der holländische Gewehrkolben hatte eine gar arge Bekanntschaft mit meinem Kopfe gemacht, was ich an der Schwäche meines Kopfes, an dem scharfen Verbande, überhaupt an der Hinfälligkeit meines ganzen Körpers genugsam merkte. Was aber zwischen jenem unseligen holländischen Gruße und diesem meinem Erwachen zum Bewußtsein lag, war aus meiner Erinnerung getilgt.

Bald nach dem Chirurgus kamen noch zwei andere ſolcher Pflaſterkaſten, die ſich nun zuſammenſtellten und miteinander zu plaudern begannen. Sie ſprachen deutſch. Ich ſchloß meine Augen wieder, weil ich hoffte, etwas Genaueres über den geſtrigen Ausfall zu vernehmen.

„Das war eine verdammte Geſchichte geſtern," begann der Erſte, welcher eingetreten, und ein Oberchirurg war; „wo nur die Franzoſen in dem Fichtenwäldchen herkamen?"

„Das wird uns der dort wohl ſagen können, wenn er nicht den Geiſt aufgibt," verſetzte der Andere.

„Iſt er tödtlich verletzt?" fragte der Dritte.

„Das gerade nicht," ſagte der Erſte; „aber man kann doch nicht ſagen, ob nicht das Gehirn verletzt iſt. Er liegt ohne Lebenszeichen ſeit geſtern Nacht. Kommt er zum klaren Bewußtſein, ſo iſt's gewonnen."

Nun beſprachen ſie ſich über die Behandlung meines Kopfes, was ich aber nicht verſtand, weil ſie eine Menge fremder Worte ausſprachen. Doch ſah keiner derſelben nach mir.

Unvermerkt lenkte ſich die Unterredung auf den Ausfall zurück.

„Alles war ganz gut angelegt," ſagte der Erſte wieder, „wären die Hunde nicht im Wäldchen geweſen. Und doch waren es ihrer etwa nur drei bis vier."

„Iſt denn keiner außer dem Verwundeten gefangen genommen worden?" fragte der Zweite.

„Nein," entgegnete der Erſte. „Die beiden oder die drei Andern liefen wie Windhunde, als dem dort die Piſtole losgegangen war. Unſere Leute erreichten ſie nicht mehr. Sie brachten, wie es ſcheint, die Nachricht in's Lager, und wie der Blitz war das Pack auf den Beinen. Da war's das Klügſte, die ganze Geſchichte aufzugeben. Hätten ſie's nur gethan! So aber drang der General vor, und wir bekamen eine arge Schlappe."

„Sind viele geblieben?" fragte der Dritte.

„Man sagt's; aber ich glaube, man verheimlicht den Verlust absichtlich. Auch will es mir vorkommen, als seien weit' mehrere gefangen, als getödtet worden."

„Das können wir brauchen," fuhr der Erste fort, „unsere Garnison schmilzt zusammen wie Butter in der Sonne. Die Gefangenen fangen an dem General bange zu machen, wenn's etwa einen Sturm gäbe, und der Marschall von Sachsen scheint es sich zur Ehrensache gemacht zu haben, trotz der Unterhandlungen des Friedens in Aachen, dessen Abschluß übrigens die Franzosen absichtlich hinausdehnen, Mastricht zu nehmen."

„Schlimme Aussichten," sagte der Zweite, „wenn der General nicht capituliren will."

„Capituliren?" rief der Dritte. „Da kennst Du den schlecht. Wenn er nur noch allein übrig wäre, übergäbe er die Festung nicht."

„Darin liegt's eben," fuhr der Erste wieder fort. „Die Bürger sähen es gerne, wenn die Stadt gerettet würde. Auch sollen Französischgesinnte in der Stadt sein, denen der General eben nicht traut. Könnten die bei einem Sturme Mittel und Wege finden, die Gefangenen zu befreien, so möchte das eine schlimme Geschichte werden."

„Er soll sie auswechseln!" meinte der Dritte.

„Dafür dankt der Sachse draußen," versetzte der Erste.

„Nun, so soll er sie aus der Festung schaffen, oder —"

„Ja, wenn's geht," fiel der Erste wieder ein, „so wäre das allerdings das beste Auskunftsmittel."

„Jetzt wollen wir mal nach dem Kerl sehen," sprach der Zweite. „Wie ich höre, vermuthet der General in der Corporalsuniform von Royal-Allemand einen höheren Offizier, weil er es nicht begreifen kann, daß Corporale auf ihre Faust recognosciren sollten. Ueberhaupt ist es ein seltsames Vorkommniß."

Was ich gehört hatte, war mir sehr wichtig. Für's Erste tröstete es mich, daß der Obrist und Lüttger mit heiler Haut davon gekommen waren. Weniger erfreulich war mir dagegen die Aus-

sähe, wenn ich genesen sollte, nach Holland transportirt zu werden. Ueber meine eigne Lage hatte ich genug gehört, um das Gehörte mit meinem Befinden zu vergleichen, und die Hoffnung des Lebens, die ja doch am Ende stärker ist, als jedes andere Gefühl, wieder auftauchen lassen zu können. Vielleicht durfte ich aus dem Vermuthen des Generals, ich sei ein verkappter höherer Offizier, die Hoffnung schöpfen, daß man mich menschlicher behandle. Das Herz schlug mir heftig, als diese drei Menschen auf mich zukamen.

Ich schlug jetzt das Auge auf.

„Wie steht's?" fragte der Oberchirurg französisch.

„Ich verstehe nur Deutsch," sagte ich leise.

Der Oberchirurg lächelte zweideutig und schwieg stille.

„Haben Sie viele Schmerzen?" fragte der Zweite.

„Nein," versetzte ich; „jetzt weniger, als vor einer halben Stunde."

„Verdammt!" rief der Erste. „Hätten wir doch unsere Zunge besser gewahrt vorhin."

„Ich hoffe, Sie machen keinen Gebrauch von dem Gehörten."

Ich versicherte ihn, daß ich schweigen würde, wenn sie nicht unmenschlich mit mir umgingen.

Das half viel. Mit größter Schonung wurde ich verbunden; und ich darf sagen, daß ich mich der menschlichsten Behandlung zu erfreuen hatte. Ja, der Oberchirurg ließ mir nach einigen Tagen, als meine Genesung rasch vorwärts schritt, selbst Leckerbissen bereiten. Er war wirklich ein guter Mensch, ein geborner Dillenburger, der holländische Dienste genommen hatte. Der Deutsche läßt nicht von seinem Landsmanne, wenn er ihn in der Fremde findet. Das ist gewiß ein schöner Zug.

Obwohl er mehr und mehr zu zweifeln begann, daß ich ein Offizier sei, so fragte er mich doch nie aus.

Nach etwa fünf Tagen konnte ich aufsein und den Saal verlassen, wo das Jammern und Stöhnen der Schwerverwundeten

mich den stärkenden, zur völligen Genesung nöthigen Schlaf nicht gewinnen ließ.

Nun wurde ich zum General geführt. Meine Behandlung war auch hier eine so aufmerksame, daß ich wohl einsah, man sei wegen meiner Person noch immer nicht im Klaren. Es ist mir dies manchmal recht komisch vorgekommen; allein mir war eben gar nicht zu Muthe, daß ich hätte lachen mögen oder können.

Als ich in das Gemach des Generals geführt wurde, fand ich diesen und drei Stabsoffiziere nebst dem Auditor. Der General war ein ältlicher, schöner Mann, aus dessen Gesichte Festigkeit und soldatischer Muth sprach.

Bei meinem Verhöre stellte man mir allerlei verfängliche Fragen; drohte mir mit Erschießen, wenn ich nicht die Wahrheit sagte und dergleichen mehr.

Lieber Gott, sie fragten mich nach Dingen, die mir völlig fremd, oder wie man sagt, spanische Dörfer waren. Wie konnte ich z. B. die Zahl der Belagerer angeben? Wie war ich im Stande zu sagen, welche Pläne der Marschall von Sachsen habe; ob er, trotz der Friedensunterhandlungen in Aachen, noch die Stadt zu stürmen beabsichtige?

Um endlich der ganzen Geschichte ein Ende zu machen, erbat ich mir die Erlaubniß, offen meine Geschichte erzählen zu dürfen, auf daß sie sähen, daß mein Nichtantworten auf ihre Fragen einen natürlichen Grund habe und einen zureichenden.

Der General gewährte dies, und ich erzählte ohne Umschweife meine Geschichte von Saarlouis bis dato, von A bis Z.

Als ich geendet hatte, brachen alle viere, nebst dem morosen Auditor, in ein unmäßiges Gelächter aus, das gar nicht enden wollte.

„Blexem!“ rief der General aus, „wenn das keine Wahrheit ist, so haben wir den pfiffigsten Halunken der französischen Armee vor uns, der uns über die Maßen hänselt. Aber es ist unverkennbare Wahrheit.“

„Geh, Bursche," sagte der General, „es soll Dir an nichts fehlen. Du bist eine grundehrliche Haut; magst aber Gott danken, daß Du so davon gekommen bist. Ich hoffe, es ist Dir einstweilen dafür gethan, daß Du nicht mehr mit Deinem Obristen recognoscirst gehst, was ohnehin schöne Ordnung ist!"

Er winkte, und einer der Offiziere rief den beiden Unteroffizieren, die mich hergeleitet.

Als ich militärisch gegrüßt, und eben zur Thüre habe gehen wollen, rief der General; ich mußte bleiben.

„Hör' mal Bursche," hob er an, „wie es scheint, hast Du eben keine Vorliebe für die Franzosen?"

„Sie haben mir nichts Böses gethan, Herr General," antwortete ich ruhig.

„Mag sein," entgegnete er; „aber möchtest Du nicht Dienste bei uns nehmen?"

„Und gegen die Franzosen fechten? Nein, Herr General!"

„Es ist brav von Dir," sagte der Mann, der überhaupt mein Vertrauen gewonnen hatte.

Er winkte, und ich wurde abgeführt.

Ich kam nun in eine alte Caserne, worin französische Gefangene waren. Das war eine Wirthschaft! Nein, da wollte ich lieber in einer Orgel mitten d'rin sitzen, die Tag und Nacht dudelte, als unter diesem quecksilbernen Volke. — — Der Eine sang, der Andere pfiff, der Dritte fluchte und schimpfte. Wieder Andere schwadronirten mit einander, und Einer schrie immer ärger als der Andere; kurz, wenn man sich einen Höllenlärm denken will, so war er hier zu finden. Hielt man die Augen zu, so glaubte man unter lauter Rasenden zu sein. So ging das im vollen Sinne des Wortes Tag und Nacht fort. Genoß man einige Stunden Ruhe, so konnte man von Glück sagen.

Ich kam am Schlimmsten dabei weg; denn ich verstand noch zu wenig Französisch, um mich mit ihnen unterhalten zu können.

Tausendmal wunderte ich mich, daß mein noch schwacher Kopf das ertrug.

Zeit hatte ich genug, wieder an Marianen und ihre räthselhafte Erscheinung in Nancy zu denken. Ach, wer lüftet den Schleier? Daß wußte ich aber gewiß, daß ihr Bild in meiner Seele lebte, so frisch, wie damals, als ich noch so glücklich bei ihr war. Dachte ich an meine Zukunft nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen von den Launen des Glücks, so schien es, als ob immer dann, wenn ich irgend ein Glück ergreifen zu können glaubte, es mir entrissen wurde. Ich blickte nach oben und vertraute gläubig Dem, der Alles wohl macht. In diesem Glauben fand ich Trost.

Der Zustand, in welchem ich mich jetzt befand, sollte zum Glücke nicht lange dauern. Der General, obwohl tapfer und muthig, fürchtete mit Grund eine Meuterei in der Stadt, da Anzeichen da waren, daß die Franzosen bedeutende Anhänger in derselben hatten. Mehrere der Angesehensten wurden verhaftet, und eines Abends wurden alle Gefangene aus der Stadt gebracht. Die Franzosen ergaben sich stille, denn sie meinten, sie würden ausgewechselt; ich aber erkannte aus dem Gespräche der Pflasterkasten im Lazarethe die ganze Geschichte. Wir entgingen der Aufmerksamkeit der Franzosen und kamen unbeachtet aus dem Bereiche ihrer Macht. Auf eben dem Wege kamen auch neue Truppen und Lebensmittel in die Stadt, was jedoch wenig half; denn ich hörte noch unterwegs davon erzählen, der Marschall von Sachsen habe die Stadt mit Sturm eingenommen, obwohl der Friede so gut als abgeschlossen gewesen wäre.

10.

Und wenn halt mei Schicksal mich nimmer verläßt,
So bleibt halt für mein Theil das Allerbest,
So schieß i mi todt! Sie werd'n seh'n, daß ich's thu! —
Doch weiß i schon im Voraus, i komm' nit darzu,
I komm' nit darzu!

Altbaierisch.

Unser Zug, von holländischen Soldaten geleitet, ging unaufgehalten nach Amsterdam zu. O wie sahen wir aus! Unsere Schuhe fielen von den Füßen, die Kleider hingen in Fetzen von uns. Der Volkshaß that uns auch nicht gut. Konnt's den Leuten nicht übel nehmen, daß sie den Franzosen nicht gut waren; sie hatten Arges genug von ihnen erduldet; aber was konnten wir arme Schelme dafür? Merkten sie, daß ich ein Deutscher war, so riefen die Gassenbuben immerfort: Moff! Moff! wo ich mich blicken ließ.

O wie gerne hätt' ich Einem oder dem Andern im Grimm eine gesunde Ohrfeige oder Dachtel versetzt; aber das ging einmal nicht. Wir mußten dulden.

Unsere Kost war eben auch nicht dienlich, fett dabei zu werden; vielmehr schien es eine ganz methodische Hungerkur.

Endlich erreichten wir Amsterdam, die Stadt der Paläste und der reichen Krämer und Knicker.

In Wahrheit, mein Elend war grenzenlos. Matt, entkräftet, zerlumpt — kaum mehr im Stande, meine Blöße zu bedecken, so kam ich dort an. Mit Zügen, die jedes Auge lesen konnte, stand der Jammer auf unsern Gesichtern geschrieben und auf dem meinen der doppelte, der des Herzens und der des Leibes. O warum hatte mich der Kolbenschlag nicht getödtet? fragte ich oft in diesem Elende, wahrhaft murrend; aber im nächsten Augenblicke, wo die bessere Gesinnung wieder siegte, bat ich Gott um Vergebung und duldete das überfließende Maß des Unglücks, das auf mir lag, in der Stille und Ergebung, wie es des Christen Pflicht ist.

Und diese dicken, unerschütterlichen Minheers standen da auf ihren Balkonen, schmauchten ihre langen Thonpfeifen und bliesen den Rauch des Kanasters behaglich in die dicke Luft des Landes. Mein Hunger war riesenmäßig. Vor einem der Paläste der Prinzengraacht brach ich zusammen.

„O, daß meine Erlösung käme!“ flehte ich halblaut.

„Bist Du ein Deutscher?“ fragte da eine Stimme neben mir, und ich sah einen stattlichen Mann, der sich liebreich zu mir neigte.

Der Mann rief etwas an dem Hause hinauf in holländischer Sprache. Das wirkte; denn bald darauf kam ein Diener und brachte ein Stück Brod mit Fleisch und eine Flasche.

Zwei mitleidige Franzosen, die meine Leidensbrüder waren, hatten mich auf die Steinplatten zur Seite der Straße gesetzt. Hier reichte man mir Speise und den Labetrunk des Wachholders, Genever genannt, des Holländers Trost und Lust. Auch die beiden armen Franzosen erhielten Speise und Trank. Eben wollten wir uns recht d'ran geben, da nahte das Ende des Zugs, und der Soldat, der den Zug schloß, nöthigte uns, mit fortzugehen. Wir mußten unterwegs essen, und auch das ging. Obwohl wir's theilten mit unsern Gefährten, so stärkte es uns soweit, daß wir im Stande waren, unsern Bestimmungsort, ein leeres Waarenmagazin, zu erreichen; aber da war nicht einmal Stroh zum Lager! Auf dem bloßen Boden mußten wir uns niederlegen und erhielten erst spät am Abend eine saft- und kraftlose Nahrung, die eben hinreichte, den Hunger recht zu wecken.

Das war eine der schwersten Nächte meines Lebens, und, Gott vergebe mir, ich faßte den Entschluß, meinem armen Leben ein Ende zu machen.

Doch — als der Tag wieder kam und die Sonne durch die blinden Fenster und die offenen Fugen des Gebäudes hereinsah, kehrte die Hoffnung, die Trösterin des Unglücklichen, wieder in meine Seele ein, und ich sah mit neuem Muthe den kommenden Geschicken ent-

gegen, die gewiß übler nicht ſein konnten, als die, welche dieſem Morgen vorhergegangen waren.

So ſaß ich denn an der Wand, hoffend auf Erlöſung, als jener Herr, der ſich geſtern meiner ſo menſchenfreundlich angenommen, daherſchritt, begleitet von einem Bedienten, der ein Bündel Kleidungsſtücke trug. Er fragte nach dem Deutſchen, und man wies ihn zu mir.

Leutſelig nahte er ſich mir und ſagte: „Hier hab' ich Kleider für Dich. Reinige Dich und wirf die Lumpen von Dir. In einer Viertelſtunde komm ich wieder, um ein vernünftig Wort mit Dir zu reden."

Ohne meinen Dank abzuwarten, ging er wieder. Der Bediente gab mir die Kleider, und in weniger denn zehn Minuten war eine völlige Umänderung mit mir vorgegangen.

Es war der vollſtändige Anzug eines Matroſen, den er mir gebracht. Ich fand darin nichts. Wär's auch der eines Türken geweſen, ich hätte ihn freudig und dankbar mit meinen Lumpen vertauſcht.

Einige der Franzoſen ſpöttelten darüber; aber in dieſem Spotte ſprach ſich der gelbe Neid aus, der in ihnen wohnte.

Es dauerte nicht lange, ſo kam der Herr wieder. Er freute ſich meines beſſeren Ausſehens und nahm freundlich meinen Dank an.

„Höre, mein Sohn," ſagte er, „es ſteht Dir ein Weg offen, Deine Lage zu verbeſſern und Deine Leiden für immer zu enden. Ich bin Capitain eines Schiffes der Compagnie und ſteche in wenig Tagen in See. Ich brauche noch einige Matroſen. Willſt Du Dienſt nehmen, ſo biſt Du frei, haſt einen ſchönen Lohn, und biſt all' Deinem Elende überhoben. Ich bin ein Friesländer, deutſchen Stammes, und meine es gut mit meinem Volke und Dir."

Der Mann ſah bieder aus. Ein einfaches, redliches Weſen gewann ihm mein Vertrauen.

„Ich will;" ſagte ich, ohne auch nur zu wiſſen, was ich verſprach.

Sein Gesicht erheiterte sich. „So komm," sagte er darauf, „wir müssen sogleich gehen."

Kaum hatte ich Zeit, mich von meinen Leidensgefährten zu verabschieden, deren Manche wehmüthig, Manche zornig mir nachsahen. Mein neuer Herr hatte unendlich lange Beine, und machte Schritte, fast wie Fortunatus, der allemal in einem Schritte sieben Meilen maß. Ich konnte nicht mit ihm Schritt halten und mußte zurückbleiben.

„Aha," sagte er, es wahrnehmend, „ich habe vergessen, daß Du matt und kraftlos bist. Das soll bald vergehen." Er winkte seinem Bedienten, sagte ihm einige Worte und entfernte sich dann rasch, mich bei diesem lassend.

Der verstand kein Deutsch. So gingen wir denn stumm neben einander her, bis wir bei einem großen Schlosse ankamen, wo er mir bedeutete zu warten.

Nach etwa einer Stunde Wartens kam der Herr heraus.

„Es ist Alles fertig," sagte er, „laß uns gehen. In wenig Tagen sind wir an Bord und hoffentlich in See."

In seinem Haus mußte ich ein Bad nehmen, mich nochmals umkleiden, und erhielt dann die kräftigste Nahrung. Da schlief ich dann wieder einmal menschlich.

Aber welch' ein Schicksal war es wieder!

Zwei Tage später traten die Kriegsgefangenen ihren Rückweg nach Frankreich an. Alle waren leidlich gekleidet worden durch milde Wohlthätigkeit. Dort lag mein Glück! Dort war ich ihr wieder nahe, und jetzt — mußte ich zur See — Gott weiß, welchen Geschicken entgegen!

Tiefer Schmerz wühlte in meiner Seele, und eine trübsinnige Stimmung ergriff mich, die erst da wieder allmälig schwand, als ich endlich das Meer in seiner unendlichen Erhabenheit vor mir sah und den Wald von Masten. Wie staunte ich dies neue Wunder an! Wie anders erschien mir das jetzt in der Wirklichkeit, was ich

mir einst mit Hülfe der Einbildungskraft vorgestellt hatte, als ich im Vaterhause die erste Seereise vorlesen hörte. All' das Sehenswerthe, Ungeahnte, was hier vor meinen Blicken lag, ließ mir in Wahrheit nicht Zeit, viel meinen kummervollen Gedanken mich hinzugeben. Ich starrte Alles an. Ueberall waren der Gegenstände so viele, daß ich ganz betäubt war.

Da pfiff es hell und durchdringend.

„Friedel!" rief der Capitain, „das ist die Bootsmannspfeife. Unsere Stunde ist da."

Er schritt rasch dem Strande zu, und ich mit dem Bedienten hintendrein. Wir sprangen in das Boot, die Ruder schlugen an in gleichmäßigem Takte, und das Boot flog über die Wellen des Hafens dahin, einem Kolosse zu, der weit vor uns auf der Rhede lag. Allmälig trat er größer aus den Wogen hervor, und als wir uns ihm nun näherten, grüßte uns ein schallendes Hurrah. Wir stiegen an Bord. Eine Kanone brüllte über die plätschernde Meeresfluth. Ein leichter Landwind blies in die Segel. Mit grausigem Rumor wurden die ungeheuern Anker aufgezogen und — das Schiff wandte sich und stach in die See. Ich aber stand auf dem Verdecke und wankte wie ein Trunkener; der Schwindel, der Vorbote jenes entsetzlichen Zustandes, den man die Seekrankheit nennt, erfaßte mich, und der Capitain sagte lachend: „Armer Schelm, Du mußt dem Meere Deinen Einstand zahlen. Das Meer ist ohne Erbarmen."

Ich meine, daß ich ihn zahlte! —

Wenn so der ganze Jammer über mich kam, rief ich oft aus: „Ach, warum traf mich nicht eine mitleidige Kugel vor Mastricht, oder warum schlug nicht jener Soldat härter, daß ich wäre bewahrt geblieben vor diesem Höllenzustande."

Die Matrosen lachten sich halbtodt, wenn ich mich sehen ließ; daher blieb ich in der Hängmatte.

Nur der brave Capitain hatte Mitleid mit mir, und tröstete mich mit dem baldigen Vorübergehen der Seekrankheit. Das war

aber ein leidiger Troſt; denn es waren nun ſchon acht Tage vorüber und ſie dauerte fort.

Ich hatte dieſe ganze Zeit in meiner Hängmatte zugebracht. Ich war ſterbensmatt. Konnt's anders ſein? Die wenigen Tage in Amſterdam und auf der Reiſe, wo ich beſſere Nahrung genoß, konnten meine erſchöpften Kräfte nicht erſetzen und herſtellen. Und nun kam wieder dieſes lebenvergiftende Uebel. Es ſollte indeß ſein Letztes erreicht haben. Allmälig wurde mir beſſer; und nach wenigen Tagen konnte ich auf das Verdeck treten.

Mir wurde entſetzlich zu Muthe, als ich nur Himmel und Waſſer ſah, aber es war keine Furcht. Es war der Schmerz nun ganz und für immer von Allem getrennt zu ſein, was ich liebte. Weinen durfte ich nicht, und hätt's doch ſo gerne gethan. Meine Arme durfte ich nicht ausbreiten gegen das Land, das dort hinter den berghoch ſich thürmenden Wogen lag.

Da bin ich hinabgeſchlichen in meine Hängmatte, und hab' es verſucht, das Herz loszureißen von Allem, was es noch zu beſitzen glaubte; habe Marianen mein Lebewohl zugerufen und dem guten Lüttger, meinem guten Feldprediger Götz, der nun auch verlaſſen war; aber gemurrt hab' ich nicht. War ich doch ſelber der Schmied meines Unglücks, und aus freiem Entſchluſſe hervorgegangen, was ich erlebt und erfahren.

Ob aber Friede in meiner Seele war, das iſt eine Frage, die ich ohne Weiteres mit Nein beantworten kann. Woher hätte er kommen ſollen? Hinter mir lag Glück, vor mir eine unbekannte Zukunft, vielleicht ein Leben voll Leid und Trübſal. Jenes hatte ich von mir geſtoßen; dieſes ſelbſt ergriffen. Und eine langweilige Seereiſe iſt ſo recht geeignet, in Grübeleien ſich zu ergehen. Zu Matroſenarbeiten war ich noch unfähig; darum lungerte ich ſo herum und brütete über meine Geſchicke. Ich hörte Marianen: Friedel rufen; der Schrei hallte in meiner Seele fort; ihre Arme ſah ich ſie ausbreiten. Ach, hatte der Werbcorporal gelogen? — War ſie noch

frei, mich liebend und treu? Wehe dann mir! Ich hatte ihr Lebensglück zerstört und das meine.

Der Capitain merkte meiner Stimmung Grund. Er fand das rechte Gegenmittel.

„Höre, Junge," sprach er, „Du bist ein Deutscher, die sind in der Regel ziemlich gut unterrichtet. Kennst Du das Rechnen und Schreiben? Könntest Du mir vielleicht Schreibdienste thun? dann wärst Du besser d'ran, denn als Matrose?"

Ich weiß selbst nicht, warum ich so freudig antwortete: „Ei freilich!" wenn's nicht die Freude war, irgend eine Beschäftigung zu finden. Das Lungern hatte mich elend und heimwehkrank gemacht, und für die Matrosenarbeit war ich noch durchweg zu matt.

Er rief mich in die Kajüte, wie das kleine Kneipchen hieß, worin er wohnte, denn in dem Schiffe der Compagnie war Alles auf die Ladung gemünzt, und dort gab er mir Allerlei abzuschreiben; da er nun eine undeutliche Handschrift hatte, so war's ihm darum zu thun, es reinlich und leserlich zu haben. Es war aber Holländisch, und die schreiben Alles mit lateinischen Buchstaben. Es war ein Glück, daß einst unser ehrlicher Schulmeister, den wir böse Buben nur den „Alten mit der Brille" hießen, uns die lateinische Schrift auch gelehrt hatte. Da malte ich recht die Buchstaben nach, und der edle Mann war gütig genug, damit zufrieden zu sein. Da ich's nicht verstand, so ging's freilich verdammt langsam; doch war's sehr deutlich und ich hoffte, mit dem zunehmenden Verständniß der Sprache doch noch brauchbar zu werden, was sich denn auch später vollkommen richtig erwies. Beim Rechnen ging das Ding anders. Da fiel's mir dann wieder ein, daß ich einst Seeschiffe gerechnet hatte, und jetzt im Bauche eines solchen Ungeheuers rechnete, das rief mir die alten theueren Erinnerungen wieder hervor, und es währte ziemlich lange, bis ich wieder rechnen konnte. Auf dem Papiere waren einige blasse Flecken. Ich schäme mich nicht zu sagen, daß sie von meinen Thränen herrührten. Wer den Stab über mich brechen will, der

thu's! Das Herz hat ja doch auch sein Recht und bei mir machte es dasselbe gar oft geltend.

Von nun an war ich meist in des Capitains Kajüte, und nur dann und wann kam ich auf das Verdeck. Er wurde täglich freundlicher gegen mich und suchte mir das Leben auf dem Schiffe angenehm zu machen. Abends besonders war es prächtig oben, in der herrlichen Seeluft, wenn ein kühler Wind wehte. Die Matrosen sangen Lieder, deren eigenthümlich melancholische Weisen mich sehr ergriffen. Besonders merkwürdig war mir auch das Leuchten des Meeres. Wenn so das Schiff durch die Wogen strich, schien es, als ob das Wasser lauter Funken wäre. Ein langer, glänzender Streifen folgte dem Schiffe, und der Capitain, den ich darüber fragte, sagte mir, es seien kleine Meerthierlein, die in unaussprechlicher Menge in lauen Nächten die Oberfläche des Meeres bedeckten, von denen dieser Lichtglanz ausginge. Die Sterne strahlten herrlich und was mir wundersam vorkam, es waren ganz andere Sternbilder, als die, welche ich einst daheim gesehen, und der tiefblaue Himmel bei weitem nicht so besäet mit Sternen, wie in der Heimath an der Mosel. — Ja ganze weite Strecken waren fast sternenleer. Ein Bild stand wunderbar da, es war das Kreuz des Südens. Ich hab' oft zu dem hinaufgeschaut und neuen Muth und neue Hoffnung gewonnen. Das rief mir ja in die Seele hinein: Dulde! Trage! Entbehre! Auch der Heilige am Kreuze duldete stille; so auch du!

Wir waren ja auch schon gar weit von den Küsten Europa's entfernt. Von der Linientaufe will ich schweigen, denn das dumme und rohe Wesen ärgerte mich über die Maßen; ich mußte es indessen so gut tragen und dulden, wie die zwei neuen Matrosen, die mit mir auf das Schiff gekommen waren.

Nur eines besonderen Umstandes muß ich gedenken. Seit mehreren Tagen folgte ein Haifisch unserm Schiffe nach. Es war ein grsulich Unthier. Alle Versuche, ihn zu fangen, schlugen fehl. Da überfiel die ganze Mannschaft ein Schrecken. Alle schienen zer-

schlagen und sahen in ein Loch, und das Wetter war doch herrlich. Kein Sturm hatte uns noch heimgesucht. Der Capitain schenkte tüchtig Genever ein. Ich begriff das nicht; konnte übrigens auch noch nicht so viel Holländisch, ihr Gewälsch zu verstehen.

Dem Capitain kam das ungelegen. Er lies die Versuche verdoppeln, das Unthier zu fangen; aber es biß nicht an.

„Er will Menschenfleisch," sagten die Matrosen.

Das verstand ich, aber was sie damit sagen wollten, begriff ich nicht. Ich fragte den Capitain.

Er runzelte die Stirne und sagte: „Ich hoffe, Du bist noch nicht angesteckt von dem Aberglauben der Seeleute; daher will ich Dir das Unsinnige jenes Wortes erklären: Wenn der Hai an keinen Köder anbeißen will, so glaubt man, es würde bald Jemand im Schiffe sterben, und von dem Hai verschlungen werden."

Ich lachte. „Soll denn das Thier ein Wissen haben, was der Mensch nicht hat?" sagte ich.

„Freilich," erwiederte der Capitain. „Wie soll das zugehen?"

In demselben Augenblicke gab es ein furchtbares Geschrei auf dem Verdecke.

„Sie haben ihn gewiß!" rief der Capitain, und eilte hinweg, ich ihm nach.

Aber wie erbleichte der Capitain, als ihm Alle entgegenriefen: „Jan, der arme Jan!"

Da stellte sich denn die ganze erschütternde Thatsache heraus, daß des Capitains Bedienter die Lockspeise an einem Taue hinausgeworfen, das Uebergewicht aber bekommen, hinab in die See gestürzt war und von dem scheußlichen Thiere ergriffen wurde, das pfeilschnell mit dem Unglücklichen in die Tiefe geschossen war.

„Da seht Ihr's," sagte der Hochbootsmann zu dem Capitain. „Er wollte Menschenfleisch, und nun hat er's. Wir werden ihn nicht wiedersehen." Beiläufig gesagt, war es wirklich so.

„Dummes Zeug,“ donnerte der Capitain. „Geht an Eure Arbeit!“

Er ſelbſt aber ſchritt, bleich wie der Tod hinab in ſeine Kajüte, und als ich zu ihm kam, ſaß er, noch immer bleich, in tiefem Sinnen da.

Ich ſetzte mich ſtillſchweigend an meine Arbeit; aber ſie wollte mir nicht recht von der Hand.

„Friedel,“ hob er endlich an, „der Jan geht mir recht an die Seele. Ich hatte ihn lieb, und der Menſch war treu wie Gold, und diente mir ſchon im ſiebenten Jahre.“

„Glaub's,“ ſagte ich; „er war ein guter Menſch.“

„Das war er,“ ſagte der Capitain, und ſeufzte.

Dann ſtand er raſch auf und trat auf mich zu.

„Friedel,“ hob er wieder an, „ich glaube, Du taugſt nichts für einen Matroſen!“

„Warum nicht, Herr?“

„Nun, daß ich Dir's gerade ſage, Du biſt nicht roh genug dazu, kannſt auch die Strapatzen dieſer Menſchen ſchwerlich ertragen.“

Ich erſchrack.

„Was ſoll denn aber aus mir werden, Herr?“ fragte ich nicht ohne Unruhe.

„Mein Diener, wenn Du willſt. Du ſollſt's gut haben, Friedel, und Dir ſoll ein beſſerer Lohn werden, als Du ihn als Matroſe verdienen kannſt. Willſt Du?“

Ich war überraſcht. Das hatte ich nicht gedacht.

„Wenn Ihr mir das Vertrauen ſchenket, Herr, ſo will ich Euch in Lieb' und Treue ganz eigen ſein. Bin ich es denn nicht jetzt ſchon?“

„Topp!“ ſagte der Capitain, „es bleibt dabei.“

Nun zog ich in die Kajüte ein; hing meine Hängematte darin auf, und war nun ganz mit den Angelegenheiten des Capitains beſchäftigt.

Zwar wurde ich von dem Schiffsvolke mitunter ſcheel angeſehen, weil vielleicht Manchen gewünſcht und erwartet hatte, Jan's Stelle einzunehmen; allein meine Stellung zum Capitain und mein Verhältniß zu ihm gab mir ſo viele Gelegenheit, Dieſem und Jenem einen kleinen Dienſt zu leiſten, daß ich von nun an beſſer bei ihnen ſtand, als je.

Bis jetzt war unſere Seereiſe glücklich geweſen. Der Oldenbarneveld, wie unſer Schiff hieß, war ein guter Segler und ein neues tüchtiges Schiff. Das that's freilich allein nicht, denn das hatte keinen Einfluß auf Wind und Sturm. Die Tage waren mild, mitunter heiß geweſen; die Nächte erquickend und kühl. Das Schiff ſegelte ſtets mit gutem Winde und legte mit ungeheurer Schnelligkeit große Strecken zurück.

Ich dachte mir, eine Seereiſe ſei doch ſo arg nicht, abgerechnet die Seekrankheit, die ich bis auf den Grund hatte kennen gelernt. Das äußerte ich einſt gegen meinen Herrn.

„Gott behüte uns," ſagte er ernſt; „aber käme ein Sturm, ſo ſollteſt Du wohl begreifen, daß eine Seereiſe nach Oſtindien keine Spazierfahrt iſt, und die See Tücken hat, die man ohne eigene Erfahrung nicht begreift. Unberufen zwar," fuhr er fort, „aber mir iſt es, als habe der Sturm ſeine Größe und Umarmungen bis in die Tafelbai aufgeſpart. Das Cap der guten Hoffnung hat Manchem die gute Hoffnung zu nichte gemacht."

Er ſchwieg, und ich dachte im Stillen: Möge uns Gott ſchützen und bewahren! Schwimmen konnte ich nur ſo viel, als ich in der Moſel aus der Fauſt gelernt; und das war nicht weit her. Und die Haifiſche waren höchſt unluſtige Geſellen! Hatte ich es doch an dem armen Jan geſehen, wie kurz die den Proceß machen. Uebrigens waren wir ſchon manche Woche unterwegs, trotz unſres glücklichen Segelns, und was ich hier ſo kurz erzählte, das hat erſchrecklich lange gedauert.

Nach einigen Tagen hatten wir die Gegend des Caps erreicht.

Ein Theil unſerer Ladung war dahin beſtimmt, und der Capitain hatte es ſich vorgenommen, einige Zeit in der Capſtadt zu verweilen, auch neue Vorräthe dort einzunehmen nach Java.

Wenn auch Beſorgniß Manche erfüllte vor den Gefahren des Meeres, dem wir uns nahten, ſo gab doch die ſorgfältige Aufmerkſamkeit im Dienſte beruhigende Gewißheit für mich, der ich noch Landrattennatur hatte. Landratte heißen die Matroſen alle diejenigen, die nicht, wie ſie, ihr ganzes Leben auf der See zubringen. Mich nannten ſie auch ſo, aber ihr anfänglich großer Unwille gegen mich war längſt einer wohlwollenderen Geſinnung gewichen.

Eines Abends aber blitzte es heftig im Weſten. Ein Gewitter war im Anzug, und bald brüllte es oben und kochte in der Tiefe, und wenige Minuten ſpäter hab ich einen Begriff erhalten von einem Sturme. Die See ging ſo hoch, daß die Wellen Bergen glichen. Wir wurden in die Höhe geſchleudert und wieder hinab in die gräuliche Tiefe. Ich konnte nicht ſtehen in der Kajüte, wo Alles, was nicht niet- und nagelfeſt war, umherkollerte. Die Planken des Schiffes ächzten, und alle Minute glaubte ich, müſſe es berſten. Dabei heulte der Sturm grauenhaft.

Mit einem Male hörte ich über mir ein ſchreckliches Krachen und einen Schlag, der das Schiff furchtbar erſchütterte.

Wenn ich auch nicht mit meinem Muthe prunken will, ſo darf ich doch ſagen, daß ich nicht leicht gezittert habe; aber hier, auf dem wüthenden Elemente unter mir, kämpfend mit dem über mir, bebte mein Herz. Ich empfahl meine Seele Gott und eilte hinauf.

Welch' ein Schauſpiel! Der Maſt war geknickt wie ein Strohhalm und bereits gekappt und über Bord geworfen; aber was noch ſchlimmer war, vier Matroſen trugen meinen Herrn, dem der rechte Arm zerſchmettert war, und legten ihn unweit der Lucke, durch die man auf das Verdeck ſtieg, nieder. Ich lief zu ihm, wäre aber faſt ſelbſt über Bord geſchleudert worden von dem Sturme.

„Armer, guter Herr!“ rief ich, „was ist Euch?“

„Nichts,“ sagte der edelmüthige Mann. „Geh hinab,“ fuhr er fort, „und nimm das Kästchen rechts von der Koie. Bring' es hierher.“

Ich stürzte hinab, aber kaum konnte ich noch in die Kajüte; denn das Wasser stieg im Raume mächtig empor.

Als ich das Kästchen hatte, mußte ich schon bis an die Arme im Wasser gehen.

„Das Schiff ist leck!“ rief ein Matrose.

„An die Pumpen!“ donnerte der Capitain.

Ich stellte das Kästchen bei ihm nieder und wußte nicht was ich beginnen sollte.

„Fort an die Pumpen!“ befahl er.

Ich gehorchte augenblicklich.

Wir arbeiteten rastlos; aber der Sturm blieb sich gleich und das Wasser stieg.

„Schaluppe los und in See!“ befahl der furchtbar Leidende.

Es geschah. Er wurde hineingetragen, die Mannschaft folgte; wir drückten ab, und die Schaluppe wurde in die See geschleudert. —

Immer noch brüllte der Sturm im Wettkampfe mit dem rollenden Donner in gleicher Kraft fort.

Unsere Schaluppe wurde wie eine Nußschale umhergeworfen. Dann und wann erleuchtete ein Blitz auf's Gräßlichste die Umgebung. Der Schaum der Wellen leuchtete grauenhaft im Lichte des Blitzes. Noch sahen wir das Schiff, das aber immer tiefer sank. Ein zweiter Blitz — es war gesunken.

Es war, als ob der Sturm mit diesem Opfer befriedigt wäre. Er hörte allmälig auf; aber nicht das schreckliche Wogen des Meeres. Es war eine Nacht, wie ich keine zweite erlebt habe.

Als der Morgen endlich tagte, sahen wir den Tafelberg, und unser geschickter Steuermann führte uns gegen Abend glücklich in den Hafen der Capstadt.

Der Zustand meines Herrn war entsetzlich. Das Wundfieber hatte den höchsten Grad erreicht.

Schnell kamen Aerzte. Er wurde in das Lazareth gebracht und ich folgte ihm. Ich habe die Gesichter der Aerzte studirt. Sie waren sehr bedenklich. Als sie beriethen, verstand ich das furchtbare Wort: Amputation. Es blieb nichts übrig, wenn er sollte gerettet werden, als — den Arm abzunehmen, denn soviel will das fremde Wort: Amputation sagen, das ich schon im Lager vor Maastricht und im holländischen Lazareth in dieser Stadt kennen gelernt hatte.

Er war noch immer im Fieber und redete irre. Unaufhörlich rief er dem Steuermann, ertheilte seine Befehle und jammerte über den Verlust des Mastes und dergleichen, namentlich aber darüber, daß die kostbare Ladung der Compagnie in Gefahr sei und sein lieber, treuer Oldenbarneveld, sein Schiff nämlich, mit dem er schon manche Seereise gemacht habe, unheilbar leck sei, das heißt, es ein Loch habe, durch welches das Seewasser eindränge.

Die Operation ging vor sich mit großer Gefahr; aber glücklich. Der große Blutverlust machte ihn völlig kraftlos. Gegen Morgen schlief er ein oder vielmehr, er versank in einen dumpfen ohnmächtigen Zustand.

Da saß ich an dem Bette voll tiefen Schmerzes über das Loos meines Herrn und weinte Thränen des Mitleids. Alles, was ich erlebt in letzter Nacht, dünkte mir nichts gegen das, was ihn betroffen. Ein so wichtiges Glied zu verlieren, ist entsetzlich! Starb er, was wurde dann aus mir, hier in dem fremden Lande, ja in dem fernen Welttheil, ohne irgend eine Habe, als meine Kleidung, ohne Bekannte, ohne Aussicht auf ein ehrlich Fortkommen?

Schwarz lag die Vergangenheit hinter mir, schwarz lag die Zukunft vor mir: da hab ich mich in den stillen Nächten, die ich an seinem Bette durchwachte, niedergeworfen auf meine Kniee und habe aus tiefster Seele zu dem Herrn gebetet, der gesagt hat: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erhören und du sollst mich preisen!

Und durch das Gebet iſt mir's gewiß geworden, daß mein theurer Herr nicht ſterben werde.

Und Gott verließ mich und meinen armen Herrn nicht. Mit Heldenmuth hat er ſein Geſchick ertragen. Der Eifer der Aerzte, ſeine geſunde Natur, meine aufopfernde Pflege — denn kein Schlaf kam in meine Augen in ſieben Nächten, Alles wirkte zuſammen, daß die Heilung günſtig fortſchritt. Die vornehmen Holländer wetteiferten, ihm ihre Theilnahme zu bezeugen. Nicht wenige wollten ihn in ihre Wohnungen nehmen; aber die Aerzte gaben es nicht zu, daß er ſich der Erſchütterung preisgebe. So blieben wir im Lazarethe, bis mein Herr nach vielen Wochen wieder aus dem Bette ſein konnte.

Jetzt erſt fragte der Capitain nach dem Käſtchen, nach ſeinen Leuten. Erſteres war in Sicherheit. Es ſtand unter ſeinem Bette, und Letztere waren von der Regierung verſorgt. Sie kamen alle Tage, nach dem Capitain zu fragen; denn ſie hatten ihn lieb, wie ich. Auch genaß er endlich ganz. Dieſe Liebe ſeiner Leute that ihm gar wohl; aber, als er hörte, daß ich Tag und Nacht nicht von ihm gewichen ſei; als die Aerzte ihm ſagten, wie ich manchmal weinend ſie gefragt, wie es ſtehe, da wußte er gar nicht, wie er mir's danken ſollte.

Jetzt zogen wir aus und mietheten ein Landhaus, das herrlich gelegen war. Wir hatten die Ausſicht auf das Meer und die Stadt. Ein Garten mit Bäumen, Pflanzen und Blumen umgab es, wie ich ſie nie geſehen hatte. Da hab' ich geſtaunt über die Palmen, die Kokosnüſſe und hundert andere Dinge, über die Thiere und — Menſchen. Alles war fremd, wunderbar und ſtaunenswerth.

Ja, dachte ich oft, wenn ſo ein Neger, ſchwarz, wie der Teufel, auf dem Bilde in unſerer Kirche, in meinem Geburtsort oder in ſo ein Mosler Dorf käme, meiner Treu! Alles liefe davon. Mich ſelbſt überlief's eiskalt, wenn ſo einer mich anſah mit den grellen Augen, deren Weiß ſo entſetzlich gegen die Farbe der Haut abſtach, oder den breiten häßlichen Mund aufthat, und die ſchneeweißen Zähne wies.

Ach, wie gewöhnt sich aber der Mensch an Alles! Bald erschien mir das Alles nicht mehr fremd; ich gewöhnte mich daran, wie an die sengende Hitze, die einen fast briet, an die veränderte Lebensweise, an die fremden Speisen und Früchte — an Alles, was mich umgab und ich blieb, Dank dem Herrn! allezeit frisch und gesund dabei.

Nur Eins beugte mich, die Traurigkeit meines Herrn, die nichts verscheuchen konnte. Er war ein steinreicher Mann. Lieber Gott, so viel Geld, glaubte ich, hätte die Welt nicht, als er allein besaß, und ich wußte doch, daß er in Holland auch noch Güter hatte, und allein in der Welt stand. Es war aber auch nicht die Sorge um das Fort- oder Auskommen, was ihn drückte, sondern der Umstand, daß er nicht nur nicht mehr tauglich zum Seedienste war, sondern nicht einmal mehr sich selber etwas thun, nicht einmal mehr schreiben konnte. Für einen Mann in seinen Jahren, für einen Mann, der den Seedienst liebte und stets an eine angestrengte Thätigkeit gewöhnt war, mußte es auch recht hart sein, sich so plötzlich aus seinem Berufe herausgeworfen und unfähig zu sehen, ihn je wieder antreten zu können. Dadurch, daß ihm der rechte Arm fehlte, war er recht hilflos und unfähig zur Arbeit geworden. Das beugte ihn tief. So groß auch mein Mitleid mit ihm war, denn ich liebte ihn von ganzem Herzen und er verdiente solche und noch größere Liebe, so will ich's doch nicht verhehlen, daß unser Unglück eine Seite hatte, die mir gar nicht unlieb war, die nämlich, daß die See nicht mehr unter meinen Füßen war, sondern Gottes fester Erdboden. Seit der letzten Erfahrung hatte ich für immer und ewig satt an der See. Nur noch einmal hätte ich mir's gefallen lassen, ein Schiff zu besteigen, dann nämlich, wenn's heim, nach Europa gegangen wäre.

Jetzt wurde ich meinem Herrn erst recht unentbehrlich. Ich war sein Diener, sein Schreiber, sein Kassirer — in Summa, sein Alles. Aber mit wie viel Liebe behandelte er mich auch! Keine Stunde durfte ich mich von ihm trennen. Ich bot Alles auf, ihn zu erheitern, allein das gelang nicht. Von der Zeit hoffte ich viel.

Ich selbst habe es ja erfahren an mir, was sie vermag; wie sie die Wunden im Innern verharrschen läßt; wie sie den Menschen verändert, an neue Umstände gewöhnt, und am Ende ihn glauben macht, es sei halt immer so gewesen.

Oft zwar flogen auch meine Gedanken über das Weltmeer hin, zu dem Schauplatz meiner Jugend; die Träume meines Lebens kehrten wohl auch hier wieder; Ein Bild, das nie aus meinem Innern vertilgt werden konnte, stand im Wachen und im Schlafe auch hier vor meiner Seele. Meine Seufzer galten auch hier der Vergangenheit, aber die Sorge für meinen lieben Herrn ließen keinen Trübsinn in mir aufkommen. Arbeit ist und bleibt das beste Arzneimittel für den, der an einem innern Gepreste laborirt.

Das war's, was meinem Herrn fehlte. Sein Hinbrüten war die Folge des Mangels an Arbeit. Eine Langeweile plagte ihn bis zum Nichtmehraushalten; doch sagte er nichts, klagte auch nicht. Wußte er's etwa selbst nicht, was ihm fehlte? Mir kam's fast so vor. Ich sann, wie ich es ihm beibringen sollte.

Einst besuchte er einen benachbarten Gutsbesitzer. Ich war mit ihm. Auf dem Gute besah er die Gärten, die Pflanzungen, die Weinberge, die den edelsten Wein bringen, den unvergleichlichen Constantia, die Heerden, und freuete sich aller dieser mannigfaltigen Mittel eines bewegten, thätigen Lebens.

Als wir heimfuhren brachte ich das in Erinnerung, und meinte, der Herr müsse doch wohl recht viel Arbeit haben.

„Das ist sein Glück," sagte mein Herr; „denn das Leben, wie ich es führe, ist eine Last, eine Plage, die mit jedem Tage drückender wird."

„Was hindert Euch, Herr, es eben so zu haben?" fragte ich ihn kecklich.

Er sah mich erstaunt an; schwieg einige Augenblicke; dann sagte er: „Du hast recht Friedel; man muß arbeiten, um zufrieden zu sein: aber mir fehlt der rechte Arm."

„Macht mich dazu!“ sagte ich, froh, daß der Gedanke doch gezündet hatte.

Er lächelte. „Bist Du nicht meine rechte Hand?“ fragte er mich. „Thust Du nicht Alles für mich in unermüdlichem Eifer? Darf ich Dir denn noch mehr aufbürden?“

„Herr,“ rief ich, „ich bin jung, gesund, stark. Was ich thue, ist Kinderspiel. Ich fühle keine Last und keinen Druck. Ihr schonet mich noch zu viel. Legt mir mehr auf, fordert Schwereres von mir, daß ich Euch zeigen kann, wie lieb ich Euch habe!“

Es war Wahrheit was ich sagte. Es strömte so aus meinem Herzen hervor.

Er stand eine Weile abgewendet; dann fuhr er mit der Hand über die Augen und sagte:

„Blerem! Du hast recht. Es ist so. Du hast mir's abgelauscht, was mir fehlt. Wir wollen uns Sklaven kaufen und ein Landgut dazu und tüchtig arbeiten.“

Einige Tage später ritten wir über Land, ein Gut zu besehen. Es war etwa drei Meilen von unserm Landhause entfernt. Seine Lage war dieselbe fast, wie die unseres Landhauses. Die Bai lag vor uns, dort, wie hier. Ein Wäldchen schloß sich an das Haus an von Palmen, Kokosnußbäumen, Orangen und andern edlen Früchten. Vor dem Hause war ein Garten. Eine herrliche Quelle bot überreiches Wasser. Aecker, Wiesen, Weide — Alles um das Haus herum — ließen kaum etwas zu wünschen übrig. Der Besitzer ging nach Holland. Sklaven, Heerden, Schiff und Geschirr, Alles war feil.

Der Kauf wurde um eine bedeutende Summe abgeschlossen. Wir zogen ein.

Da gab's denn mehr zu thun, als an der Mosel die Pfanne um die Fastnacht zu thun hat. Es mußte Alles eingerichtet, beschaut, geordnet werden.

Für mich war es ein herzzerreißender Anblick, die Schwarzen

zu beobachten, die überall Zeichen an ſich trugen, wie die Peitſche des Sklavenaufſehers gearbeitet hatte. Der Kerl rühmte ſich ſeiner unmenſchlichen Strenge mit einem Lachen, das aus des Teufels Munde nicht entſetzlicher klingen könnte.

Ich ſah meinen Herrn an.

Er runzelte die Stirne, eine Gluth überdeckte ſein Antlitz und der Donner ſeiner Stimme wurde laut:

„Fort mit Dir, Unmenſch! Nicht eine Minute ſollſt Du länger hier Dich aufhalten, wo Du es wagen magſt, Dich Deiner Schandthaten zu rühmen.“

Bleich wie eine Leiche ſchlich der Kerl davon; aber die Sklaven fielen nieder vor dem Herrn und riefen: „Dank Maſſa, Dank!“ Maſſa heißt in ihrer Sprache: Herr.

Für ſie ging aber auch ein neues Leben auf. Sie wurden nun menſchlich behandelt, und ſiehe da, ihre Arbeit ging ganz anders von Statten. Da ich alle Schritte der Aufſeher überwachte, konnte keine Grauſamkeit verübt werden. Mein Herr lebte neu auf. Er hatte nun, was ihm bis jetzt gefehlt, Arbeit, Lebenszweck.

Und ich? Ich that meine Pflicht und war zufrieden, wenn auch im Innern oft die Trauerglocken läuteten.

11.

Nach der Heimath möcht' ich wieder,
Wo der Frühling mir gelacht;
Und in heim'scher Erde ruhen,
Kommt sie einst, die dunkle Nacht.
Schon senkt sich der Abend schneller
Einz'lne Sterne schimmern hell. —
Laß uns nicht mehr länger zaudern,
Denn die Nacht ereilt uns schnell!

Lied.

Es ist doch um das Herz eine seltsame Geschichte! Man nennt das Heimweh kindisch; aber ist es nicht ein Frevel an dem schönsten Gefühle? Fünfzehn Jahre waren uns hingeflossen. Capitain Steenbock, mein Herr, der mich wie einen Freund, einen Bruder liebte, war in dieser Zeit recht alt geworden. Wie bei einem alten Soldaten das W allemal nach dem V kommt und die Strapatzen ihre Folgen nicht zu bringen unterlassen, so ist's auch bei einem alten „Seehunde", — daß ich mich des Ausdrucks bediene, den mein guter Herr meist gebrauchte, wenn er von seinem Stande sprach. Was er erlitten, wußte ich aus seinen Erzählungen, wenn wir im Lichte der untergehenden Sonne auf der Terrasse saßen, unter den schirmenden Blättern einer großen Palme, und unsere Pfeife rauchten und Thee tranken.

Es war wohl schwer, was er erduldet in den vielen Gefahren seiner Seereisen, unter Stürmen und zweimaligem Schiffbruch. Das bleibt nicht aus in den alten Tagen. So war's bei ihm. Der Verlust seines Armes hatte auch seine Wehen. Gicht plagte ihn heftig, und die Gebrechlichkeiten des kommenden Alters waren eine schlimme Zuthat. Da war ich denn gar oft Krankenpfleger bei ihm, und er sagte oft wehmüthig: „Friedel, das Alter ist eine schwere Krankheit, an der wir sicher sterben. Ich glaube, daß ich mich bald segelfertig machen muß, weil der Tod die Anker meines

lecken Wracks (so heißt ein unbrauchbares Seeschiff) lichten will." Wohl redete ich ihm das aus; aber er blieb, wie der Kuckuck, auf seinem Liede. „Was ist's auch weiter?" sagte er. „Dich zu verlassen thut mir alleine weh. Wie Du Niemanden mehr in der Welt hast, so stehe auch ich mutterseelenalleine da. Wir zweie gehören einander allein an. Nicht wahr?" Er reichte mir seine linke Hand, die ich, tief bewegt, drückte. Dabei sah er mich mit einem Ausdrucke der Liebe an, den ich kaum zu beschreiben im Stande bin.

Es war einmal im hohen Sommer, an einem schönen Abende, daß wir wieder auf der Terrasse unter der Palme saßen, und die blauen Wolken hinausbliesen in den frischen Seewind, der uns Kühle brachte. Er war ziemlich wohl und seine Seele heiter; denn er sprach davon, alle seine Sklaven frei zu geben.

Da segelte ein stolzes Schiff aus dem Hafen hinaus. Es tanzte leicht auf den Wellen; die Wimpeln flatterten lustig; die Segel waren voll und der Gruß der Kanonen schallte mächtig zu uns herüber.

„Siehe, das schöne Schiff!" sagte er zu mir. „Allemal, wenn ich ein Schiff sehe, regt sich die alte Lust wieder. Ich möchte noch einmal ein Schiff befehligen! Wie heißt das Schiff, und wohin geht's?"

„Ich war gestern im Hafen, wie Ihr wisset," sagte ich. „Es heißt „Oranien" und geht nach Rotterdam."

Sein Auge strahlte da in eigenthümlichem Lichte. Es war, als ob eine wunderbare Veränderung in ihm vorgegangen wäre bei diesem Namen. Doch schwieg er, und sah dem Schiffe nach, bis es im Dunkel der Nacht verschwand, die sich auf Meer und Land legte.

„Wollt Ihr nicht in das Haus gehen," fragte ich ihn, „da die Kühle Euch schaden könnte?"

„Nein," sprach er kurz; aber nach wenigen Minuten hob er wieder an: „Friedel, wenn Du nicht lachen willst über das alte

Kind, das bei Dir sitzt, so will ich Dir gestehen, daß das Schiff — mir das Heimweh gebracht hat!"

„Wie? Herr!" rief ich aus.

„Ja; ich folgte seinem Kielstrich, und mir ist's, als riefe es mir zu: Komm mit zur heimischen Erde, daß Du einst ruhest, wo Deine Väter ruhen in geweihter Erde!" Während ich schwieg, war mein Herz tief bewegt. „Der Gedanke steht fest, wir schiffen heim, nach Holland, dort will ich sterben."

Auch mich durchdrang ein eigenthümlich Gefühl; auch in mir regte der Gedanke meines Herzens den Wunsch an, wieder die Küsten Europa's zu sehen. Die Sympathie war wunderbar und doch natürlich.

„Thut, was Ihr für gut haltet," sagte ich. „Wohin Ihr geht, gehe auch ich, das wißt Ihr, Herr."

„Gehst Du nicht gerne nach der Heimath, Friedel?"

„Ich habe keine, Herr," sagte ich mit einem tiefen Seufzer. „Was ich liebte, ist verloren. Ich stehe allein in der Welt."

„Das sollst Du nicht," sprach er, „so lange ich lebe; denn meine Heimath ist auch die deine, und Du weißt, wie ich gegen Dich denke."

„Herr, verzeiht," rief ich, „so meinte ich es nicht. Vater und Mutter sind todt, Geschwister habe ich nicht. Mein Vaterhaus ist in fremden Händen, und in dem Orte meiner Geburt kennt mich Niemand mehr. Weder Herzen noch Habe sind dort für mich."

„Davon hast Du mir nie etwas gesagt," fiel er mir in die Rede. „Erzähl' mir doch 'mal Deine Lebensgeschichte."

Wir gingen in das Haus, und ich mußte erzählen. Er hörte mir aufmerksam zu, und sagte dann: „Du bleibst bei mir, so lange ich lebe, und ruft mich heute oder morgen der Herr ab, so sollst Du auch keinen Mangel leiden; aber jetzt laß uns ernstlich

daran denken, daß wir das Landgut verkaufen. Morgen frühe fahren wir nach der Capstadt. Bestelle Alles genau."

Wir fuhren am andern Morgen früh in die Capstadt. Capitain Steenbock ging zum Generalfiskal. Die Unterhandlung dauerte mehrere Stunden. Er kehrte heiter zurück, schwieg aber über das Resultat. Wir fuhren darauf zu einem öffentlichen Notar, und mit diesem zum ersten Präsidenten des Capgerichts. Auch hier währte es sehr lange.

Ich weiß nicht, daß ich meinen Herrn heiterer gesehen habe. Abends kehrten wir heim. Er ließ die Sklavenaufseher kommen, und alle die Sklaven auf den Morgen des andern Tags bestellen.

Ich dachte mir wohl, er habe etwas Wichtiges vor; aber es fiel mir doch gar sehr auf, daß er so stille schwieg.

Als nun der Morgen kam, waren alle Neger versammelt. Er trat unter sie und verkündete ihnen ihre Freiheit, schenkte ihnen ihre Wohnungen nebst Ländereien, die sie vor Noth schützten, und sagte dann, als der Jubel aufwirbelte und die armen Neger sich vor ihm niederwarfen und seine Füße umklammerten: „Laß uns gehen, Friedel, denn das Schauspiel bewegt mich tief." Wir eilten in das Haus, allein es half nicht, sie stürmten uns nach und es war herzergreifend, zu sehen, wie glücklich sie sich fühlten.

Noch bis tief in die Nacht hörten wir den dumpfen Ton des Tamtam (eine Art von Trommel), nach dem sie tanzen, und die lauthallenden Töne der Pfeife.

Die Sklavenaufseher, obwohl sie, reich beschenkt, entlassen wurden, zogen wunderbare Gesichter, und meinten, das sei eine sehr unkluge Handlung, denn Minheer Steenbock würde an dem Gute verlieren.

Ich war anderer Meinung, und fand sie gerechtfertigt. Das Gut war in blühendem Zustande und immer noch herrlich abgerundet in seinen Ländereien; denn Minheer hatte den Negern das Feld in der entferntesten Lage gegeben, wo ihre Wohnungen nun

hingebracht wurden. Es waren hölzerne Häuschen, die man transportiren konnte. Dort bildeten sie ein Dörfchen, das sie Steenbock nannten, aus Dankgefühl gegen ihren größten Wohlthäter. Das war ein recht reicher Lohn für den edeln Mann. „Was liegt mir dran," sagte er, „ob ich gewinne oder verliere. Wir zweie, Du, Friedel, und ich, haben keine Noth zu befürchten."

Durch die Vermittlung des Notars wurde das Gut verkauft, und Capitain Steenbock erhielt seine Ankaufssumme vollkommen wieder, was er gar nicht erwartet hatte.

Drei Wochen später räumten wir es, um nach der Capstadt zu ziehen. Alle freien Neger kamen, um unter Thränen Abschied zu nehmen, sie weinten wie Kinder, deren Vater für immer scheidet. Sie riefen alle Segnungen auf ihren guten Massa herab.

„Ach," sagte mein Herr, „wie segne ich den Gedanken. Nun bleibt mein Andenken in Segen, wenn ich auch längst ferne oder unter der Erde bin!"

Dessen konnte er gewiß sein. Mich rührte die Dankbarkeit der Neger tief. Ob ich aber so froh schied, als ich vor fünfzehn Jahre geschieden wäre? — Ich glaube — nein. Mir war wohl hier gewesen; ich hatte gute, schöne Tage gelebt. Mein reicher Lohn war zu einem schönen Capitälchen angewachsen, denn ich brauchte nichts und konnte Alles sparen. Die reichen Geschenke meines gütigen Herrn befriedigten vollauf meine kleinen Bedürfnisse. Jenseits des Meeres hatte ich nichts mehr zu hoffen, und hier war mir das Leben angenehm, die Beschäftigung erfreulich. Und doch — die Liebe zur Heimath spielte ihre Rolle auch in meinem Herzen. Ich riß mich los. Ging doch mein Herr mit mir, ohne den ich nicht mehr sein konnte. Wie einen Diener behandelte er mich auch nicht, seit wir gescheitert waren. Ich war in Wahrheit sein Freund geworden, meine Nähe ihm Bedürfniß. Ich kannte ja aber auch alle seine Bedürfnisse, seine Wünsche. Er that nichts, ohne mit mir zu Rathe zu gehen, und wo er mir eine Freude machen konnte, ja

wo er mir einen Wunsch abzulauschen vermochte, da wurde er auch erfüllt.

Etwa vierzehn Tage noch blieben wir in einem befreundeten Hause der Capstadt; dann schifften wir uns auf einem zurückkehrenden Indienfahrer ein.

Diesesmal hatte die Seefahrt ein größeres Interesse für mich. Da hab' ich mit meinem Capitain geplaudert und geraucht. Wir waren die einzigen Deutschen an Bord, und Niemand verstand uns, obwohl wir auch mitunter Holländisch sprachen.

Es war höchst komisch, aber für Minheer Steenbock äußerst ärgerlich, daß er jetzt, so gut wie ich, von der leidigen Seekrankheit heimgesucht wurde.

Sein Grimm darüber machte mich, trotz meiner eigenen Leiden, herzlich lachen.

„Bin ich denn eine Landratte geworden, ich alter Seehund?" rief er zornig aus. „Hab' ich nicht genug Tribut an das Meer bezahlt, als ich als Midshipman eintrat?"

Der Capitain des Schiffes, ein Urbild holländischer Trägheit und Fettigkeit, ein Mensch so dick wie eine Wassertonne, tröstete ihn, aber das half nichts. Und je zorniger er wurde, desto heftiger waren die Anfälle.

Es ist ein gar leidiger Trost im Elend, daß man es nicht allein trage — und doch liegt einer d'rinnen, nicht allein ausgelacht zu werden.

Auch dieser gränzenlose Jammer ging vorüber, und nun wurde die Seefahrt angenehm. Wir angelten am Steuerbord; wir rauchten und tranken Thee, und machten unser Tarockspiel. So gingen die Tage und Wochen herum, bis der Matrose im Mastkorb sein Oranje bove rief und der dunkle Streifen am Horizonte sich als die Küste Altniederlands zu erkennen gab.

Unsere Reise war von keinem Ungemach weiter begleitet. Kein Sturm suchte uns heim, und kein Haifisch forderte Menschenfleisch.

Nichts gleicht der Freude, die der Capitain Steenbock empfand, als er den festen Boden seines Vaterlandes wieder unter seinen Füßen fühlte. Er glich einem glücklichen Kinde, dem der liebste Wunsch gewährt worden ist.

In Amsterdam langten wir bald an.

Als wir über die Prinzengraacht gingen, blieb er unter dem Balkone des Hauses stehen, wo mich der Hunger und die Mattigkeit niedergeworfen hatte. Mich überwältigten hier die Erinnerungen fast. Meine Seele erhob sich dankend zu Gott, der jenes Leiden zum Morgen eines schöneren Lebens werden ließ.

Ich faßte Minheers Linke und drückte sie mit tiefem Gefühle. Auch er war bewegt.

„Das war ein gesegneter Augenblick," sagte er, „denn der liebe Gott wußte, als er mir Dich zuführte, daß ich in Dir meinen rechten Arm finden würde, wenn ich den meinigen verlieren sollte."

Er zog die Klingel an dem Hause.

„Was wollt Ihr hier?" fragte ich.

„Nun das wirst Du sehen," war seine Antwort.

Es wohnte da ein reicher Banquier, bei dem er seine bedeutenden Gelder anlegte.

Als wir oben waren, stellte er mich als seinen Freund Friedel vor, und ich genoß, nicht ohne Verlegenheit, einer großen Auszeichnung.

„Erinnert Ihr Euch noch, Minheer Ruisbröck," sagte er, „daß vor etwa sechszehn Jahren einst hier unten ein gefangener Franzose ohnmächtig wurde vor Hunger und Elend?"

„Wahrhaftig!" gurgelte der Minheer Ruisbröck, „ich erinnere mich noch. Ihr nahmt Euch seiner freundlich an."

„Richtig," sagte der Capitain.

„Ich nahm ihn als Matrose mit auf den gesunkenen Oldenharneveld; dann wurde er, als ein Halunke von Hai meinen Jan in die Tiefe des Meeres nahm, um ihn zu verspeisen, mein Diener,

dann mein Wohlthäter, als es mich den Arm da kostete, dann der treue Genosse meines einsamen Lebens und mein treuester Freund."

„Und den habt Ihr am Cap gelassen?" fragte Ruisbröck.

„Nein," sagte Steenbock, „ich könnte nicht mehr ohne ihn leben. Ich habe mir ihn mitgebracht. Hier ist er, Herr Friedel!"

„Vlexem!" sagte Herr Ruisbröck, strich sich über den Bauch und reichte mir die ausgestreckte Hand.

„Ich freue mich, Euch kennen zu lernen, Herr Friedel!" sagte er gutmüthig und freundlich.

So zeichnete er mich überall aus. Ich hatte mich schon in Rotterdam nach der neuesten Mode kleiden müssen, und er duldete es nicht mehr, daß ich vor den Leuten in der Stellung des Bedienten erschien. Er nahm meine Dienstleistungen alle zwar hin, aber er dankte mir besonders dafür, so daß sie lediglich als Aeußerungen fürsorgender Liebe erschienen.

„Was meinst Du, Friedel," sprach er eines Tages, „sollen wir uns hier niederlassen, oder sollen wir den Sommer auf dem Lande zubringen und den Winter in der Stadt?"

„Macht's wie Ihr wollt, Herr!" sagte ich. „Mir steht hier keine Meinung zu."

Er stampfte mit dem Fuße auf, und rief ärgerlich aus:

„Vlexem! willst Du nicht einmal Deine Bedientenrolle aufgeben? Ich habe Dir gesagt, daß das ein Ende haben muß. Du bist mein Freund, mein treuer Freund, und als solcher sollst Du reden, oder wir scheiden uns, und dann wollte ich, ich stürbe heute noch."

Ich sah ein, es war sein Wille. Ich mußte mich fügen, obwohl ich mir es nicht nehmen ließ, Alles für ihn zu thun, wie früher auch, und es nicht litt, einen Bedienten anzunehmen. So entschied ich denn für die Wohnung auf dem Lande für den Sommer. Er wußte es endlich auch dahin zu bringen, daß er für uns beide einen Bedienten nahm.

„Wohlan!" sagte er einst, „morgen reisen wir auf unser Gut."

Und am andern Morgen frühe ſtand ein Wagen da, den er gekauft hatte, und wir fuhren hinaus auf das Gut.

In einer reizenden Gegend am Geſtade der Zuider See lag das Gut Steenbock's. Ein ſchöner Park mit prachtvollen Bäumen umgab im weiten Bogen das ſtattliche Gebäude, das von Gärten umſchloſſen war. Zur Seite lagen die Wohnungen und Oekonomiegebäude der Pächter, zweier betriebſamer Mennoniten aus der Gegend von Crefeld. Das Ackerland nebſt den herrlichſten Wieſen lag beiſammen, und war von einer dichten Hecke rings eingeſchloſſen, die ſorgſam beſchnitten war. Die Gärten vor dem Wohngebäude zogen ſich bis gegen die See hinab, die eine Bucht bildete, in der ein großes reich geſchmücktes Boot vor Anker lag.

Wenn auch der Charakter hier keinen Vergleich aushielt mit dem Gute am Cap; wenn auch jener Pracht der Name fehlte; hier zeigte Alles eine vaterländiſche Natur. Es heimelte an, während man dort ſtaunend ſtand und betrachtete.

Ich war entzückt, und Steenbock freute ſich, weil er meine Freude ſah. Das Wichtigſte im Hauſe aber war mir eine herrliche Bibliothek, in der auch das Beſte der deutſchen Literatur ſich fand. Am Cap hatte ich nur Holländiſches geleſen, als ich einmal der Sprache mächtig geworden war. Hier konnte ich einmal meinem vollen Hange fröhnen.

Auch Steenbock freute ſich dieſer Schätze und genoß ſie; aber ſein Auge verlor an Kraft. Ich mußte vorleſen, und that es mit Freuden. Aber welche Erinnerungen weckte das in mir! Jene Zeiten traten oft als liebliche Gebilde vor meine Seele, jene Zeiten, wo im kleinen Stübchen des Vaterhauſes Abends geleſen wurde. Wie wurde mein Herz bewegt, als ich in der Bücherſammlung — den Siegwart fand, jenes Buch, das auf die ſeligſten Tage meiner Lebenszeit ſeinen poetiſchen Zauber ausgebreitet hatte. Da kamen alle die Bilder wieder aus jenen Tagen, und Mariane ſtand vor meiner Seele im vollſten Zauber ihrer jungfräulichen Schönheit.

Ich fühlte es wohl, ich durfte diesen Träumen keinen Raum in meiner Seele geben, ohne daß noch jetzt, nach vielen Jahren meine Ruhe wäre getrübt, gestört worden. Sie war mühsam errungen, und die Schule des Lebens hatte mir sie befestigt. Ich durfte sie nicht wieder muthwillig zertrümmern. Ich stellte den Siegwart wieder an seine Stelle und ging hinab in den Garten, wo ich mich in das Boot setzte und eine Fahrt machte, die mich zerstreute.

Wo ist die Ruhe, die nicht einmal von Stürmen unterbrochen wird? Aber mag es denn auch bisweilen stürmen, kehrt sie nur wieder, und mit ihr die Heiterkeit der Seele, so leidet doch das Leben nicht darunter, wir nicht selber und Andere nicht. Meine Ruhe kehrte wieder.

Wir lebten ein schönes, stilles Leben einer freundschaftlichen Gemeinschaft, wie sie selten wohl im Leben Statt findet. Ich mag diese Tage die glücklichsten meines späteren Lebens mit Recht und Fug nennen.

Was mir indessen vielen Kummer zu bereiten begann, war die Bemerkung, daß meines lieben Herrn und Freundes Leiden sich mehrten, daß der Einfluß des Clima's auf ihn ein verderblicher war Er wollte das nie Wort haben, aber ich nahm es nur zu deutlich wahr.

Mit dem Herbste gingen wir nach Amsterdam und genossen die Winterfreuden dort, wo gesellschaftlich freilich ganz andere Genüsse uns zu Theil wurden.

Einst nahm mich Steenbock in's Gebet.

Er hätte es gern gesehen, wenn ich — geheirathet hätte. Der reiche Ruisbröck hatte eine Tochter, ein Mädchen von freundlichem Aeußeren und gebildetem Geiste. Er schlug sie mir vor.

„Was denkt Ihr, Mijheer?" sagte ich ernst. „Wird die Tochter des Millionärs mir ihre Hand reichen wollen? Mir, dem armen, unscheinbaren Menschen?"

„Was arm!“ rief er. „Sind wir nicht Freunde, Brüder? Was mein ist, ist auch Dein!“

Ich lächelte. „Laßt das gut sein,“ sagte ich. „Und gesetzt, sie nähme diese Hand — mein Herz ist ohne Liebe zu ihr — ich möchte sie nicht, wie überhaupt keine. Ich will leben und sterben, wie Ihr!“

„Da erkenn' ich den Deutschen,“ rief er aus. „Die Eine, alte, nie rostende Liebe sitzt fest in der Seele, ist hineingewachsen, und für eine zweite ist nicht Raum da.“

„Nennt's wie Ihr wollt! Lacht wie Ihr wollt! Ich kann nie eine Frau nehmen. Quält mich nicht mehr!“

Er schüttelte den Kopf und ging hinaus; aber er redete nicht mehr davon, und in mir gestaltete sich ein Widerwille gegen jede Verbindung, der, ich darf es ja hier offen sagen, zur fixen Idee wurde. Ich war jetzt über die Jahre hinaus, die noch eine Verbindung möglich machten. So blieb es denn wie es war. Wie herrlich auch manches Mädchen dem Manne erschien, der nahe an den Vierzigen stand, keines glich dem Bilde, das in meiner Seele lebte, und das immer reizender wurde, je länger es meine Seele erfüllte, gerade darum wohl, weil meine Einbildungskraft es auf ihre Weise malte.

Jahre kamen, Jahre gingen. Manchmal fühlte ich ein wahres Heimweh nach dem schönen Moselthal; aber es beschlich mich auch wieder eine gewisse Scheu, endlich den Schleier von den Ereignissen wegzuziehen, die unenträthselt da lagen.

Ich blieb in Holland. Hätte ich denn auch Steenbock verlassen dürfen in seinem hülflosen Zustande? Er wurde immer schwächlicher, hinfälliger. Das Alter kam mit Macht. Er bedurfte meiner täglich mehr; aber auch täglich wuchs meine Liebe zu dem einfachen, edlen Menschen.

Im zehnten Jahre unserer Heimkehr erkrankte er schwer.

„Sagt mir's ehrlich,“ sprach er zu dem Doctor, „muß ich

diesmal sterben? Ich glaube es, und bin vorbereitet und gefaßt. Ich bin völlig segelfertig!"

Der Arzt versteckte sich hinter allgemeine, nichtssagende Redensarten, wie das so Sitte ist.

„Gut," sagte er, „ich sehe, woran ich bin. Keine Antwort ist ja auch eine, und Eure leeren Worte sagen mir mehr, als Euer Ja auf meine Frage würde gesagt haben. Geht," sagte er, „Minheer Doctor, und laßt mich allein mit meinem Freunde."

„Friedel," sagte er darauf, und deutete auf jenes Kästchen, das ich im Schiffbruch gerettet hatte, „dort liegt Alles, was Du wissen mußt, wenn ich werde gestorben sein. Das wird bald erfolgen. Ich fühle es, das Lämplein erlischt, weil das Oel fehlt. Ich habe so gesorgt, daß Du keine Sorge nöthig haben wirst."

Ich bedeckte seine Hand mit meinen Thränen; aber sie sollten bald noch stärker fließen; denn er wurde stets kränker, und seine Kräfte nahmen sichtbarlich ab.

Acht Tage später hatte ich ihm die Augen zugedrückt, und mein Herz blutete um den verlorenen Freund stark und ohne Nebenabsichten. Ich stand zum zweitenmal verlassen und allein und dieses Mal in den Jahren, wo das Anschließen an Andre ein Ende hat. Ach, ich habe einen tiefen Schmerz in meiner Seele getragen um ihn, den treuen, unersetzlichen Freund, den edlen Menschen. Wochen, Monate lang lebte ich stille und alleine auf dem Gute meinem gerechten Schmerze. Sein Grab war das Ziel meiner Wanderungen. Es war auf dem Friedhofe des nahen Dorfes, wie er es befohlen. Meine Thränen haben es reichlich bethaut. Kein Denkmal wollte er; aber dennoch mußte ich ein einfaches blos mit seinem Namen darauf hinsetzen, um die theure Stelle zu bezeichnen, wo der Edle ruhte, der im Dorfe für alte, arme Leute, für Waisen und Wittwen reiche Stiftungen gemacht hatte.

Als ich jenes Kästchen öffnete, wie erstaunte ich! er hatte mich als seinen Universalerben eingesetzt. Das machte mich starr vor

Schrecken und Erstaunen. Das Vermögen war sehr bedeutend, ich hatte es verwaltet und kannte es genugsam.

Auch bei dem Gerichte lag ein Duplikat des Testaments. Herr Ruisbröck kam, condolirte und gratulirte zugleich. Ich aber fühlte tiefen Schmerz; denn ich hatte den Freund verloren, an dem meine Seele seit einem Vierteljahrhundert mit inniger Liebe gehängt hatte. Ich stand, trotz meines Reichthums, verarmt im Leben. Zwar ließ der Banquier bedeutsame Worte fallen von Wünschen des Verstorbenen in Bezug auf mein Lebensglück; allein sie gingen spurlos an mir vorüber, und der Mann sah klar ein, ich wollte ihn nicht verstehen.

Obwohl es mitten im Winter war, so zog ich mich doch auf das Landgut zurück, wo ich die theuern Reste des edelsten Menschen zu ihrer Ruhe in heimischer Erde bestattet, und lebte seinem Andenken in strenger Abgeschiedenheit. Als aber der Frühling kam, konnte ich das Leere um mich nicht mehr ertragen, ich rüstete mich zu einer Reise in das Moselland. Nachdem ich den Gedanken gefaßt, hatte ich keine Ruhe mehr. Ich reiste ab, als die ersten Schwalben heimkehrten zu den Stätten ihrer Liebe.

War's doch auch bei mir so — und doch anders. Sie bringen ihre Lieben mit und finden ihre Nestlein; ich kam allein. Was ich liebte, moderte unter dem Grase — Vater und Mutter. Und Mariane? War sie nicht auch todt für mich, selbst wenn sie noch lebte? Und der Freund ruhte dort im Niederlande. Es ist wunderbar mit dem Menschenleben! Wie ein Kreis rundet es sich ab und im Alter sehnt sich das Herz, das weit im Leben und in der Welt herumgeworfen wurde, wieder nach dem stillen Ausgangspunkt seines Daseins, seiner Lebenswanderung, wie das hohe Alter wieder — zur Kindheit wird!

Ich war reich. Ich besaß mehr, als ich je zu erringen hoffen durfte, und doch war ich arm, und fühlte jetzt tiefer als je, wie wenig Geld und Gut dem Herzen geben können. Die Liebe ist die

Sonne des inwendigen Lebens. Fehlt sie, so ist's dunkel, kalt, stille, arm — es ist Nacht! Nur noch Ein Morgen weckt die heiße Sehnsucht. Es ist der des Erwachens jenseits, wo wir die Lieben, die voran gingen, denen die Liebe uns verband, wieder zu sehen hoffen und glauben. Was sind da äußere Schätze und Güter werth, wo das innere Leben verarmt ist?

Als mein Wagen über die Moselbrücke zu Coblenz rollte, und ich in den Fluß sah, an dem ich eine glückliche Jugend gelebt, traten mir die Thränen in die Augen. Ich sah, mit diesen Thränen im Auge, in seine Fluth, und das Herz sprach: Könntest du noch einmal das Verlorne umtauschen. — Du wolltest gerne als Spenzler dich durch die Welt drücken und plagen! O wann wirst du zufrieden, Menschenherz? Gewiß erst dann, wenn du nicht mehr schlägst!

Moselaufwärts rollte der Wagen des armen Spenglerknaben, der jetzt so reich und so arm heimkehrte.

Es war gut, daß ich heute noch nicht meinen Geburtsort erreichen konnte; denn ich mußte ruhiger werden, ich mußte mir einen Plan entwerfen.

Nach vielem Erwägen schien es mir das Beste, mich nicht als den Friedel zu erkennen zu geben. Ich legte meine schlechtesten Kleider an, und ließ Wagen und Pferde nach Trier vorausgehen.

Mein Diener verstand kein Wort Deutsch, kannte meine Beziehungen zu dieser Gegend nicht, und war eine treue Seele. Ich aber wollte ungestört sein, deßwegen ging ich zu Fuße.

Ueberall, wo ich Leute fand, ließ ich mich mit ihnen in Gespräche ein. Sie waren nicht zufrieden mit ihrem Loose. Armuth drückte sie hart.

Endlich nahte ich mich der Heimath. Wie pochte das Herz! Wie war es beklommen!

Jetzt stand ich auf der Höhe, wo ich einst Marianen so sehnsüchtig erwartet.

Ihr, die Ihr dies leset, wenn ich längst vermodert bin, lächelt

nicht über den Mann, der, gereift an Jahren, dennoch sich ganz in die Gefühle seiner Jugend versenkte, der die Reihe von mehr denn fünfundzwanzig Jahren vergaß, die das Damals vom Jetzt schieden.

In mir spielte die Einbildungskraft von jeher eine vorwiegende Rolle. Davon zeugen alle die Zustände meiner Jugend. Ich glaubte ihre Macht sei in spätern Lebensverhältnissen, auf höhern Altersstufen, gebrochen worden; aber ich hatte mich geirrt. Da saß ich auf dem Felsstück, das noch heute, wie damals, von Moos und Flechten bedeckt, zum Sitze müder Wanderer diente, und stützte das Haupt in die Hand, jene Scene mir zurückrufend. Ich sah sie heranziehen, die seltsame Sippschaft. Ich sah das liebliche Mädchen mit den leuchtenden Augen, mit dem küßlichen Munde — und ich lebte Alles wieder frisch durch.

Endlich stand ich auf und ging nach dem Dörfchen hinab. Wie suchte mein Auge das Vaterhaus, den Nußbaum, das grünende Strohdach! Ach, es war Alles weg! Der Baum war verschwunden, das Haus verschwunden. Sonst Alles noch bei'm Alten.

„O, warum seid ihr vertilgt, ihr heiligen Stätten der Kindheit?" — rief ich aus. „Mit freigebiger Hand gäbe ich Gold, sie mir zu erwerben!" Es stand ein neues Haus da, ein Wirthshaus. Es sah reinlich aus, und da es zu regnen begann, trat ich hinein, um wenigstens auf der Stätte zu verweilen, die als Grab seliger Tage mir heilig war.

Eine Frau, welche gut ihre dreißig zählte, aber noch immer schön war, trat mir freundlich entgegen, sie hatte zwei liebliche Kinder an der Hand. Ich bestellte mir ein Abendbrod. Während die Frau das besorgte, kam der Mann und setzte sich plaudernd zu mir.

Vom Wetter hoben wir an, und bald kamen wir zu früheren Zeiten.

„Ich bin vor etwa fünfundzwanzig Jahren einmal hier bei dem Pfarrer gewesen," sagte ich. „Er ist wohl lange todt?"

„Das Herrchen?" sagte er — „ach ja; den rührte der Schlag

in seinem Sorgstuhl. Dann habt Ihr wohl auch die alte Sophie gekannt?"

„Gewiß," sagte ich, „ich war längere Zeit im Hause."

„So?" sagte er, und besah mich mit scharfen Blicken; aber ihr Zurückkehren zu gleichgültigerm Ausdrucke sagte mir, daß ich ihm fremd sei. „Freilich," fuhr er fort, „müßt Ihr die dann auch gekannt haben. Ja, die ist auch todt. Sie erbte das alte Herrchen, und lebte vergnügt bis an ihr Ende. Nur Eins machte ihr Kummer."

„Was denn?" fragte ich.

„Sie hatten einmal ein armes Kind, den Friedel, zu sich genommen. Der Bube hatte es gut, wie man sagt, das heißt, er hatte zu essen und gute Kleidung, und die alte Sophie hatte ihn lieb. Da lief er plötzlich fort, und man hörte und sah nichts mehr von ihm. Das bekümmerte sie. Sie wollte ihm Alles vermachen."

„Wie kam denn das?" fragte ich weiter.

„Ja," sagte der Mann, „die Leute erzählen Allerhand. Der Alte hielt ihn streng und bläute ihn in seinem Jähzorn weidlich durch. Goldene Tage hatte gewiß der arme Bube nicht! Nun sagte man, er habe sich ersäuft. Am Tage vorher sahen ihn Leute trostlos weinen."

„Das wird er doch nicht gethan haben?"

„Nein," sagte er. „Man fand keine Spur von ihm in der Mosel. Und eine Reihe von Jahren später kam ein Spengler hierher, denn der Spenglersteffen kam nicht mehr, und sagte —"

„Wie hieß er denn?" fragte ich mit angehaltenem Athem.

„Spengleranton," sagte der Wirth, „der sagte, er sei mit dem in einer Spenglerwerkstätte in Saarlouis gewesen, und er habe sich als Soldat anwerben lassen, er aber, der Spengleranton, sei durchgegangen und glücklich entronnen. Sie beide habe ein böser Gesell verführt. Der Anton hatte eine Tochter des Spenglersteffen zur Frau."

Mein Herz pochte faſt hörbar bei dieſer Erzählung. Ich mußte hinausgehen, um mich zu ſammeln.

„Wißt ihr nicht," fragte ich nachher, „wie die Frau hieß?"

„Nein," ſagte nach einigem Beſinnen der Wirth. „Ich habe den Namen nie gehört. Ich will ihn aber doch fragen, wenn er wieder kommt."

„Alſo er lebt noch?"

„Freilich," ſagte der Wirth.

„Den Friedel kannte ich auch," nahm ich wieder das Wort. „Er war im Pfarrhofe, als ich auch dort war."

„So," dehnte der Wirth. „Ja, es war ein guter Bub, und hätte können Paſtor werden, wenn er nicht durchgegangen wäre. Wer weiß, wie es ihm ging?!"

„Ich hörte damals von der alten Sophie, daß ſie ihn von einem argen Säufer befreit hätten, der ihn mißhandelt, er hieß — nun wie hieß er doch?" —

„Jürgen," fiel der Wirth ein; aber es war eine ſeltſame Befangenheit über ihn gekommen, die mich vermuthen ließ, das Geſpräch ſei ihm nicht angenehm. Ich ſagte ihm geradezu meine Vermuthung.

„Nun freilich," fuhr er fort, „wer ſich die Naſe abſchneidet, verſchändet ſich ſein Angeſicht."

„Wie ſo?" fragte ich geſpannt.

„Ei," ſagte der Wirth, „er war mein Schwiegervater. Er — dabei ſah und horchte er, ob es ſeine Frau nicht höre — ſoff ſich einſt voll an einem Samſtag, als er aus dem Walde kam, und brach den Hals bei einem Sturze. Es war kein Unglück für die Haushaltung, ſondern ein Glück. Von Stund an hörte das Betteln auf. Die Frau ging in den Taglohn; die Buben banden Beſen und ſchnitzten Holzgeſchirr, wie das arme Leute hier thun, und es ging. Nach einigen Jahren konnte die Wittwe ihre Wohnung repariren laſſen. Die Kinder arteten ſich gut, waren fleißig und

blieben bei der Mutter. Bald kaufte sie sich ein Aeckerchen; dann noch eins; und so fort, bis sie ein Gütchen hatte. Herr, Selbstverdient ist ein Meisterstück! Da kommt Lust, Liebe, Eifer und Fleiß allemal hinterdrein. So war's bei Jürgens auch. Die zwei Mädchen hättet Ihr sehen sollen! Seht meine Frau, sie ist jetzt dreißig Jahre alt, aber noch immer die schönste Frau im Dorfe. Sie ist die Annemargrethe, die jüngste, die Kathrine starb, und bald darauf die Mutter."

„Und die Buben?" fragte ich.

„Der Eine ist ein Schmied und wohnt zu Cobern, und es geht ihm herrlich. Der Andere wohnt hier im Vaterhause und ist ein behaltener Bauer, der seine drei Fuder Wein macht und sein Brod zieht. Das heißt hier etwas. Mir geht's auch gut. Gott erhalt's!"

„Da sieht man, daß der Mutter Segen den Kindern Häuser baut," sagte ich.

„Ach," nahm der Wirth wieder das Wort, „so lange der Alte lebte, war meine Schwiegermutter auch lüderlich. Sie sah halt, daß Alles zu Grunde ging. Sobald er todt war, erwachte die Frau, und es ging mit Gottes Hülfe gut."

Hier war ich also im Hause meiner nächsten Verwandten. Aus dem lieblichen Gesichte der Frau sah mir jetzt wieder das apfelrunde Kinderköpfchen heraus, das ich so oft geherzt. Ich hatte sie auf meinen Armen getragen in jener kurzen Zeit, die ich im Hause des Unsegens gelebt. Es war in der That nahe daran, daß ich herausgeplatzt wäre, aber das durfte ich nicht.

Als die Frau herein trat, rief ihr der Mann gleich zu, daß ich einst hier gewesen und Viele gekannt hätte, auch den Friedel. Mit Erstaunen und Neugierde musterte sie mich.

„Den Friedel?" sagte sie; „ach, der arme Bub lief einst fort, als — als," es traten Thränen in ihre schönen, blauen Augen. Sie schluchzte und schwieg, während sie den Tisch mit schneeweißen Linnen bedeckte.

„Wann kanntet Ihr denn den Friedel? Wisset Ihr etwas von ihm? Noch dunkel kann ich mir ihn vorstellen. Er trug mich oft, und hatte mich lieb. Armer Bub! Wär' er bei uns geblieben, es wär' ihm gut gegangen. Freilich — ich — nehm's ihm nicht übel, daß er damals fortlief!"

„Laß das, Frau," sagte der Mann. „Vielleicht erzählt uns der Herr etwas von dem Friedel."

Jetzt blieb mir nichts anders übrig, und ich erzählte dann, daß ich am Cap der guten Hoffnung den Friedel gefunden, als Bedienten eines Schiffcapitains, mit dem er später nach Holland gegangen sei, wo er es ungemein gut habe. Als ich hierauf gereist sei und Geschäfte halber auch nach Trier müsse, da habe er mir aufgetragen, mich nach seinen Verwandten, besonders nach des Jürgen Kindern zu erkundigen.

„Siehst Du's?" rief die Frau mit freudestrahlendem Gesichte. „O der war immer ein guter Bub, und fortgelaufen wär' er nicht, hätte das Herrchen ihm die Suppe nicht so arg versalzt! Also Ihr kennt ihn! Ach, du lieber Gott, grüßt ihn viel tausendmal von mir, und sagt ihm, es ginge uns allen sehr gut, ich hätte einen braven Mann" („gelt Alter!" rief sie ihm zu, und drückte seine Hand unvermerkt) „und liebe Kinder, und er solle uns besuchen."

Der Mann lächelte schalkig und sagte: „Wenn Ihr ihn etwa bald seht, so sagt ihm, er solle im Herbst kommen und Gevatter stehen bei uns!"

Die Frau erglühte, warf ihm einen halb bösen, halb lächelnden Blick zu, und eilte unter dem fröhlichen Lachen des Gatten hinaus.

Mir fiel Eins wohlthuend auf. Hier war nicht jenes habsüchtige Ausfragen in Hoffnung einer möglichen Erbschaft. Die ungeheuchelte Freude sprach bei der Nachricht aus beider Zügen.

„Ich muß sie nun wieder versöhnen," sagte endlich der Mann, und ging hinaus; aber erst als ich gegessen, kam die Frau wieder.

Mir war so wohl bei den Leuten, daß ich all' meine Herrlichkeiten in Holland vergaß.

Ein Zweites fiel mir auf. Es kamen keine Bauern am Abend. Als ich das berührte, sagte der Wirth: „Das ist hier ganz anders geworden, als dazumal, als Ihr hier waret. Für die hiesigen Bauern brauchte man kein Wirthshaus, und es ist gut für mich, daß ich ohne sie leben kann."

Nach Tisch setzte sich die Frau traulich zu uns beiden, und das mich interessirende Gespräch wurde nun fortgesetzt.

„Will denn Friedel wirklich einmal kommen?" fragte die freundliche Frau.

„Gewiß!" sagte ich.

Das machte sie sehr froh.

„Es war mir doch gleich," fuhr sie jetzt fort, „als müßtet Ihr uns etwas angehen, Ihr kamet mir so bekannt vor. Ich muß Euch immer d'rauf ansehen. Und doch seid Ihr fremd. Ich glaube, das thut's, daß Ihr den guten Friedel kennt."

Während des Gesprächs hörte ich denn, daß mein elterliches Haus, dem Einsturz nahe, hatte abgebrochen werden müssen. Der junge Mann hatte die Baustelle gekauft und dies Haus gebaut.

Von manchem guten Kameraden meiner Kinderjahre hörte ich die Geschichte. Der Sturm des Lebens hatte wohl auch unter sie hineingepfiffen, und den Einen hierhin, den Andern dorthin geschleudert. Mancher war verschollen, wie ich selber; Mancher ausgeartet, und Andere brave Bauern geworden. Der Alte mit der Brille war auch längst gestorben; aber meine Aeltern standen in gutem Andenken und die Leseabende in ihrem Hause. Mein trauriges Geschick hatte sich zu einer feststehenden Geschichte ausgebildet, und meine hübsche Base versicherte, daß die allgemeinste Theilnahme mir gefolgt sei und nicht wenige Thränen. Das war gewiß Wahrheit. Schon die Treuherzigkeit der Erzählerin bürgte dafür und die ganze Art, wie

sie das alles vorbrachte. Ach, wie gerne hätte ich gesagt: Ich bin der Friedel!

Ich konnte nicht einschlafen, obwohl ich recht müde gewesen bin. Ich schlief ja auf der Stätte, wo ich am treuen Mutterherzen geruht hatte; wo sie mir gestorben waren, die guten Eltern, wo ich den bittersten Kelch meines Daseins bis auf die Hefen geleert hatte. Meine Thränen flossen reichlich. Aber meine Gedanken gingen allmälig in einen schönen Traum über. Ich war wieder ein Kind. Ich ruhte am treuen Mutterherzen. Der Vater saß, fröhlich singend, auf seiner Boutique und sah so selig auf die schöne Mutter und mich herab. Ich war unaussprechlich glücklich. Dann kam Mariane, das herzige Kind, und wir spielten wieder so kindlich froh; wir suchten Futter für die Ziege; wir pflückten Erdbeeren wie damals. Und der Traum war so lang, daß er sich durch die ganze Nacht zog, und als ich aufwachte, war in meiner Brust eine stille Freude, zu der sich freilich die Wehmuth gesellte, daß es nur ein Traum war.

Der Morgen kam mit Klarheit und Pracht. Da wird das Herz auch allemal heiter.

Mein Wirth und Vetter war schon hinaus in die Weinberge; aber meine Base erwartete mich mit dem Frühstücke, und die Kinder, zwei niedliche Mädchen, hüpften fröhlich umher. Es war ein gar liebliches Bild, an dem sich meine Seele erfreute. Sie behandelte mich nicht wie einen Gast, sondern wie einen lieben Bekannten.

„Ihr geht doch heute noch nicht fort?“ fragte sie freundlich.

Als ich ihr sagte, ich wollte noch einen Tag bleiben, da erheiterte sich ihr Antlitz. „Mein Bruder war heute schon da, der möchte Euch doch auch sprechen. Er kommt heute Abend zu uns und noch einige Kameraden des guten Friedel. Ueberdies kommt mein Mann auch erst spät zurück.“

Diese Nachrichten freuten mich; aber mir wurde bange, daß mich einer erkenne. Doch ich wagte es kecklich.

Nach dem Frühstück ging ich hinaus in's Freie. Da waren ja so viele Plätze, welche die Erinnerung heiligte! Mein erster Gang war auf den Gottesacker. Ich nahm einen weiten Umweg, und wählte die Morgenstunden, weil ich da am sichersten war, nicht gesehen zu werden, da Jedermann im Felde war. Ich wußte die heilige Stätte. Dort an der Linde ruhten sie bei einander.

Ach, die Hügel waren eingesunken, aber duftige Veilchen blühten da, wo ihre Herzen ruhten. Gewiß, sie sahen jetzt liebend und segnend herab auf den Sohn, der ihnen das Opfer der Liebe brachte. Ich konnte fast nicht weg von der Stelle, und die Veilchen, die ich pflückte, waren ein Heiligthum, und sind es mir bis heute.

Von hier aus ging ich an eine andere theuere Stätte — dorthin, wo ich mit Mariane im Glanze der Sommerabendsonne saß, als sie mir gelobte, meine Mariane zu sein, aber nichts von dem Nonnewerden wissen wollte und nichts von dem Siegwart'schen Sterben auf ihrem Grabe.

Die Mittagglocke weckte mich aus meinen Träumen.

Wunderbar war es, daß ich mir Marianen nur als eine blühende Jungfrau denken konnte, wie ich sie verließ; daß in mir die Zeit, die verflossen war, gar nicht vorhanden gewesen zu sein schien.

„Habt Ihr Euch recht umgesehen hier?" fragte die Frau, als ich heimkehrte. „Es ist halt nicht viel Schönes da. Ihr waret ja auch auf dem Kirchhofe?" Sie sah mich forschend an.

„Ja," sagte ich mit scheinbarer Gleichgiltigkeit, „ich ließ mir die Gräber der Eltern meines Freundes Friedel zeigen, und habe da diese Veilchen gepflückt, die ich ihm mitbringen will."

„Ach, das wird ihn freuen," sagte sie mit feuchtem Blicke, und — der vielleicht aufkeimende Verdacht schwand schnell wieder.

Nach Tisch setzte ich meine Wanderungen fort durch das Dorf,

und jenſeits der Moſel auf dem Berge, wo ich das herrlich daliegende Dörfchen mir anſah.

Mir war es zu Muthe, als müßte ich hier bleiben, mir hier eine Wohnung bauen, um neben meinen Eltern einſt zu ruhen, daß ſich mein Staub mit dem ihrigen miſche. Dieſer Gedanke beſchäftigte mich vielfach, und ich geſtehe, daß darin etwas Beglückendes für mich lag.

Als ich mit dem ſinkenden Abende heimkehrte, ſaßen der Wirthin Bruder, er hieß Paul und war einſt ein ſehr rauhborſtiger Geſelle, der wild tobte, als mich die Mutter vom Betteln freiſprach, und die anderen Genoſſen meiner Knabenſpiele da und erwarteten mich. Keiner erkannte mich. Das war übrigens begreiflich. Die Gluthſonne Afrika's hatte mich auffallend gebräunt, und mein Haar war, ſeit ich wieder in Europa, ſehr dünne, die Stirne ungemein hoch geworden. Da gab es denn ein recht lebhaftes Geſpräch. Jeder wußte eine Erinnerung, bei denen mir das Herz pochte, und ich Mühe hatte, mich zurückzuhalten. Dennoch gelang es mir. Ich mußte auch viel erzählen von Friedel und meinen eigenen Reiſen. Mich mit tauſend Grüßen beauftragend, ſchieden die einfachen, gutmüthigen Menſchen, und ich ſuchte die Ruhe, hoffend, daß wieder ein ſo ſchöner Traum mich erfreue, wie in der letzten Nacht. Aber das geſchah nicht, vielmehr gaukelte mir meine Seele andere Bilder vor. Ich fand Marianen wieder, wie ich ſie zuletzt in Nancy geſehen, als wir auszogen nach Flandern. Sie hatte mir ihre Treue bewahrt, und, ausgeſöhnt mit allen Wirren des Lebens, ruhte ſie an meiner Bruſt. Hatte jener erſte Traum mir Friede gegeben, ſo ſcheuchte ihn dieſer wieder aus der bewegten Bruſt hinweg.

Ich mußte ſcheiden. Es trieb mich weiter.

Wie erſtaunte ich, daß, als ich nach meiner Zeche fragte, das freundliche Weib mir lächelnd ſagte, es ſei ihr eine Freude geweſen, mich beherbergen zu können, da ich ihr Kunde vom Friedel gebracht.

Als ich in sie drang, sagte sie: „Was sollte Friedel denken, wenn er so etwas von seinen Gefreunden hörte? Nein, muthet mir das nicht zu, und kommt ja wieder!“

Ich konnte nur in der Kinder Hand eine reichliche Vergütung legen, und auch das litt sie nur, als ich ihr sagte, ich würde nie wiederkommen als unter dieser Bedingung.

Ein herzlicher Händedruck und der eben so herzliche Wunsch einer glücklichen Reise und baldiger Wiederkehr begleitete mich.

So ging ich denn nun den Weg, den ich einst geflohen war. Mit welchen verschiedenen Gefühlen machte ich ihn ein mehr Viertel Jahrhundert später! Dennoch gab es Punkte der Uebereinstimmung. Damals lag die Furcht hinter mir und die Hoffnung vor mir. Jetzt war es umgekehrt. Alle Hoffnungen meines Lebens lagen im Meere der Vergangenheit, und vor mir lag eine bange Ahnung, für die ich keinen Namen hatte.

Mein nächstes Reiseziel war das Dörfchen, wo ich als Hirtenjunge gelebt.

Es war dunkle Nacht, als ich es erreichte. Als ich Licht in dem Hirtenhause sah, pochte es wieder heftig in meiner Brust. Ich vergaß wieder den langen Zwischenzeitraum. Ich meinte, sie wieder da sitzen zu sehen, die treue Pflegemutter, wie damals, als ich mit Marianen ihr meine Geschenke brachte und sie zu dem Mädchen sagte: Hab' ihn ja recht lieb! —

Ich trat bebend an's Fenster; aber wildfremde Gesichter sah mein Auge; junge Hirtenleute, die wohl mochten den guten Menschen gefolgt sein, die einst mir hier so wohlwollend begegnet waren.

Mit schmerzlichen Gefühlen im Herzen ging ich weg, um mir eine Schlafstätte zu suchen. Ich ging auf das Haus des wohlhabenden Bauern zu, der einst des Spenglerstessen Gastfreund gewesen war; denn im Dorfe war kein Wirthshaus, wo man hätte herbergen können. So war es wenigstens damals, als ich hier noch ein armes Hirtenknäblein gewesen; allein wenige Häuser weiter

sah ich ein Schild, und schloß, daß es hier anders geworden. Wirklich fand ich ein ganz leibliches Dorfwirthshaus und Abendgäste genug beim Schnapps. Ich mischte mich nicht in die Gespräche der Bauern, die sich um die Weinpreise des letzten Jahrgewächses drehten. Manche hielten mich für einen Weinhändler. Ich ließ sie darauf. Sie bestrebten sich, schlau meine Absichten auszukundschaften, und unter Andern auch, woher ich sei. Aus der Bemerkung, daß ich von Coblenz herkomme, schloß man, ich sei dorther.

Nun erinnerte ich mich, daß einst mein Pflegevater Caspar als sogenannter Weinmakler einen Weinhändler aus Coblenz begleitet hatte, und knüpfte daran meine Nachforschungen an.

„Ein alter Freund aus Coblenz," sagte ich zu einem alten Bauern, „hat mir, der ich wohl vielleicht Lust trüge, einige Weinproben zu nehmen, einen braven Makler empfohlen. Er soll Hirte hier sein und Caspar heißen."

„Lieber Gott," lachte der Bauer, „der muß ein langes Gedächtniß haben; denn der Caspar ist wenigstens schon fünfzehn Jahre todt."

Das Wort fiel mir schwer auf's Herz. Lieber Gott, dachte ich, was wird denn aus der guten Mutter geworden sein?

„Wo ist denn seine Frau hingekommen?" fragte ich.

„Seine Frau? Nun," fuhr der Bauer fort, „die mußte aus dem Hirtenhause. Sie wohnte noch einige Jahre hier, ernährte sich kümmerlich und zog dann nach — er nannte das Dorf auf der Höhe, wo ich damals zum Spenglersteffen gekommen war — wo sie noch lebt, sich vom Spinnen ernährt, aber schwerlich viel wird zu beißen haben." Der Mensch begleitete diese Nachricht mit einer Lache, deren unergründliche Rohheit mir wie ein Dolch in die Brust drang.

Hätte ich noch weggekonnt, ich würde auf der Stelle aufgebrochen sein; aber es war sehr dunkel, und die Gefahr des Fuß-

Pfades, den man gehen mußte, war mir genugsam bekannt, um dem Gedanken nicht länger Raum zu geben.

Die schmerzlichen Gefühle, die mein Herz durchzuckten, stimmten nicht zu den rohen Scherzen, die hier das Ohr beleidigten. Außerdem war ich unbeschreiblich müde und legte mich zur Ruhe, wo bald der Schlaf sich mit bleierner Schwere auf mich senkte.

Schon der aufblitzende Strahl der Sonne, der zuerst über die Berge leuchtete, weckte mich. Hier brannte es mich an die Sohlen. Ich mußte zu der guten Frau. Jede Minute, die sie länger darbte, lastete auf meiner Seele. Jetzt war ein Augenblick gekommen, wo ich den Reichthum segnete, den Steenbock's Liebe mir gegeben. Jetzt dankte ich ihm aus treuem Herzen doppelt für sein Vermächtniß; dankte Gott, daß es mir also möglich wurde, Liebe zu vergelten mit Liebe. Ich brach sogleich auf, als ich mein einfaches Frühstück genossen, und schritt den Weg am Berge hinauf.

Als ich an die Stelle kam, wo ich jenen Seelenkampf zwischen Scheiden und Bleiben, zwischen Liebe und Dankbarkeit gekämpft, wo dann das Engelsbild Marianens mir erschienen war, und sie ihre Arme um mich geschlungen, und das selige Gefühl des Geliebtseins vom heißgeliebten Wesen mich durchdrang, mußte ich mich niedersetzen und jene seligen Stunden mir zurückrufen.

Ach, ich hätte den ganzen Tag hier sitzen können, wenn nicht die mahnende Stimme der Pflicht in mir laut geworden wäre.

Ich riß mich endlich los, und schritt weiter. Am Herde vorbei führte mein Weg. Er war verschwunden, das heißt nicht absichtlich vertilgt, sondern vernachlässigt und eingesunken, wie der Grabeshügel dessen, der hier gelauert auf den Zugvogel.

Auch hier bestürmten Erinnerungen meine Seele, Erinnerungen, so süßer und wehmüthiger Natur, daß ich nur langsam meinem Ziele zuschritt.

Mein Weg führte mich absichtlich zum Pfarrer. Dort, wo der Arme seinen Tröster finden muß, konnte ich sichere Kunde hoffen.

Ein freundlicher Mann, in dessen Gesichte eine stille Trauer lag, kam mir entgegen in freundlicher Weise.

Ohne Umschweife ging ich auf mein Ziel los.

„Sie ist sehr arm," sagte er, „die gute Frau. Hochbetagt, vermag sie, so fein auch der Faden ist, den ihre Hand spinnt, doch nicht ihren Unterhalt zu verdienen. Sie wird von braven Leuten unterstützt; allein das reicht nicht aus, sie vor Mangel zu schützen."

„Ich nehme innigen Antheil an ihr," sagte ich; „ich verdanke ihr unendlich viel. Gott hat mich gesegnet mit Gütern, ich bin weit hergekommen, zu vergelten. Gottlob, daß es mir noch möglich ist. Helfen Sie rathen, wie und in welcher Weise dies geschehen kann."

Der würdige Mann drückte meine Hand. „Ach," sagte er, „der Herr verläßt die Seinen nicht. Gott segne es Ihnen und vergelte es!"

„Lassen Sie uns denn berathen."

Nachdem wir Alles erwogen, legte ich ein Capital in seine Hand nieder, das ausreichte, ihre Alterstage freundlich zu gestalten. Eine gesunde Wohnung sollte gemiethet werden, ein gutes Kosthaus gesucht, ein gutes Bett angekauft werden. Der gute Pfarrer legte sogleich Hand an's Werk und ich ging tiefbewegt zu ihr.

In einem kleinen Kämmerlein, so reinlich, daß man kein Stäubchen wahrnehmen konnte, saß sie und spann. Sie erschrack, als sie den fremden Mann eintreten sah, stand mühsam vom Rade auf und bot mir den Stuhl, auf dem sie gesessen, weil kein zweiter da war.

Ich bat sie mit zitternder Stimme, sitzen zu bleiben. Sie sah mich mit stets wachsendem Erstaunen an.

„Was bewegt Euch so, Herr," fragte sie, „was führt Euch zu einer armen, alten Frau, die Niemanden mehr in der Welt hat?"

„Wißt Ihr das so gewiß?" fragte ich.

„Großer Gott!“ rief ſie aus, „nur noch Einer konnte Theil an mir nehmen — aber — der iſt wohl todt!“

„Er lebt!“ ſagte ich tief erſchüttert.

„Friedel!“ rief ſie. „Ach, wo iſt er?“

„Er ſteht vor Euch, Mutter!“ rief ich aus; aber die Stimme verſagte.

Sie ſank in den Stuhl zurück und ich kniete vor ihr.

„Herr,“ betete ſie, „nun laß mich ſterben!“

„Nein, das ſollt Ihr nicht, gute Mutter!“ ſprach ich weinend, „ich komme, Eure alten Tage zu verſchönern. Die Noth iſt vorüber, Gott hat mich geſegnet, daß ich Euch vergelten kann!“

Sie weinte laut. „Ach Gott, Friedel, haſt Du denn an mich gedacht?“ fragte ſie, erſchrack aber gleich und ſagte: „Du biſt ein reicher Herr geworden, da darf ich Dich nicht mehr duzen.“

„Mutter, Mutter,“ rief ich, „thut mir nicht am Herzen wehe! Habt Ihr mich nicht aufgenommen, als ich faſt vor Hunger ſtarb? Wart Ihr mir nicht eine treue Mutter, als ich verlaſſen umherirrte? Und ich ſollte Eurer vergeſſen? Nein; es iſt für Euch einſtweilen geſorgt, bis ich ſelber komme und Euch zu mir nehme.“

Sie konnte das Alles nicht begreifen, bis der Pfarrer kam und Alles beſtätigte, auch ihr ſagte, daß ein nettes Stübchen für ſie gemiethet ſei.

Im Dorfe machte nun der Ueberzug der Alten ein großes Aufſehen; beſonders als ich ſie dorthin führte.

Hier angelangt, nahm ſie meinen Kopf zwiſchen ihre Hände und betrachtete mich mit unſäglicher Liebe.

„Kind,“ ſagte ſie, „Du biſt braun geworden in dem fremden Lande. Ich hätte Dich nicht wieder erkannt.“

Aber wer konnte ihre Freude ſchildern, als ſie ſich nun von der Wahrheit Alles deſſen überzeugte, was ſie hörte. Ich fürchtete Nachtheil für ihre Geſundheit von dieſer Erſchütterung. Sie lächelte.

„Mich," sagte sie, „mich hat der Schmerz nicht getödtet. Die Freude wird es gewiß nicht thun. Hätte das doch Caspar erlebt!"

Nun erzählte sie mir von seiner Krankheit und seinem Ende; dann von der Noth, in die sie gerathen, und wie die rohen Bauern sich ihrer nicht im Mindesten angenommen. Eins nach dem Andern habe sie verkaufen müssen.

„Aber," fuhr sie fort, „ich habe lieber gedarbt, als daß ich Dein silbernes Halskettchen und die Löffel verkauft hätte." Sie stand auf und holte beides, und noch jetzt belebte eine milde Freude das kummerdurchfurchte Antlitz, als sie die Gaben meiner Liebe vor sich hinlegte.

Sie ahnte nicht, wie mein Herz bewegt war bei dem Anblicke; wie er alle die damit in Verbindung stehenden Ereignisse mir zurückführte.

Ich wohnte bei ihr. Ich ließ mir aus dem Wirthshause Essen und Wein bringen. Der regte sie auf. Die schwachen Lebensgeister hoben sich wieder, und die Vergangenheit trat lebendiger vor ihr inneres Auge. —

„Hast Du denn die Mariane geheirathet?" fragte sie mich.

Der Stich ging tief in die Seele. Ich schüttelte den Kopf.

„Ei, so erzähle mir doch mein Sohn, wie es Dir ging. Du hast recht, jetzt entsinne ich mich ja wieder ganz klar aller einzelnen Umstände. Ach, von der Mariane kann ich Dir viel erzählen."

„Ich habe mich immer bei dem Spengleranton nach Dir erkundigt, der hat ihre Schwester zur Frau. Siehst Du, meine Gedanken sind schwach; aber jetzt bin ich klar."

Mir pochte das Herz, als wolle es die Brust zersprengen.

Ich bat sie mir zu erzählen.

„Nun," sagte sie, „es wird Dir wehe thun, aber Du mußt es ja doch einmal wissen."

„Es war ein Glück, daß Du damals durchgingst, lieber Sohn,"

hob sie an, „als Du den Peter trafst, denn der Schultheiß war wüthend und hätte Dich in das Gefängniß nach Trier gebracht. Der Spenglersteffen sagte mir es selbst, als er her kam; aber er beklagte es, daß seine hochfahrende Frau Dich fortgetrieben habe, und ihn so in Zorn gebracht, daß er selbst die Hand dazu geboten hatte; denn von dazumal sei aller Segen von ihnen gewichen. Hausstreit zwischen ihm und seiner Frau über Dich sei der Anfang gewesen, und habe alles Glück im Hause ruinirt. Darauf ist denn Dein Pathe gestorben und drei andere Kinder. Die Mariane wurde von dem Peter nur gehänselt. Sie selbst mochte ihn aber nicht. Anfänglich hatte sie viel geweint; als sie aber auf die Glashütte kam, wurde sie eine hochmüthige Mamsell; ging geputzt, wie ein Pfau, und mochte nichts mehr von ihren Leuten wissen."

„Sie hat sich ihrer geschämt, Friedel, das garstige Ding! Was sie verdient, hat sie an den Flitterstaat gewendet, aber ihren Eltern nichts gegeben. Die Buben, die früher fleißig waren, wurden faul, Spieler und Trinker. Zweie gingen unter die Soldaten in Frankreich und der Dritte ging in die Welt, ohne daß man weiß, wo er hingekommen ist. Da ging's denn den Alten wieder so schlimm, wie irgend jemals. Nur die Margareth, des Anton's Frau, blieb ihren Eltern treu. Die Mutter wurde tiefsinnig und starb elend. Ach, es war gut für sie, daß sie starb, denn wäre sie leben geblieben, so hätte sie noch die Schande erlebt."

Mit gefalteten Händen und bebendem Herzen hörte ich diese Hiobspost an; aber mein beklommenes Herz sagte mir's, es stand noch Schlimmeres zu hören.

„Ja, wer hätte das von dem schönen, lieben Mädchen sich vorstellen können," fuhr sie fort.

„Du weißt, sie kam als Kindermädchen auf die Glashütte und ging mit nach Frankreich." —

„Ach," rief ich aus, „so war sie es doch, die ich in Nancy sah?" —

„Ich glaube, so hieß die Stadt," fuhr die Alte fort, „die mir der Anton nannte; denn er hatte die Margareth geheirathet, als der alte Steffen noch lebte; aber in selbigem Winter noch starb er auch. Nun, die Mariane erzählte, sie habe Dich als Soldat gesehen und sie hätten Dich mit fortgeschleppt. Das leichtsinnige Ding war schnell getröstet. In der Glashütte, wohin sie im Sommer immer kam, war ein gar schlechtes Leben. Geld genug, Friedel, Geld genug, und gut Leben, das macht die Menschen üppig. So ist es auch dem Marianchen gegangen, das so eitel war auf sein schönes Gesicht. Hochmuth kommt immer vor dem Fall. Daß ich es denn kurz mache, sie vergaß sich — und wurde mit Schande von ihrer Frau fortgejagt. Da kam es denn zu dem armen, ehrlichen Anton, weil sie nicht wußte wohin. Du kannst Dir denken, wie die Leute im Dorfe ihr das Unglück gönnten; aber sie war schon so weit, daß sie sich nicht viel mehr schämte. — Es war ein Glück, daß ihr armes Würmchen starb. Kaum war es todt, so verdingte sie sich nach Saarlouis, hing sich dann dort an einen Werbcorporal und zog mit dem als Marketenterin in den Krieg oder wohin sonst. Der Spengleranton hat mir diesen Sommer erzählt, sie sei im Lazarethe gestorben."

„Du weinst, Friedel," sprach sie mitleidig, nachdem sie diese Erzählung beendet. „Armer Friedel, weine nicht. Sie verdiente es nicht, daß Du Thränen um sie vergießest!"

Aber sie rannen, rannen stromweise.

„Laßt mich, Mutter," sagte ich, „ich muß weinen, daß das Herz erleichtert wird." Als ich ruhiger wurde, ging ich hinaus in's Freie. Ich will schweigen über das, was in mir vorging.

Noch einige Tage blieb ich bei der guten Mutter; dann ging ich nach Trier, und eilig trat ich meine Reise nach Holland an.

Dort hab' ich ein Jahr verlebt, so traurig, so düster, so verarmt, daß ich des Mitleids würdiger war, als irgend Jemand.

Wer Theilnahme sucht, gehe nicht nach Holland. —

Im Frühlinge ſchrieb mir der Pfarrer, der für meine gute Pflegemutter ſorgte, ſie lebte friſch auf in der Hoffnung, daß ich käme und mich an der Moſel niederließe, weil ſie hoffe, bei mir zu ſterben.

Dies zog wie eine Magnet. Da hatte mein Leben einen heiligen Zweck. Mein Gut verkaufte ich und ging zurück an die Stelle, wo mein Daſein begonnen hatte. Dort ſollte es auch enden. Bei meinen Lieben wollte ich gebettet ſein, und die gute Pflegemutter ſollte bei mir ruhen. Das war das Ziel meiner Wünſche. Gott ließ es mich erreichen, und das Letzte wird er mir ja auch geben, die Ruheſtatt bei meinen Geliebten unter der Kirchhoflinde.

Nachtrag des Herausgebers.

In den herrlichen Septembertagen des Jahres 1844 fuhr ich mit dem Dampfboote die Moſel herauf, deren ſchöne Ufer ich nie geſehen. Ein Freund begleitete mich. Die Fahrt ging langſam, da gar oft das ſich ſtets verlegende Bett des Fluſſes Hinderniſſe bereitet. Wir ließen uns ausſetzen, um bis Trier die Reiſe zu Fuß zu machen, die ohnehin damals durch das bunte Gemiſch der Wallfahrer nach dem heiligen Rocke einen eigenthümlichen Reiz gewann.

Ich darf wohl ſagen, daß ich ſelten eine ſchönere Herbſtreiſe gemacht, daß aber auch ſelten ein ſo durchaus ſchönes Wetter mich begünſtigt hat.

Eines Abends erreichten wir ein ärmliches Dörflein, klein, unſcheinbar, in Felſen hinein gebaut; aber ſo maleriſch und reizend gelegen, daß wir beſchloſſen, dort zu bleiben, ehe wir es noch wirklich betreten hatten.

Gleich am Eingange ſtaunten wir über ein ſtattliches Gebäude. Es war mit Geſchmack gebaut, geräumig und anſprechend, aber fremdartig im Bauſtyle. Es war ein Gaſthaus.

„Hier ist gut sein," sagte ich zu meinem Freunde. Wir traten ein, und hatten uns nicht getäuscht. Mehrere Tage blieben wir hier und in der reizenden Umgegend, und das Skizzenbuch meines künstlerischen Freundes gewann herrliche Ansichten und Studien.

Mit dem Wirthe, einem freundlichen und offenen Moselaner, kamen wir in einen recht vertraulichen Verkehr.

Eines Abends schmauchten wir behaglich in der Laube des niedlichen Gärtchens, das sich an das Haus anschloß, unsere Pfeifen bei einem delikaten Glase Pisporter. Da fragte ich den Wirth: „Haben Sie dies Haus gebaut? Der Geschmack ist eigenthümlich. Ich habe ähnliche Häuser wohl in Holland, nicht aber in dieser Gegend gesehen."

„Ich glaube es Ihnen," sagte er, „das Haus hat aber auch einen, ich möchte sagen, holländischen Ursprung."

„Wie so?" fragte ich neugierig.

„Ich müßte Ihnen da eine lange Geschichte erzählen," sagte er. „Sie würde Sie gewiß ansprechen, aber ehrlich gestanden, ich fürchte ein schlechter Erzähler zu sein. Lieber will ich Ihnen eine Handschrift mittheilen, die wir in unserer Familie bewahren. Es ist das Leben des Erbauers dieses Hauses. Sie mögen es lesen, und ich will dann das beifügen, was der Handschrift, begreiflicher Weise, fehlt."

Er ging in das Haus und holte eine Mappe, worin Papiere lagen. Eine etwas steife, aber leserliche Hand hatte sie geschrieben. Es waren die Schriftzüge des vorigen Jahrhunderts und die Buchstaben lateinische. Man sah, es war ein Deutschholländer, der es geschrieben hatte.

Noch diesen Abend begann ich zu lesen. Als die Kerze heruntergebrannt war und der Nachtwächter die zwölfte Stunde blies, wurde mein Freund wach.

„Na," rief er, „das heiß ich denn doch vernarrt sein in die

Geschichte! Mach' das Licht aus und lege Dich, daß ich doch auch schlafen kann."

Er brummte noch, bis ich abließ und mich legte; aber das Lesen hatte mich so angezogen, daß ich mich schon auf den Morgen freute, um wieder lesen zu können.

Als ich erwachte, war es schon spät. Der Freund war längst hinaus in die Berge. Ich aber setzte mich in die Laube, rauchte dort eine Pfeife und las.

Es war Mittag, als ich zu Ende war.

Zum Unglücke war der Wirth in ökonomischen Geschäften abwesend. Er hätte mir sonst erzählen müssen.

Als er kam, versprach er mir, diesen Nachmittag zu erzählen. Umsonst flehte mein Freund ihn zu begleiten. Ich wäre um kein Gut mit ihm gegangen.

Nach Tisch setzten wir uns in die Laube und der Wirth begann:

„Sie haben nun die Handschrift gelesen, und ich darf voraussetzen, daß der Mann, der es schrieb, Ihnen Theilnahme abgewonnen hat. So hören sie denn den letzten Verlauf seiner Geschicke. Was er am Schlusse kurz angedeutet, will ich auseinandersetzen. Er kam im Frühlinge des Jahres, in dessen Winter er sein Gut in Holland verkauft hatte, hier an. Mein Vater hatte auf dieser Stelle ein Haus stehen, klein und unansehnlich, wo er eine beschränkte Wirthschaft trieb. Ich war damals etwa sechs Monate alt und der Pathe des Mannes. Meinen Eltern hatte er nicht gesagt, daß er selbst der verschollene Friedel sei, aber sie hatten's doch erfahren, durch die Geschichte mit der Wittwe Caspars, die sich als Mähre durch das ganze Moselthal verbreitete. Als er nun plötzlich wieder erschien, da fiel ihm meine Mutter um den Hals, und reichte ihm seinen Pathen zum Kusse hin, und das war ich."

„Aber sie bemerkten eine große Veränderung an ihm. Er war stille und traurig mit seltenen Unterbrechungen, aber doch allezeit freundlich und gütig."

„Er rückte nun mit seinem Plan heraus, meinem Vater das Haus abzukaufen und es neu aufzubauen. Mein Vater that's. Es wurde niedergerissen und dies Haus aufgeführt und für zwei Familien eingerichtet. Meine Eltern erhielten das untere Geschoß zur Wohnung, weil sie Familie hatten, und wen meinen Sie, wen er in das obere Geschoß, in die Zimmer links, nahm?"

„Anton und seine Frau?"

„Nun, das haben Sie gerathen. Sie hatten keine Kinder. Und zu sich nahm er die Wittwe Caspars.

Mein Vater mußte die Wirthschaft aufgeben, woran ihm ohnehin wenig gelegen war, und Anton die Spenglerei. Sie konnten dies auch recht gut; denn Friedel gab ihnen ein ansehnliches Vermögen, wie auch den übrigen Geschwistern meiner Mutter."

„Er pflegte zu sagen: Was sollt Ihr Euch plagen und harren bis ich sterbe? Nehmt es jetzt und wendet es gut an. Ich habe genug für mich und die Mutter."

„Sie lebten friedlich und freundlich zusammen, und gönnten das Erbtheil gerne dem ehrlichen Anton und seiner gutmüthigen Frau."

„Die alte Frau lebte ordentlich wieder auf. Die Liebe soll rührend gewesen sein, mit der sie meinen Pathen umfaßte, und eben so ergreifend die seine zu ihr."

„Jedermann sagte: gebt Acht, wenn sie einmal stirbt, dann lebt er auch nicht mehr lange!"

„Darin täuschte man sich aber. Die gute Frau starb, und ihr letztes Wort war ein Segen für ihn."

„Ihr Tod beugte ihn allerdings tief; aber seine Seele war stark, wie sein Körper kräftig. Er ließ sie neben seinen Eltern einsenken, und setzte ihnen dann ein herrliches Denkmal, das Sie heute noch sehen können."

„Im Kreise der beiden Familien lebte er nun stille seine Tage hin. Hier in diesem Gärtchen pflanzte er seine Blumen, und den

Armen that er wohl, wo er konnte, und reichlich, besonders Alten. Ich erinnere mich noch recht lebhaft seiner ehrwürdigen Erscheinung."

„Anton und Margarethe gingen ihm im Tode voraus. Er wurde siebenzig Jahre alt, und sein Ende war sanft, wie das Ende eines Gerechten."

„Auffallend war es, daß er den Namen Mariane nie mehr nannte, und auch nicht wollte, daß er von meinen Eltern genannt wurde."

„Zwei Lieblingsplätzchen hatte er. Das eine war dort auf der Höhe, wo man weit die Mosel hinab sieht, und wo ein Felsstück, wie ein Sitz, am Wege vorsteht. Sie wissen schon warum. Dort hatte er Marianen erwartet; und das andere vor dem Orte in dem Haselgebüsche. Auch diese Stelle ist in der Handschrift bezeichnet. Dort hatte er mit seiner Mariane den Bund für das Leben geschlossen, der so traurig zerrissen wurde. Dort war er oft und Niemand störte ihn da. Wir wußten nicht warum, bis wir nach seinem Tode die Handschrift fanden, an der ich ihn oft, als ich noch Kind war, habe schreiben sehen."

„Einer Freude muß ich noch gedenken, die ihm zu Theil wurde. Er war einst nach Trarbach gefahren und fand dort unerwartet seinen lieben Feldprediger Götz, der bei Kreuznach als Superintendent der hintern Grafschaft Sponheim, und zwar als Pfarrer in dem armen Dorfe Winterburg lebte, wo er auch begraben ist. Mein Vater, welcher bei diesem Wiedersehen zugegen war, schilderte es uns oft, und allemal traten uns die Thränen in die Augen. Beide hatten sich liebgehabt und Götz war ein berühmter Dichter geworden, dessen Gedichte 1785 in Mannheim gedruckt worden sind. Ich kann sie Ihnen zu lesen geben, denn ich habe sie mir gekauft."

„Lebhaft erkundigte er sich nach seinem Freunde, dem Corporal Lüttger und seinem Obristen."

„Götz sagte ihm, Lüttger sei nach dem Frieden in Nancy gestorben, der Obrist aber General geworden."

„Sein Tod brachte eine Landestrauer, denn Jedermann liebte und ehrte ihn und ſo viele hatten Wohlthaten von ihm empfangen.“

„Meine Eltern wurden Erben ſeines anſehnlichen Vermögens. Schade, habe ich oft geſagt, daß ein ſo reiches und tiefes Gemüth nicht glücklicher war.“ So ſchloß der Wirth ſeine Erzählung.

Ich fühlte das tief mit ihm.

„Wie wunderbar ſind die Geſchicke des Lebens,“ ſagte ich. „Hätte die Thorheit der Mutter nicht die Herzen auseinander geriſſen, vielleicht wäre Mariane ein treffliches Weib, eine gute Mutter und eine den Gatten beglückende Gattin geworden.“

„Vielleicht!“ ſagte der Wirth. „Vielleicht auch, daß gerade durch dieſe Fügung Gott ihn vor dem ſchwerſten aller Geſchicke bewahren wollte! — Ich meine immer, ſo wie es iſt, ſolle es ſein, und ſo ſei es am Beſten, denn Gott macht Alles wohl!“

Er ging in das Haus. Ich dachte dem Worte nach, und ich fühlte tief, wie wahr der Mann geſprochen.

Am andern Tage bat ich ihn, das Manuſcript veröffentlichen zu dürfen. Er hatte nichts dagegen, und ich gebe es hier ſchmucklos wieder.

Das Mailehen.

Eine Volksgeſchichte aus dem Ahrthale.

Wenn Jemand eine Reiſe thut,
So kann er was erzählen;
D'rum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und that das Reiſen wählen.
Claudius.

Die Eifel iſt ein wunderſames Land, aber ein armes — das ſagte ich mir noch einmal, als die Bergkuppen des Ahrthales mehr und mehr hervortraten und mir Genüſſe verhießen, wie ich ſie auf meiner Wanderung theilweiſe entbehren mußte. Auch manche herrliche Stelle hatte ich in der Eifel gefunden; aber es war doch am Ende weniger das Landſchaftliche, was meine Theilnahme in Anſpruch nahm und feſſelte; vielmehr war es die Geſchichte der Natur (Naturgeſchichte iſt ein gar ſeltſames Wort für das, was wir damit bezeichnen; man kann kaum ſich toller ausdrücken, als eine Beſchreibung der ſogenannten drei Naturreiche eine Geſchichte zu nennen, wenn „Geſchehen" die Wurzel des Wortes iſt), die hier aus uralten Urkunden zu Tage tritt, in Urkunden, die nach Jahrtauſenden in dem Archive der Natur nicht vergilbt, nicht zerfallen ſind. Was ich ſo nenne? O, es ſind die Krater erloſchener Vulkane: es ſind die „Maare"; es ſind die Lavafelder; es ſind die Baſalte und hundert andere Zeugen, daß hier im weiten Bereiche das unterirdiſche Feuer eine Werkſtätte hatte, wie ſie die bekannte Erde nicht

mehr aufzuweisen hat. Wann? Wer könnte antworten? Als die Römer ihre Landstraßen hier bauten, klang keine Tradition von vulkanischen Erscheinungen mehr im Volke nach. Also weit vor aller Geschichte, weit vor dem Menschengeschlechte war es, als hier die Feuergluth tobte, brauste, rüttelte, verheerte. Schade, daß hier die Steine nicht reden können. Oft wurde es mir unheimlich in diesem Bereiche einer entsetzlichen Naturgewalt, wenn sie auch ihre Herrschaft freiwillig aufgegeben. Uebrigens ist es merkwürdig, daß gerade seit den letzten dreißig Jahren Erdbeben in diesen Gegenden häufiger vorkommen. Sollte die Natur ihre verschütteten Kanäle wieder aufsuchen wollen? Sollten die alten erloschenen Krater noch einmal ihre Feuergarben in der Nacht leuchten, ihre Dampfwolken zur Himmelsbläue senden, ihre Lava aus ihren Eingeweiden hervorbrechen und dem armen Menschen seine mühsam ihr abgerungene Existenz bedrohen wollen? Die Antwort bleibt aus, aber das Ja liegt so wenig außerhalb der Grenzen des Möglichen, als das Nein. Jedenfalls aber können die guten Eifler unserer Tage ruhig schlafen. Hier liegt das Wann ebenso in dunkler Zukunft, wie das obige in der Vergangenheit, und wenn einst diese Vulkane wieder arbeiten werden, thut keinem der jetzt Lebenden mehr ein Zahn weh.

Ich war bei dem Tunnel angelangt, den die für das Landeswohl unermüdet sorgende preußische Regierung hier durch das mächtige Gebirge getrieben, um die mühe- und gefahrvolle Landstraße hindurch zu leiten. Aus seinem Dämmerlichte heraus tretend, stand ich staunend still. Welch' ein überraschender Anblick! Vor mir auf gewaltiger Höhe die mächtigen Burgtrümmer von Altenahr; überall wilde Gebirgsformen, enge Schluchten, herrliche Felsen! Ich war im Ahrthal und begrüßte bald den Fluß, der sich durch die Felsen windet.

Altenahr war erreicht, aber nicht des Tages Ziel. Die Burg Ahr mußte erstiegen, von dieser Höhe mußte die Aussicht genossen werden, ehe die Sonne hinabsank. Ich hatte zu viel davon gehört,

um mich durch die drohenden Beschwerden schrecken zu lassen. Ein alter, aber noch rüstiger Mann wurde mein Führer.

Traulich mit dem Volke verkehren, gibt reichen Lohn. O wie viel Tüchtiges und Treffliches umschließt das tiefe Gemüth des Volkes! Wie viel Poesie liegt da verborgen? Aber unsere Touristen (daß ich mich des Ausdrucks bediene) fürchten, sich zu verunehren, wenn sie sich mit dem Volke einlassen; sie bespötteln und belächeln den kindlichen Glauben, die naive Anschauungsweise, den derben, frischen Ausdruck und scheu zieht sich das Innere zurück und die edle Stufe ist verdeckt. Ich pfleg' es anders zu halten. Ich plaudere offen, herzlich, freundlich mit den Leuten; ich gehe theilnehmend in ihr Weh' und ihre Last, in ihre Hoffnungen und Befürchtungen ein; ich leihe ihren Erzählungen gerne mein Ohr und selten geh' ich ohne reichen Lohn von dannen.

So war es auch jetzt wieder diese meine Weise, die mir das volle Vertrauen meines vielerfahrenen Alten gewann. Er war redselig und hielt nichts hinter dem Berge.

Wir stiegen langsam den alten Burgweg hinan; wir arbeiteten uns durch das Gemäuer hindurch; bald trat der ganze Burgplan mit Hülfe der Nachweisen meines Führers vor mein Auge. Es war eine mächtige Burg, an der Jahrhunderte gebaut. Schon von hier aus war die Aussicht in diese wilde Gebirgswelt herrlich; aber mein Führer ließ mich nicht rasten.

„Wir müssen dort auf die Zinne des Berges," sagte er, „wenn Sie eigentlich wissen wollen, warum Sie hier herauf gestiegen sind." Er deutete auf den Kegel, der über uns sich erhob. Dorngesträuche und Büsche von Hasel, Ahorn und Eiche bedeckten ihn bis zur Kuppe.

Wir stiegen bergan. Der Alte rauchte sein kurzes Klöbchen dabei und plauderte gemüthlich von vormals und heute. Ich folgte ihm horchend und kämpfend mit den Ranken, die mir immer in die Beine schlugen, wenn der Alte hindurch war. Endlich war die Spitze erreicht.

Aber hier legte der Alte die Hand traulich auf meine Schulter und rief: „Die Augen auf, Herr, denn so was findet Ihr nicht am Rheine und nicht an der Nahe, wo Ihr daheim seid!“

Er hatte Recht!

Abgründe umgähnten mich zu allen Seiten, deren jähabschießende, grauenvolle Tiefe mich fast schwindeln machte. Felszacken starrten überall herauf, schwarz, schroff, diabolisch anzusehen, als wären es Arme des Orkus, die nach dem Kecken griffen, der es wagen wollte, da hinabzuschauen. Bergkegel überall. Da unten in der Tiefe rauschte die Ahr durch die zackigen Felsen, bald aufblitzend, bald verschwindend und immer wieder sich um die Felsen windend, wie ein Ariadnefaden im Labyrinthe. Vierzehnmal sah ich ihren Silberblick aus diesem dunkeln Felsgeklüfte herausleuchten, ehe sie sich dem Blick entzog. In einer dunkeln Tiefe liegt der Flecken Altenahr und über ihm schließt des Kreuzbergs Höhe ab. Wendet man sich, so liegen wieder diese wilden Felsen vor dem Auge, nur anders geformt. Flechten hier, dort Buschwerk, bekleiden sie kümmerlich. Dazwischen zeigen sich frischgrüne Reben und in den Schluchten Dörfer und auf den Kuppen ferne Burgtrümmer. Ich war versunken in dies wundervolle Bild. Mein Alter störte mich nicht im Schauen und Betrachten. War er selber ergriffen von dem, was er tausendmal geschaut, oder war es der im Volke wohnende Takt, mir den Genuß nicht zu verkümmern? — Als die Betglocken heraufstönten, zog er stille seine Mütze und ich meinen Hut und — es haben Zwei gebetet für sich selbst, für die Brüderwelt, für das zuckende Vaterland so innig, als es in irgend einem Tempel hätte geschehen können.

Die Sonne ging unter und in der Tiefe wurde es dunkel und dunkler, während hier oben es noch so helle war. Die Abendwölkchen schwammen golden am gluthigen Himmel. Im Westen lagen dicke Wolken; dunkelgrau, wo sie sich über die Berge hoben; schneeweiß in ihren Spitzen, wie die Alpen in ihrem Schnee; aber in

jedem Momente wechſelten die Tinten. Das Grau wurde Violett; die dunkleren Stellen Purpur, die Schneepfeiler goldig roth und der Weſtpunkt war flammendes Gold. In jeder Minute änderten die Wolken ihre Formen.

O, ich hätte hier bleiben mögen, bis die Nacht Alles in ihren Schleier gehüllt hätte, aber der Alte ſagte: „Wir müſſen ſcheiden, wenn wir nicht den Hals brechen wollen!“

Der letzte Punkt war bedenklich. Wir brachen auf und nun ging das Plaudern wieder an. Er erzählte mir die Sagen von der Burg Ahr, Geſchichtliches, Alles bunt und mährchenhaft durcheinander. Ich hörte ihm gern zu, denn es lag der ganze Zauber zutraulicher Kindlichkeit auf ſeinen Erzählungen. Auch auf alte Volksgebräuche und Sitten kamen wir zu reden. Da war es denn die eigenthümliche Sitte des Mailehens, die meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

„Was iſt denn das?“ fragte ich, als er den Ausdruck brauchte. Ich dachte mir irgend einen feudaliſtiſchen Reſt, der ſich in dieſen abgeſchloſſenen Thälern erhalten habe, und äußerte ihm das.

„Behüt' Gott,“ ſagte er. „Das iſt's nicht. Ich ſehe wohl, bei Euch zu Hauſe weiß man davon nichts. So muß ich's Euch ſagen. Hier herum haben die Jungen (Burſche, Jünglinge) einen Gebrauch aus uralter Zeit, der Mailinnen, Mailehen, Mädchenlehen heißt, und damit hat's folgende Bewandtniß. Ich will's Euch auslegen! Alle Jungen der Orte, die hier herum im weiten Kreis liegen, haben eine Zunft zuſammen, die alle Jahr ihren Schultheiß, ihre Schöffen und ihren Schreiber wählt, dem die Anderen willig Folge leiſten, und ich wollt's Keinem gerathen haben, der ſich dem Spruche, den ſie thun, widerſetzen wollte; er wär' von aller Lußbarkeit ausgeſchloſſen. Thut's auch Keiner! Allemal am letzten April, Abends, verſammeln ſie ſich entweder auf einem Berge, oder unter einer Dorflinde zum Mailehen. Sind ſie Alle da, ſo ruft der Schultheiß, um den die Schöffen und der Schreiber ſitzen, alle

Mädchen der Dörfer, die zu der Zunft gehören, mit Namen auf. Er preist ihre Schönheit, ihre Tugenden mit vollen Backen und unter Schnaken und Kurzweil. Ist ein Name genannt und sie gepriesen, die ihn trägt, so wird sie versteigert. Wer am meisten bietet, dem ist sie, und er darf sich als ihren Schatz ansehen; sie ist sein Mädchen, tanzt nur mit ihm während des Jahrs, und nur dann mit einem Anderen, wenn er es gestattet. Das Geld, das bei dieser Versteigerung zusammenkommt, wird an der Kirmeß vertanzt, verjubelt und vertrunken. Die Mädchen, die übrig bleiben, bilden den „Rummel" und werden im „Rummel" an einen Jungen versteigert, der bei ihnen Allen das Recht hat, wie der Eine, der sein Mailehen ersteigert hat. Ist das vorüber, so eilen die Jungen, die Häuser ihrer Mailehen mit Maien zu schmücken und je reicher und kecker das geschieht, desto lieber hat der Jung sein Mailehen."

„Das mag aber oft eine bunte Wirthschaft geben," sagte ich, „wenn Zwei ein Mädchen lieb haben!"

„Kommt auch vor," versetzte er, „und ich will Euch nachher eine Geschichte erzählen, die ich erlebt habe; allein in der Regel herrscht Ordnung und der Schultheiß versteht sein Amt. Findet Einer ein Mädchen und einen Burschen, wenn's dunkel ist, bei einander, so darf er ihm den Hut oder die Kappe nehmen, die dann verkauft wird, zur Schande des Pärchens. Manchmal gibt's auch Prügel mit dem „Schnutholz", dem Stocke nämlich, denn „zum Mädchen gehen", heißt hier zu Lande: „auf die Schnut gehen."

„Kommt aber, was jedoch gar selten geschieht, ein Fehltritt vor, dann Adieu! dann wird die Dorflinde, unter der sie ersteigert wurde, als Mailehen — gescheuert; das Plaster, auf dem sie getanzt, aufgerissen und umgepflastert. Herr, man nimmt's scharf bei uns im Thal, und Gottlob! es steht gut, was Zucht und Sitte betrifft. In der Kirche ist noch ein Stuhl für gefallene Mädchen und das Häckfel wird ihr zu Neujahr gestreut und der Strohmann steht sicher an ihrer Thüre."

Wir waren unter diesem Gespräche glücklich im Thal angelangt, und ich war tüchtig müde. Der Abend war aber so lau und mild; das Mondlicht zitterte so schön durch die Bäume, die Nachtigallen jubelten an den Büschen und die Ahr rauschte so eigenthümlich, daß ich gar keine Lust nach der Wirthsstube fühlte. Ein Felsblock lud zum Sitzen ein. Ich nahm Platz und mein Alter saß rasch an meiner Seite.

„Ihr seid mir noch die Geschichte schuldig," sagte ich. „Es ist so wunderhübsch hier, wollt Ihr mir sie nicht erzählen? Morgen bin ich schon wieder über die Berge, weit weg von hier." Ich reichte ihm eine Cigarre; aber er sagte: „Behaltet das Ding, ich danke Euch. Mein Stümmelchen ist mir lieber und die Geschichte sollt Ihr hören."

Er klopfte das Pfeifchen aus, stopfte aus seinem langen Lederbeutel, der, wie er mir sagte, aus einem Katzenfell bereitet war, weil Katzenfell den Tabak feucht halte, und, als es dampfte, begann er die Geschichte zu erzählen, die ich hier wiedergebe, wie er sie mir mittheilte.

1.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran.

Göthe.

Der Frühling war heuer früh gekommen. Es war schon im April wahrer Sommer und der wetterwendische Monat hatte alle die alten Mucken abgelegt, die ihm seit unvordenklichen Zeiten und mit Recht und Fug zugerechnet werden. Bis tief in die Nacht hinein war's warm und die Wasser der Ahr so lau wie sonst kaum im Juni. Alles war grün und an den Weiden waren die weichen Kätzchen längst den Blättern gewichen. Die Nachtigallen waren schon

da und jubelten in den Büſchen am Ufer und von den Bergen klangen hell der Droſſeln Geſänge herab.

Es war Mondſchein und eine laue Nacht lag über dem Ahrthal. Unweit Altenahr war eine Stelle am Ufer, die ſo traulich und einladend war wie kaum eine. Ein dichtes Erlen- und Weidengebüſch begrenzte ein kleines, friſchgrünes Wieſenplätzchen von allen Seiten, daß es nur gegen die Ahr offen war. Das Flußwaſſer lag drüben und auf der Seite des Plätzchens war das Waſſer kaum einige Zoll tief, und zarter Sand bildete ſeine Unterlage. Es war ſo ſtille da, daß man das Springen der Ahrrümpchen*) hören konnte, die zu Hunderten ſich in der warmen Fluth herumtummelten. Ganz nahe bei der Stelle lag eine jubilirende Nachtigall; ſonſt war's ſtill und die Ahr floß ſanft dahin.

An dieſem heimlichen Plätzchen ſaß ein Junge von neunzehn Jahren und flocht eifrig Rumpen für den morgenden Fang, während andere ſeines Alters ſchon ſchliefen oder mit den Mädchen majeten**) und ſchäkerten oder in Haufen ſingend durch die Gaſſen zogen.

Es war ein netter Junge, der ſo eifrig Rumpen flocht, ein bildhübſcher Junge mit friſchrothen Wangen, ſchwarzbraunem Haar und ein paar Augen, die glänzten wie zwei Sterne. Gewachſen war er wie die ſchlanke Erle am Ahrufer, und mehr als ein paar Mädchenaugen ſahen dem friſchen Hubert nach, wenn er ſo ſchnacks vorüber ging. Manche dachte bei ſich: ſchade, daß der nette Junge ſo arm iſt!

Das war nun freilich nicht zu leugnen. Hubert war einer armen Wittwe Sohn. Sein Vater, ein Fiſcher und Winzer wie

*) Cyprinus phoxinus, ein kleiner, fetter, gern gegeſſener Ahrfiſch, der in Salzwaſſer abgekocht, alsdann getrocknet und in kleine Körbchen aus Rinde der Krackweide geflochten, und Rumpen genannt, verpackt in den Handel gebracht wird. Ihr Fang bildet einen Erwerbszweig armer Fiſcher.

**) Majen heißt plaudern, koſen.

er, war Anno 1770 ertrunken, als die Ahr durch einen Wolkenbruch angeſchwollen ein ſchrecklich Unheil angerichtet. Er wollte ein Weib retten, das mit den Wellen rang, und ertrank mit ihr, da ſie ſich, ſeinen Arm lähmend, an ihn feſtgeklammert hatte. Unter der Mutter Thränen, unter Entbehren und Noth war er aufgewachſen, hatte betteln und Bettelbrod eſſen müſſen, bis er arbeiten konnte, und ernährte nun ſeine alte Mutter als treuer Sohn, und trug ſie auf den Händen. Am Tag arbeitete er im Weinberg und Nachts ſtrickte er Netze, flocht Rumpen für den Fang, wenn die Zeit kam, und Körbe zu allerhand Gebrauch in der Zwiſchenzeit. Darin war er ein Meiſter; beſonders flocht er zierliche Nähkörbchen und Henkelkörbchen für die Mädchen, wenn ſie nach Ahrweiler oder ſonſthin zu Kauf oder Beſuch gingen. Dazu wußte er die Weiden roth, blau, grün und goldgelb zu färben und damit zierliche Muſter einzuflechten, daß es eine Luſt war, ſie zu ſehen. Daher kam es denn auch, daß die Mädchen alle Körbchen bei ihm kauften. Einen fleißigeren Jungen, einen ſtilleren und braveren hatte Altenahr nicht.

Stille ſaß Hubert da, weil er nicht wollte geſehen oder gehört und in ſeiner Arbeit geſtört ſein. Während ſeine Hände die Weidenſchalen, die in Riemen neben ihm auf einem Haufen lagen, zu Rumpen flochten, waren ſeine Gedanken freilich anderwärts hingerathen, und gewiß dahin, wohin ſie am liebſten ſich wendeten. Wer's wiſſen will, dem will ich's ſagen.

Des Huberts armes kleines Häuschen lag am Ende von Altenahr, ganz nah' am Ufer, und die Weiden deſſelben, recht künſtlich zuſammengeflochten, bildeten den Zaun des Gärtchens, das dabei war. Gerade gegenüber lag das Hofhaus des gnädigen Herrn, und da dieſer in Cöln wohnte, ſo hatte das Haus der Hofbauer inne, der Pächter des gnädigen Herrn von Olbrück, und in dem Hauſe wohnte bei dem Hofbauer und ſeiner Frau ein Mädchen, ſein Töchterlein. Das hatte hellblonde Haare und himmelblaue Augen, in die man hineinſah, ſo tief, ſo tief bis in das gute Herz hinab,

und zu den beiden schönen Augen kam noch die frische Lippe, die schneeweiße Haut, die rothen Bäckchen, die herrliche Gestalt — kurz — das Mädchen war ein Ausbund von Lieblichkeit. Alle Jungen waren närrisch in sie, wie man zu Altenahr sagt für: verliebtsein, was, glaub' ich, auch nicht weit fehlgeschossen ist anderwärts.

Sollt's dem stillen Hubert besser ergehen? Ja, da hätte er müssen dreißig Meilen weg sein, und war's doch noch nicht dreißig Schritte; da hätte er das Annchen niemals sehen dürfen — und sah's alle Tage und wie vielmal? — Da hätte er nicht mit der kleinen Hexe plaudern dürfen — und wer konnt's wehren bei solcher Nachbarschaft? Da hätte er nicht mit Annchen gespielt haben dürfen, wie's Nachbarkinder thun — und das war doch die ganze Jugend hindurch geschehen, bis sie alle Beide neunzehn Jahre alt waren. Da hätte das Mädchen nicht, sobald er in dem Gärtchen war, drüben in dem Garten sein, nicht wenn er seine Kanne an der Ahr füllte, auch drüben die ihre füllen, die Ahr hier keinen Steg haben dürfen, der hinüber und herüber führte, und das Mädchen nicht hundertmal am Tage Hubert! und Hubertchen! rufen dürfen. — Da möchte ich den Jungen gesehen haben, der nicht närrisch in das Mädchen geworden wäre, er müßte denn eine Kartoffel gehabt haben, wo Andere das Herz haben, wie man zu Altenahr sprichwörtlich sagt.

Daß aber das Liebhaben nicht bei dem Hubert allein war, wird Jeder schon weghaben, der die Mädchenart kennt. Es hätte sich freilich, streng genommen, Manches nicht geschickt, und ich wette meinen Kopf, daß das schöne Annchen einem Anderen, auch wenn es ihn aus dem Fundament lieb gehabt, so nicht begegnet wäre. Man muß nur bedenken, daß das von Kindesbeinen auf so war, so mit ihnen groß geworden war, und daß Annchen und Hubert gar nicht anders gegen einander hätten sein können, wenn sie es auch gewollt hätten. Nur in einem Betracht war's doch anders geworden. Wenn das Annchen seit etwa vier bis fünf Jahren Hubert! rief, so sah es sich immer rasch hintennach oder auch vor-

her um, ob's Niemand höre; wenn sie bei einander an der Uhr standen und plauderten, so mußte es unter dem Schutze der Weiden sein; und wenn er ihre Hand etwa in die seine nahm, wurde Annchen roth. Dennoch waren sie Kinder wie früher, und wenn sie ihn recht erschrecken konnte, war's ihre Lust, und wenn sie ihm hintenher die Augen zuhalten konnte und er gleich Annchen rieth, so hüpfte ihr das Herz in der Brust.

Es ist eine recht curiose Geschichte mit dem Liebhaben! So lange Zweie Kinder sind, fragt kein Mensch darnach, wenn sie den ganzen Tag, die Schule abgerechnet, mit einander spielen; sobald sie aber zum Abendmahl gegangen sind, soll das Alles aufhören. Da gucken gleich scharfe Augen drauf; da heißt's: es schickt sich nicht mehr! da sagen die Leute: ihr paßt nicht für einander; du bist reich und der ist arm. Dummes Zeug! was fragen die Herzen, die Kinderherzen, nach dem, was sich in den Augen der alten Narren schickt oder nicht? Was fragen sie nach reich oder arm? die Lieb' ist eine Gewohnheit geworden. Jagt sie einmal fort! — Prosit! sie bleibt! —

Drüben im Hofhause war dem Annchen gesagt worden: es schickt sich nicht! der Hubert ist arm und Du bist reich!

Hüben in dem Fischerhäuschen sagte die Mutter: „Kind, häng' deine Seele nicht an das herzliebe Annchen. Es ist nicht für Dich!"

Die Beiden meinten: das sei alles tolles Zeug, und kümmerten sich nichts darum; aber die Alten waren schuld, daß sie sich nun heimlich sagten: sie hätten sich lieb. Ob das besser war?

Dort also waren jetzt wieder Hubert's Gedanken, während seine Hände Rumpen flochten.

Und warum flocht er so viel eifriger als sonst? Das hatte auch seine zureichende Ursache.

Der letzte April war nahe. — Annchen hatte gestern gesagt, als sie mit ihm bei den Weiden im Garten stand: „Wirst Du mich

als Mailehen steigern? ich will ja mit keinem Anderen tanzen, keines Anderen Schatz sein!"

Er hatte tief aufgeseufzt. Fünf Gulden hatte er sich erspart; aber was waren fünf Gulden? für das bildhübsche Mädchen gab Jeder zehn, und des Krakel's Peter, der so reich war, gab noch mehr; denn er ging ihr auf Schritt und Tritt nach und überall zu Gefallen, sie mochte nun nach ihm sehen oder nicht. Er war kein übler Junge; auch nicht uneben in seinem Thun und Lassen, und jedenfalls der reichste Junge im Flecken. Der alte Krakel machte seine zehn Faß Bleichart, und in guten Jahren noch mehr, hatte die besten Wiesen und Aecker und fuhr mit zwei Gäulen, während Annchens Vater nur Ochsen im Joch führte.

Alle Mädchen im Flecken hätten mit beiden Händen nach ihm gegriffen; nur Annchen nicht, weil — weil — Hubert trotz seiner Armuth ihr lieber war. Da lag's!

Die Liebe hat kein Gesetz und folgt auch keinem. Sie macht's eben wie der Pastor von Ahrweiler, sagen die Altenahrer, und wenn man weiter fragt: wie macht denn der's? so sagen sie: grad, wie er will! Das ist so eine Redensart, aber sie sagt eben, daß da kein Gesetz gilt. Aber daß sie blind sei, ist doch eines Wegs dumm, denn das Annchen sah recht wohl, daß Hubert hübscher war als der Peter oder Pitter, wie sie zu Altenahr sagen. Der Pitter wollte um jeden Preis das herzige Annchen steigern, das hatte er schon gesagt. Da dachte der Hubert: ich will mir Geld verdienen — wer weiß — vielleicht krieg' ich sie doch — denn der Pitter war der Sohn des allerschäbigsten Geizhalses und — der Apfel war nicht weit vom Stamm gefallen.

Das beste, was er jetzt thun konnte, war Rumpen flechten und Rümpchen fangen und das Wiesenplätzchen war sein Eigenthum, und da waren tausende der kleinen lustigen Schwimmer. Morgen war Freitag, und der Freitag galt zu Altenahr für einen Glückstag

und zum Fischen extra, weil es ein Fasttag war, und Fische kein Fleisch sind nach den Satzungen der Kirche.

Neben Hubert lag schon ein hoher Haufen Rumpen und sein Vorrath von Weiden und Weidenschalen reichte noch weit. Bekam er die alle voll, so war ein reiner Gewinn von zehn Gulden gewiß; dann hatte er fünfzehn Gulden. Das war ein Reichthum, und den wollte er gern für Annchen hingeben, wenn sie dafür sein liebes Mailehen werden konnte; auch wenn er hintennach darben mußte!

Der Mond schien hell zu seiner Arbeit. Droben im Flecken wurde es stille. Die Uhr schlug eben zehn.

Da plätscherte es im Wasser, als wenn Jemand sachte heranschliche. Hubert horchte.

Es wird ein naschiger Otter sein, der den Rümpchen nachschleicht, dachte er bei sich, und gleich war der Gedanke da: ich will dir's vertreiben! er warf einen Stein in's Wasser, daß es platschte; Alles wurde still.

„Dem hab' ich's vertrieben!" sagte er halblaut und lachte dazu. Aber — da patschte es wieder und näher.

„Das ist ein freches Biest!" sagte er und wollte zum Ufer treten; aber wie fuhr er zurück, als er plötzlich die Weiden weghob und einen Menschenkopf vor sich sah.

„Bst!" klang es an sein Ohr.

Er sah schärfer, und bald hätte er laut aufgeschrien — denn mit einem leichten Sprunge stand Annchen vor ihm.

„Jessemarjosep!"*) rief er, „wie kommst Du daher? Soll ich meine Kapp' verlieren und Du deinen guten Namen! Lieb' Annchen, was denkst Du? Du weißt, wie ich Dich lieb habe — aber —"

Eine kleine Hand hielt ihm den Mund zu. „Schweig' doch still!" sagte sie. „Meinst Du, ich wollte so etwas wagen, ohne daß

*) Jesus, Maria, Joseph! Ein Ausruf der Verwunderung, des Schreckens und der Freude bei den Bewohnern des Ahrthales.

ich vollständig sicher wäre? Siehst Du, ich hab' ein Licht genommen und bin in meine Kammer gegangen; hab's dann nicht ausgeblasen und gewartet, bis Alles still wurde, dann bin ich hergeschlichen, um Dir zu helfen, und sie meinen, ich sei in meiner Kammer. Ich wußte ja, wo Du warst und — warum Du Rumpen machst! Bist Du mir bös, Hubertchen?" fragte sie so süß schmeichelnd, daß sie einen Rasenden hätte bändigen können.

„Bös? ach du heilige Mutter Gottes! wie sollte ich das anfangen?" sagte Hubert. „Bange ist mir's ja nur um Dich, weil Du so gut wie ich weißt, daß der Pitter überall Dich belauert. Und wenn der das herausbrächte, so sollten uns alle Heiligen gnädig und barmherzig sein! Er wär's nicht!"

„Still, still!" rief das liebe Mädchen und saß schon im Grase, hatte Weiden genommen und flocht schon so wacker wie Hubert.

Er blickte, alle Sorge vergessend, auf das liebliche Mädchen und sagte mit einer Stimme, die vor innerer Lust bebte: „Nun seh' ich wohl, wie gut Du mir bist!"

„Hast Du das noch nicht gewußt?" fragte sie schelmisch lachend. „Ich weiß es schon lang, und ich weiß auch, wer am Annentag die zwei schönen Körbchen, das Nähkörbchen und das Henkelkörbchen, an die Weiden an unsern Wasserschöpfplatz gehängt hat. Du warst's doch nicht gar?"

Hubert lächelte und sagte: „Nein!"

„Du Lügner!" rief sie. „Es gibt ja nur Einen, der sie machen kann, und das bist Du. Nun will ich sie abverdienen mit Rumpenflechten."

„Da seh' 'mal eins!" rief Hubert. „Sie weiß, daß ich die Rumpenflechterei hier treibe, um sie zum Mailehen zu kriegen, und sagt nun, sie wolle die Körbchen abverdienen!"

„Du Advocat!" scherzte sie. „Mit Dir komm' ich armes Ding nicht aus. Setz' Dich und sei hübsch brav und fleißig, daß wir bald fertig werden."

So ging das nächtliche Gespräch fort, bis sie endlich auf das Mailchen zu reden kamen und die Pärchen für einander bestimmten, und zwar durch's ganze Dorf hinauf.

Sich selbst und ihre zweifelhaften Hoffnungen vergaßen sie ganz. Dabei arbeiteten die Hände so rasch, daß, ehe es halb Zwölf schlug, die Weiden alle aufgearbeitet waren. Darauf sprang Annchen auf, schlug Hubert leise auf die Wange, rief: „Gute Nacht!" und war wie der Blitz verschwunden.

Als aber Hubert seine Kappe suchte, war sie fort. Schauer und Entsetzen stand er da. Hat uns Jemand belauscht? dachte er zitternd. Eiskalt rieselte es durch seine Glieder. Er durchsuchte noch einmal ringsum Weiden und Gras. Sie war nicht da; sie war entwendet.

„Was soll das werden?" rief er weinend vor unsäglichem Leid. „Ach armes Annchen!"

Er schlich endlich durch die Weiden auf den Weg und erreichte mit angstpochendem Herzen sein Häuschen. Da fiel's wie Centnerlast von seiner Seele; denn auf dem Klopfer hing seine Mütze, die die kleine Here, ihn zu necken, ihm weggeputzt hatte und nun hierhin hing.

„Ich Tölpel!" rief er aus. „Das hätt' ich doch wissen können! wenn hat denn das tolle Ding mich einmal ungeneckt gelassen? Aber wart', das sollst Du mir schon vergolten kriegen!"

Mit den süßesten Rachegedanken im Herzen schloß er die Thür auf, und da war es ihm, als hörte er halblaut kichern. Wäre nicht eben der Wächter den Flecken herabgekommen, um die Stunde zu blasen und zu singen, ich glaub', er wär' noch einmal über den Steg hinübergeschlüpft.

Früh am folgenden Morgen war Hubert an dem Plätzchen, wo er seine Rumpen geflochten und versteckt hatte. Er trug eine Axt und einige Pfähle, welche er in dem Theile des Bettes der Ahr, wo weniger das strömende Waßer lag und wo ein sandiger Boden das Eintreiben möglich machte, in den Boden einschlug und

zwar nahe genug, um oben darauf eine Steinplatte zu legen. Diese war schon in den Weiden verborgen. Sie wurde geholt und darauf gepaßt. Als sie fest lag, ging er heim und setzte sich in das Gärtchen, nahe an den dichtgeflochtenen Weidenzaun, um die Netze und Hamen zu untersuchen und auszubessern.

Wohl hatte er sich nach allen Seiten umgesehen, ob er nicht die liebe Gestalt jenseit der Ahr wahrnähme; aber es blieb stille. Sie ist gewiß im Felde! dachte er, und leise sein Lieblingslied: „So viel Stern' am Himmel stehen" ꝛc. pfeifend, arbeitete er unermüdet und vergaß bald Alles, was ihn umgab, in der süßen Hoffnung dessen, was gestern Abend der schönste Mund gesagt.

Plötzlich traf ihn ein Steinchen und wieder eins. Er sah um sich und drüben an der Hecke stand das liebliche Mädchen und schabte ihm ein Rübchen mit leisem Lachen.

„Etsch! etsch!" rief sie. „Gelt', ich hab' Dich einmal geängstigt? Aber das war dafür, daß Du wie eine alte Großmutter mir vorhieltst, daß ich zu Dir kam, Du Wüster, und ich wollte Dir doch flechten helfen, damit Du nicht zwei Nächte Dir den Schlaf brächest."

„Warte nur!" drohte er hinüber.

„Komm', wenn Du Muth hast!" lautete die Gegenrede keck und herausfordernd, indem sie die beiden Hände in die Seite stemmte und mit schelmischem Lachen ihn ansah.

In dem Augenblicke lagen Netze und Hamen an der Erde und schneller fliegt nicht der Pfeil, von der Sehne geschnellt, als er über den Steg flog. Als er aber ganz nahe war, klatschte sie in die Hände und war eben so schnell jenseit des Gartenthürchens verschwunden.

Dorthin zu folgen fehlte ihm allerdings der Muth, denn des Nachbars Fenster gingen in den Hof und wie leicht konnte im Hofhaus Jemand zu Hause sein.

Eine Weile sann er, ob er es wagen sollte; dann aber stellte er sich unter die Weiden, die auch dort als Zaun dienten. Es

blieb Alles still, bis plötzlich der Staubregen einer Gießkanne, der über sein Haupt hereinbrach, ihn belehrte, wo sie sei.

Jetzt reichte ein rascher Sprung hin, sie zu haschen und ein Kuß war die schwere Strafe für alle begangenen Frevel. Es war aber ein Glück, daß in demselben Augenblicke der Hofbauer mit seiner Bärenstimme: „Annchen!“ rief und sich nun langsam dem Garten näherte.

Von Hubert war keine Spur mehr sichtbar und Annchen jätete so emsig Unkraut aus, daß sie bei dem Beete kniete und den Kopf tief herabbeugte.

„Wenn das Unkraut noch so klein ist, daß Du Dich bücken mußt,“ sagte er, „so laß es größer werden. Sieh' doch 'mal! Jessemarjosep, wie dem Kinde das Blut in den Kopf geschossen ist! Das kommt aber von dem Bücken. Hör' auf, Kind, und geh' in das Haus; Kind, geh'!“

Während sich das auf dem linken Ufer der Ahr zutrug, saß Einer hinter dem Weidenzaun, dem war das Blut nicht in den Kopf gestiegen, sondern aus dem Gesichte gewichen, daß er wie eine Leiche anzusehen war. Erst als er aus des Hofbauers Reden entnahm, daß er ihn nicht gesehen, kam wieder Leben in ihn; das Lachen konnte er aber doch nicht unterdrücken, daß der Hofbauer meinte, das Blut sei dem Kinde vom vielen Bücken in den Kopf gestiegen. Er wußte es besser!

Drüben rastete der Alte nicht, bis das Kind in's Haus ging, und für heute war die Hoffnung vorüber, sie zu sehen; denn Hubert mußte in die Hecken, der Mutter Holz zu holen und dann an das Fischen denken.

Kaum war der Abend gekommen, als er eine Last dürren Reisigs an sein Wiesenplätzchen trug. Auf der Steinplatte mitten im Wasser wurde das Feuer angezündet, dessen helles Leuchten das Rümpchen lockt und die roth getupfte Forelle, und sie sicher in das Netz liefert.

Die Netze wurden gesteckt, das Hebegarn zurecht gelegt und bald begann der Fang.

Das Herz hüpfte in seiner Brust. Jeder Zug war reich und voll. Ganze Bütten voll trug er der Mutter heim, daß sie sie koche im siedenden Salzwasser und sie dann in die Rumpen packe. Wenn er kam mit einer Ladung, war allemal der Vorrath schon gepackt, und er mußte sich wundern über die Thätigkeit der alten Mutter. Er wußte aber nicht, daß eine junge Kraft half. Annchen versteckte sich jedesmal, wenn er kam, und lachte heimlich, wenn er sich über der Mutter Fleiß wunderte. Zeit zum genaueren Forschen, wie das zugehe, blieb ihm nicht, denn es galt und der Fang war reich und manche runde Forelle lag bei den kleinen Rümpfen.

Als er aber zum dritten Mal zu dem Orte zurückkehrte, erschrak er heftig. Sein Feuer war ausgelöscht und die Pfähle umgerissen. Als er noch so dastand, über den Streich der Bosheit nachzudenken, flog ein Stein an seinem Kopf vorüber.

Hubert war wohl eine sanfte Natur, aber sein Blut war heiß. Oft urplötzlich wallte es in ihm auf und dann kannte er sich kaum. Solch ein Augenblick war jetzt gekommen. Das konnte Niemand anders gethan haben, als Pitter, der Bösfeind, der ihn haßte, weil er wohl merkte, wie's zwischen Annchen und Hubert stand, und jetzt seine Absicht, sich Geld zu erwerben, hintertreiben wollte.

Rasch wie ein Gedanke ergriff Hubert einen der Pfähle und sprang in die Ahr. Am jenseitigen Ufer sprang er durch die Weiden und nicht lange, so stand er ungesehen neben dem langen Pitter, der unermüdet nach der Stelle warf, wo er Hubert vermuthete. Wie ein Löwe warf sich dieser auf ihn, und vor Schrecken gelähmt, lag der lange Unhold am Boden. Zwar nahm er seine nicht geringe Kraft schnell zusammen, aber unter Huberts gewich-

ihren Streichen mußte er die Flucht ergreifen und das Andenken war gesichert für lange Zeit, daß er mit sich hinwegnahm.

Ruhig kehrte der Sieger zurück, baute noch einmal seinen luftigen Feuerherd über das Wasser, und nach einiger Zeit war der Fang wieder im Gang und fast noch glücklicher, als vorher. Als die Mitternacht kam, waren alle Rumpen voll.

Müde kehrte er heim und setzte sich zu der Mutter, ihr den Streich des bösen Menschen erzählend.

„Aber ich habe ihn durchgebläut!“ rief er und die Hand ballte sich noch im Andenken an den Sieg.

Da sprang das Mädchen aus dem Stübchen heraus, wo sie sich verborgen und rief: „Das hast Du brav gemacht!“

Wie erschrak er! Aber wie selig ruhte sein Auge auf ihr! War sie doch nun sein sicheres Kettchen, da er so reich im Fang an diesem Abend geworden war!

Nur die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf, weil sie den Vater und sein rachsüchtiges Gemüth kannte; aber sie mochte das Glück der Beiden nicht stören und drückte ihre Sorge hinab in das Herz.

2.

Ueber's Jahr zur Zeit der Pfingsten
Pflanz' ich grüne Masen Dir an's Haus,
Schicke Dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstrauß.
Kommt er nicht, so magst Du denken,
Ich käm' selber gerne her;
Komm' ich nicht, so magst Du glauben —
Daß ich auch gestorben wär'.

Volkslied.

Nacht war's geworden aus dem Tag, als Hubert gesichert und so glücklich über seinen reichen Fang noch der Freude theilhaftig

wurde, ſein Annchen bei ſich zu ſehen. Drüben im Hofhauſe waren Annchens Eltern bereits zu Bett gegangen und meinten, ihr Kind ſchliefe den tiefen geſunden Schlaf der friſchen Jugend droben im Kämmerlein. Das Elternauge ſchlief nicht. „Trine,“ ſagte der Hofbauer zu ſeiner Frau, „ich wittere Unrath. Heut' iſt mir etwas Bedenkliches vorgekommen. Als ich aus dem Wingert am Kreuz heimkam, ſtand die Thür auf und Niemand hinten noch vorn. Denk' ich, wo iſt das Kind. Ich rufe, Alles ſtill. Denk' ich, du gehſt nach dem Garten, ob's nicht wieder mit dem Hubert plaudert, an den es einmal wie behext iſt. Komm' ich in den Garten, hockt's da und jätet Unkraut aus. Denk' ich, ein Kaſtenmännchen gegen einen Thaler! das iſt auch nicht ohne Urſache, nehm' mich aber zuſammen und komm' näher. Da glüht das Kind vor Verlegenheit und bückt ſich tief, daß ich das Erröthen nicht ſehen ſoll. Hab' gute Augen und die Mannstritte im Pfad waren auch nicht von den Ameiſen. Mit Waſſer backt man keine Pfannkuchen, denk' ich und ſag' dem Kind, es ſoll aufhören, da ihm das Blut ſo in den Kopf ſchieße, und ſoll' das Unkraut größer werden laſſen. Sie geht. Stell' dich an den Bienenſtand, denk' ich, und wart's 'mal ab. Steh' ich kaum eine Minute da, ſo raſchelt's hinter den Weiden und der Hubert kriecht hervor und ſchlüpft hinüber. Aha! dacht' ich. Nun weiß ich, wo der Haſ' im Lager ſitzt! Siehſt Du, ſo ſteht's. Die Zwei ſind ineinander vernarrt und verſchamerirt. Was ſoll daraus werden? Der Hubert iſt brav — aber ein Lump, und ein Lump ſoll mein Kind nicht haben und damit holla!“

„Gewiß nicht!“ ſagte Trine. — „Ei ſo ſoll Dich das Wetter! Wer hätte das denken ſollen!“ rief ſie aus und ſetzte ſich im Bett auf.

„Ich, Trine, ich; denn ich weiß noch, wie ich's mit Dir gemacht habe und Du mit mir,“ bemerkte der Hofbauer.

„Man ſucht freilich keinen hinter dem Ofen, wenn man nicht

ſelbſt dahinter geſteckt hat; aber," ſetzte ſie hinzu, „laß die Geſchichte und rede von heute."

„Nehm's dem Hubert nicht übel, denn unſer Kind iſt ein Staatsding, auch nehm' ich's dem Mädchen nicht übel, denn der Hubert iſt ein Prachtjung; aber was hilft's? Der Hacke muß ein Stiel geſucht werden. Was denkſt Du zu dem Pitter?"

„Ich denke," ſagte die Hoffrau, „er iſt für das Kind der rechte Jung."

„Das denk' ich auch. Gleich und gleich, das klappt," war des Hofbauers Meinung. „Man ſoll keinen zerriſſenen Lappen auf ein neues Kleid ſetzen und nicht Kupfer zu Gold legen und die Mengefrucht kann ich nicht leiden."

„Dem Pitter ſein Vater hat auch ſchon angeläutet," ſagte ſie.

„Ja, mit allen Glocken," bemerkte er; „aber ich denke, das Kind hat noch Zeit."

„Zum Kreuz," fiel ſie ein.

„Was Kreuz!" rief der Hofbauer. „Bleib' mir mit dem Weibergeſchmuſe vom Leibe. Wenn das Heirathen ſo ein Kreuz wär', möchten die Mädchen nicht ſo gerne Männer haben. Halt's Maul davon! — Wie denkſt Du denn, Trinchen, ſoll ich Ja ſagen, wenn er nun wirklich Ernſt macht?"

„Wart' erſt 'mal das Mailehen ab," verſetzte ſie. „Da muß ſich's ja zeigen."

„Still!" rief da der Hofbauer und richtete ſich auch im Bett auf. „Haſt Du Nichts gehört? Die Thür iſt gegangen!"

„Du träumſt mit offenen Augen wie ein Haſe," ſagte ſie lachend.

„Du weißt Alles beſſer, als andere Leute und das Mädel hackt Dir das Mus auf dem Kopf, ehe Du's merkſt. Wer doch ſo klug auf die Welt gekommen wär'!"

„Ja, ich hab' auch recht," ſagte hitzig die Frau, „und ich weiß, was ich weiß. Du haſt einen Floh im Ohre mit dem

Hubert, und nun juckt's Dich immer. Ihr Mädchenleute hört halt das Gras wachsen!"

„Ein Kastenmännchen gegen einen Thaler!" rief der Hofbauer aus, „ich hab' recht gehört!"

Drauf stieg er auf, kleidete sich an und schlich sachte hinaus.

Trine lachte über den Esel, wie sie ihn wohl 'mal in Gedanken nannte, und wartete ruhig die Untersuchung ab.

Endlich kam er wieder, warf die Thür in's Schloß, daß Trine im Bett auffuhr, und rief: „Nun, Allerweltsklugheit! wie steht es denn jetzt? die Hausthür ist offen. Denk' ich, mußt 'mal sehen, wie's im Kämmerlein ist. Geh' hinauf, wenn Du willst, und sieh', wer mit wachenden Augen träumt! Das Bett ist leer und das Kind ist fort!"

„Was?" rief die Mutter und sprang in einem Ruck aus dem Bett. „Du wirst mich doch nicht narren?"

„Du bist genarrt genug!" sagte lakonisch der Hofbauer und legte sich. „Such' das Mädel! doch eins rath' ich Dir, mach' keinen Tumult! Du weißt, daß sonst des Kindes Ehre hin ist. Aber so geht's, wenn die Henne klüger ist als der Hahn."

Die Hofbäuerin verschluckte die bittere Pille, kleidete sich rasch an und verließ die Stube.

Sie fand Alles, wie's ihr Mann berichtet. Ohne weiteres verließ sie das Haus, schritt durch den Garten und sachte über den Steg, weil sie in Huberts Häuschen Licht sah. Läden waren nicht an den winzig kleinen Fensterchen. Sie schlich an diese heran und sah, wie Annchen der alten Mutter Huberts Rümpchen abkochen und in die Rumpen packen half; Hubert war nicht da. Das beruhigte sie. Die Hofbäuerin hatte ein mildes Herz und die alte Wittwe wußte viel von ihren Wohlthaten zu rühmen. Was das Kind hier that, war rühmlich und sie konnte drauf nicht zürnen. Ihr scharfer Verstand setzte sich gleich die Umstände zusammen und

sie auf das Nächste; allein, wenn nun Hubert mit Fischen kam? — wie stand's dann?

„Ei, ich verstecke mich und warte es ab!“ sagte sie zu sich. Gesagt, gethan. Lange währte es nicht, so kam er mit einer Bütte voll Rümpchen. Wie der Blitz war sie wieder am Fenster. Annchen war weg, so lange er da war. Als er aber weg war, kam sie wieder zum Vorschein. Das gefiel ihr.

„Wenn's so steht, kann ich gehen,“ sagte sie und ging.

Dem Hofbauer wurde die Zeit sieben Ellen lang. Um wach zu bleiben, stopfte er sich seine Pfeife und rauchte, während tausenderlei Anschläge durch seinen Kopf gingen.

Endlich kam sie.

„Nun, Allerweltsklugheit!“ rief er, „wie steht's?“

Sie legte sich still in's Bett.

„Kriegʼ ich keine Antwort?“ fragte er barsch.

„Du weißt,“ sagte sie, „wie Du mich mit dem Wort ärgerst. Nun gebʼ ich Dir keine Antwort.“

„Annchen,“ bat der gute Mann, der längst die Hosen nicht mehr hatte, „sei nicht motzig und sagʼ, wie's steht?“

„Ihr Mannsleute wollt Alles besser wissen,“ sagte die Hoffrau mit innerlichem Triumph, „und wittert gleich Unrath. Ich sagʼ Dir, mir lacht das Herz im Leib über unser Kind. Gehʼ hin und sieh's. Es steht bei der Alten und hilft ihr die Rümpchen kochen und in die Rumpen packen, die der Hubert fängt, und wenn er sie bringt, dann verbirgt sie sich, bis er fort ist. Siehst Du, so ist's, und Gott segne das Kind, das einer armen alten Wittwe also hilft. Es ist ein christlich Kind und die Heiligen müssen sich darüber freuen.“

„Wenn's so ist,“ sagte der Hofbauer und klopfte die Pfeife aus, „so hast Du recht.“ Er legte sich herum und seine Sinne umflorte schnell der Schlaf. Ob auch die Mutter so schnell einschlief? Als der Hofbauer zu schnarchen begann, stand sie wieder

auf und ging leise hinaus, und erst als Annchen wieder im Hause war, suchte sie ihr Lager, aber der Schlaf kam nicht und mancherlei Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn. War nicht ihr Gatte auch arm gewesen und sie reich? war ihr Vater, der alte Erbpächter des Herrn von Olbrück, nicht auch gegen die Verbindung gewesen? hatte nicht Pitters Vater gerade so um sie herumgelöffelt, wie jetzt Pitter um Annchen? Nach langem Sinnen meinte sie aber doch, es sei besser, wenn sie den Pitter nähme, und eine Strafpredigt verdiene sie doch, weil sie der Hubert heimbegleitet und — sie geküßt habe.

Armes Annchen!

Die Männer brauchen nicht Alles zu wissen, sagte die Hoffrau am anderen Morgen zu sich selbst. Viel Wissen bläht auf. Mein Alter ist recht gut, gehorcht gern, aber bisweilen lauft ihm die Laus über die Leber und dann macht er dumme Streiche. Ich will das Mädel dazwischen nehmen.

Und als nun der Hofbauer in dem Wingert war, wo die Taglöhner gruben, da rief sie dem Kinde, während sie am Herde stand und das Gemüse für die vielen Taglöhner beiwusch.

Annchen hüpfte fröhlich herzu, weil sie meinte, hinter ihr Geheimniß sei Niemand gekommen.

„Hör' 'mal," fing die Mutter an, „ich bin auch jung gewesen und hab' deinen Vater lieb gehabt, aber nachgelaufen bin ich ihm nicht. Pfui der Schande!"

Des Mädchens rothe Wangen wurden zu Schnee. Ach, dachte sie, gewiß hat uns Jemand in den Weiden belauscht. Jessemarjosep! was gibt das? — aber sie sagte kein Wort und sah unter sich wie ein Hühnerdieb. Nur der Schürzenzipfel wußte von vielem Knittern zu erzählen und verlor in acht Tagen die Falten nicht!

„Ja, sieh' Du unter Dich! Du hast Ursache!" fuhr sie fort. „Meine ich, Du säßest droben und machtest den Mailehenstrauß oder schliefest in guter Ruh' — da hört dein Vater"

Ein: „Ach Jeſſemarjoſep!“ entſchlüpfte den erbleichenden Lippen des Mädchens.

„Ja, da hört dein Vater,“ fuhr die ſtrenge Mutter fort, „das Knarren der Thür. Er ſteht auf und guckt. Richtig, mein Töchterlein iſt fort! — Da kommt das Gewitter über mich. Ich arme Frau ſtehe auf und ſehe nach; ſehe mein Töchterlein in des Hubert's Haus, der alten Frau helfen. Das wär' nun ſo ſchlimm nicht; aber um Mitternacht begleitet ſie der Hubert heim und küßt ſie; — Pfui der Schande!“

Der Boden unter Annchens Füßen wankte. Der Kopf ſchwindelte. Die arme Sünderin ſtand da, als ſollte eben das Todesurtheil an ihr vollzogen werden.

Die Mutter ſtand jetzt vor ihr und ſah ſie ſcharf an. Das fühlte das Mädchen; denn aufzuſchauen hätte ſie nicht vermocht, wenn's auch das Leben gekoſtet hätte.

„Pfui der Schande!“ wiederholte die Mutter mit Nachdruck. „Nur der Bräutigam darf die Braut küſſen!“

„Ach,“ liſpelte es da leiſe über die Lippen der ſchönen Sünderin, „das will er ja werden, und mir iſt's auch recht!“

Die Mutter hatte Mühe, das urkräftige Lachen zu verbeißen, das ſich ihrer Geſichtsmuskeln bemeiſtern wollte bei dieſer Herzensäußerung, an deren Wahrheit ſie keine Secunde zu zweifeln Urſache hatte.

„Glaub's gern,“ ſagte ſie, nachdem ſie Herr über dieſen mächtigen Reiz geworden war, „glaub's gern; aber da haben zufällig Vater und Mutter mitzureden, und die ſind anderer Meinung, als ihr Kind, das nicht weiß, was Zucht und Sitte heiſcht. Da kannſt Du Dir doch an den fünf Fingern abzählen, daß dein Vater eine ſo ungleiche Heirath nicht zugibt. Ein Bettelbub und das reichſte Mädchen — nein, für einen ſolchen Kindskopf hätt' ich Dich nicht mehr gehalten. Geh' an deine Arbeit! Für ſo dumm ſah ich Dich doch nicht an! Geh'; aber hüte Dich vor jedem Schritt ähnlicher

Weib' Weibe auch den bösen Schein, heißt es in der Bibel. Du begreifst das nicht und man sollte meinen, Du wärst erst heute auf die Welt gekommen. Seh' ich Dich noch einmal bei dem Hubert, so geht's nicht gut."

„Ach Mutter, Mutter! verzeiht Eurem Kinde," schluchzte das arme Mädchen, und schlang ihre vollen weißen Arme um der Mutter Hals.

Da wurde es um das Mutterherz so eigenthümlich und in den Augenwinkeln so feucht. Sie drückte das Mädchen an sich und sagte sanft: „Siehst Du, das geht nicht mehr! Du bist kein Kind mehr. Neunzehn Jahre, das will schon was sagen."

„Aber warum haßt Ihr ihn denn so, er ist ja so brav!" sagte Annchen.

„Hab' nichts dagegen, Kind," versetzte die Mutter; „aber ihr paßt nicht für einander."

„So wollt' ich, ich wäre arm wie er!" rief Annchen.

„Prost die Mahlzeit!" sagte die Mutter. „Ich nicht. Sei nur nicht so hitzig mit deiner Rede. Das Elend ist ein schweres Stück Arbeit und der Zehnte kann's nicht bewältigen. Mit den Liebesaugen sieht sich's leicht an. Ist man aber nüchtern, so lautet's anders. Er wird halt dein Mann nicht!"

„So bleib' ich ledig!" sagte das Mädchen.

„Und willst eine alte Jungfer werden?" fragte die Mutter.

Es durchrieselte das Mädchen eiskalt bei den Worten, aber sie sagte fest: „Ja."

„Wenn das Ja eine Brücke wär', ich ging nicht drüber," versetzte spottend die Mutter. „Doch laß das Geplauder und Gekreine, und geh', nimm Stroh und binde die Reben im Weinberg an. Die Lotten wachsen schon und wir sind noch nicht fertig."

„Wenn er mich aber als Mailehen steigert?" fragte sie die Mutter nach einiger Stille.

Die Mutter lachte. „Es ist schon dafür gesorgt," sagte sie;

„daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Versetzt aber, es geschähe — so mußt Du ihm folgen; allein es wäre mir doch sehr leid um den Pitter, der Dir so treulich nachgeht. Das wäre der Lump für Dich und auch der Mann."

„Lieber sterben!" rief das Mädchen und enteilte dem peinlichsten Zwiegespräch ihres Lebens.

Droben in der Kammer brach der verhaltene Schmerz aus; und als die Mutter hinauf schlich, um zu hören, was sie triebe, da hörte sie das laute Schluchzen eines liebenden Herzens, das zum ersten Male sich bewußt wurde, daß sich eine Macht zwischen es und seine Liebe gestellt, die zu besiegen es ihm an Macht gebrach.

Die Mutter ging wieder zurück an ihre Hausarbeit. Das Mädchen kam nicht. Endlich rief sie. Es blieb stille.

Da überkam die liebende Mutter eine entsetzliche Angst. Sie ging eilends hinauf. Da fand sie das Mädchen eingeschlafen, mit dem Kopf auf dem Bett ruhend. Es war ihr gegangen, wie den Kindern, die vor unsäglichem Leid weinend, sich in die Vergessenheit alles dessen hinüberweinen, was den Thränenquell zum Fließen gebracht; aber was die Mutter quälte, das war das kurze Athmen, die heißglühende Stirne. Sie beobachtete eine Weile mit wechselnder Besorgniß das reizende Wesen, und schlich dann wieder herab, das Herz voller Angst.

Gegen vier Uhr kam sie wieder. Jetzt schlug Annchen matt die Augen auf. „Wie ist Dir's?" fragte die Mutter besorgt.

„Ach, so weh," sagte das Kind und die Thränen flossen wieder.

Jetzt drängte die Mutter, daß sie sich in's Bett lege, und auf ihr Drängen that's Annchen endlich. Der Kopf schmerzte sie ja so sehr!

Als es gegen sechs Uhr ging, zogen die Burschen mit ihrer Fahne unter die Linde, welche am Ufer der Ahr, von einem freien Raum umgeben, stand. Die Fahne wurde in den Aesten befestigt

und unten ſchloß ſich ein Kreis um den Tiſch, der mit ſechs Stühlen umgeben war. Zur Seite ſtanden noch zwei. Der eine für den Schreiber, der andere für den Maiſchultheiß.

In Gruppen ſammelten ſich jetzt die Väter und Mütter, aber kein Mädchen war ſichtbar. Als nun auch die Jungen von den Dörfern alle verſammelt waren, rief der Schultheiß des vorigen Jahres das zu hegende Mailehen aus und zunächſt die Wahl des Schultheißen, der Schöffen und des Schreibers. Die Wahl ging vor ſich. Schulmeiſters Anton, der auch ein Schulmeiſter werden wollte, wurde Schreiber. Auch die Schöffen wurden gewählt. Nun ging's an den Schultheiß. Pitter empfing die meiſten Stimmen. Einer nur ſah bleich und ängſtlich aus. Es war Hubert. Das Herz pochte ihm, als wollt's die Bruſt ſprengen. Annchen war nun gewiß die Erſte, denn der Schultheiß hatte ja ein Vorrecht, und deſſen begab ſich der hochmüthige Pitter gewiß nicht.

„St! St!" ziſchte es rings umher. „Das Mailehen beginnt!"

„Ich weiß Eine," rief mit einer Stentorſtimme Pitter, „die als die Krone der Mädchen oben anſteht. Ihr kennt ſie Alle. Annchen aus dem Hofhaus!"

Der Hofbauer ſchmunzelte vor Luſt. Er ſtand auch im Kreiſe.

„Ein Mädchen wie Milch und Blut," fuhr Pitter fort. „Ein Mädchen ſtill und fleißig, ſittig und beſcheiden. Eine Tänzerin, flüchtig wie eine Bachſtelze, raſch wie ein Reh, ſchlank wie eine Pappel, holdſelig wie Morgenroth — ich biete zehn Gulden!"

„Welch ein Preis!" riefen die Jungen.

„Eilf!" rief Hubert, und alle Köpfe fuhren herum nach dem Jungen, der es wagte, den reichen Maiſchultheiß abzubieten.

Ueber Pitters Angeſicht zog der Grimm wie eine Wetterwolke. „Zwölf!" rief er triumphirend und ſah im Kreiſe herum, als fordere er Alle auf, zu bekennen, das ſei eine Liebe, die zu Opfern bereit ſei.

Eine Weile blieb's stille. „Gebt Acht, der bietet weiter!“ sagten einige der Jungen.

„Dreizehn!“ tönte es aus dem Kreis, und wieder blickten Alle auf den Hubert, dessen Stirne glühte. Der Hofbauer biß sich in die Lippen. Der Pitter wechselte die Farbe. Alles schwieg. Man konnte wohl sehen, daß dem Pitter das Geld an die Seele ging; aber sollte ihn der Lump überbieten? Nimmermehr! — „Vierzehn!“ donnerte er, und er hoffte, dies gewichtige Wort werde den Kecken zusammendrücken und den Armen zum Schweigen bringen.

Hubert hatte die Hände krampfhaft gefaltet. Das Gebot war an ihm, und er hatte nur fünfzehn Gulden, Alles in Allem. — „Fünfzehn!“ sagte nach einer Pause der Arme, und alsbald rief eine Stimme, der man den Grimm anhörte:

„Sechszehn!“ Alles hielt den Athem an.

„Siebzehn!“ rief zitternd Hubert. Es war, als wollte die Zahl nicht aus seiner Brust, und doch rief er sie in der Verzweiflung aus.

„Ei, so soll Dich der Donner!“ polterte der übermüthige Pitter. „Hat ein Bettelbub siebzehn Gulden für das Mädchen, so hab' ich achtzehn!“

„Wenn's Noth thut noch mehr!“ riefen die Jungen von seiner Partei aus. „Drauf! Pitter, drauf! Du mußt sie haben!“

Alle Köpfe richteten sich auf den armen Hubert, der todtenbleich dastand.

„Halt,“ sagte einer der Schöffen, dem das Unrecht wehe that. „Das letzte Gebot gilt nicht. Der Schultheiß hat das Recht verletzt; er hat geschimpft.“

„Ich nehm' das Wort zurück, biete aber Neunzehn!“ sprach Pitter mit vor Zorn bebender Stimme.

„So ist Anna sein Mailehen!“ sprach der Schöffe und setzte sich.

„Hussa!“ schrie der Rois. „Der Schultheiß hat das schönste Mailehen, und es gebührt ihm auch!“

„Und damit heilla!“ sprach leise in sich hinein der Hofbauer.

Niemand blickte mehr auf Hubert, der mit gesenktem Haupt und kreideweißem Antlitze hinwegwankte. Nur der Hofbauer sah ihm nach. Ach, der harte Mann dachte nicht mehr daran, daß es ihm vor zwanzig und mehr Jahren einmal ebenso gewesen war.

Wo Hubert hinging?

Nicht zur Mutter, die unwohl geworden war, denn er wollte ihr das Jammergesicht nicht zeigen; nicht zu Anderen, denn er suchte die Einsamkeit. Ja, da drunten an der Ahr war das Plätzchen, wo er so glücklich gewesen. Es war Zeuge seiner seligen Hoffnungen, es sollte nun auch Zeuge seines tiefsten Leides sein.

Dort lag er noch auf dem Rasen, als schon die Nacht dunkel auf Altenahr lag, denn dichtes Gewölk deckte den Himmel und fernes Donnergrollen war eine Musik, wie sie zu seiner Stimmung vollkommen paßte. Er weinte! O hadert nicht und nennt's nicht weibisch! Was stürmte alles ein auf dies arme Herz? Betrogene Hoffnungen! Kennt ihr sie? Wisset ihr, wie es dem Herzen ist, wenn es aufgeben muß, was es so lange als schönstes Ziel festhielt? Wofür es kein Opfer, keine Mühe, keine Entbehrung scheute? Und Alles umsonst! Nein! Werfe den ersten Stein auf den armen Jungen, wer in gleicher Lage sein Gefühl zu bemeistern im Stande ist.

Liebesweh! Mußte er nicht seine Liebe wissen im Arme des Verhaßten, mußte er sie nicht sehen Herz an Herz im wirbelnden Tanz? Und durfte er hoffen, daß der rachsüchtige Pitter sie ihm einmal gebe zum Tanze? Nie! Schmerz der Armuth! O, er hatte den Fluch der Armuth noch nicht ganz gekannt; er hatte nicht geglaubt, daß sie ihm eine so tiefe Kluft bereite. Jetzt ahnte er's! Bettelbub hatte ihn öffentlich der hochmüthige Pitter genannt. Und war's nicht so? Hatte er nicht gebettelt, nicht Bettelbrod essen

müssen? Das Gefühl der Schmach, der öffentlichen Verachtung zerriß sein Herz. Was so in ihm gohr, das löste sich nach und nach in tiefen Schmerz auf und die Thränen sind Balsam für solche Wunden. Tadle ihn, wer's kann. Die Natur hat ihre Rechte. Wo der Wille Nichts vermag, bleibt am Ende nur die Thräne — und Dank dem Himmel für diese Gabe! Sie erleichterte des armen Jungen Brust und machte das Herz empfänglich für die wiederkehrende Ruhe. Es war schon spät, als er zum stillen Häuschen zurückkehrte, wo die Mutter war. Sie hörte ihn nicht, als er, das Herz so schwer, in sein Kämmerlein schlich.

Was jetzt sich ereignet hatte, das kam ihm prophetisch vor, und dieser Gedanke legte sich noch schwerer auf seine Brust.

Es ist eine Erfahrung im Leben, daß kein Leid allein kommt. Auch dem armen Hubert war solche Erfahrung vorbehalten, denn als er am andern Morgen aufstand, fand er die Mutter bedenklich krank.

Sie fragte ihn nicht nach dem Erfolge des Mailehens, denn er hatte ja keine Maien geholt und sein Gesicht, der treue Abdruck seines Innern, sprach's deutlich genug aus, was geschehen war.

Er saß still an der lieben Mutter Bett und hielt ihre fieberisch glühende Hand in der seinen. Sie war so matt, daß sie kein Auge aufschlug. Es kam eine große Angst über ihn. Er ging zur nächsten Nachbarin und bat, daß sie zur Mutter komme, weil er nach Ahrweiler zum Doctor gehen wolle. Gerne kam diese und sogleich eilte er fort, die Hilfe zu suchen in seiner Angst.

Als spät der Doctor kam, fand er die Lage der Betagten bedenklich. Hubert wich nicht von ihr. Gegen Abend kam die Hoffrau, um nach der Kranken zu sehen.

„Wir haben auch eine Kranke daheim," sagte sie zu der Leidenden. „Unser Kind liegt im Bett."

„Habt Ihr denn keinen Doctor?" fragte Hubert, den die Nachricht heftig erschütterte.

„Sie will keinen," sagte die Hoffrau. „Ich denke," setzte sie hinzu, „bis zur Kirmeß wird Alles vorbei sein, daß sie doch tüchtig tanzen kann, da sie des Schultheißen Mallehen ist. Es wär' auch traurig für den, wenn's anders wär', weil er so viel für sie bezahlen muß!" — Das war ein Stich in's Herz und, man sah's, — vorher bedacht. Er traf sicher.

Hubert beugte sich zum Schooße herab, aber er ermannte sich schnell. „Es ist keine Kunst, viel für sie zu geben, wenn man viel hat!" Das sagte er halblaut, aber die Hoffrau hörte es. Sie schwieg darauf, weil es sie reute, das harte Wort gesagt zu haben. Sie blieb lange da und war freundlich gegen Hubert, der ein so liebevoller Sohn war.

Als sie wegging, begleitete er sie bis an den Steg über die Ahr.

„Es wird doch Nichts zu sagen haben mit Annchen?" fragte er hier mit einem Tone, der tief hinab auf die Stätte der Brust wies, von wannen die Frage gekommen war.

„Brauchst Dich nicht zu bekümmern," sagte die Hoffrau; „hast Sorgen genug. Bis morgen ist Alles vorbei."

Das letzte Wort war ein prophetisches, ohne daß es die Hoffrau in dieser Bedeutung gemeint hatte, denn am anderen Morgen war Huberts Mutter eine Leiche, und als die Hoffrau kam, fand sie Hubert vor dem Bett knieend in seinen Thränen.

In der Nacht hatte er den Pastor noch geholt, weil die Mutter die Sterbesakramente verlangt hatte, und dann war sie sanft, wie eine Gerechte stirbt, und ihren Sohn segnend, hinübergegangen.

Der Anblick erschütterte die Hoffrau tief. Sie stellte sich in Gedanken Alles so zusammen und ein aufrichtiges Mitleid mit dem armen Verlassenen erfüllte sie.

Sie sprach ihm Trost zu, aber er schien dafür nicht empfänglich. Mit der Mutter war ihm Alles weggestorben. Er stand nun allein in der Welt, und das Herz, das allein tief mit ihm fühlte durfte er nicht aufsuchen.

München lag noch zu Bett. Die Nachricht von Huberts Verlust traf sie hart. Sie wurde kränker.

„Siehst Du," sagte die Mutter, „wie gut es war, daß Du Pitters Mailehen wurdest! Jetzt hätte der Hubert den Draner wegen doch nicht mit Dir tanzen können und bürfen."

Sie mochte das nicht hören. Sie dachte an Hubert und sein Leid, und daß sie ihn jetzt nicht trösten könne.

Acht schwere, ja die schwersten Tage seines Lebens waren für Hubert vergangen, als er in Ahrweiler in das Bierhaus zum Stern trat, um seinen Durst zu löschen mit einem Glas Bier. Der Wirth war sein Pathe und ein verständiger Mann dazu.

„Setz' Dich Path'," sagte der Wirth. „Dir ist heiß!" Er ging, holte Bier und trank ihm zu: „Prosit, Path'! wie geht's?"

„Wie soll's gehen," sagte traurig der arme Jung, „Ihr wißt ja, wie mir's geht."

„Freilich," war des Wirths Antwort. „Wie denkst Du Deinen Sack anzuhängen?"

„Häng' ich ihn rechts, so paßt er nicht; häng' ich ihn links, so paßt er gar nicht," sagte Hubert. „Rathet mir einmal!"

„Ja, Path'," versetzte der Wirth, „da ist bös rathen. So allein steckst Du nicht viel auf, und wenn Du heirathest, darum kann's gut gehen — auch nicht. Ich bliebe am Ende noch ledig und verdingte mich."

„Wohin denn?" fragte Hubert. „Der Tagelohn und das Fischen ernähret mich schon ganz gut."

„Ei, so nimm ein wackres Mädchen, das Dir was beibringt, und ernähre Dich redlich. Der liebe Herrgott verläßt ein gesundes Herz und gesunde Arme nicht. Hast Du Dir noch nichts ausgesehen? red' 'mal?"

Der Jung sah schamroth unter sich und schwieg.

„Narr Du!" rief der Path' aus. „Was brauchst Du Dich vor Deinem Pathen zu schämen? bist ja kein Kind mehr, und ich

bin Dir jetzt Vater und Mutter. Sei offenherzig und red' von der Farbe!"

„Ach ja," sagte Hubert halblaut und sah nicht auf.

„Dacht' mir's wohl!" versetzte der Wirth. „Unter der Sonne nichts Neues, sagt Salomon. Bin auch jung gewesen; aber wer ist's denn?"

„Des Hofbauers Annchen!" gestand Hubert mit Widerstreben, denn das hatte er ja noch Niemand gesagt.

„Hu, Jung!" rief der Wirth, „da willst Du hoch hinaus!"

„Ich will's ja nicht allein — sie auch;" sagte Hubert leise.

„Aha, da pfeift der Wind anders woher," sprach der Wirth. „Also ihr Zwei seid einig?"

„Gewiß!"

„Und die Alten?"

„Ja, die werden's wohl nicht wollen, denk' ich!"

„Freilich, Hubert, Du hast kein Vermögen, und das wiegt schwer bei dem Hofbauer, ich kenne ihn. Doch halt! ist sie beim Mailehen?"

Da seufzte tief der arme Jung und erzählte sein Leid.

„Das ist schlimm," entgegnete sein Pathe, „da will mir's vorkommen, als sei der lange Pitter der Erwählte bei den Alten. Nimmt ihn das Mädchen?"

„Nein, nie!"

„Guter Hubert, sei nicht so sicher!" mahnte der Wirth. „Weiberherzen und Aprilswetter sind Geschwisterkinder! Ich verstehe mich auf den Artikel. Bau' nicht so fest drauf!"

„Was denkt Ihr von dem Mädchen, Path'?" rief da im Innersten verletzt Hubert aus. „Wenn die von mir läßt, so —"

„Halt ein, Jung, halt ein," fiel ihm der Path' in die Rede. „Du kennst die Welt noch nicht. Hab's mehr erlebt!"

Jetzt nahm aber Hubert des Mädchens Partei mit einem Feuer und einem Nachdrucke, daß er den Wirth aus dem Felde schlug.

„Nun, Mörchen," verſetzte dieſer endlich, „mir iſt's tauſendmal für einmal recht; aber — aber — doch rath' ich Dir, mach's kurz und rede mit dem Alten."

„Das kann ich nicht!" rief Hubert. „Das bring' ich nicht fertig!"

„Dummes Zeug!" polterte der Wirth. „Warum denn nicht? Aber wenn Du abſolut nicht willſt, ſo will ich den Sonntag hinüberkommen und will dein Freiersmann werden."

Das erleichterte das bedrängte Herz und ruhiger kam Hubert in das leere Häuschen.

Das Fenſter war offen geweſen; als er in die Stube trat, lag eine Roſe am Boden, friſch erblüht, in voller Pracht. Wer ſie ihm hingeworfen, das wußte er ja. Sie war ein Zeichen ihrer Liebe und ein Zeichen ihrer Geneſung. Zum erſten Male ſeit der guten Mutter Tod durchzuckte ihn ein Strahl der Freude und Hoffnung.

Sie zu ſehen, ſie zu ſprechen, war indeſſen umſonſt. Sie wurde bewacht wie ein Hausdieb. Nie war ſie allein zu Hauſe; nicht einmal im Garten konnte ſie allein ſein, ohne daß die Mutter gerufen hätte oder gekommen wäre. Da wär's denn ein fruchtloſs Bemühen geweſen, einen Augenblick erhaſchen zu wollen; und ſchreiben? dieſe Kunſt verſtanden nur Wenige in den Landen des Kurfürſten von Köln, und zu den wenigen Bevorzugten gehörte weder Hubert noch ſein liebes Annchen.

So kam denn der Sonntag und die Kirmeß mit ihm, der gefürchtete Tag des Leides für zwei liebende Herzen, auf den ſie ſich ſonſt ſo ſehr gefreut hatten.

Morgens war Hubert in der Meſſe. Er ſah Annchen und wäre faſt in einen Ausruf des Schreckens ausgebrochen, ſo übel ſah ſie aus, ſo bleich und leidend. Dann und wann fuhr ein Blick zu ihm herüber, ein Blick voll Liebe; aber dann glotzte der Vater ſo giftig auf ihn her, daß Annchen ſchnell das Auge anders wohin wandte.

Als die Kirche aus war, saß Hubert in seinem Gärtchen unter dem Holunderbaume, der seine Blüthen schon zu treiben anfing. Seine Blicke waren hinüber gerichtet und sein Herz sagte ihm, sie führe. Endlich schlich sie sich an den Weidenzaun. Sie öffnete die Lippen — da rief schon die Mutter nach ihr, und mit einem Gruße herüber floh sie in's Haus.

Hubert sah betrübt vor sich nieder. Was sollst Du hier noch? fragte er sich. Bewachen sie sie so, dann komm' ich nie mehr zu ihr. Besser dann, ich bin weit weg von hier!

Als er diesen Gedanken dachte, schritt sein Pathe, der Sternwirth von Affweiler, daher im Sonntagsrock, den Hut auf und den Kreuzdornstock in der Hand, der in der heißen Kalkgrube hell und dunkel gebeizt, je nachdem die Rinde dran gelassen oder völlig weggeschnitten war.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte er, und Hubert grüßte zurück: „In Ewigkeit!" Er führte den Pathen in sein sauberes Stübchen, wo schon das Kaffeegeschirr auf dem Tische stand. Einen Kuchen hatte ihm der Bäcker gebacken, den er nun zum dampfenden Kaffee vorlegte. Beiden fehlte es an Appetit nicht. Später ging der Path' noch zu guten Freunden im Ort und Hubert schloß seine Thüre zu, daß er nicht Zeuge sei, wie sein liebes Annchen vom langen Ritter weggeführt würde, dem sie mit widerstrebender Hand den Maistrauß an die Brust zu stecken von Sitte und Herkommen genöthigt wurde.

Als er die Musik hörte, ging es ihm durch's Herz wie ein Schwert. Jetzt holte er sie ja ab und er — saß hier in doppeltem Weh! — Der Path' hatte gesagt, wenn sie bei der Musik wären, würde er zu den Alten gehen, und wär' es um vier Uhr noch nicht zurück, so wär's nichts.

So saß er denn stille da im Stübchen in tiefer Trauer und eine Stunde nach der andern ging langsam hin. Der Pathe kam nicht.

Die Hoffnung senkte tief und tiefer ihre Flügel.

„Es ist vorbei," sagte er endlich, als es vier Uhr schlug. „Sie haben Nein gesagt." — Er zerdrückte eine Thräne in seinem Auge und sagte laut: „Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als von dannen zu ziehen. Hier bleiben kann ich nicht."

„Das ist ein verständig Wort," sprach in diesem Augenblick der Pathe, der am offenen Fensterlein schon eine Weile gestanden und den armen Jungen beobachtet hatte. Er kam herein.

„Du hast's wohl schon ausgerechnet, Hubert," sagte er, „was ich ausgerichtet habe. Da ist Nichts zu wollen. Wo der Reichthum sitzt, da sitzt auf dem Geldsack der Hochmuthsteufel. Gib's auf, Hubert. Schlag' dir das Mädel aus dem Sinn, und glaubst Du, das hier nicht zu können — nun, dann geh'! Die Welt ist groß und überall Brod für einen jungen Kerl, der ehrlich und treu ist und arbeiten will. Wär' ich an deiner Stelle, ich würd' Soldat. Die Kerle in dem Köln haben's herrlich. Geh'n in die Messe, begleiten die Processionen, stehen Wache, essen, trinken und schlafen, und das ist Alles. Dabei haben sie gute Löhnung und sind gekleidet wie Barone. Willst Du das nicht, so werde Hausknecht in Köln, in einem Wirthshaus, so etwa im „Heiligen Geist". Da fallen die Trinkgelder wie Hagel vom Himmel. Gefällt Dir auch das nicht, so will ich den dritten Rath geben, werd' Schiffknecht. Die haben's auch gut. Du sparst Dir überall etwas. Hier aber bleib' ich an deiner Stelle nicht. Das ist eine schlimme Nachbarschaft für einen ehrlichen Kerl, der hinter dem Rücken der Eltern mit dem Mädel nicht Verkehr haben will. Tausend Verdruß ist die Folge!"

„Ihr habt recht, Path'," sagte mit bebender Stimme der arme Junge, „aber, was mach' ich mit dem Häuschen und meinen paar Läppchen Land und dem bischen Hausrath?"

„Daß die gut verpachtet werden, dafür sorg' ich," war des Pathen Antwort. „Dein bischen Weißzeug, Bett und Hausrath hol' ich nach Ahrweiler und hebe Dir's auf. Ist Dir das recht, so

ſchlag' ein!" Er hielt ihm die Hand hin und Hubert ſchlug ein, und als der Path', der noch einen Beſuch bei einem guten Freunde machen und dort ein Extraglaschen trinken wollte, zurückkam, ſtand Hubert unter der Thüre, fix und fertig. Ein Bündel hing auf ſeinem Rücken, einen Stock hielt er in der Hand und die Mütze ſaß tief in den Augen.

„Ich gehe gleich mit Euch!" ſagte er.

Der Path' war erſtaunt. „Vorgethan und nachbedacht," ſagte er, „hat Manchem ſchon groß Leid gebracht."

„Ich will nicht mehr hier bleiben!" war Huberts Antwort.

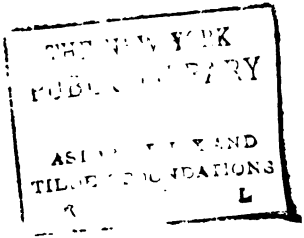
„So komm' in Gottes Namen," ſagte der Path', und während im Flecken die Paare im wirbelnden Tanze ſich drehten, wankte Hubert mit dem Pathen dort hinab gen Ahrweiler; aber ſo redſeligſprächig auch der Ahrbleichart den Pathen gemacht, aus Hubert brachte er kein Wort heraus. Er ging ſtille dahin und bewegte in ſeinem Herzen nur das harte Loos, das ihm gefallen war; aber die Roſe trug er an einem Bändel um den Hals.

Am andern Tage ſagte der Pathe, der den Jungen lieb und mit dem Nachbar ſeinetwegen geredet hatte: „Hubert, nun weiß ich Rath. Mein guter Freund, der Nagelſchmied, hat in Köln einen guten Freund, der treibt das Handwerk: Knechte und Mägde zu verdingen gegen einen Gulden per Stück. Er will Dir an ſelbigen guten Freund einen Brief mitgeben, der wird Dir gute Dienſte thun." Das war dem Jungen lieb. Je eher er fortkam, deſto beſſer es für ihn war, denn hier, wo er ohne alle Beſchäftigung, kamen ſeine Gedanken nicht von Altenahr, nicht von Annchen weg. Ich bekomme am Ende noch das Heimweh, dachte er.

„Laßt mir den Brief ſchreiben," ſagte er zum Pathen, „ſo geh' ich morgen früh fort!" Aber der gute Freund des Pathen wurde verhindert den Brief zu ſchreiben, und er mußte alſo noch einen Tag warten.

Abends ging er hinaus vor die Stadt, den Weg gen Altenahr

Das Mailehen


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
L

zu. Ohne daß er es wußte, war er weit weggegangen. Die Sonne war schon im Sinken. Da blickte er einmal zurück, und siehe da, raschen Schrittes kam ein Mädchen daher. War das nicht Annchen? „Ja Annchen, mein Annchen!“ rief Hubert und sein Herz schlug in doppelten Schlägen. Sie war es.

„Find' ich Dich doch, guter Hubert,“ rief sie ihm zu. „Ach, ich wär' gestorben, wenn Du weggegangen wärst, ohne mir Adje gesagt zu haben!“

Er faßte ihre Hand und die Thränen wollten seinen Blick verdunkeln, und er konnte nicht reden vor tiefer Bewegung.

„Willst Du fort?“ fragte sie so süß.

„Ich muß ja,“ sagte er endlich. „Dein Vater gibt Dich mir nicht, und hinter seinem Rücken darf ich nicht mit Dir kosen. Sie bewachen Dich ja überall, und es wär' auch ein Unrecht von uns beiden!“

„Ich weiß es,“ sagte das Mädchen und seine Thränen begleiteten die Worte. „Laß uns schnell mit einander fortgehen. Es kommen noch Mädchen von Altenahr nach,“ sagte sie. „Ich war bei deinem Pathen und habe Dich gesucht. Er sagte mir, Du seiest da herausgegangen.“

Sie schritten rasch voraus, Hand in Hand, aber ernst und traurig.

Hubert setzte ihr seinen Entschluß auseinander. Sie konnte es nicht mißbilligen, obgleich ihr das Herz brechen wollte, wenn sie an die Trennung dachte. Sie plauderten viel und angelegentlich.

Endlich waren sie an den Wald gekommen. In der Ferne sah man Leute kommen. Sie mußten scheiden.

Tausend Betheuerungen treuer Liebe wurden gewechselt; dann heiße Küsse und Hubert riß sich los und verschwand im Walde. Es war ein Glück, daß eine Quelle nahe war, wo sich Annchen die Augen waschen konnte; noch ein größeres Glück aber, daß es bald dunkelte und die Mädchen die verweinten Augen nicht sahen.

Sie mußte sich recht halten, um die innere Bewegung nicht zu verrathen. Aber er hatte ja gelobt, in einem Jahre wieder zu kommen, und dies Versprechen war ein Trost für das arme Kind, dem nun das Leben ausgestorben war. Den Pitter sah sie nicht an, er mochte machen was er wollte. Aller Frohsinn war gewichen, und wenn sie irgendwo allein war, schwammen die Augen in hellen Thränen.

Die Mutter sah des Kindes Leid und machte oft sich, oft ihrem Manne bittre Vorwürfe; der aber blieb auf seinen neun Augen stehen und meinte, das Gepimpel werde schon vergehen, und wenn einmal der Bettelbub vergessen sei, werde der Pitter schon Hahn im Korbe werden. Er verstehe sich auf das, und so ein Kind habe noch keinen Verstand. Es sei gut, daß der Jung fort sei. Es würde bald heißen: „Aus den Augen, aus dem Sinn."

3.

Verlassen, was dem Herzen lieb,
Und Scheiden, das thut wehe!
Daheim, daheim das Herz doch blieb,
Wenn ich auch ferne gehe.
O Heimath, du mein Paradies!
O Liebchen hab ich dorten Lieb!
Ob ich Euch wiedersehe?

Altes Volkslied.

Mit der leichtfertigen Rede des Hofbauers: „Aus den Augen, aus dem Sinn," war's einmal nichts, weder bei dem Annchen, noch bei dem Hubert. So alte Regeln des Leichtsinns hatten keine Geltung bei den zwei Herzen, die zusammengewachsen waren von Kindesbeinen an; auch waren Beide zu tüchtig, zu echt dazu oder wie Huberts Pathe sagte: in der Wolle gefärbt. Der hatte es weg

als er des Jungen Trauer und des Mädchens Leid sah. Wunder, dachte er, ich will das stille Feuer nicht ausgehen lassen, und meinte, er thue etwas Gutes damit und auf der andern Seite dem reichen Kaufherrn, wie er den Hofbauer nannte, einen rechten Schabernack. Drum sagte er zu Annchen: „Kind, wenn Du als einmal etwas von dem Hubert hören willst, so komm' herein, wenn Du nach Ahrweiler kommst."

Das war dem Annchen lieb, und es bedankte sich und versprach's.

Zu dem Hubert sagte er: „Ihr Zwei laßt doch nicht von einander, merk' ich, da kannst Du Dir als einmal von dem guten Freund, der die Knechte und Mägde verdingt, einen Brief an mich schreiben und das Annchen grüßen lassen. Ich richt's aus. Wer weiß, was sich macht. Sei Du nur guten Muths und laß die Flügel nicht hängen, wie eine gerupfte Gans."

So was schlägt durch und es ging dem Hubert ein Freudenlicht auf; aber als endlich der Brief geschrieben war, der lautete: „An den Meister Hans Heberlein, Schneider in Köln, abzugeben oben Marspforten, Nr. 63, durch den Hubert von Altenahr, der sich verdingen will," und in seiner Hand lag; als das unabänderliche Loos nun gefallen schien, das schöne Ahrthal zu verlassen, da ging das alte Sprüchwort in Erfüllung: „Wo das Häslein gehockt ist, da ist es gern." Es drückte ihm schier das Herz ab und das Köln war ja auch ganz aus der Welt! — Einmal war er in Bonn gewesen, und da hatte er auf dem Kreuzberge, wo die heiligen Männer liegen und auch der, der das Maul aufsperrt, als wolle er Mäuse fangen, kaum die Thürme und vornehmlich den Dom gesehen. Du lieber heiliger Antonius von Padua! Sollt' er's denn wagen, so aus der Welt hinaus zu wandern? Sah er auch das Annchen jemals wieder?

Der Pathe betrachtete ihn und ahnete, was in ihm vorging. „Sei gescheidt, Hubert," sagte er. „Meinst Du, das Köln

wär' aus der Welt? Du Narr, in zwei Tagen bist Du dort, ganz gemächlich, Du darfst nur tüchtig zuschreiten. Bin's mehr wie einmal gegangen, als ich Brauknecht und Branntweinbrenner im „Thürmchen" war. Pah, flenn' nicht: das ist alter Weiber Art. Bist Du gewiß, daß Dir das Mädchen die Treu' hält und nicht faule Fische backt, dann geh' und verzieh' mir das Gesicht nicht. Ein junger Kerl, der flennt, wenn er 'mal aus dem alten Neste muß, ist ein Simpel. Frisch. Trumpf aus! Ich wette, Du kriegst die Herzdame! Donner! Mir hätt' Einer so kommen sollen! Flennen? nein, Hubert, Du hast die siebente Ader von deinem Pathen, der hat seiner Lebtage nicht geflennt. Geh' in Gott's Namen: alle Heiligen sollen Dich geleiten. Sei brav und fleißig und spar' Dir Etwas — und dem alten Kaffern dreh' ich doch noch eine Nas'!"

„Ja Pathe," sagte der Hubert, „wer dem Hofbauer eine Nase drehen will, muß früh aufstehen." Drauf drückte er ihm wehmüthig die Hand und schritt hinaus.

So lange er die Berge des Ahrthals und die Landskron vor allen sah, ging's; aber als die verschwanden, da stockte sein Athem. Er legte sich in's Gras und weinte. Ueberall aber tönte es ihm doch in die Ohren: Ein junger Kerl, der flennt, ist ein Simpel! Er ermannte sich und schritt weiter. Doch — je weiter er rheinabwärts kam, desto öfter kehrte das Weh zurück und zuletzt schlich er nur noch so hin wie: Gott, verlaß mich nicht! — Besonders am zweiten Wandertage war dies der Fall. Die Hitze war auch ungeheuer gewesen, als er nahe an Köln kam. Am Wege stand ein Kreuz — denn die Kölner sind fast alle fromm, wenn sie alt werden.

Unter dem Kreuz ist gut ruhen, dachte der fromme Jung von Altenahr, der die Kölner Funken nicht kannte, legte seinen Bündel neben sich in's Gras und streckte die müden Glieder auf dem dürren Rasen aus.

Es war heiß gewesen, drückend heiß an dem Tag, und der

ganze Zustand Huberts, der innerliche wie der äußerliche, litt an einer großen Abspannung. So war's denn kein Wunder, daß er erst wachend vom lieben Annchen und der schönen Heimath träumte, dann, ohne daß er's merkte, schlafend und so allmälig in den Zustand völliger Bewußtlosigkeit überging. Dies war um so mehr der Fall, als er in der letzten Nacht gar nicht geschlafen hatte. Nur gegen Morgen war er eingedusselt, aber bald wieder geweckt worden.

Auf der Landstraße wandern viele Leute, ehrliche und Spitzbuben, denen man es nicht an den Federn ansieht, was sie für Vögel sind. Kam auch ein Kölner Strick des Wegs, so ein echter „Dricks" voll Lumpenstreiche und Verschlagenheit; der dachte, als er den müden Schläfer und das Bündel sah: „Mußt dem müden Jungen das Wandern erleichtern! nahm sachte das Bündel mit den Salbandträgern weg, hing sich's um und bog seitwärts ab von der Landstraße. In den hohen Kornfeldern war er bald den Blicken entzogen. Da er ein Verkennen seiner guten Absichten fürchtete, so machte er sich auch so eilig aus den Reisern, daß es eine große Dummheit gewesen wäre, daran zu denken, ihn noch zu erhaschen, als endlich mit der sinkenden Sonne der Jung von Altenahr die Augen rieb und mit Mühe zu sich selbst kommen konnte. Es kostete ihm wirklich eine geraume Zeit, ehe er sich gehörig besinnen konnte, wo er denn eigentlich sei. Als er sich zuletzt gefunden, sah er nach seinem Bündel; aber wer malt seinen Schrecken, als er ihn nicht mehr fand und sich es nicht verhehlen konnte, er sei ihm gestohlen.

In dem Bündel war sein bischen Geld, seine Hemden, Kleidung und — der Brief an den guten Freund. Das Alles war fort — denn umsonst hatte er gesucht — fort, und gestohlen, unter dem Kreuze gestohlen!

Seine Lage war trostlos, verzweifelt! Ist es ihm zu verargen, wenn er den Kopf an den Kreuzesstamm anlehnt und helle, klare Tropfen herabrieseln in das dürre Gras zu dessen Füßen? Ist es

zu verwundern, wenn er sich dem ganzen Schmerze hingibt und weder hört, noch sieht, was um ihn vorgeht?

Alle Aussichten und Hoffnungen waren zerstört. Was sollte nun aus ihm werden? In dem Westentäschel keinen Kreuzer, im Magen Hunger, im Kopfe verworrene Gedanken, im Herzen tiefes Leid und in der Welt jetzt Niemand, dem er sich anvertrauen kannst Armer Hubert, wie wird Dir's gehen!

So merkte denn auch Hubert nicht, daß ein Mann daher kommt, der die Kleidung der kurkölnischen Soldaten, Funken genannt, trägt, und ein paar Litzen am Arm und ein Seitengewehr am Wandelier hat, also ein Corporal ist, so einer, der etwas zu befehlen hat. Der bleibt eine Weile stehen, betrachtet sich den Hubert von unten bis oben und denkt, das wär' ein Fang für die Compagnie, denn es fehlt uns just Einer, der sich ranzionirte, daß heißt, der durchging und in Holland unter die Seelenverkäufer gerieth. Ueberdies, fährt er in seinen Gedanken fort, ist dem hübschen Jungen Etwas passirt, sonst heulte er nicht, und in solchen Zuständen sind sie zugänglich. Mußt ihn 'mal anreden!

„Holla! guter Freund," sagte er zu Hubert, „Du heulst ja, als wär' Dir das Allerschlimmste passirt. Wie steht's?"

Der Jung von Altenahr fährt zusammen, als er die rauhe Stimme hört und sieht den Fragenden an, wischt die Thränen weg, zieht seine Kappe und grüßt den Kriegshelden in Friedenszeiten nach Gebühr. „Ach, Herr Soldat," sagt er darauf mit weinerlichem Ton, „mir ist wohl das Allerschlimmste passirt, denn die Heimath hab' ich verlassen, um mir in Köln ein ehrlich Stücklein Brod zu suchen, und als ich hier schlafe, stiehlt mir Einer meinen Bündel mit all meiner Herrlichkeit, und nun weiß ich nicht, was ich machen soll, denn ich bin fremd und hungere wie ein Wolf."

Dem Corporal fuhr's über's Gesicht, wie wenn Einer lachen muß und will doch nicht.

„Das ist schlimm," sagt' er drauf. „Dem Bündel kannst

Du Adje sagen. Der's mitgenommen, bringt Dir's nicht wieder; aber wenn Du Hunger und Durst hast, so komm' mit mir. Dort am Bayenthurme liegt ein Häuslein, „zum Muttergottesbildchen," da wollen wir einkehren und Du sollst essen und trinken, so viel Du willst, ich bezahl's. Ein kurfürstlicher Soldat hat immer Geld für so etwas. Sei gutes Muths und komm'!"

Der Hubert meinte, es müsse diesmal ein Engel die Soldatenkleider angethan haben, besinnt sich nicht lange und geht mit ihm.

Bald ist das Wirthshäuslein erreicht. Der Soldat läßt auftragen holländischen Käs und Brod und Branntwein, und der Hubert haut drauf ein, daß es eine Art hat. Der Soldat sieht ihm mit Verwunderung zu und kann nicht begreifen, wo er's hinthut; aber ein so junger Kerl, der Hunger hat, kann Etwas unterbringen, weiß es selbst noch aus meinen jungen Jahren.

Mittlerweile trinkt ihm der Soldat einmal zu, und als das Essen allmälig langsamer geht, fragt er ihn: „Was willst Du denn nun anfangen in der Stadt Köln?"

„Wißt Ihr nicht, guter Freund, wo „oben Mauspforten" ist?" fragt er den Soldaten zurück.

„Warum nicht?" erwidert der; „aber was willst Du da?"

„Ei," sagt Hubert, „da wohnt Einer. — ja, den Namen hab' ich nun vergessen in meinem Leide — der verdingt Knechte und Mägde und ist der gute Freund meines Pathen zu Ahrweiler, des Wirthes im Sterne. Kennt Ihr ihn vielleicht?"

„Gott behüte!" sagte der Soldat. „Willst Du aber in der ungeheuern Stadt Köln Einen suchen, dessen Namen Du nicht weißt, Freund, dann ist's aus. Auch wär's schad' für einen Kerl, wie Du, wenn er ein Knecht würde. Ich wüßt' was Besseres für Dich!"

„Was denn?" fragte Hubert.

„Ei, sieh' mich 'mal an, wie gefällt Dir die Uniform?"

„Prächtig!“ rief Hubert.

„So kannſt Du auch eine kriegen und Geld dazu, Eſſen, Trinken und eine Schlafſtelle. Niemand hat's beſſer, als unſer einer. Alle Welt hat Reſpect vor ihm. Er iſt ein freier Herr, ſo eine Art von Baron oder Graf. Immer Geld, Tabak und gute Tage und das zweierlei Tuch gefällt den Mädchen; ſie gucken alle nach uns, und wenn wir auf den Tanzboden kommen, ſo ſtechen wir fluggs Alle aus.“

„Das kümmert mich wenig. Ich hab' daheim mein Theil und tanze nicht, weil ich Trauer habe,“ ſagte traurig Hubert.

„Närrchen,“ verſetzte der Corporal, „das Trauerjahr vergeht, und kommſt Du 'mal heim, ſo gefällſt Du erſt deinem Mädchen recht. Dir müßte die Uniform grauſam ſchön ſtehen!“

„Darf denn ein Soldat heim?“ fragte der Junge neugierig.

„Das verſteht ſich; kriegt Urlaub, wann er will,“ entgegnete der Corporal. „Er capitulirt auf zehn Jahre und kriegt fünfzehn Gulden Handgeld.“

„O weh, zehn Jahre!“ rief Hubert, „ich muß in einem Jahre heim.“

„Das darfſt Du auch,“ ſagte der Corporal. „Der Kurfürſt iſt ein mordgnädiger Herr, der läßt die Leute gehen, wenn ſie nur brav und gehorſam ſind. Er iſt gar nicht hitzig auf das Behalten und kriegt deren mehr, als ihm lieb iſt. Das mit den zehn Jahren iſt nur ſo ein Geſchwätz. Du weißt, ſo etwas muß einen Namen haben. Und wie kann ein Menſch, der nicht vernagelt iſt, vorankommen, avanciren nennen wir Soldaten es! Sieh' mich an! Auf den Kopf gefallen bin ich eben nicht. Darum ward ich nach einem halben Jahre ſchon Corporal. Nun heißt's: Herr Corporal hinten, Herr Corporal vorne! Schönes Geld, ſchöne Ehre! Was will man mehr? Ich wett' ein Fettmännchen gegen einen Ducaten, Du biſt, ehe ein halbes Jahr um iſt, Corporal; und was wird dann dein Mädchen Augen machen?“

Während dem hatten sie wacker getrunken, und der Corporal hatte bald den guten Jungen, dem der Branntwein die Sinne zu umnebeln begann, herumgebracht, daß er das Handgeld nahm und gradeswegs zur Kaserne mit ihm wanderte.

Er erwachte am andern Morgen als kurkölnischer Soldat oder Funke, und wurde eingekleidet und einexercirt, was ihm das Soldatenwesen bald verleidete.

Völlig niedergeschlagen wurde er aber, als ihm seine Cameraden sagten, der Corporal habe ihn abscheulich belogen. Er müsse zehn volle Jahre dienen und mit dem Entlassen sei's nichts. Bei dieser Nachricht verließ ihn völlig der Muth. Trostlos im höchsten Grade lebte er im dumpfen Trübsinne dahin; denn nun war Annchen für ihn verloren!

Ueber den Zeitraum eines Jahres wollen wir weggehen. Es bestand in Wachenstehen, Exerciren und Lungern; aber wer nach diesem Zeitraume den armen Jungen gesehen hätte, es würde ihm schwer geworden sein, ihn wiederzuerkennen. Bleich und traurig sah er aus. Das Auge trüb und eingefallen. Das Herz voll Harm. Er hatte wohl heimschreiben lassen, Grüße gesandt und empfangen; auch hatte ihm Annchen schreiben lassen, sie würde ihm treu bleiben; aber sein Pathe hatte geschrieben: „Lieber Hubert, Du bist ein Esel; sonst wärst Du nicht Soldat geworden. Meinst Du, das Annchen warte zehn Jahre? Fehlgeschossen! Von neunzehn bis neun und zwanzig kriegt so ein Mädel gar oft wetterwendische Gedanken!" Das brach ihm schier das treue Herz. Im Dienste war er ein Muster. Trinken, Rauchen und Spielen — das Tagewerk der Funken — mied er strenge. Am liebsten ging er alleine.

So war er denn gerade ein Jahr nach jenem unglückseligen Tage, wo ihn der Corporal traf, am Rheine hinabgegangen, weit unter Sanct Gereon, wo die Gärten liegen. Es war ein Tag von so schwüler Luft, daß, als er die vielen Knaben sich baden sah, er auch Lust fühlte, in den Wellen des Rheines die fast verlernte Kunst

des Schwimmens wieder einmal zu üben und die von der Hitze erlahmten Kräfte zu erfrischen und zu stärken. Er ging in die Weiden und entkleidete sich. Mit kräftigem Arm und rechter Lust theilte er die Fluth und schwamm, leicht wie ein Fisch, umher.

Plötzlich sah er einen Knaben unfern von sich sich bäumen, zuelleichschlagen. Schnell erkannte er die Gefahr; war wie ein Blitz an der Stelle und erreichte den Verunglückten noch zeitig genug. Er schwamm mit ihm an's Ufer und begann ihn zu reiben. Mehrere Leute waren Zeugen, die mit ihm herbeieilten, und ihren Bemühungen gelang es, ihn wieder in's Leben zu rufen; allein es währte lange, bis er wieder ganz zu sich kam.

Der dankbare Knabe ließ ihn nicht weg. Er mußte ihn heimbegleiten. Unfern des Doms führte ihn der Knabe in ein stattliches Haus und verkündete hier seinen Eltern, was ihm begegnet und wie ihn Hubert gerettet.

Der Dank der vornehmen Leute war außerordentlich.

Die besten Speisen und Getränke würden ihm vorgesetzt und der Vater des Knaben setzte sich zu ihm.

„Wo bist Du denn zu Hause, mein Sohn?“ fragte mit herzgewinnendem Wesen der schon ziemlich bejahrte Herr.

„Aus Altenahr!“ versetzte Hubert.

„Aus Altenahr?“ fragte mit Theilnahme der Herr weiter, „da bin ich erst in letzter Woche gewesen. Kennst Du den Hofbauer?“

„Wie sollt' ich nicht,“ sagte Hubert, „er ist ja mein nächster Nachbar.“

„Wie heißest Du denn?“ — fragte wieder der Herr.

Hubert nannte seinen Namen und bezeichnete die näheren Umstände, allein der Herr kannte weder ihn, noch hatte er seinen Vater gekannt.

Auffallend war es dem Herrn gewesen, daß eine Gemüthsröthe beim Nennen des Hofbauers Huberts Wangen überzog. „Ich will

Dir sagen, was ich hört that. Der Hofbauer," fuhr er fort, „will seinem Schwiegersohn den Erbpacht sichern."

„Seinem Schwiegersohn?" fragte bleich werdend Hubert. „Wer ist denn der?"

„Der Ritter Krakel," sagte der Herr, den Hubert für den Notar hielt.

Als er den Namen aussprach, da schwindelte es plötzlich dem armen Hubert und er sank in den Lehnstuhl zurück, in dem er saß. Erschrocken faßte der Herr seine Hand. „Dir ist unwohl, mein Sohn," sagte er. „Soll ich Dir einen Arzt holen lassen?"

Hubert schüttelte leise mit dem Kopfe. Hervorbrechende Thränen verriethen dem Herrn schnell, hier müsse ein anderer Grund für den Anfall gesucht werden.

„Ist's denn schon fertig?" fragte er leise.

„Die Uebertragung des Erbpachts oder die Heirath?" fragte der Herr. „Keins von Beiden," antwortete er sich selbst. „Erstlich will das Annchen den Ritter Krakel nicht, und dann ist er ein liederlicher Geselle, dem der Erbpacht nicht übergeben werden kann, obwohl er den Acker- und Weinbau versteht."

„Du scheinst großen Antheil an der Sache zu nehmen," fuhr er fort; „sei 'mal recht offen und erzähle mir, was Du auf dem Herzen hast!"

„Ach, Herr Notar," sagte Hubert, „was kann es Euch helfen, wenn ich Euch auch Alles erzähle? Der alte Hofbauer, das seh' ich, bleibt auf seinem Kopf, und das liebe Annchen wird am Ende, um das Quälens los zu werden, Ja sagen. Dann hat das Lied sein Ende und mir wär's besser, ich läge im Rhein oder im kühlen Grabe. Was thu' ich noch auf der Welt?"

Das war genug gesagt, um dem Herrn einen tiefen Blick in Huberts Herz zu eröffnen.

Es konnte nun dem gewandten Manne nicht schwer fallen, den guten Jungen so recht kirre zu machen. Er hatte ja, seit er

in Köln war, noch Niemanden gefunden, dem er den Harm ſeines Herzens mittheilen konnte. Er hatte ſich an keinen unter ſeinen Cameraden anſchließen mögen, weil ſie ſich alle einem wüſten Treiben hingaben.

Bald hatte er ganz vergeſſen, mit wem er es zu thun hatte. Ohne allen Rückhalt erſchloß er dem Theilnehmenden ſein Herz, und daß er es keinem unwürdigen erſchloſſen, bewies die innige Antheilnahme und die unverkennbare Bewegung des Mannes.

Als Hubert zu Ende war, ſagte der Herr: „Sei gutes Muthes! ſo viel hab' ich weg, daß Dir das Annchen treu iſt. Haſt Du Etwas zu beſtellen, ſo trag' mir's auf. Ich gehe eheſtens wieder hin und will's ihr ſelbſt ausrichten."

Da faßte der Jung des Mannes Hand und rief: „O, ſagt ihr, wie lieb ich ſie habe und ſie ſolle doch den Pitter nicht nehmen; ich wolle bei dem Kurfürſten einen Kniefall thun, daß er mich losklaſſe!"

Das verſprach der Herr, und reich beſchenkt verließ Hubert das ſchöne Haus am Dom. Neue Hoffnung war in ſeine Seele gekommen und es war ihm, er wußte ſelbſt nicht wie, als müſſe noch Alles gut gehen.

Acht Tage ſpäter ſtand er im Schloſſe zu Brühl Wache an einer hintern Thüre. Seine Gedanken waren wieder zu Altenahr und er hegte den lebendigen Wunſch, nur einmal den Kurfürſten zu ſehen und zu ſprechen. Er kannte ihn nicht einmal genau, denn es waren da der geiſtlichen Herren ein ganzes Regiment, und da er mit ſeinen Kameraden keine Gemeinſchaft pflog, mochte er auch keinen darnach fragen. Als er nun ſo daſtand, kam allein ein alter Herr in ſchwarzer geiſtlicher Tracht daher, ganz einfach, daß er meinte, es ſei ſo einer von den vielen Schwarzröcken, die um den Kurfürſten ſeien, als Capläne und dergleichen.

Faſſ' Dir ein Herz, dachte er, und als der Mann näher kam und er das gutmüthige Geſicht ſah, ſagte er: „Hochwürden, was

ich sagen wollte, kann man nicht einmal zu dem Herrn Kurfürsten kommen?"

„Warum denn nicht?" war des alten Herrn Antwort. „Willst Du ihn einmal sprechen?"

„Ach ja," sagte Hubert darauf; „ich hab' so Etwas auf dem Herzen."

„Sag' mir's," versetzte der geistliche Herr; „ich bin überall, wo der Kurfürst ist, ich will's ihm sagen."

„Am liebsten sag' ich's ihm selber, denn Ihr vergeßt mir's doch," bemerkte Hubert.

Der alte Herr lächelte. „Traueſt Du mir ſo wenig zu?" ſagte er.

„Das grad' nicht," lenkte Hubert ein, „aber ich weiß, wie das ſo geht. — Doch — wenn Ihr ſo gut ſein wollt, ich wüßt' Euch großen Dank."

„So rede!" ſagte der alte Herr.

„Ich möcht' gern aus dem Rock da heraus, in den ich durch eine rechte Spitzbüberei des Corporal Honnef gekommen bin," ſprach Hubert.

Der alte Herr fiel ihm in's Wort: „Was ſagſt Du, durch eine Spitzbüberei? erzähl' mir das einmal!"

Da war des Jungen Zunge gelöſt. Er erzählte vollkommen treu, wie es der Corporal gemacht.

„Und Du haſt Haus und Gut daheim?" fragte er endlich.

„Ein Häuschen, Hochwürden," antwortete Hubert, „und ein paar kleine Läppchen Land dazu. Das hab' ich in armſeligen Pacht geben müſſen und ſo geht mir's zu Grunde."

„Wie heißt Du denn?"

„Hubert," ſagte der Jung.

„Aha, ich hab' ſchon von Dir gehört," ſprach der alte Herr. „Warſt Du's nicht, der neulich ein Kind aus den Fluthen des Rheines gerettet hat?"

„Ach nein," ſagte Hubert, „ich hab' ihn blos herausgeholt."

Der alte Herr lächelte wieder. „Höre," sagte er, „Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich es dem Kurfürsten melde. Es ist so gut, als hättest Du es ihm selber gesagt, und Du sollst es erfahren, daß ich's nicht vergesse."

„Gott lohn's!" rief Hubert voll Freude aus und nun hing ihm der Himmel voller Geigen.

Allein es verging eine Woche nach der anderen. Es wurde Herbst und Winter und nichts hörte er weiter von der Sache.

„Der hat's doch vergessen," sagte er mit Verdruß und paßte überall auf, daß er ihn einmal wiedersähe, um ihn zur Rede zu stellen; aber auch das gelang ihm nicht.

Durch den Vater des geretteten Knaben erhielt er Annchens Grüße und die bündigsten Versicherungen der Treue, das erhob sein Herz wieder. Zu Neujahr wurde ihm die Freude, daß ihn der Hauptmann vor der ganzen Compagnie seines musterhaften Lebens wegen zum Corporal ernannte. Doch was half das Alles? wäre er los gewesen und hätte er müssen auf Erbsen heimgehen, wie die Leute nach Kevelar wallfahrten, er hätt's mit Freuden gethan; denn sein Path' schrieb ihm, als er ihm seine Corporalschaft melden ließ: „Daß Du nun ein Corporal geworden bist, hätte mich erfreut, wenn ich mich nicht darüber geärgert hätte. Da läßt Du Dich in's Soldatenjoch spannen und daheim hat der Miethsmann das Häuschen fast ruinirt. Deine Güterläppchen saugen sie aus, und ich fürchte, wenn Du zurückkommst, schmeckt Dir die Arbeit nicht. Soldatenleben — faules Leben! und es ist wie der Hofbauer zu Altenahr sagt: „mit Wasser backt man keine Pfannkuchen." Mach' daß Du loskommst. Das Annchen pfeift Dir was, daß es Dir ledig bleibt, bis es eine alte Jungfer ist und beim Maiklehen in den Rummel kommt." Das schrieb er dem armen Hubert, der doch nichts machen konnte.

In einem spätern Briefe schrieb er ihm: „Du kannst eine Messe lesen lassen, daß des Hofbauers Pläne dem Herrn Baron von

Abschied nicht geschehen: Der Pitter sollt' Hofbauer werden, und der Hofbauer mit seiner Frau sich in den Austrag setzen; aber der thät's absolut nicht. Nun denk' ich, wird auch aus der Heirath nichts. Mach daß Du heimkommst, denn es läßt ein noch Drei um das Annchen, und im nächsten Mailehen kann einer in den Säckel steigen, wer's haben will. Man meint, das Mädel hing' voll Gold!"

Ueber diesen Brief brummte der Hubert, weil er so ohne Respect von dem Annchen sprach; allein was er und der vorige enthielt, das machte ihn gar traurig. Hätte er nur den alten Herrn einmal wieder treffen können. Dem hätte er gewiß die gute Wahrheit gesagt.

4.

Wenn der Baum grün ausschlägt,
Dann treibt er Blätter;
Und wenn die Sonne scheint,
Gibt es gut Wetter;
Und wenn es Hochzeit gibt,
Gibt's frohe Leute;
Und das, was morgen g'schicht,
G'schicht halt nicht heute.

Volkslied.

Seit dem Mailehen war's in Altenahr auch nicht alle Tage Sonntag, am wenigsten in des Hofbauers Familie.

Das Annchen weinte sich schier die Augen aus und nahm sichtbarlich ab. Dem Pitter bewies es seine Abneigung überall. Tanzen mußte es mit ihm und einen Strauß ihm machen; aber wenn er hätte sagen sollen, es hätte ihm einmal, wie dem Hubert alle Tage hundertmal, zugelächelt, er wär' ein Lügner gewesen. Der alte Krakel sagte: „Es gibt sich, es macht sich. Sei nur nicht blöde und werd's nicht müd'." Der Pitter sagte: „Wartet's ab, Vater, wie es sich

macht! Wäret Ihr nicht mit der Thür in's Haus gefallen, so stünd's besser. Und hättet Ihr nicht mit dem Baron einen Proceß geführt, so wär' ich jetzt Hofbauer, hätte das Annchen und säße warm; aber so muß Alles quer gehen!"

„Ja, Du liederlicher Bub," polterte da der Alte, „seit Du Maischultheiß bist, gehst Du nicht mehr aus dem Wirthshaus und das Karten ist Dir an's Herz gewachsen. Das hat Dich empfohlen! prächtig empfohlen!"

Da schwieg der Pitter still und ging hinaus, als hätt' ihn der Hund gebissen.

War's vielleicht nicht wahr, was der alte Krakel sagte? O freilich!

Der Pitter war ein geiziger Tagedieb gewesen; aber darum, weil ihm der alte Krakel kein Geld gab und alle Tage hundertmal sagte: sparen muß man! wer den Pfennig nicht zu Rathe hält, kriegt kein Kastenmännchen, und wer das Kastenmännchen nicht in Ehren hält, kriegt keinen Thaler. Das war dem Bub in's Fleisch gewachsen. Er wurde ein Geizhals. Als er aber Maischultheiß wurde und der alte Krakel auf das Annchen spannte, sagte er: „Pitter, Du mußt's laufen lassen!" Das that nun auch der Pitter. Und als sie das Geld vom Mailehen zu vertrinken anfingen, da wurde ihm das Wirthshaus lieb. Er konnt' oft das Nachteſſen nicht abwarten. Da kam er denn auch an's Karten. Er gewann alle Tage. Das reizte, zumal Habsucht und Geiz in ihm steckten. Die Begierde ließ ihn nicht mehr rasten. Nun mochte der alte Krakel brummen. Er sagte drauf: „Habt Ihr's nicht gesagt, ich soll's laufen lassen? nun, wo ich's thue, zankt Ihr!" — Später, als er so alle Tage im Solo gewann, sagte er, wenn der Vater brummte: „ich fordre Euch ja kein Geld ab; ich ranzionire mich selbst!" Mit dem Allem wurde er ein Finke, wie's einen gab.

Der Hofbauer kratzte sich hinter dem Ohr, als er das merkte, denn er hatte dem Krakel sein Wort gegeben, der Pitter solle das

Kind zur Frau kriegen. So ganz fest war's freilich nicht, und Handstreich war nicht gehalten.

Das Annchen nahm sichtlich ab. Es war eitel Unglück im Hause.

„Du hätt'ſt nicht gleich zuzutappen brauchen!" ſagte die Hoffrau.

„Dir war's ja doch auch recht!" verſetzte er.

„Aber binden wollte ich mich nicht!" verſetzte ſie.

„Ja, Allerweltsklugheit, Du hörſt das Gras wachſen, ich weiß es wohl," ſagte er.

Nun wurde ſie wild und ein Wort gab das andere, bis der volle Hader da war.

So ging's alle Tage. Keine frohe Stunde kam mehr in's Haus. Alle Tage kam der Pitter, aber Annchen ließ ſich nicht ſehen.

Da kam einmal der alte Krakel.

„Hörſt Du," ſagte er zum Hofbauer, „ich hab' eine Kriegsliſt erdacht, wie wir das Mädel fangen. Wenn der Zins und Pacht und die Theiltrauben den Herbſt gehoben werden, ſo läßt Du dem Herrn Baron ſchreiben, er ſolle den Pitter zum Hofbauer machen und die Bedingung ſtellen, das Annchen müſſe ihn heirathen. Wir Zwei ſetzen uns in den Auszughalt und geben unſer Gut den Kindern. Es bleibt uns genug zum herrlichſten Leben."

Dem Hofbauer, der ein ſehr beſchränkter Kopf war, gefiel das ſchon recht gut. Nur die Frau hatte Bedenken. Da kommt mit einem Male der Herr Baron ſelbſt.

Der Hofbauer trägt's ihm vor; aber er will wiſſen, wem er den Erbpacht übertrage und da fällt's ſchief. Er hört, daß der Pitter ein Spieler iſt und ſagt: „Nein."

Die Alten gehen nun hinter den Pitter und der ſieht endlich ein, daß er ordentlich werben muß. Er beſſert ſich. Beim nächſten Maillehen ſteigert er das Annchen und kriegt's um zwei Drittheil wohlfeiler, aber das Mädchen bleibt ſich gleich und will ihn nicht.

So geht's fort bis der Herbſt kommt.

Der Hofbauer dachte wohl, der Herr Baron würden, nach seinem Grundsatz, daß kein Baum auf den ersten Hieb falle, hoffte er, da sich der Pitter gebessert und aus dem Wirthshaus geblieben war, sollte der Herr Baron ihn annehmen.

Mit großer Theilnahme betrachtete der Baron das traurige Annchen. Einmal traf er sie allein.

„Kind," sagte er, „Du warst sonst so froh und nun bist Du so traurig. Hast Du was Liebes und darfst es nicht sagen? sei zutraulich, ich meine es gut. Willst Du den Pitter, so soll er flugs Hofbauer sein."

„Ach Gott, nein!" rief Annchen.

„Also Du hast ihn nicht lieb? die Alten wollen Dich zwingen? Nicht so?"

„Ach ja!" war ihre leise Antwort.

„Halt!" rief Herr von Olbrück, „da hätt' ich ja bald etwas vergessen! Ich soll Dir viel tausend Grüße bringen von Köln. Rath' 'mal von wem?"

Da wurde das Annchen roth wie eine Purpurrose, sah unter sich und meinte der Boden unter ihren Füßen wanke.

„Weißt Du Niemanden in Köln, der Dich könnte grüßen lassen?" fragte Herr von Olbrück, der sich an der Verlegenheit des schönen Mädchens weidete.

„Ich wüßte wohl Jemand" — sagte sie endlich — „aber —"

„Gelt, Du wüßtest nicht, wie der zu mir käme? Das will ich Dir aber sagen." Und nun erzählte er ihr, wie der Hubert sein Kind vom Tode gerettet habe.

Jetzt sah sie ihn mit freudestrahlenden Augen an und hielt den Athem an, so aufmerksam hörte sie ihm zu.

„Glaubst Du mir's nun, daß er mir viel tausend Grüße an Dich aufgetragen?"

Sie nickte.

„Und er läßt Dir sagen, nur noch acht Jahre sollst Du ihm treu verbleiben.“

Sie seufzte leise.

„Das ist lange, Kind,“ sagte der Baron, „aber rechte Liebe darf nicht wanken.“

„Bis dahin bin ich eine alte Jungfer,“ sagte sie endlich, „dann mag er mich nicht mehr!“

„Dafür sei ohne Sorgen. Ich geb' Dir mein Wort, daß er Dich nimmt, denn er hat Dich viel zu lieb. Willst Du ihm die Treue halten? Soll ich's ihm sagen?“

„Ja, ja!“ rief sie aus und lief glühend dem Hause zu.

„Das war eine schwere Probe,“ sagte lächelnd der Baron und setzte sich auf die Steinbank nieder.

Jetzt kam der Hofbauer. Er fing vom Wetter an und kam endlich auf den Pitter. Er hielt ihm eine Lobrede über die andere und sagte, das Annchen wolle ihn nehmen.

„Ihr lügt!“ rief der Baron und sah den Hofbauer mit durchbohrenden Blicken an. „Verschachern wollt Ihr Euer Kind. Schämt Euch! Einmal für allemal sag' ich Euch, nur der wird Hofbauer, den Euere Tochter freiwillig zum Manne nimmt. Zu Ostern komm' ich wieder. Bis dahin muß es sich entscheiden.“

So hatte der Herr mit dem Erbpächter noch nie gesprochen.

Ganz gebeugt schlich der Hofbauer weg und Abends sagte er zu seiner Frau: „Trine, ich glaub', dem Baron hat Einer einen Floh in's Ohr gesetzt. Wer's aber sollt gethan haben, das rath' ich nicht. Er will einmal den Pitter nicht. Das ist eine dunkle Geschichte. Weißt Du, was er sagte: Der solle Hofbauer werden, den Annchen zum Manne wähle!“

„Dann wird's der Hubert!“ sagte die Frau.

„Lieber sollt's mir der Schweinshirt werden!“ kollerte der Hofbauer.

„Hör' 'mal,“ höhnte die Frau, „ist's denn am Ende nicht

einerlei? Wenn sie ihn lieb hat und absolut nicht anders will, so ist mir's recht."

„Mir aber nicht!" rief der Mann. „Ich will mich nicht für den Bettelhuben geplagt haben!"

„Oho!" rief die Frau. „Warst Du denn so reich, als Du durch mich Hofbauer wurdest?"

Darauf schwieg er; aber er sagte: „Der Bub hat hinter meinem Rücken mit dem Mädchen Liebeshändel getrieben."

„Hast Du's hinter meines Vaters Rücken besser gemacht?" fragte sie höhnend. „Du lieber Gott, wenn doch ein Esel den anderen Langohr heißen will! Wenn doch das Alter so alle Gedanken an die Jugend ausgelöscht hat!" Sie legte sich herum und gab ihm keine Antwort mehr. Der Hofbauer aber setzte seinen Starrkopf auf und schwur, der Hubert solle sein Kind nicht kriegen und wenn alle Barone in der Welt für ihn wären. Das Mädel aber wolle er schon gescheidt machen. Und über diesen Gedanken schlief er ein. Am anderen Morgen reiste der Baron ab.

Das war für Annchen ein harter Winter. Jeden Abend kam der Pitter in's Haus mit seinem Vater und seiner Mutter. Alle Tage war der Alte hinter ihr, sie solle dem Pitter das Jawort geben. Die Qual hatte gar kein Ende. Selbst der Pastor kam und redete ihr zu.

Aber wann sie nach Ahrweiler kam, sagte der Path': „Halt' aus, Kind!" Und wann sie an den Herrn Baron dachte, so fiel ihr ihr Wort ein und sie hielt sich wacker.

War Musik im Dorfe, so stellte sie sich krank, um nur nicht mit dem Pitter tanzen zu müssen. Der war aber gar nicht aus dem Text zu bringen. Er ließ sich Alles gefallen und kam doch wieder.

So ging denn endlich der Winter herum und das Mailehen kam. Annchen seufzte tief auf, daß Hubert nicht kam. Sie sah voraus, daß Pitter sie wieder steigern würde, und das lag ihr centner-

schwer auf der Seele." Sie würde gern sich haben zum Rummel zählen lassen, wenn nur der verhaßte Pitter sie nicht als Mailehen abermals ersteigerte.

Wieder waren unter der Linde die Jungen versammelt und im Kreise die Alten, da trat der Herr von Olbrück, der eben angekommen war, zu dem bereits zum Maischultheiß erwählten Pitter und sagte:

„Herr Maischultheiß, darf ich mir auch ein Mailehen steigern?"

Alles lachte laut auf über den Spaß des gnädigen Herrn.

Der Pitter hatte Groll im Herzen und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr seid kein Jung mehr und habt eine Frau, das ist gegen allen Brauch."

Die Schöffen bejahten das.

„Nun," sagte der Baron, „darin habt Ihr recht und ich kann nichts einwenden; aber wenn ich nun für einen Anderen steigere, der nicht da ist, gilt das?"

„Es ist ein Fall, der ist uns noch nicht vorgekommen," sagte Pitter.

Einer der Schöffen meinte, man solle den ältesten Mann im Flecken fragen, ob so etwas geschehen könne.

Der Aelteste im Flecken war ein Schneider, der auch im Kreise stand. Es war das achtzigste Mailehen, das er erlebt hatte. Ihn befragten sie.

Auf die Frage antwortete er: „Ich war einmal krank beim Mailehen. Da steigerte mir mein Vater mein Mädchen und das gab meine Frau, Gott hab' sie selig."

„So wär's entschieden!" sagte Herr von Olbrück lächelnd.

„Noch nicht!" rief hastig der Maischultheiß, dem es schwül wurde, ohne daß er sich sagen konnte, warum. „Ist der, für den Ihr steigern wollt, aus unserem Lande, das heißt aus den Orten, die zu uns gehören?"

„Ja," sagte der Baron ruhig, „sonst würde ich ja nicht mitbieten dürfen."

„Wie heißt er?" fragte der Schultheiß.

Der Baron merkte, wie er ausforschen wollte. „Ist mein Sohn nicht hierher gehörig," fragte der Baron ganz ärgerlich, „der hier mehr Güter hat, als irgend Einer?"

„Da ist nichts zu sagen," bemerkten die Schöffen.

Der Schultheiß witterte Unrath. Er hatte den Namen nicht genannt und über seinen Sohn gesprochen, ohne daß er sagte, er wolle für ihn steigern. Wohl hätte er noch gern Schwierigkeiten gemacht, allein die Bursche, die sich durch einen solchen Mitsteigerer geehrt fühlten, anderseits aber auch sich vornahmen, ihn gehörig zu rupfen, riefen laut: „Hebt das Mailehen an! Das Geld des Herrn Baron ist so gut als das unsrige und das Recht ist für ihn!"

Annchen kam zuerst wieder dran, weil der Schultheiß das Vorrecht hatte. Diesmal hob er ihre Tugenden weniger hervor, als früher. Er bot einen Gulden.

Herr von Olbrück bot gleich Zehn.

Der Hofbauer machte gewaltige Augen und alle Bauern stießen ihn mit dem Ellenbogen in die Rippen und fragten: „Was ist das?"

Pitter zitterte vor Grimm. „Daß Du siebenmal verdammt wärst!" brummte er.

Sein Vater nickte ihm zu, daß er mehr biete.

„Fünfzehn!" rief Pitter.

„Fünf und zwanzig!" darauf Herr von Olbrück und lächelte wieder dazu.

In dem Haufen der Bauern entstand ein gewaltiges Drängen. Jeder wollte vornhin, um das mit anzuhören und zu sehen, was jetzt kommen wollte, denn sie dachten, der Pitter ließe das Mädchen nicht.

Aber Pitter saß leichenblaß da und schwieg, obwohl seine Lippe bebte.

„Ei, so schlagt mir doch das Mailehen zu!“ sagte Herr von Olbrück. „Es bietet ja Niemand mehr!“

„Du auch nicht, Pitter?“ fragten die Schöffen.

Pitter rührte sich nicht. Er kämpfte mit sich; aber es kam kein Laut mehr über seine Lippen.

Jetzt nahm einer der Schöffen den Stab und schlug Hofbauers Annchen dem Herrn von Olbrück zu.

Dieser zählte das Geld auf den Tisch und sagte: „Zur Kirmes bring' ich den, für den ich gesteigert,“ wandte sich und ging.

Gleich drauf rollte der Wagen weg, dem mit langen Hälsen die Bauern nachsahen, die Köpfe schüttelten und meinten, bei dem Herrn von Olbrück sei's nicht just im Kopfe.

Nicht leicht hätte etwas größeres Aufsehen in dem Flecken machen können, als dieser völlig unerwartete Auftritt.

Ein größerer Theil der Jungen jubelte über das viele Geld, das in ihre Trinkkasse floß; ein anderer Theil murrte und war der Meinung, man hätte dem Baron kurzweg sagen sollen, das Mailehen ginge ihn Nichts an. Der Pitter ließ aber ganz die Flügel hängen, denn ihm war alle Lust geraubt und Zorn und Aerger erfüllten ihn. Noch mehr Aufsehen machte die Sache unter den Alten. „Für Wen wird er gesteigert haben?“ fragten sie und zerbrachen sich die Köpfe, kamen aber zu dem Entscheid, es sei für seinen Sohn und das sei ein ganz besonderer Spaß und eine Ehre zugleich, daß ein Baron in Altenahr ein Mailehen habe. Den Pitter bedauerten sie, weil er nun ohne Mailehen sei und auch nicht auf den Rummel habe bieten wollen. In dem Hofbauer stritt Hochmuth und Mißmuth um die Herrschaft. Die Ehre, die seinem Kinde widerfuhr, erkannte er vollkommen; aber daß der Pitter auf den Sand gesetzt war, das konnte er gar nicht verwinden. Die Mädchen rümpften die Nasen und sagten: Man meint, das Annchen sei denn doch ein Edelfräulein! Und ist doch ein Bauermädel, wie wir Alle! Es ist, als ob keine hübsch im Flecken

ſei wie ſie will — dabei ſahen ſie in ihr kleines Wandſpiegel — es ſind doch auch noch Andere da, die ſich mit ihr meſſen können!

Als der Hofbauer heimkam, war ihm das Gerücht bereits vorangeeilt.

„Was gibt's?“ fragte ſeine Frau ſchon in der Thür. „Iſt es wahr, daß der Herr unſer Kind für ſeinen Sohn geſteigert hat?“

„Freilich iſt's wahr,“ ſprach noch immer zwiſchen den Empfindungen ſchwankend der Hofbauer.

Die Frau ſtand verblüfft da und ſchlug die Hände zuſammen.

„Wer hätte ſich ſo Etwas denken ſollen?“ ſagte ſie und ſtarrte in's Blaue hinaus.

„Du!“ ſagte ärgerlich der Mann, „denn Du biſt ja die Allerweisklugheit und weißt Alles!“

Er ließ ſie ſtehen und ging in's Haus. Diesmal ſchwieg Trine, was ſonſt ihre Liebhaberei nicht war; aber es war auch nicht die Liebe zum Frieden, die ihr den Mund ſchloß, ſondern die überwältigende Macht des wichtigen Ereigniſſes, die keinem anderen Gedanken irgendwie Raum ließ. Obwohl ſie auch ungern ſah, daß Pitter neben dran kam, ſo kitzelte ſie doch die Ehre; denn innerlich war ſie für Pitter, und nur das Widerparthalten gegen ihren Mann brachte ſie bisweilen zu anderen Aeußerungen.

Im Kämmerlein droben aber ſaß eine, die grübelte viel über die Sache. Froh, des ihr widerlichen Pitters los zu ſein, gedachte ſie der Grüße und der Unterredung mit dem Herrn Baron, und es tauchte in ihr die Ahnung auf, ſie könne Huberts Maikäfchen ſein! Seit langer Zeit lag ein heiteres Lächeln zum erſten Male wieder auf dem lieblichen Geſichtchen, und der faſt ſchleichende Gang wurde wieder zu jenem elaſtiſchen, hüpfenden, der ihr ſonſt eigenthümlich geweſen.

Altenahr hatte ein Stoff des Geſprächs, der gar nicht zu erſchöpfen war, und je näher die Kirmes kam, deſto wichtiger wurde er und deſto lebhafter beſchäftigte er Alt und Jung.

Endlich kam die Zeit, die so sehr ersehnt wurde.

Annchen hatte das Zimmer des Herrn von Olbrück spiegelblank gescheuert, es mit Blumen geziert und überhaupt Alles aufgeboten, es recht freundlich zu machen.

Als sein Wagen anfuhr, eine schwere, alte Karosse, da lugte sie hinter dem Speicherladen, ob nicht — Hubert — bei ihm sei; aber er stieg allein aus. — Also doch nicht! — seufzte sie aus tiefer Brust. Also doch nicht! und das thränenschwere Auge blickte zum Himmel. Dann setzte sie sich auf das Heu, stützte das schöne Köpfchen in beide Hände und hing ihrem Schmerz über die getäuschte Hoffnung nach.

Derweile war Herr von Olbrück in des Hofbauers Wohnstube getreten und hatte also zu reden begonnen:

„Ihr habt den Wunsch ausgesprochen," sagte er, „daß ich den Erbpacht auf Euer Kind übertrüge. Da Ihr und Eure Vorfahren mir treue Hofleute waren, so hab' ich das gerne gethan und von dem öffentlichen Notarius in Köln einen Act aufnehmen lassen und unterschrieben. Ihr wisset, daß ich die Bedingung gestellt, daß ich nur dem den Erbpacht übergebe, den Euer Kind zum Manne wähle. Den Pitter Krakel mag sie nicht und mir gefällt er auch nicht. Das ist ab. Nun hab' ich Euer Kind als Mailehen ersteigert und kann sie abtreten, an wen ich will; aber ich möchte sagen, wem ich sie als Mailehen abtrete, der muß auch ihr Mann werden und wird auch Hofbauer. So ist's. Ruft mir das liebe Kind!"

Dem alten Hofbauer stockte der Athem in der Brust. Die Frau war bleich geworden. Sie wollte nicht fort.

„Ach, gnädiger Herr," hob sie endlich an, „Ihr solltet doch nicht so hart gegen uns alte Leute verfahren. Der Pitter ist doch ein braver und auch reicher Jung, und —"

„Thut mir den Gefallen, Frau Trine, und schweigt mir von dem Pitter still. Wollt Ihr ihm Euer Kind geben, so geht's mich

nichts an, so nehm' ich aber den Hof wieder an mich und gebe den Pacht, wem ich will. Thut, wie Ihr's für recht haltet."

„Ach, du liebe Zeit!" sagte die Frau; „dann darf unser eins gar nicht wissen, wem Ihr sie geben werdet?"

„Ruft mir mein Mailehen," sagte lachend der Baron.

Sie ging.

Bleich, mit verweinten Augen trat das Mädchen ein.

„Warum denn so traurig, mein hübsches Mailehen?" fragte der Baron, indem er ihre Hand ergriff. „Ich dachte, Dich froh und heiter zu finden, weil Du den wüsten Pitter los bist. Nun, hör' mich 'mal an," fuhr er fort. „Ich bin alt und hab' eine Frau, darf also kein Mailehen hier haben. Da möcht' ich Dich denn an einen Andern abtreten; aber ich wollte Dich doch erst fragen, ob er Dir auch recht ist. Kennst Du den Corporal von der dritten Compagnie in Köln?" fragte er. „Es ist ein Jung, wie schöner keiner in Altenahr ist und brav, wie kein anderer."

„Ach, ich will keinen Soldaten!" rief das Mädchen und ihre Thränen rannen heftig.

„Weine nicht, Kind," sagte theilnehmend der Baron, „weine nicht! Ich will Dir dann einen Anderen vorschlagen. Ich hab' einen Bedienten seit einem Monate, der ein Prachtjung ist, so will ich Dir den geben?"

„Ach, Herr, den kenn' ich ja nicht!" sagte das Mädchen.

„So will ich ihn rufen lassen, daß Du ihn siehst," sagte Olbrück.

Er machte das Fenster auf und winkte seinem Kutscher.

Bald darauf ging die Thür auf und es trat ein stattlicher Soldat herein. Alle sahen ihn an; aber die Alten erkannten ihn nicht gleich.

Annchen rief, freudig auf den Soldaten zueilend: „Willkomm, Hubert!"

„Das ist der Corporal, dem ich Dich abtreten wollte, den Du aber nicht willst."

„Corporal Hubert, ruf' Er meinen treuen Diener!“ ſagte der Baron.

Annchen ſtand verblüfft, hielt aber Hubert feſt an der Hand.

„Ach — ach“ — ſagte ſie ſtockend, „den — ja den nähm' ich ſchon!“

„Abgeſchlagen,“ ſagte Olbrück. „Du ſollſt frei wählen!“

Den Alten wurde das Herz leichter.

Hubert machte ſich von der kleinen Hand frei und ging hinaus.

„Ach Gott, Herr Baron, gnädiger Herr,“ rief Annchen in halber Verzweiflung, „warum habt Ihr mir das nicht geſagt? Ach, ſeid barmherzig und tretet mich an Hubert ab!“

„Dummes Ding!“ kollerte der Hofbauer. „Iſt nicht der gnädige Herr befugt zu thun, was er will? Er hat Dir ja den freien Willen gelaſſen?“

Annchen faltete die Hände flehend.

Da ging die Thür auf und Hubert trat im einfachen Rocke herein.

Sie ſtarrten ihn alle Drei an.

„Da iſt mein Diener, mein treuer Hubert. Soll ich Dich denn dem abtreten?“ fragte Olbrück.

„Ach Gott, ja!“ rief das Mädchen und flog an des Jungen Hals, der ſie herzlich an ſich drückte.

„Nun, Hubert,“ ſprach Olbrück, „nimm ſie als Dein rechtmäßiges Mailehen!“

Dem Hofbauer verſagten die Geſichtsmuskeln ganz den Dienſt. Er ſah ſtarr auf die Beiden hin. Endlich ermannte er ſich und fragte: „Herr Baron, iſt denn das Ihr Ernſt?“

„Mein gründlicher Ernſt!“ entgegnete Olbrück lachend.

In dem Herzen der Hoffrau regte ſich ein beſſeres Gefühl.

Sie wußte dem Baron Dank, als ſie das Glück des Mädchens ſah.

„Noch mehr,“ ſprach Olbrück, „er ſoll Hofbauer werden.“

„Was?“ rief der Alte und sein Zorn regte sich.

„Entweder hört mit Euch der Pacht auf, der nur auf Söhne lautet, oder — doch hört das Mädchen! — Anna,“ sagte Olbrück, „der Erbpacht ist Dein, wenn Du einen Jungen zum Manne nimmst, der mir gefällt. Nun gefällt mir der Hubert. Willst Du ihn zum Manne, so schenk' ich Dir diesen Act, sein Name steht schon drinnen, er ist unterschrieben und besiegelt!“

„Ach, ja!“ rief das Mädchen und verbarg sein Gesicht in der Schürze, aus der die Worte hervortönten: „Wenn's meinen Eltern recht ist!“

Die Worte des Herrn von Olbrück hatten einen tiefen Eindruck auf den Hofbauer gemacht. Er wußte, daß Olbrück nicht scherze.

„Was meinst Du dazu, Trine?“ fragte er seine Frau. Die lächelte und sagte:

„Alte Liebe rostet nicht! Ich hab's schon lang' gewußt.“

„Ich auch,“ sagte der Hofbauer, der nicht wollte, daß seine Frau klüger erscheine, als er.

„Ei, wenn Du denn denkst,“ sagte sie, „mir ist's recht.“

Der Hofbauer kratzte sich hinter dem Ohr und sagte dann endlich: „Wenn's nicht anders ist, so soll mir's auch recht sein.“

„Bravo!“ rief Olbrück, und die Alten gaben den Liebenden ihren Segen.

Aber wie staunten die Altenahrer, als Hubert sein holdes, jetzt rosig blühendes Mailehen zum Tanze brachte. Wie staunten sie, als sie hörten: Annchen sei Huberts Braut!

Pitter ließ sich nicht sehen die ganze Kirmes über. Er war in Ahrweiler und gerade am zweiten Kirmestag wurde seine Verlobung mit des Sternwirths Lieschen richtig, der Tochter von Huberts Pathen. Abends brachte er sie zum Tanz und gern ließ ihn Hubert mit seinem Annchen tanzen, während er das muntere Lieschen wirbelnd herumschwang.

Nachdem der Pastor die beiden Paare zugleich ausgerufen,

hielten ſie nach drei Wochen auf einen Tag Hochzeit. Herr von Olbrück kam mit ſeiner Familie von Köln herauf und es war ein luſtiger Tag, ein heitrer Himmel lachte ihm — in Altenahr eine gute Vorbedeutung.

Als nach der Trauung Hubert ſein geliebtes Weib küßte, ſagte er leiſe zu ihr: „Nun biſt Du mein Mailehen für immer!“ Und ſie lächelte ſelig und ſagte leiſe: „Ja — und nun brauch' ich auch nicht mehr heimlich zu Dir zu ſchleichen und Rumpen flechten helfen!“ „Und mir holt keiner die Mütze!“ ſetzte Hubert lachend hinzu.

„Nun iſt's aber Zeit, daß wir gehen,“ ſagte mein alter Führer und die ſchärfere Zugluft des Thales mahnte dringend. Wir gingen und ſcheidend dankte ich dem Greiſe für die Mittheilung der Geſchichte. Möge ſie Anderen ſo zuſagen, wie ſie aus dem Munde des Alten mir zugeſagt hat.

Das Gotteshäuschen und ſeine Bewohner.

Eine Volksgeſchichte aus dem Jahr 1689.

1.

Heute reich und morgen arm;
Heute Luſt und morgen Harm;
Was heute ſteigt, das morgen fällt,
Das iſt der alte Gang der Welt.
Rheiniſches Sprüchwort.

Es iſt wohl ein ſchönes Fleckchen der Erde, wo da unten am Rheine das alte Bacharach liegt, man mag es betrachten von welcher Seite man will. Die Berge von Trechtingshauſen bis hinab zum Niederthal haben den Rhein umſchloſſen, als ſei er ein See, der nicht weiter hinab und nicht weiter hinaufreiche, und an einem ſanft geſchweiften Buſen dieſes See's liegt nun das alte Städtchen ſo ſtille, ſo lebenlos, als ſei's ausgeſtorben. Wenige Kähne und Schifflein liegen im Hafen ſo ruhig, als träumten ſie von früheren Zeiten, wo ſie die Wellen durchſchnitten, und das ſei gar lange her, und es iſt, als ſeien die munteren Schiffer alle geſtorben, ſeit die brauſenden Dampfer vorüber ſauſen.

Die alten Mauern ſind geſchwärzt, die Thürme ſind dachlos, die hochgiebligen Häuſer ſehen ſo traurig auf den Rhein, als habe er alle Herrlichkeit in ſeinen Fluthen begraben, und nur die Ruinen ſtehen gelaſſen, dieſe trauernden Ruinen einſtiger Größe.

„War denn das immer ſo? —"

Nein! Es gab eine Zeit, wo dies todtstille Städtchen voll Leben war; wo der Weinhandel des ganzen Rheingau's hier seinen Stapelort hatte; wo die berühmten „Gabelungen" Käufer aus allen Gegenden hier vereinigten; wo diese alte Stadt im Bunde der Hansa eine bedeutende Rolle spielte; wo der Reichthum hier wohnte; wo der Hafen einen Mastenwald wies, wie keine andere Rheinstadt von dieser unansehnlichen Größe. Ja, damals wohnten noch die Herrscher droben auf Stahleck; damals standen noch die Altäre in Sanct Werner, und die Gesänge hallten weit hinaus in's schöne Rheinthal.

Ach, die Zeit ist schon seit manchem Jahrhundert vorüber und die Ruinen droben auf der Höhe und hier unten am Ufer des Stromes haben schon gar lange getrauert.

Und diese Pfalzgrafen waren milde Herrscher, und gaben reichlich, wo es galt, zur Ehre Gottes zu bauen und Anstalten zum Heile der leidenden Brüderwelt zu gründen.

Es ist ein Zeichen wunderbaren Waltens, daß, obwohl der Sturm der Zeiten die Zeichen weltlicher Macht und Größe verweht, fast spurlos vertilgt hat, die Stiftungen einer durch den Glauben erzeugten Liebe, wenn auch nur theilweise, alle jene Stürme überdauert haben.

Zwar ist die Kapelle des heiligen Geist-Hospitals auch eine Ruine geworden; zwar ist das Siechenhaus nicht mehr zu finden, und die Wohnungen der unverschuldeten Armuth sind theilweise längst zu Bürgerwohnungen geworden; gleichwohl stehen da droben auf der alten, geschwärzten, vom unerbittlichen Zahne der Zeit vielfach benagten Stadtmauer die „Gotteshäuschen" heute noch, die einst die alten frommen Pfälzer stifteten, daß darin die Armen miethefrei wohnen und ein Obdach und eine Zuflucht gewönnen in den Tagen, in denen ein Jeglicher sagt: „sie gefallen mir nicht," und die um so drückender sind, wenn die Noth sich zur Schwäche, wenn die Armuth sich zur Unfähigkeit gesellt, das liebe Brod durch

den Fleiß der eigenen Hand zu erwerben. Die Armuth der Alten ist doppelten Mitleids werth.

Ja, sie stehen noch, diese „Gotteshäuschen", während alle Herrlichkeit gewichen ist und das Leben sich verlaufen hat, und es so stille hier geworden ist, als sei niemals ein anderer Zustand da gewesen. Sie stehen noch, und dienen noch der Armuth als Hafen des Friedens und der Ruhe, diese Denkmale christlicher Liebe der Vorzeit! —

Es ist ein curioser Namen: „Gotteshäuschen"; aber er klingt herüber aus einer alten, längst untergegangenen Zeit, und er sagt doch genugsam, wo der Keim ihres Daseins lag, und ihre Bestimmung, welche trotz des Wechsels der Zeit und der Verhältnisse sich völlig gleich geblieben ist, deutet's noch bestimmter an. Welche Bedeutung sie hatten, und wie die Dankbarkeit sie hoch hielt, das kündigt sich in einer, wenn auch lückenhaften „Chronik" dieser „Gotteshäuschen" an, die ein dankbarer, schriftkundiger Insasse derselben verfaßt hat um das Jahr 1689.

Sie ist mit anderen, frühere Zeiten und ihre Zustände schildernden Fragmenten in die Hand eines Mannes gekommen, der, was er besitzt, nicht neidisch verbirgt, und die Begebenheiten, die in diesen Blättern geschildert sind, mögen als Ausfluß derselben betrachtet werden. Wenn sie auch für frühere Zeiten lückenhaft sind, diese einfachen, ehrlichen und treuen Schilderungen; wenn auch ein beschränkter Gesichtskreis ihnen eigenthümlich ist, gerade für das Jahr 1689 sind sie reich, umfassend und in den bestimmtesten Umrissen gegeben, so daß mit Grund vermuthet werden kann, der Chronikschreiber habe damals gelebt, zumal die Umständlichkeit den Augenzeugen vermuthen läßt und das Enden mit dem Jahr 1689 und seiner Katastrophe die Unterstellung begünstigt, der Verfasser habe dies Unglücksjahr nicht überlebt oder doch nicht sehr lange.

Damals trug die Stadt noch das Gepräge ihrer frühern Herrlichkeit, wenigstens das Gepräge im Aeußern. Sanct Werner

erhob noch seinen jungfräulich schlanken Bau hoch empor, und durch die gemalten Fenster drang das Sonnenlicht in's Innere; die heilige Geistkirche sammelte noch die Andächtigen in ihren heiligen Räumen; das schöne Gebäude der Münze stand noch, wenn auch längst das Gepräge der Stadtmünzen aufgehört hatte; der Saal, dieser merkwürdige Burgbau, mit seinen Hallen und Sälen, seinem Kaufhause und Verließen reckte noch seine durch Zinnen verzierten Mauern hoch über die Häuser hinauf; die Freihöfe eines reichen Adels standen noch in ihrer schwerfälligen Pracht, wenn auch der Adel aus der Nähe der Franzosen sich wegbegeben hatte, um nicht bis auf den letzten Tropfen Bluts ausgesogen zu werden. Die fünfzehn Thürme der Mauern, und diese selbst, befanden sich im besten Stand, und droben auf Stahleck war die alte Macht noch sichtbar in Thürmen, Mauern, Bastionen und Wohngebäuden. Leider trat den Boden, wo die großen Hohenstaufen und die Wittelsbacher gewandelt, der Fuß des wälschen Eroberers; es wirthschafteten dort die Horden des allerchristlichsten Königs, Ludwig's des Vierzehnten von Frankreich, der voll christlicher Liebe die arme Pfalz in einen rauchenden Trümmer- und Schutthaufen verwandeln ließ. Es wimmelte in der Burg und in der Stadt von Franzosen. Mit frechem Uebermuthe behandelten sie die Bürger, die mit unterdrücktem Zorn und ohnmächtiger Wuth umherschlichen, kaum fähig, länger die Bürde zu tragen, die sie schier zu Boden drückte.

In jedem Herzen lebte eine bange Furcht; denn man wußte, wie diese „Pfalzvergifter", wie sie das Volk nannte, in anderen Orten und Städten gehandelt, wie sie sie ausgeplündert und dann niedergebrannt hatten. Mußten die armen Bürger nicht Gleiches erwarten, obwohl der Commandant menschenfreundlich war?

Jeder hatte darum sein Bestes verborgen an sicheren Orten, und im Schooße der Erde ruhte mancher Schatz, der, weil der, welcher ihn verborgen, starb, in späteren Zeit einen Menschen

glücklich zu machen bestimmt war, wenn es ihn anders beglücken konnte und in die rechten Hände kam.

Es war eine traurige Zeit, und über der armen Stadt, die bereits durch Brandschatzung und Kriegslieferung nach Rheinfels und Stahleck erschöpft war, lag's wie eine beängstigende Gewitterschwüle. Man sah kein heiteres Gesicht, und um so schrofferen Abstand bildete der Leichtsinn der leichtfertigen Franzosen, vor deren Frechheit sich jedes weibliche Wesen verbarg.

So stand's zu Anfang October 1689 in Bacharach. Auch wenn die, welche in den „Gotteshäuschen" wohnten, Nichts zu verlieren hatten, was in das Gebiet des Mammons gehört, so theilten ihre Bewohner dennoch die allgemeine, kummervolle Stimmung der Bürgerschaft.

Unter der langen Reihe dieser Asyle der Armuth, welche zwischen den „Fleischthörchen" und dem „Münzthorthurm" an der Stadtmauer lehnen, und mit den Fensterchen des ersten Stockwerks auf die Untergasse, mit denen des zweiten theils wieder auf diese, theils auf den Mauergang sahen, der sein Licht durch mächtige Lücken empfing, spricht uns vorerst nur das Erste in der Reihe an.

Es war nicht größer und nicht kleiner, als die übrigen auch, und faßte drei Wohnungen, deren jede aus einem Stübchen und einem Kämmerchen bestand, die alle zusammen eine gemeinsame Küche im zweiten Stock hatten, an deren ungeheuerem Herde Raum genug für die drei „Hausgesäße" vorhanden war, wie der Chronist sich ausdrückt.

Im untern Geschosse wohnte ein alter Junggeselle, der Stadtmusikant Pankrazius Sulzbacher, ein Mann, den Sechzigen nahe, mit einem klugen Gesichte. Sein Haar war früh gebleicht, aber sein lebhaftes Wesen mochte es fast Lügen strafen.

Er war ein geschickter Meister auf der Fiedel und konnte auch die Zinke blasen und die Pauken rühren, daß es wirbelte.

Unter dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, im Waisenhause

des Hospitals zum heiligen Geist erzogen, war ihm die Armuth nicht fremd. Die Unterstützung des Hospitals reichte hin, ihn zu ernähren. Sein Stübchen war das Urbild der Wohnung eines Armen. Obwohl die größte Reinlichkeit in dem engen Raume herrschte und eine musterhafte Ordnung, so fehlte doch Alles, was die Bequemlichkeit für das Alter des armen Mannes heischte. Zwei kleine Fensterchen erhellten dürftig den engen Raum. Den Fenstern gegenüber stand ein Ofen aus Thonkacheln, deren Außenseite die erhabenen Figuren von Rittern und Edelfrauen zeigte, die den Falken auf dem Daumen der linken Hand trugen. Zur Seite dieses Ofens lag ein Haufen grünen Holzes, das der Greis selbst im „Münchholze" bei Nauheim zu sammeln pflegte, um sich damit an den kühlen Abenden die nöthige Wärme zu bereiten; denn die Sonne fand sein Stübchen nur am Abend auf kurze Frist, und nur in der Zeit des Jahres, wo sie am höchsten stand. Zur anderen Seite des Kachelofens befand sich ein hölzerner Lehnstuhl für seine müden Glieder, und vor dem kleinen Tisch ein Schemel.

An der Wand hing seine Fiedel, die seine Lust, sein Schatz und sein Trost war. Auf dem Fensterbrette stand eine Bibel, und das war Alles, was man hier sah, mit Ausnahme eines Bettes aus Spreu, wo der Arme von den Mühen und Sorgen des Lebens auszuruhen pflegte, und einigen Vogelbauern, in denen Finken saßen.

Am Tage war er selten zu Hause. Ueberall gern gesehen, fand er auch überall freundliche Aufnahme. Jedwedem sagte er die ungeschminkte Wahrheit, und wenn er auch manchmal polterte, so wußte ein Jeder, daß er es gut meine. Wurde er aber hitzig, so schlug die Flamme an allen Ecken aus. Seine Redlichkeit war unbestechlich, wie seine Treue und Verschwiegenheit.

Lange Jahre hatte er im Hause des Saalschultheißen Molina gedient, aber ein Ereigniß, von dem bei ihm später die Rede nie mehr war, hatte ihn aus dem Hause gebracht. Seitdem betrat er es nie wieder.

Obwohl er ein weiches Gemüth hatte, war ihm auf seinem langen Lebenswege nur einmal eingefallen, in den Stand heiliger Ehe zu treten; aber der Tod entriß ihm den Gegenstand seiner Liebe, und so schloß das eheliche Glück seine diamantne Pforte vor ihm zu. Zwar hatte Jungfer Ursula Kreuzhöfer ihn heiß geminnet, denn er war seiner Zeit ein ungemein schmucker Bursche gewesen, ja sie gab sich alle Mühe, ihm werth zu werden; allein er wies ihre Liebe mit Abscheu zurück, weil unter Anderem ihr Gewerbe ihm sündlich dünkte, denn sie schlug die Karte und dergleichen.

Nun war's eine arge Laune des Schicksals, daß Ursula seit langen Jahren mit ihm unter Einem Dache wohnen mußte. Ihre Liebe war, weil sie verschmäht wurde, in Haß umgeschlagen und seine Abneigung gegen sie war auch mit den Jahren gewachsen. Das war für Hausgenossen ein übler Umstand, und der Frieden stand nicht gerade auf starken Füßen, zumal Pankraz eine unbesiegbare Abneigung vor Katzen hatte, die Ursula in eben dem Grade liebte und sich mit ihnen umgab.

Diese Jungfer Ursula Kreuzhöfer bewohnte das Stübchen rechter Hand, wenn man zur Mauerthüre herein trat. Sie war etwa siebzig Jahre alt, lang und dürre, von gelblicher Farbe der Haut und kohlschwarzem Auge und Haar. Dies Auge brannte und schoß Blitze; dies Haar war noch ohne alle Spuren von Weiß, aber es flatterte in der Regel in einer nichts weniger als reizenden Unordnung um ihr langes, schmales Angesicht. Ihr Mund war groß, ihre Lippen schmal. Nur wenige Zähne waren ihr geblieben, von denen man jedoch mit Grund sagte: „Es wüchsen Haare darauf." Das spitze Kinn trat scharf vor und reckte sich aufwärts, als sehne es sich, die scharfe Spitze einer großen Habichtsnase zu erreichen, welche der Form eines Papageischnabels verwandt zu sein schien.

Nichts an ihr war grandiöser, als ihre Schritte. Sie maß, durch ihre langen Beine begünstigt, einen ungemein großen Raum mit seltenem Beinwechsel. Eine schrille, gellende Stimme, zänkisch

Wesen, schlaue Berechnung, ungezügelte Habsucht vollendeten das innere und äußere Bild Ursula's, das auf ein Haar einer Zigeunerin glich. Ueberdies war sie einäugig.

Wer jedoch mit Pankraz geneigt gewesen wäre, sie höchst verabscheuungswürdig zu finden, hätte denn doch sich an einer Seite ihres Wesens versündigt, aber auch nur an dieser.

Wie sie glühend haßte, so liebte sie aus tiefem Herzensgrunde, und wer dieser Liebe nur halbwegs freundlich entgegen kam, der konnte unter allen Verhältnissen auf sie rechnen, wenn nicht ihr Vortheil dazwischen trat.

So unscheinbar sie in ihren Verhältnissen schien, so wichtig war ihr Einfluß und seine unsichtbaren Fäden reichten überall hin. Sie kannte alle Geheimnisse der Stadt; war in jedes Familienverhältniß eingeweiht und griff nicht selten tief ein, ohne daß man ihre Hand wahrnehmen konnte.

Ursula Kreuzhöfer war nämlich das Orakel der Stadt, die Pythia Bacharachs.

Sie schlug die Karten den Herzen, welche in die gewundenen Wege des Schicksals neugierig hineinschauen wollten, und bei ihrer Kenntniß der Personen und Zustände war sie sicher, alle Mal das Rechte zu treffen, was diesen Herzen zusagte. Sie drehte das Sieb, wenn ein Dieb zu ermitteln war, der sich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen verstand.

Sie stellte das „Planetchen", wie unser Chronist sagt, und es steht zu vermuthen, daß er das Horoskop meinte, welches dem Neugeborenen die Geschicke seines Lebens im Voraus ankündigte, oder den Erfolg einer Unternehmung feststellte. Sie verstand die Lineamente der Hand zu deuten; wußte eine Menge sympathetischer Heilmittel für allerlei Gepreste des Leibes und der Seele; bereitete Pflaster aus Rosenblättern und — kochte Liebestränke für steinkalte Herzen und manches Andere, was verboten war.

Da liegt in wenigen Sätzen ein unermeßliches Feld der Thätig-

keit; die Anfänge unberechenbarer Einflüsse und Erfolge; die Gründe einer Scheu, die Alles mied, was sie feindlich stimmen konnte; die Quelle eines Wohllebens, das weit über den Bereich des „Gotteshäuschens" hinausreichte; aber auch der Grund, warum sie Pankraz zornmüthig mit dem Ehrentitel „Hexe" belegte. Er war bereit, darauf zu schwören, daß alle Mal in der ersten Mainacht ein sehr bedenkliches Geräusch im Schornsteine vernehmbar sei, etwa so, als wenn Jemand darin aufwärts rutsche, und daß ihr schwarzer Kater mit dem Gemeinschaft habe, den Niemand ungestraft an die Wand malt, und den ein Christenmensch niemals nennt, ohne zu beten: „Alle guten Geister loben ihren Meister."

Das Stübchen, welches sie bewohnte, war gerade das Gegentheil des Wohnungsraumes des ehrlichen Pankraz. Da sah man einen kleinen Spiegel, einen gepolsterten Ledersessel, zwei andere gepolsterte Stühle mit hochansteigenden Lehnen. Ein Zulegetisch stand unter dem Spiegel, über dem ein geweihter Buchsbüschel vom letzten Palmsonntage steckte und ein zinnernes Crucifix mit einem kleinen Weihwasserkübel daran. Vor dem Fenster war ein zuziehbarer Vorhang von grauem Wollenzeuge. Seltsame Geräthe standen auf dem Gesimsbrette über dem Fenster und kein Bett beengte den Raum. Auf dem Kachelofen lagen Wachholderbüschel zum Räuchern, und zum Scheine lehnte in der Ofenecke eine Spindel mit dickem Rocken, der aber — nie abgesponnen wurde, weil Ursula weder Zeit noch Lust dazu trug, sich mit so wenig einträglichen Dingen zu befassen. Hatte sie eine freie Stunde, so troßte sie mit ihren Fortunatusschritten durch alle Gassen der Stadt, sah in alle Fenster und horchte auf Alles. Pankraz pflegte zu sagen von solchen Gängen: „Die alte Heidenhexe geht auf den Strich!"

Im Kämmerlein stand ihre schwere Truhe, ihr hochgebanschtes Bett und eine Menge Tiegel, Töpfe, Kräuterbündel und all' die nöthigen Zuthaten zu ihrem Gewerbe, nebst Flaschen, deren goldner Inhalt auf das edle Gewächs rheinischer Reben schließen ließ. Da

hinein ließ ſie aber kein Auge dringen, und ſelbſt Eliſabeth, ihr Herzblättchen, war nie in dies geheime Laboratorium jungfräulicher Betriebſamkeit getreten.

Wer war denn Eliſabeth, das Herzblättchen Urſula's? Das leitet uns zum dritten „Hausgeſäß des Gotteshäuschens", wie ſich der Chroniſt ausdrückt.

Links der Thüre des zweiten Stockwerkes, wenn man vom Mauergange hereintrat, wohnte eine Wittwe, Frau Dreis mit ihrer Tochter Eliſabeth.

Frau Dreis war eine betagte, ſtille Frau. Ihre Erſcheinung hatte etwas Würdevolles. Man ſah es ihr auf den erſten Blick an, daß ſie beſſere Tage geſehen, — daß der Kreis ihres frühern Lebens weit ab von dem der „Gotteshäuschen" lag; aber die kummerbleichen Züge, das thränende Auge, das ſtille Inſichhineinleben, der ſelten ſich zu einem Lächeln neigende Ernſt wies auf einen dornenvollen Lebensweg hin, deſſen Ausgangspunkte, wie zwei Pole ſich entgegengeſetzt, dort Wohlſtand, hier das „Gotteshäuschen" waren. Ihr Geiſt zehrte an reichen Erinnerungen, während die nie ruhende Hand die Kunkel emſig drehte und den feinſten Faden ſpann in ganz Bacharach, wie ihr jede Frau zugeſtand. Die Bewohner aller übrigen, wie auch dieſes „Gotteshäuschens" ehrten und liebten ſie. Frau Dreis war ihre Rathgeberin, ihre Schiedsrichterin in Streitpunkten; ihrem ſtets wohlwollenden Urtheilsſpruch unterwarfen ſie ſich jederzeit williglich.

Was alle Maßregeln der Hoſpitalverwaltung, aller Zuſpruch der Geiſtlichen nicht vermochte, nämlich den Frieden in den Gotteshäuschen zu erhalten, das bewirkte meiſt die achtbare Frau mit ihrem klaren Geiſt und milden Herzen. In dieſem Friedenswerke hatte ſie übrigens auch noch einen Adjuncten, ihre Eliſabeth und auf deren Rechnung kam das Meiſte davon.

Wenn das ſiebzehnjährige Mädchen ſo in der Mitte ſtreitender Parteien dieſer „Gotteshäuschen" daſtand, ſo konnte man ſie für

eine Herrſcherin halten; denn die empörten Wellen legten ſich und Ruhe kehrte wieder, ſchnell, wie ſie entwichen war. Und doch trug ſie das grobe, dunkle Gewand aus „Beiderwolle", deſſen Zeug ſie ſelbſt geſponnen hatte, und ihre übrige Kleidung hob ſie um keine Linie höher, als die übrigen Genoſſen dieſer kleinen Armennieder-laſſung; aber wenn ein Bildhauer dieſe Geſtalt geſehen hätte in ihrem wunderſamen Ebenmaß und in der Anmuth und Lieblichkeit der Formen, auch ſein ſuperfeines, ſcharfes Auge hätte keinen Tadel finden mögen vom zierlichen Füßchen, das ſich züchtig unter dem langen Rocke barg, bis zum kleinen weißen Händchen, durch deſſen feine Haut die blauen Adern ſichtbar waren, und von da bis zum üppigen Reichthume der blonden Haare, die ſich durch das ſchwarze, wollene Käppchen gar nicht wollten bändigen laſſen, ſelbſt wenn ſie's am Sonntage mit einem Sammtkäppchen vertauſchte. Und wenn ſo ein Maler, der die hübſchen Heiligenbilder zu malen pflegt, in das Geſichtchen geblickt hätte, in das Geſichtchen von „Milch und Blut" und in die großen, blauen Augen, in die man ſo tief hinein ſah, wie in den wolkenloſen Märzhimmel, und hätte die hohe Stirne voll Adel angeſehen und die Grübchen im Kinn und in den Wangen und den friſchen Mund, ich glaub's feſt, er hätte ein Heiligenbild darnach gemalt, ob nun eine heiliae Jungfrau Maria, eine Cäcilia oder eine von den zehntauſend Jungfrauen zu Köln, die der alte Meiſter Wilhelm ſo ſchön gemalt, iſt mir einerlei.

Doch über der äußern Schönheit des Mädchens lag Etwas, wofür die Leute keine Worte finden konnten, was aber wunderſam hinriß, ſo daß man das Auge gar nicht hat von ihr ſchlagen können. Dies war die Reinheit der Taubenunſchuld ihrer Seele; dies war der innere Frieden, der nur da wohnt, wo ein reines Herz ſchlägt.

Dieſem Mädchen zu widerſtehen, war kein Menſch im Stande. Selbſt die wildeſten Zänker im „Gotteshäuschen" fügten ſich mäus-chenſtille, wenn ſie erſchien; die Kinder hörten auf zu ſchreien und

ein heiteres Lächeln schwebte über die schmerzdurchfurchten Züge des Dulders auf dem Siechbett, wenn sie zu ihm trat und einen Trostspruch zu ihm sprach. War es ein Wunder, wenn die jungen Burschen der Stadt, reich wie arm, selbst den weitesten Umweg nicht scheuten, um über die Mauer an den „Gotteshäuschen" vorüber zu gehen, um das Mädchen zu sehen? —

Und alle diese Hausgenossen kochten in Einer Küche, an Einem Herde! — Mit dem Worte ist für den, der das Leben und die Frauen kennt, unendlich viel gesagt. Reicht es schon in tausend Fällen 999 Mal hin, zwei Frauen bis in des Herzens Tiefen zu entzweien, zu verfeinden, wenn man sie an Einem Herde zu kochen nöthigt und sie in einer engen Küche zusammen handthieren sollen, so gesellte sich hier noch der besondere Umstand hinzu, daß ein bäuheißiger, grämlicher Junggeselle dazu kam, der unbedingt alle Mal Recht haben wollte, während doch Jedermänniglich weiß, daß das allein und in allen Fällen den Frauen zusteht; daß ferner Pankraz ein eben so eifriger Reformirter war, als Ursula eine fanatische Katholikin, und Beide sich haßten, wie man zu sagen pflegt: „wie Hund und Katze." —

Und doch — gerade in diesem „Gotteshäuschen" herrschte Frieden! Das war ein unlösbares Räthsel für ganz Bacharach, eine Stadt, wo der Friede niemals recht Wurzel schlagen konnte, der Hader aber allezeit eine reiche Ernte hielt, selbst wenn Gassen und Märkte die Häuser trennten. Die Acten des „Vierthälterraths" wußten davon zu sagen. Daß aber vollends in den „Gotteshäuschen" der Friede nicht daheim und seßhaft war, das bezeugt der Chronist, wenn er sagt: „Alldieweil und sintemalen allhier die Gotteshäuser durch das Gezänke, so darinnen jahraus, jahrein herrschet, an das „Haderwasser" erinnern, davon die Schrift redet Numer 20, Vers 12 bis 14, ibid. Kap. 27, Vers 14, Deuteronum 32, Vers 51, Psalm 81, Vers 8, Psalm 106, Vers 32, derowegen es über die Maaßen verwunderlich zu erachten, daß sothane Hausgenossen in

eitlichen Frieden sich gehalten, und so der Ursula Zunge und des Pankratius' Griesgram an einander gerathen, allemal das Mägdlein sie vereinbaret hat."

Mit diesen Worten des bibelfesten Chronisten ist aber auch das Räthsel vollends gelöst.

Alle Drei: Frau Dreis, Ursula und Pankrazius hatten einen vereinigenden Mittelpunkt in Elisabeth. Es wäre, wenn nicht die Mutter den Vorzug hätte haben müssen, schwer zu sagen gewesen, wer sie am liebsten gehabt. Sie drehten sich um das „Kind", wie sie die blühende Jungfrau nannten, wie die Planeten um die Sonne, sie legte, ohne es zu wollen, ein Schloß an jeden keifenden Mund, einen heilenden Balsam auf jede Wunde, die die scharfe Zunge geschlagen, und Pankrazius Sulzbacher, dem eine dichterische Gabe von dem Chronisten nicht beigelegt wird, steigerte sich bis zu dem tief empfundenen Satze: „Es blühen Palmen auf ihrem Pfad und Rosen auf ihren Wegen."

Sie hatte es dahin gebracht, daß die beiden Personen, die sich so glühend haßten, einander auswichen; daß Ursula es überhörte, wenn Pankraz ihre Katze trat oder warf, und Pankraz es nicht beachtete, wenn Ursula ihn den „Nagel zu ihrem Sarg, ihr Gift und Popperment" nannte.

Freilich, es war nicht alle Tage Sonntag, und der Himmel nicht alle Tage hell und rein. Dann gab's wohl auch Krawall und Pankraz schrie: „Alte Hexe!" und Ursula: „Schnurrant und Bierfiedler," und dann traf sich's bisweilen, daß Feuerbrände und Suppentöpfe sammt ihrem Inhalte sich halbwegs zu den Köpfen begegneten; auch wohl des Musikanten Fäuste in den Haaren seiner Feindin Unordnung anrichteten, während sie schwer zu deutende Schriftzeichen auf sein Angesicht mit den Nägeln zeichnete: aber das traf sich nur, wenn Elisabeth und ihre Mutter abwesend waren, was höchst selten geschah. Der Chronist gedenkt nur zweier Fälle dieser Art, und jedesmal war der Hader darüber entstanden, daß

Elisabeths Anbeter Gunst oder Ungunst der beiden streitenden Personen besaßen. Ihr Glück war doch stets der einigende Mittelpunkt, trotz des Haders.

Ursula nämlich begünstigte den jungen Joseph Molina, den einzigen Sohn und Erben des alten Saalschultheißen, weil sie als Köchin im Hause gedient, als er ein Kind war. Bei dieser Begünstigung wog offenbar die glänzende Zukunft Elisabeths jede Rücksicht auf in den Augen Ursula's.

Pankraz wäre auch schon für ihn gewesen, hätte nicht Ursula seine Sache betrieben, und wäre nicht Conrad Aichschalter der einzige Mensch gewesen, der durch die Bande des Bluts ihm angehörte, aber zugleich ein so wackerer Junge, als je einer mit kräftigem Ruderschlage den Kahn durch des Rheines sich kräuselnde Fluth getrieben.

War Ursula's Begünstigter reich, vornehm und schön, so war der seine wacker, tüchtig und schön; hatte auch sein sorgenfreies Auskommen, ein eigenes, nettes Häuschen, einen Kahn, Netz und Feldgut. Da lag, nach seiner Meinung, das schwerere Gewicht in Conrads Schale, zumal Joseph sich an die französischen Offiziere hing, mit ihnen landsknechtete und Possen trieb, die Mädchen äffte und dergleichen Dinge, die in dem Register, das Pankraz über das, was sich schickt, führte, nicht geschrieben standen. Er hatte es ihm auch gesagt; aber „Jugend hat nicht Tugend," sprach Pankraz, wenn er davon redete.

Frau Dreis suchte die Beiden abzuhalten, von diesen Dingen zu reden. War auch Elisabeth dem Conrad nicht böse, so zog sie doch ihr Herz zu Joseph, dem Liebling ihrer Jugend. Dabei war er keck und Conrad mädchenhaft bescheiden und — wer ein Mädchenherz kennt, weiß auch, daß selten ein blöder Schäfer den Sieg über einen kecken Eroberer davon trägt.

Das Herz ist ein curios Ding bei jedwedem Menschen, aber

Bei einem jungen Mädchen iſt es erſt recht curios, und wer damit in's Reine kommen will, mag zuſehen, wie er damit fertig wird.

2.

„Ein Wort gibt das andere."
Sprüchwort.

Es war an einem Morgen, der ſo ſchön war, daß man ihn hätte einen rechten Sommermorgen nennen können, als Eliſabeth an das Mauerfenſter trat, um ihr roſiges Geſichtchen in der Morgenluft zu baden. Vor ihren Blicken lagen die Stadtgärten und rechts, gerade vor dem Fleiſchthörchen, wölbte ſich auf dem erhöhten Rheindamme die uralte Linde und hauchte, wie die erquickenden Pflanzen in den Gärten, erfriſchende Düfte aus. Es war nämlich nach langer Trockenheit ein friſcher Regen in der Nacht gefallen. Alles athmete neues Leben. Der Himmel war tiefblau, der Rhein glitzerte im Sonnengold, obwohl droben an den violetten Bergen von Trechtingshauſen wie ein feiner Schleier ein lichter Nebel hing. Sah ſie dorthin, ſo überſchaute ſie den Rhein in faſt dreiſtündiger Ausdehnung. Dort droben lag das lange, alte Lorch mit ſeinen Thürmen, ſpitzgiebeligen Häuſern und ſeiner ſtolzen Kirche, deren Glockentöne ſo reich und harmoniſch der Südwind, hier „Thalwind" genannt, herabtrug und zugleich die Wellen des Rheines leiſe hob und ſenkte.

Gegenüber lag im Baumgrün der Petersackerhof, und weiter unten das mauerfeſte Rheindiebach, über dem Fürſtenberg in ſtolzer Pracht ſich mit ſeinen Thürmen am blauen Hintergrunde des Himmels abhob.

Dort drüben lag Lorchhauſen ſo ſtill und friedlich, und das Klöſterlein Fürſtenthal ſah dieſſeits nur mit ſeinem Glockenthurm aus den Kronen alter Nußbäume hervor.

Folgte ihr Blick den Bergen, so sah sie drüben an dem Fuße der hohen Wirbellai einen Kahn schwimmen, in dem eine edle Gestalt aufrecht stand und das Netz in die Fluth warf, um den stillen Fisch aus der feuchten Tiefe in die mörderische Gewalt dessen zu locken, der da herrschen sollte über die Fische im Wasser, über die Vögel unter dem Himmel und die Thiere auf dem Felde, und der von dem göttlichen Anrecht einen ausgedehnten Gebrauch zu machen pflegt.

Ihr Auge ruhete mit Theilnahme auf der Gestalt, es war ja der gute Conrad Aichspalter, der sie so lieb hatte, der seine Mutter so liebevoll gepflegt und seit sie todt war, zu keinem Tanze mehr ging. Sie sann nach, warum sie ihn nicht lieber habe, wie den Joseph Molina, und in diesen Gedanken sah sie die schöne Landschaft nicht mehr, die vor ihr lag. Da rief's unten an der Mauer leise: „Guten Morgen, Liebchen!"

Keine Seele war am Rheine sichtbar. War's ein Wunder, daß das Mädchen erschrack?

Indessen das wundersüße Lächeln, das um die rosigen Lippen spielte, erwies denn doch, daß der Schrecken weder tief einging noch unangenehmer Art war. Verschwiegen darf auch nicht werden, daß eine Gluthröthe das herzige Gesichtchen übergoß und weit hinab unter das Tuch drang, das Hals und Busen züchtig umschlpß.

Das lächelnde Auge suchte und fand schnell den anmuthig Grüßenden.

Es war ein junger Bursche von höchstens achtzehn Jahren, von blühender Gesundheit und schöner Gestalt und Zügen. Die dunklere Hautfärbung, das schwarze Haar, das große dunkle Auge verrieth die Abstammung von den Lombarden. Es war Joseph Molina. Sein Anzug war vornehm und ganz nach dem Schnitte, den die Spanier in den Niederlanden am Rhein in Aufnahme gebracht, kleidsam und schön, stattlich und in die Augen fallend.

Aus dem Auge sprach das lodernde Feuer, das im Herzen glühte.

Ihr Auge war blitzschnell rechts und links auf Kundschaft gegangen. Kein Zeuge war nahe.

„Warum verbirgst Du mir neidisch dein lieblich Gesicht? Seit dreien Tagen seh' ich Dich heute zum ersten Mal, und ich stehe doch stündlich auf der Wache unter der Linde." So sprach die wohlklingende Stimme unten an der Mauer.

„Muß ich nicht?" fragte das erglühende Mädchen. „Wer ist denn sicher vor Euren Spießgesellen?"

„Spießgesellen?" fragte betroffen der da unten.

„Ja wohl," sagte das Mädchen halblaut, doch verständlich. „Sitzt Ihr nicht allezeit im Stern bei den Pfalzvergiftern?"

„Ihr?" fragte gedehnt und einen Schritt zurücktretend der Jüngling, der sichtlich dem Vorwurf ausweichen wollte. „Hast Du kein Du mehr für mich? O Elisabeth, welcher böse Geist ist zwischen Dich und mich getreten?"

„Es ist kein böser Geist," sagte das Mädchen. „Ich bin einer armen Wittwe Kind und Ihr seid ein reicher Junker. Nur Gleich und Gleich gesellt sich gut."

„Hat Dir der alte Pankraz Etwas aufgebunden?" fragte er. „Glaub' dem alten Brummtopf nicht. Glaub' nicht dem Gerede der Leute. Wer kann Emmerenz mit Dir vergleichen, die Nacht mit dem Tage, die Distel mit der Rose!?"

„Pfui!" sagte das Mädchen unwillig, aber ein scharfes Ohr konnte wohl hören, daß der Vortheil des Vergleichs nicht ohne Beifall blieb. War doch Emmerenz, wie abgekürzt die hübsche, dralle Tochter des reichsten Mannes der Stadt, des Rathsbürgermeisters Stoffel Gilzer, geheißen wurde, eine Erbin, wie keine zweite die Mauern der Stadt umschlossen, und wer sie hübsch nannte, war kein Lügner.

„Ach," setzte der Jüngling hinzu, „Du solltest so tolles Leutgerede nicht hören! O meine Liebe zu Dir ist mir über den Kopf gewachsen. Ich kann ohne Dich nicht leben."

„Das ist nicht gut," sagte halb scherzend und wieder ganz versöhnt das Mädchen. „Fragt Euern Kopf einmal, der wird Euch sagen, es sei nicht gut und nicht recht, den Frieden eines armen Mädchens zu untergraben! Wir sind keine Kinder mehr."

„Ach, das fühl' ich wohl!" rief Joseph, „und alle Tage mehr; aber kann ich, soll ich aus dem Herzen reißen, was so tief seit der Kinderzeit gewurzelt hat?"

Elisabeth seufzte tief. „Und doch muß es sein!" sagte sie mit zitternder Stimme.

„Wer sagt's?" fragte flammenden Auges der Jüngling. „Wer will mich zwingen, wenn ich nicht will?"

„Euer Vater," sagte stark betont die Jungfrau. „Ich weiß, daß er Eure Schritte belauscht und mit Euch darob hadert, daß Ihr" — sie stockte.

„O sag's, sag's," rief er, „daß ich Dich liebe und Dich in Ewigkeit lieben werde!"

Sie hielt die Hand vor das Auge.

„Elisabeth, nur ein Stündchen heute Abend! Ich muß mit Dir reden, muß die Nebel vertheilen, die Dein Auge trüben. Ich flehe zu Dir; nur Ein Stündchen, wie sonst!"

„Wo bleibst Du doch so lange?" schalt in diesem Augenblicke die Mutter, die in die Thüre trat. „Unser Morgensüpplein wäre schier in's Feuer gelaufen, hätt' ich nicht selber nachgesehen."

Elisabeth war doch recht erschrocken! Glühte sie schon, so wurde sie jetzt bleich bei dem Gedanken, die Mutter könne argwöhnen, was sie hier so lange zurückgehalten.

Flüchtig, wie das gescheuchte Reh, flog sie in's Haus und an ihren Herd, und es währte lange, bis sie sich gesammelt.

Die Mutter hatte übrigens theilweise das Gespräch mit angehört, ohne daß sie Alles verstanden. Sie vermuthete, daß Joseph mit ihrem Kinde geredet, trat an das Mauerfenster und sah forschend hinab. Sie kam indessen zu spät, um etwas von dem zu erblicken,

her die Zwiesprache mit ihrem Kinde gehalten, denn beim ersten Laute der fremden Stimme, die sein scharfes Ohr vernommen, war er wie ein Blitz innerhalb des Fleischthörchens in Sicherheit. Die Dicke der Stadtmauer ließ es auch nicht zu, etwas von ihm zu sehen.

Ihr Gesicht war ernster als sonst beim Frühmahl. Elisabeth sah es gerne, daß sie gemahnt wurde, für das Mittagsbrod Sorge zu tragen, nachdem sie den Tisch abgeräumt und das nette Stübchen in Ordnung gebracht, wo im Geräthe noch mancher Rest aus glücklicheren Tagen in einem gewissen, vielleicht auffallenden Gegensatze mit der Armuth der Bewohnerinnen stand.

Der Eintritt einer befreundeten Bürgersfrau, die ein Sammthäubchen bestellte, wie es Elisabeths kunstfertige Hand zu fertigen wußte, bewirkte, daß die innere Ruhe bei ihr allmälig zurückkehrte und auch die Gedanken der Mutter eine andere Richtung zu nehmen schienen.

Als die stattliche Frau sich entfernt hatte, war die Stunde da, daß das Feuer auf dem Herd angefacht werden mußte. Ueberdies kamen ja auch jetzt Pankraz und Ursula mit ihren Töpfen, und da mußte sie als Schutzwehr in der Küche sein, daß nicht verhaltener Groll in lichten Flammen auflodere.

Sie hatte kaum ihr Holz zurecht gelegt, da kam der alte Knabe die schmale Holzstiege aus dem Unterstocke herauf.

In der einen Hand trug er das Töpflein, das sein bescheidenes Mahl umschloß, unter dem anderen Arme trug er ein Bündelein Holz und Reisig.

Seine Stirne war heute nicht heiter. Es lag ein trüber Ernst darauf.

Ein Blick reichte hin, Elisabeth das erkennen und verstehen zu lassen.

„Guten Morgen, Pankrazvetter," rief ihm Elisabeth entgegen,

und ihr liebliches Gesichtchen war so freundlich dabei, daß der Alte mit einemmal ein Anderer wurde.

„Du Herr!“ rief er aus. „Du kannst mich alten Knaben freundlich machen, wenn auch schweres Leid mir auf der Seele liegt.“

Sie nannte ihn „Pankvazvetter“, nicht weil sie etwa mit ihm verwandt gewesen wäre; denn das war nicht im Entferntesten der Fall, sondern weil es am Rheine Sitte und von je und je gewesen ist, an den Tauf- oder Geschlechtsnamen das Wort „Vetter“ oder „Base“ anzuhängen, wodurch ein gemüthlich herzlicher Ton entsteht, der die Herzen der niederen Stände einander sehr nahe bringt. Es scheint, als seien Alle dadurch Eine Familie.

„Das wird ja doch nicht sein!“ rief das Mädchen theilnehmend aus. „Laßt mich's wissen,“ bat sie, „vielleicht kann ich helfen, doch wenn das nicht, trösten.“

„Es ist nicht gut in eigner Sache richten,“ sprach Pankraz.

„Betrifft's mich?“ fragte sie, und die Wangen färbten sich wieder höher.

„Laff' es gut sein,“ sagte Pankraz, und ging zur Küchenthüre.

„Gebt mir Euer Holz und Eueren Topf, Pankrazvetter,“ bat sie. „Ich will Euch das Süpplein herrlich kochen, auch Grünes dran thun, das ich aus Berndt's Garten habe.“

„Widersteh' Einer dem Mädchen!“ sagte lächelnd der Alte, und gab ihr Beides.

„Geht doch in die Stube zu der Mutter,“ fuhr sie fort, „wenn's gar ist, ruf' ich Euch schon.“

Kaum war der Alte in die Stube der Frau Dreis getreten, so maß mit Riesenschritten Ursula den Raum zwischen ihrer Stubenthüre und dem der gemeinsamen Küche.

„Guten Morgen, Bethchen,“ sagte sie. „Ei, wie so rosig! Du wirst alle Tage schöner! Nichts geträumt, Kind, gar Nichts? Möchte Dir doch auch einmal einen auflegen.“

„Nein," sagte Elisabeth trocken. „Ich träume nicht —."

„Schläfst auch wie ein Sack," schmollte sie. „Weiß der Kuckuck, andere Mädchen träumen immer, und es denkt kein junger, hübscher Bursche dran, Morgens früh und Abends spät ihnen aufzulauern, um nur einen Blick oder ein Wörtchen zu erhaschen. Du träumst nicht, und doch stand heute früh schon Einer da und sah sich fast die Augen aus!"

Ursula fixirte das Mädchen mit ihrem Auge so scharf sie konnte. Sie sah ihre Wangengluth. Um sie zu verbergen, bückte sich Elisabeth, das helllodernde Feuer anzublasen.

„Nun, nun," rief die einäugige Jungfrau, „spar' Deinen süßen Athem, Kind, spar' ihn. Du siehst ja, daß das Feuer schöner nicht lodern kann. Willst Du Wasser in den Rhein tragen, um die Röthe zu verbergen, deren Grund ich recht gut kenne?"

„Laßt mich doch, Ursulabas," sagte das Mädchen. „Ihr bringt's noch so weit, daß ich jedes Mal aus der Küche gehe, wenn Ihr kommt!"

„Grade das verdient' ich um Dich, grade das," sagte böse Ursula. „Alle Wetter! Ich weiß keine Seele, die ich lieber hätte, als Dich —."

„Etwa Eure Katze, wenn sie eine Seele hätte!" scherzte Elisabeth.

„Ach, was," sagte ärgerlich Ursula. „Sei mir nicht so schnippisch, Kind! So was vertrag' ich nicht gut. Du weißt's zu genau, daß ich Niemanden lieber habe als Dich und mein Josephchen, das ich auf den Armen trug und hätschelte, darum müßt ihr auch ein Pärchen werden, so wahr, als ich Ursula Kreuzhöfer heiße und eines ehrlichen Mannes Kind bin."

„Laßt mir doch einmal meine Ruhe!" sagte ärgerlich das Mädchen.

„Hi! hi! hi! Wenn Du sie hättest!" lachte die Alte, und preßte das Auge zu, mit dem sie allein mit der Außenwelt in

Verbindung stand; „aber ich weiß' besser, wie es unter dem Mieder und Leibchen aussieht! Mach' mir keinen blauen Nebel vor! Hab' ich auch nur Ein Auge, so hab' ich doch zwei Ohren, und wenn sie Augen wären, bräucht' ich keine Brille. Hab' ich heute früh Nichts gehört? He! — Laß doch das Zieren! Du weißt, Ursula kann schweigen wie das Grab. Aber mein Josephchen bittet um ein Stündlein, und wenn's auch nur ein halbes wäre, heute Abend. Laß ihn nicht warten. Er hat Dir so viel zu sagen, Du glaubst's gar nicht!"

„Ich will nun einmal nicht!" sagte Elisabeth, der es unangenehm war, daß sich Ursula immer an sie drängte, und ihre stillen Geheimnisse wußte.

„Willst nicht?" fragte Ursula. „Seit wann denn?"

„Seit mir's beliebt!" war Elisabeths Antwort.

„Ei, ei! Sieh' 'mal, wie das Kind mich abtrumpft! Hab' ich das um Dich verdient?" rief Ursula im heftigen Zorne. „Nein, es ist besser, ich lasse meine Finger aus dem Spiele, denn es taugt doch Nichts, daß man eine Abtrünnige mit einem rechten Christen vermähle. Ja, ja, es taugt Nichts."

Sie hatte beide Hände in die Seite gesetzt und mit vollem Zorne gebebert.

Jetzt richtete sich Elisabeth hoch auf und sah ihr fest in das glühende Eine Auge und sprach:

„Laßt mir meinen Glauben unangetastet; ich habe nie den Euren verletzt. Laßt überhaupt von mir ab und laßt Gott walten."

Es war, als ob diese fest und ruhig gesprochenen Worte das Weib mit kaltem Wasser übergössen. Sie erschrak ordentlich vor sich selbst, daß sie sich so weit hatte gegen ihren Liebling vergessen können.

„Wie Du auch gleich Alles, was ich unbewacht sage, falsch ausdeutest," sagte sie einlenkend, und setzte hinzu: „Nun, Bethchen, sei mir wieder gut, und höre heute den guten Joseph an."

Schweigend that Elisabeth an die Mauerthür und ließ die brummende Ursula allein in der Küche.

Während dies Gespräch in der Küche geführt wurde, hatte sich Pankraz zu Frau Dreis gesetzt.

„Dreisebas'," sagte er, noch voll von der Freundlichkeit Elisabeths, „ich sag's alle Tage, das Kind ist ein Engel; sag' ich. Was es einem Gutes thut, ist in einer Art gethan, als ob es sich noch extra dafür bedanken müßte, daß man es annimmt. Jetzt kocht's wieder mein armes Süpplein, und ich wette, sag' ich, daß es zwanzigmal besser wird, als hätt' ich's gekocht. Es wird nicht unbelohnt bleiben, sag' ich, gewiß nicht. Wär's nur einmal gut versorgt!"

„Warum denn so eilen?" fragte Frau Dreis. „Kommt sie denn nicht noch früh genug in's Kreuz, wenn sie mit vier und zwanzig Jahren heirathet? Ich lebe ja noch!"

„Ja, sag' ich," erwiederte Pankraz, „das ist Alles gut, aber zwei Augen sind schnell zu. Was dann?"

„So lebt der alte Gott in Israel noch!" sagte Frau Dreis mit festem Glauben.

„Wohl, sag' ich, wohl geredet, Dreisebas', aber der liebe Herrgott will, daß wir auch Etwas thun sollen."

„Es ist dies Jahr aber kein Schaltjahr," erwiederte Frau Dreis, „daß die Mädchen freien gehen dürfen, wie man im Sprüchwort sagt."

Pankraz fühlte den Spott.

„Nein, höhnt mich nicht, Dreisebas', höhnt mich alten Kerl nicht, sag' ich; ich mein' es ja so gut, wie es nur Jemand meinen kann, und ich wüßte Einen, der käme schon zu freien, wenn er wüßte, daß er recht käme."

Bei diesen, nach seiner Meinung fein beigebrachten Worten blinzte Pankraz pfiffig mit den Augen.

Frau Dreis verstand ihn. „Conrad ist ein braver Mensch, aber —"

„Hollu, sag' ich,“ fiel ihr Pankraz in die Rede, „hat Euch die alte Heidenhexe drüben auch den Kopf mit dem Joseph Molina verrückt? Ich brächʼ ihr gleich den Hals, sag' ich.“

„Pfui doch, Pankraz, wer wird gleich so zornig werden, und solche abscheuliche Drohworte aussprechen!“ sagte ernst tadelnd Frau Dreis.

„Ihr könnt das verfluchte Schulmeistern nicht lassen,“ beißte er fort. „Was habt Ihr gegen den Conrad? Ist er Euch nicht reich genug? Er hat ein Haus, sag' ich, hat Gut und einen Nachen; dabei ist er stark, gesund, und was noch mehr ist, brav, grundbrav, sag' ich, und hat kein gestohlen Geld, wie der Molina, und Ihr wißt's am besten! — Er sitzt nicht im „Stern“ und kartet mit den Franzosen, den Pfalzvergiftern.“

„Pankraz, Pankraz!“ rief Frau Dreis aus, „wohin führt Euch wieder Eure Heftigkeit? Ihr erinnert mich an ein altes Weh; laßt es doch ruhen. Ihr wollt durchaus das Kind vermählen. Laßt sie doch wählen, wenn Zeit und Stunde kommt. Sie soll nicht im Mindesten gezwungen werden.“

„Gezwungen? Dreifsebaſ', das fiel mir im Traume nicht ein. Gezwungener Eid ist Gott leid, sag' ich. Wer's thun wollte, ich — brächʼ ihm gleich den Hals!“

„Still, still!“ sagte Frau Dreis, „Ihr kommt wieder in Euer wildes, sündhaftes Gerede.“

„Gut, sag' ich, gut,“ rief Pankraz, „so will ich still sein, und Ihr habt mich zum letzten Male gesehen!“

Er sprang auf und rannte zur Thüre hinaus. Unglücklicher Weise saß Ursula's schwarzer Kater auf der Thürschwelle. Der eifernde Pankraz trat ihn mit solcher Heftigkeit auf den langen Schweif, daß er erbärmlich aufschrie.

Dieser Ton war das Signal für Ursula, loszubrechen: „Vermaledeiter Viersiedler, Schnurrant und Lump!“ schrie die Zornglühende, die noch in innerer Aufregung war, „was hat Der

das arme Thier gethan?“ Sie ergriff einen ihr zur Hand stehenden Beſen, that einen ihrer Siebenmeilenſchritte und verſetzte Pankraz einen nachdrücklichen Hieb über den Kopf, daß der alte Mann gegen die Thüre zurücktaumelte.

Ehe ſich indeſſen Pankraz ſammeln und zur Gegenwehr rüſten konnte, hatte Eliſabeth der langen Urſula den Beſen entwunden, ſie in ihre Stube, die ſie raſch geöffnet, hineingeſchoben und Pankraz darauf in die Küche gezogen.

„Laßt ſie, Pankrazvetter,“ ſagte ſie begütigend. „Es iſt chriſtlicher, zu vergeben, als zu zürnen.“

Aber dieſe Worte machten wenig Eindruck auf den vielfach Gereizten. Der Grimm machte ihn ſtumm. Er nahm ſein Töpfchen und ging, aber die geballte Fauſt, welche er gegen das Zimmer Urſula's ausſtreckte, ſagte mehr als Worte und wies hin auf eine Rache, die nur verſchoben war, nicht aber aufgehoben.

3.

In der Haſelnuß nagt's,
Ein Würmlein ſitzt drein, —
Dem wird's drin zu enge —
Im Freien will's ſein.
Nun beißt ſich's ein Thürlein;
Da muß es heraus.
So iſt's mit dem Leib auch —
Dem das Herz dient zum Haus.
Volkslied.

Allen Drei wollte heute das Mittagsbrod nicht ſchmecken und die Bierte ſah auch in den Teller, als wollte ſie den Boden durchſchauen und aß nichts.

Blicken wir zuerſt in das Stübchen Pankrazius Sulzbacher's. Unangerührt ſtand die Suppe auf dem Tiſchlein. Wie beſeſſen

rannte er in dem Stübchen herum, focht mit den Armen in der Luft und räsonnirte wie ein Rohrspatz. Zuerst bekam Ursula ihr Theil, und kein halbes, verkürztes. Pankraz' Zorn war ein verzehrend Feuer. Aller Welt wollte er dann den Hals brechen, was ein Kraftausdruck war, in dem sich sein Zorn breit zurechtlegen konnte. Uebrigens lag kein Beispiel vor, daß er je einen Hals gebrochen. Sein Zorn war der Art, daß, je heftiger er brannte und brauste, desto schneller er erlosch. Heute schien er nachhaltiger. War es doch Frau Dreis, die ihn erzürnt.

Hab' ich Das um sie verdient, sag' ich, verdient? rief er aus. Lieber hab' ich das Kind, als sie selber; drum möcht' ich's versorgt wissen unter dem Schutze eines tüchtigen Mannes, denn die Pfalzvergifter schnüffeln umher wie gierige Spürhunde, wo sie ein hübsches Mädchen auswittern, und denen trau', wer Lust hat. Ich nicht, sag' ich, ich nicht! Aber von dem Conrad will sie nichts wissen. Wie kühl hat sie ihn bei Seite geschoben.

Sie habe nichts gegen ihn, sagte sie. Dank's ihr ein spitz Holz, sag' ich; was will sie gegen ihn haben? Es sind Mädchen und Wittwen genug in der Stadt, die die Finger nach ihm leckten. Betrachte nur Einer die hübsche, junge Wittwe Pfaff, seine Nachbarin! Er mag sie nicht, sag' ich, weil er das „Kind" lieb hat, aus seiner Seele Grund.

Fast glaub' ich, sagte er stehen bleibend, sie hat den Hochmuth mit in's „Gotteshäuschen" genommen. Da ist der rechte Ort dafür, sag' ich, meiner Treu, der rechte Grund und Boden für Hochmuth!

So ist's aber mit den reichen Leuten. Wenn sie herunterpurzeln bis zu unser Einem, so meinen sie doch, sie seien was Besseres. Der Reichthum hat ein zähes Gedächtniß.

Meint sie, der Joseph heirathe das „Kind"? Alte Thorheit, Zum Spaß ist sie ihm schon recht, aber zum Heirathen hat's guten Weg. Wart' ein Bischen, Alte! sag' ich. Der Molina hat dich ohnehin auf dem Strich. Der hat's noch nicht vergessen, daß du

ihn nicht mochtest, als er jung war, nicht mochtest, als er Wittwer wurde. Verschmähte Lieb' hat auch ein zäh Gedächtniß, ich seh's an der Heidenhexe droben. Die vergiftet mich noch einmal, sag' ich. Lieber Gott, sie ist doch so arm, wie eine Kirchenmaus, und sollte Gott danken, wenn so ein Staatsbursche, wie Conrad, ein behaltener Mensch, ein seßhafter, nahrhafter Bürger, um ihr Kind wirbt. Ich darf's ihm gar nicht sagen, sonst vergeht er wie Butter an der Sonne.

Wieder rannte der Alte einige Mal das Zimmer auf und ab, und dann mit dem Ausruf: Ich möcht' Allen den Hals brechen! zum Stübchen hinaus, ohne auch nur sein Süpplein berührt zu haben.

In Ursula's Stube sah's nicht besser aus. Sie tobte heftig über Elisabeths schnödes Abweisen ihrer guten Meinung.

Das zu erkennen, was in Elisabeths Seele wirkte, fehlte ihr das feinere Gefühl. Die rauhe, schonungslose Art, wie sie das Heiligste antastete, was des Mädchens Herz erfüllte, mußte sie nöthigen, sie zurückzustoßen.

Ohnehin fühlte Elisabeth eine Abneigung gegen die Alte. Ihr feines, religiöses Gefühl in gleichem Maße, wie ihre streng sittlichen Grundsätze verwarfen das gottlose Treiben Ursula's. Wenn sie es nicht als Betrug erkannte, so erkannte sie es als eine teuflische Kunst und stimmte in diesem Punkte wesentlich mit Pankraz überein, obwohl sie es nicht aussprach, um nicht den Zorn des Junggesellen noch mehr zu reizen. Ursula ahnte das wohl, aber dies minderte ihre Liebe zu Elisabeth nicht, die wirklich eine wahre Affenliebe war. Wenn es sie auch schmerzte, daß das „Kind" sie so zurückstieß, so hob das doch die Liebe nicht auf, die so tief im alten Herzen saß und die neue Nahrung in dem Mitgefühle fand, welches Elisabeth für die Katzen hegte, im völligen Widerspruche gegen ihren Freund Pankrazius Sulzbacher.

Heute war Ursula's Unmuth mächtig. Auch ihr Essen blieb

faſt unberührt, und ſie gab ihm auch Worte, wie es in der Regel Perſonen thun, die allein zu leben pflegen.

Meinſt du, ſagte ſie pfiffig lächelnd, ich ſähe dir nicht in die Karten? O, der Joſeph ſitzt dir im Herzen und kommt nicht wieder heraus; aber es iſt der Mädchenſtolz und Pimpelei zugleich — es ſoll's Niemand wiſſen. Pah, als ob's nicht alle Welt wüßte! Ich ſoll Nichts mit beitragen? Ja, lauf' du! Ich thue es doch und ſetze meinen Kopf dran, ich thu's. Daß der alte Gilzer, der Filz, der Wucherer, ſeine Emmerenz dem Joſeph aufhängen will, weiß ich wohl, aber der verrechnet ſich, oder ich hieße nicht Urſula und müßte nicht wiſſen, was zu thun ſei. Könnt' ich nur den Conrad wegbringen! Die junge Pfaffin iſt auch in ihn verliebt. Nun, ich nehm's ihr nicht übel. Er iſt eine Pracht von einem Menſchen, und Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Sie iſt eine Schifferswittwe, hat einen Ankernachen und fährt Molina's Wein nach Köln, iſt eine runde, junge, hübſche Frau und eine glatte Wittwe ohne Kinder. Nun iſt Liſe meine gute Freundin, wer weiß? Ich will das Meine thun! Vielleicht ſtell' ich dem Conrad ein Füßchen!

Ein leiſes Klopfen ſtörte ſie. Schnell öffnete ſie die verſchloſſene Thüre und — Emmerenzia Gilzer ſchlüpfte raſch herein, von Urſula mit vielen Knixen begrüßt.

Das erröthende Mädchen ſagte: „Ich komme um die Mittagsſtunde, wo alle Leute zu Hauſe ſind; da wird man am wenigſten bemerkt."

Urſula betrachtete das Mädchen. Es war eine kleine, runde, volle Geſtalt, von ebenmäßigem Bau und blühender Geſundheit. Ein ſchwarzes Auge glühte von innerem Feuer. Das apfelrunde Geſichtchen lachte von innerer Heiterkeit und die Gluth der Wangen war jetzt durch jene Erregung erhöht, die ebenſowohl ein Kind der Scham war vor dem, was ſie hier wollte, als der Sehnſucht, über Dinge einige Gewißheit zu erhalten, die ihr Herz eben in ungewöhn-

lichem Grade beſchäftigten. Sie war eitel und gefallſüchtig, und das Bedürfniß zu lieben war in ihr recht lebendig.

Aha, dachte Urſula, als ſie ſo mit ihrem Einaug' das Mädchen fixirte, da brennt's im Herzen und die Zwei, die ſie im Auge hat, ringen um die Macht und Herrſchaft in ihr. Sollte Joſeph? — Doch nein! Feuillade muß es ſein.

„Wollt auch gewiß 'mal ſo ein Bischen hinter den Vorhang der Zukunft blicken, Jüngferchen?" ſagte ſie und der zahnloſe Mund verzog ſich zu einer zuckerſüßen Spitze. „Ja, ja," fuhr ſie fort, „wer ſo das Geriſſe hat, wie Ihr, weiß am Ende nicht, wohin er ſich wenden ſoll. Der Offizier, wie heißt er doch? — Aha, der Marquis de la Feuillade läuft ſich die Beine ab, und wie ich höre, der junge Molina weiß auch die Perlen zu finden?"

Emmerenzia lächelte; aber als Urſula Joſephs Namen nannte, wollte ein Seufzer ſich herausdrängen aus der Bruſt, den das Mädchen jedoch unterdrückte.

„Planetchenſtellen und Kartſchlagen?" — fragte Urſula.

„Kartſchlagen!" liſpelte das Mädchen, und ſah ängſtlich nach Thür und Fenſter.

Urſula bemerkte es. „Seid ruhig," ſagte ſie, „ich ſchließe die Thür ab, und die Sonnenſtrahlen geben uns Licht genug, auch wenn der Vorhang vor das Fenſter gezogen iſt."

Schnell räumte ſie ihr Eßgeräthe vom Tiſche weg, ſchob der Jungfrau einen Stuhl hin und holte die Karten, die ſie ſorgfältig miſchte. Man ſah es ihnen an, daß ſie ſtark im Gebrauche waren.

Nach einigemalem Miſchen legte die Alte die Karten in einen Kreis, der ſich, nach ſeinem Mittelpunkt immer engere Kreiſe bildend, ſo viel verengte, daß zuletzt nur Raum für eine Karte blieb.

Emmerenzia's Augen waren mit einer Aufmerkſamkeit der fingerfixen Thätigkeit Urſula's gefolgt, die es über allen Zweifel erhob, daß ſie aus voller Seele an die völlige Untrüglichkeit des Orakels glaubte, das ſie zu befragen gekommen war.

Ursula setzte eine in Horn gefaßte Klammbrille auf die scharfgebogene Nase und begann das farbige Rund vor ihr zu mustern.

„Herzenskindchen," flüsterte sie, „habt Ihr Raum für Zwei in Eurem Herzen? — Seht nur, da liegt Herzbub und Eckſteinbub, und dazwiſchen Herzaß und drüben Herzdame. Kann's klarer ſein? Ihr müßt Zwei lieben!"

Das Mädchen wurde glühend roth.

„Seht, der Herzbub hat einen Säbel, das iſt der Feuillade, und der liegt rechts. Meiner Treu, Ihr habt ihn lieber als den Joſeph Molina, denn der iſt der Eckſteinbub und liegt links.

Emmerenzia wiſchte ſich mit dem Taſchentüchlein über die Stirne. „Es iſt ein ſchöner Mann," fuhr Urſula fort, „und — er hat ernſte Abſichten, denn ſeht nur, fünf Herzblätter liegen bei ihm; aber bei dem Herzkönig liegt Kreuzaß. Verſteht Ihr das?"

Emmerenzia ſchüttelte den Kopf.

„Nun, das heißt, Euer Vater will's nicht haben."

Emmerenzia nickte leiſe.

„Aber zu dem Joſeph neigt er — ſeht nur ſelbſt."

Auch jetzt nickte das Mädchen bejahend.

„Seh' ich aber recht, ſo zieht Joſeph ſonſtwo hin!"

Emmerenzia riß die Augen weit auf und ſtarrte in die Karten.

„Ihr habt eine Nebenbuhlerin. Sie iſt ſchön, ſehr ſchön, aber arm. Kennt Ihr ſie?"

„Eliſabeth," flüſterte halblaut das Mädchen.

„Welche Eliſabeth?" fragte Urſula, als ob ſie nichts wüßte.

„Nun," ſagte das Mädchen ſtockend, „die drüben!"

„Pah!" rief Urſula aus. „Arm, wie Hiob! Nein, die nimmt er nicht. Er müßte ja keinen Tropfen väterlichen Bluts in ſich haben, wenn er dazu Luſt hätte. Glaub's nicht. Aber laßt ihn laufen! Lieber einen Hecht, als einen Weißfiſch, ſagen die Schiffer. Der Franzoſe iſt ein Marquis. Er bringt Euch, wenn der Krieg

zu Ende ist, an den Hof von Frankreich. Gewiß wäret Ihr seine Zierde."

Emmerenzien schmeichelte diese plumpe Aeußerung. Sie war eitel und hochmüthig, und von den riesiggroßen Vorzügen ihrer kleinen Person überzeugt. Alles gefiel ihr an ihr selbst; nur die Größe, die Größe! Sie trug zwar halb handhohe, rothe Absätze an ihren Schuhen, aber das trug doch nur wenig aus. War sie in Gesellschaft Anderer, so suchte sie durch die Geläufigkeit ihrer Zunge die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, der sie sonst durch ihre Kleinheit zu entgehen fürchtete. Daß nun die beglaubigte Wahrsagerin ihr so Großes verhieß, das bezauberte sie und ließ für's Erste den Marquis vor Joseph den Vorrang erlangen.

Während Emmerenzia noch in ihren süßen Träumen schwelgte, und ihr beschränkter Geist es versuchte, seine Grenzen zu überfliegen und sich den Hof Ludwigs des Vierzehnten auszumalen, den der frivole Marquis da la Feuillade ihr mit den glühendsten Farben und üppigsten Bildern vorgemalt, bog Ursula mit ihren langfingerigen Händen die Karten in einen Knäuel zusammen, den sie rasch ordnete und sodann mischte.

„Schöne Aussichten, meiner Six, schöne Aussichten für Euch," schwatzte sie; „wozu aber Euer Reichthum Euch vollkommen berechtigt. Nun laßt uns aber den zweiten Kreis legen, zuletzt im Quadrat, denn dreimal darf es geschehen, weil aller guten Dinge Drei sind."

Sie legte die Karten wieder in gleicher Weise, und als die letzte Karte, mitten in den Kreis gelegt, Herzdame war, schlug Ursula die Hände zusammen, und stand eine Weile stumm da, wie es schien, von der Macht des Eindrucks überwältigt.

Emmerenzia sah ihr fragend in das blinzende Einaug'. Als sie immer nicht sprach, sagte sie bittend und ängstlich:

„Warum schweigt Ihr doch? Es quält mich Euer Schweigen, Redet doch, ich bitte Euch!"

„Laßt mich zu mir ſelber kommen," verſetzte Urſula; „denn Etwas der Art iſt mir niemals vorgekommen. Die Herzdame im Mittelpunkt! Ihr ſeid ein Kind des Glückes. Wiederum liegt er Euch nahe; wiederum ſeid Ihr von Königen umgeben."

„Joſeph liegt oben im Kreiſe bei der Schippendame, bei Euerer Nebenbuhlerin, die er — lieber hat als Euch."

Emmerenzia biß ſich in die Lippen. Daß er, auch wenn er ihr Gatte nicht werden ſollte, die Betteldirne, wie ſie die reizende Eliſabeth zu nennen für gut fand, lieben ſollte, mehr als ſie, das regte ihren Neid auf's Neue an. Sie haßte Eliſabeth, weil ſie ſchöner war, als ſie. Jetzt ſollte ſie ihr ein Jünglingsherz entreißen, für das ſie allerdings einige Neigung fühlte, dies war denn doch mehr, als ſie ertragen konnte.

„Halt!" rief Urſula plötzlich, die den ſchlimmen Eindruck verwiſchen wollte, weil ſie fürchtete, die Gabe möchte ſich verringern.

„Halt! Kreuzaß liegt zwiſchen ihm und ihr. Das Kreuz, ihre Armuth, iſt ein Hinderniß ihrer Verbindung."

Emmerenzia athmete freier.

Urſula ſtrich die Karten zuſammen, miſchte ſie wieder und legte ſie nun mit tiefem Ernſte in's Viereck.

„So!" ſprach ſie, als ob ein ſchweres Werk erledigt ſei; „nun wollen wir forſchen!"

„Es iſt verwunderlich," hob ſie nach einem langen Hineinſtarren in die Karten an, „wie ſich das Alles ſo macht. Er hat ſie verlaſſen und liegt zu Eueren Füßen. Aber Euere Nebenbuhlerin zieht ihn mit ſtarken Fäden immer noch zu ſich hin."

„Wie Dem auch ſei, Ihr feiert eine fröhliche Hochzeit, aber mit welchem von Beiden, die um Euch buhlen, vermag ich nicht zu ſagen."

Emmerenzia war ſehr ernſt geworden.

„Legt ſie noch einmal," bat ſie.

„Das geht nicht, Herzenskind, das geht nicht; aber verlaßt Euch darauf, ich stelle Euch das Planetchen. Das trifft's."

In diesem Augenblicke klopfte es an ihre Thür.

Emmerenzia fuhr erschrocken empor; Ursula faßte sie an der Hand und zog sie in das Stübchen, dann erst öffnete sie die Thür mit großer Vorsicht.

Als Ursula öffnete, trat Frau Pfaff herein. Es war eine Frau von etwa acht und zwanzig Jahren. Ihr Aussehen war blühend, ihre Gestalt voll und rund und Jedermann mußte sie eine hübsche Frau nennen.

„Ei, Gott grüß' Dich, Lieschen," sagte Ursula. „Wär' ich ein Bursche, Dich müßt' ich freien, Du bist so herzig, daß ich Dich küssen möchte. Ist denn der Conrad stockblind, daß er deine Reize nicht sieht?" —

Frau Pfaff seufzte. „Habt Ihr mir das Planetchen gestellt? Das Trünklein hat er getrunken, aber ich merke keinen Erfolg," sagte sie fast traurig.

„Wie hast Du's ihm denn beigebracht?" fragte Ursula.

„Seine Mauerthüre war auf," versetzte Liese Pfaff, „da schlich ich hinab und goß es in ein Bierschüpplein, das er sich zum Morgenimbiß bereitet."

„Hat er's auch gegessen?"

„Freilich; Ihr wißt, mein Seitenfensterlein geht gerade auf seine Stube. Ich sah ihm zu. Es schmeckte ihm gut."

„O so sei ohne Sorgen!" sagte Ursula. „Bei dem Einen wirkt's schnell, bei dem Anderen langsam; aber es wirkt. Das ist außer Zweifel. Das Planetchen hab' ich Dir auch gestellt. Besser hat's nie eines Menschen Wünschen zugeneigt. Du wirst seine Frau; aber Lieschen, Du mußt das Deine thun. Sei ihm freundlich. Zeige Dich ihm recht ergeben. Biet' ihm Deinen Ankernachen zur Fahrt nach Köln an. Kurz, versäume nichts, was ihn an

Dich ziehen kann. Nun aber geh', Liebe. Ich habe heute noch viel zu thun."

Frau Pfaff nickte freundlich, drückte ein Geldstück vom Werth einiger Albus in ihre Hand und schied leuchtenden Antlitzes.

„Kommt heraus!" sagte Ursula zu Emmerenzia, als sie die Thüre des Kämmerleins öffnete. Es war ihr höchst unlieb, daß eine Fremde in dies geheimnißvolle Gemach getreten war. Doch auch jetzt klopfte es wieder. Emmerenzia prallte zurück und Ursula schloß zum zweiten Male die Kammerthüre.

Diesmal trat die Magd des alten Molina, des Saalschultheißen, herein.

„Was bringst Du, Annemarie?" fragte freundlich die Prophetin.

„Ach," sagte das Mädchen, „nicht viel. Mein alter Herr möchte Euch gerne sprechen, und ich hab' da auf der Hand eine abscheuliche Warze, die sollt Ihr mir vertreiben. Mein Schatz guckt immer darauf. Sie gefällt ihm nicht!"

„Gleich, gleich!" rief Ursula geschäftig; griff nach des Mädchens Hand, bestrich die Warze und flüsterte jedesmal etwas halblaut dazu. Darauf sagte sie: „Geh' heim, mein Kind. Grüße deinen Herrn und sag' ihm, ich käme. In acht Tagen bist Du die Warze los. Verlass' Dich unbedingt drauf. Kannst's deinem Schatze sagen."

„Was kostet's denn?" fragte das Mädchen.

„Nichts, Kind, nichts; aber wenn Du einer alten armen Jungfer ein paar Weißpfennige schenken willst, so verdienst Du Dir einen Stuhl im Himmel. Siehst Du, man darf Sympathie nicht für Geld anwenden, aber Etwas geschenkt darf ich schon nehmen."

Das Mädchen gab, was sie gefordert und ging. Jetzt öffnete Emmerenzia hastig die Thür.

„Ursula," sagte sie, „mir ist's klar geworden. Mit dem Franzosen, fürcht' ich, ist's nichts. Ich will das Sichere für das Un-

gewiſſe nehmen. Wirke, daß Joſeph mein Mann wird. Jetzt gehſt Du zum Alten. Da darfſt Du nur ein Wörtlein reden, ſo iſt's von Erfolg.“ Sie drückte Urſula ein großes Geldſtück in die Hand und war blitzſchnell verſchwunden.

„Wie doch das Zweifelhafte lockt!“ ſagte die Kartenprophetin. „Wart' ein Bischen, Emmerenz, wart' ein Bischen! Ich denke, Du gibſt mir noch manchen Florenzer Gulden, ehe Du Frau Molina biſt! Was nur der alte Sünder wollen mag?“ ſagte ſie, und eine teufliſche Freude blitzte aus dem unheimlichen Einauge.

Sie ordnete ihre Kleidung und ging.

Drüben im freundlichen Stübchen der Frau Dreis war es auch ſo ſtille hergegangen, daß man den Holzwurm im Getäfel arbeiten hören konnte. Mutter und Kind hatten Schweres auf dem Herzen. Das einfache Mahl hatte nicht gemundet und es mochte weder Mutter noch Kind fragen: Warum ſchmeckt Dir's nicht?

Endlich räumte das liebliche Mädchen ab, ſetzte ſich an das Kleid, welches ihre kunſtgeübte Hand für eine reiche Bürgersfrau arbeitete. Die Mutter ſaß im alten damaſtenen Lehnſtuhl und drehte den feinen Faden an ihrer Kunkel.

Nach einiger Zeit hob ſie an: „Kind, ich glaube, daß es an der Zeit iſt, mit Dir von Dingen zu reden, die ich Dir bis jetzt verſchwieg. Du haſt heute früh mit Joſeph Molina geredet, und ich ſehe, daß Ihr noch nicht von einander laſſet, wie wenig es auch möglich iſt, daß Ihr je das Ziel der Wünſche erreicht, das der unerfahrenen Jugend ſo nahe, dem Auge des Alters ſo unendlich ferne liegt. Die Kluft aber, die Dich von ihm trennt, kennſt Du nicht. Es iſt nicht allein deine Armuth und ſein Reichthum, deine Niedrigkeit und ſein hoher Stand, nicht allein die Rückſicht, daß Du zu einer Liebelei zu gut und innerlich zu edel biſt, es iſt etwas Anderes. Sei aufmerkſam, mein Kind, Du ſollſt zum erſten Mal in das leidenvolle Leben deiner armen Mutter blicken. Möge es Dir ein Spiegel ſein, deiner eigenen Erfahrung unbekannt bleiben!“

Elisabeth war die Nadel entsunken. Sie hatte unwillkürlich ihr erröthendes Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Jetzt war es zum Schooße herabgesunken und ruhte in ihren Händen auf den Knieen, die ein kleiner Schemel ihm näher brachte. Ihr leises Schluchzen verrieth der Mutter die Bewegung ihrer Seele, aber sie that, als sähe, als höre sie das nicht und fuhr fort:

„Als ich so alt war, wie Du jetzt," fuhr Frau Dreis fort, „starb der alte Saalschultheiß Rima, und der Kurfürst von Köln setzte einen anderen ein. Es war ein junger Mann, schön, gefällig, von gewinnender Sitte und Art, der Sohn eines jener reichen Italiener, die seit vielen Jahrhunderten am Rheine den Handel in ihrer Hand hatten, und die man „Gewertschen" oder Lombarden hieß. Mit Einem Wort: Es war der Mann, der noch heute das Amt bekleidet, der Molina.

„Mädchen sind Mädchen, Elisabeth, damals, wie heute. Wir sprachen von Nichts, als von dem schönen, reichen Saalschultheißen Molina, und bedauerten nichts mehr, als daß er katholisch sei. Mein Herz blieb dabei am ruhigsten; denn ich war deinem Vater gut und dein Großvater war ihm geneigt, zumal er ein Gerber war und dein Großvater keinen Sohn hatte, der das Geschäft forttreiben konnte. Ich war sein einziges Kind und mir zu Liebe war er zu keiner zweiten Ehe geschritten, obwohl ich erst drei Jahre damals alt und er ein junger Mann war. Hunderte hätten nicht gehandelt wie er.

„Mir wär's im Traume nicht eingefallen, daß der junge Molina sein Auge auf mich werfen könne; aber es geschah, und je weniger ich es beachtete und zu beachten Lust hatte, desto heftiger wuchs seine Leidenschaft. Wo ich war, da war er auch. Ueberall und über alle Maßen zeichnete er mich aus, sprach, tanzte nur mit mir, hatte nur Augen für mich. Die Mädchen nannten mich im Scherze, durch den der Neid hindurchblickte, „Frau Saalschultheißin."

„Soll ich es aber in Wahrheit gestehen, der Mensch war mir unaussprechlich zuwider. Es war Alles an ihm so heftig, so leidenschaftlich, daß es mir unheimlich wurde, wenn er sich mir nahete.

„Deinen guten Vater scheuchte die Bewerbung des Mannes, der Alles in der Stadt vermochte, zurück. Ich las das Leid in seinen Zügen. Einen bessern Menschen, ein treueres Gemüth, als ihn, gibt's nicht mehr auf Erden.

„Was mich aber noch mehr gegen den Lombarden einnahm, das war sein lauerndes, tückisches, feindseliges, mit Einem Worte sein echt wälsches Wesen. Er hatte für Jeden ein freundliches Gesicht, aber im Herzen stand's anders, und wer ihn beleidigte, der hatte einen ewigen Feind an ihm. Deinen Vater, obwohl ein ehrbarer Bürgerssohn, behandelte er wie einen Knecht, wenn er ihm irgendwo nahe kam.

„Glaubst Du wohl, daß dein Großvater die Bewerbungen des Saalschultheißen gerne sah? Daß er eine Heirath zwischen ihm und mir wünschte, obwohl er als echter Reformirter es sonst nicht billigen konnte, wenn Mann und Frau nicht Eines Glaubens waren und er den Katholiken abgeneigt war, weil er ihren Druck unter der Macht Spinola's reichlich erduldet hatte?

„Meine Art, mich gegen Molina zu gehaben, war kalt, höflich und nichts weiter. Dennoch warb er bei dem Vater, und ich — erklärte, daß Niemand, als Georg Dreis mein Gatte werden würde. Was früher deinen Großvater glücklich würde gemacht haben, das schmerzte ihn jetzt tief; allein er war zu gut, mich zu zwingen. So erhielt Molina einen Korb und Georg Dreis wurde mein glücklicher Gatte.

„Die Leute konnten mich nicht begreifen. Ich begriff wohl, was ich that. Das glänzende Glück ist selten das rechte, dauernde. Sie sagten: Du hast das Glück von dir gestoßen! Ich sagte: Ich habe es gewonnen, und es war so.

„Aber Molina war außer sich. Das hatte er nicht vermuthet. Er war seines Zieles zu gewiß; daher traf ihn das Mißlingen wie ein Donnerschlag.

„Er verreiste einige Zeit in seine Vaterstadt, Köln, und kam mit einer jungen Frau wieder. Sie war eine gute Seele, wie man hörte; aber kränklich und schwächlich. Im Wochenbett mit ihrem ersten Sohne starb sie. Molina hielt Haus mit Ursula, und die Welt redete Arges von ihm und ihr. Gegen uns war er sehr freundlich. Manchmal aber begegnete ich einem Blick, aus dem ein Teufel sprach. Dein guter Vater glaubte mir nicht, wenn ich ihn vor Molina's Freundlichkeit warnte. Ich wußte besser, wie es stand, als er es wußte.

„Dein Großvater hatte das Zeitliche gesegnet. Wir waren reich, meine Elisabeth. Die schönste Gerberei des „Holzmarktes" war unser, die jetzt der alte Lang besitzt. In unserem Getüche und Schreinwerk steckte ein Reichthum alleine schon.

„Da kamen die Franzosen. Ach, Kind, das war eine Zeit, die ich nie vergesse. Du warst noch nicht auf der Welt. Jedermann barg seine Habe, sein Getüche, sein Silber, sein Geld. Wir hatten in unserem Hause kein heimliches Gemach; aber im „Saale" waren Räume genug zum Verbergen. Molina nahm Anderer Gut auf, uns schlug er's rund ab, das Unsere zu verbergen. Er war ein Wucherer geworden, trieb Handel mit dem „Feuerwein der Thäler" und sein Reichthum wuchs, weil dieser Wein berühmt, beliebt und sehr gesucht war.

„Die Franzosen nahmen die Stadt ein. Alles wurde geplündert, nur „der Saal" nicht, weil er kölnisch war. Ach, mein theures Kind, alles fertige Leder schleppten sie uns fort, weil Molina uns angeschwärzt hatte; Alles, was mitzunehmen war, raubten sie.

„Ich mußte flüchtig werden, und fand in der Mühle zu Nauheim eine Zufluchtstätte. Deinen armen Vater schleppten sie in den „Saal" und folterten ihn, daß er sage, wo sein Geld,

Gold und Silber liege, und Molina gab die entsetzlichen Geräthe der Folterkammer dazu her. In der Höllenqual der Schmerzen sagte er ihnen die Lebergrube, in der es lag, sagte ihnen, wo unser Getüche lag, um nur das Leben zu retten. Alles wurde geraubt, Alles.

„Als ich wieder kam, fand ich ein leeres Haus. Was sie nicht rauben konnten, war zertrümmert, und was das Schrecklichste war, deinen Vater fand ich mit entzündeten Gliedern, lahm am ganzen Leibe durch die entsetzlichen Folterqualen. Noch vier Wochen litt er alle Schmerzen, die zu denken sind — dann starb er und — am Tage seines Begräbnisses wurdest Du geboren.

„Was sollte ich thun? An ein Fortführen oder besser an ein Wiederanfangen des Geschäftes war nicht mehr zu denken. Ich verkaufte es um ein Spottgeld und kaufte ein Häuschen, das hinter dem „Saale" steht, wo das Schlupfgäßchen nach dem Markte führt. Es zehrte den Rest Dessen auf, was ich erlöst, nachdem ich mir wieder ein Bett angeschafft und die unentbehrlichste Leinwand und Kleidung.

„Denke Dir meine Lage! Nur Du, Du allein hieltest mich am Leben. In deinem Lächeln vergaß ich meinen Jammer, für Dich zu leben, war ja mein heiligster Beruf. Noch eine Rettung hatte ich. Dein Vater hatte Molina tausend Florenzer Gulden geliehen; aber in seiner Treuherzigkeit und Arglosigkeit ohne Pfand, ohne Verschreibung. Damit konnte ich bei treuem Fleiße weithin meine Tage fristen.

„Ehe ich jedoch es forderte, ereignete sich etwas, woran ich nie gedacht hätte. Molina suchte mich auf; tröstete mich; versprach mir seinen Beistand. Ach, wie blutete mein Herz, als ich den vor mir sah mit heuchlerischer Theilnahme, der an deines Vaters Tod schuld war. Auf dem Todesbett hatte er mir's ja erst gesagt, mit welcher teuflischen Freude er an der Marterbank gestanden und zu den Franzosen gesagt hatte: „Schraubt fester! Noch fester! Er muß

bekennen! Und stirbt er, so ist's ja nur ein Ketzer!" Er hatte mir's gestanden, daß er triumphirend ihm zugerufen: „Ha, nun ist meine Rache gesättigt, daß Du mir das Weib genommen, an dem meine Seele hing. Du stirbst und sie ist elend!" —

Elisabeth schauderte zusammen und wurde bleich wie eine Leiche. Ihre Thränen rieselten noch, aber sie fühlte es nicht. Ihre Hände waren ineinander gepreßt, daß alles Blut zurückwich. Ihr starrer Blick ruhte auf den Lippen der Mutter, die so Gräßliches ausgesprochen.

„Nach einigen Tagen," fuhr die Mutter fort, „kam er wieder und — denke Dir das Entsetzliche! Er warb um meine Hand! —

„Was ich damals geredet, Kind, ich weiß es nicht, aber es müssen Worte gewesen sein wie Dolchstöße; Worte, wie die Donner des Himmels; Worte, wie der Richterspruch des jüngsten Tages — denn er wankte todtenbleich hinweg, vernichtet, zerschmettert, und ich, o ich habe mich stark gefühlt, mein schweres Loos zu tragen, stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke.

„Aber seiner Verworfenheit Boden habe ich doch noch nicht gekannt. Als ich ihm nach einiger Zeit unser Darlehen fordern ließ, da hat er's abgeleugnet, und als ich ihn vor den „Thäterrath" laden ließ — da hat er's abgeschworen!" —

Elisabeth stieß einen Schrei aus, der herzzerschneidend war. Nur so konnte ihre Seele leichter werden, nur so wich der Krampf, der ihr die Luft entzog.

Die Mutter sprang auf und eilte ihr zu Hilfe. Sie wehrte sie ab.

„Laßt, laßt," sagte sie; „es ist vorüber. Fahrt fort, Mutter! Endet! Heute muß ich Alles hören. Wozu es ersparen auf ein andermal?"

Nicht ohne tiefes Weh betrachtete die Mutter ihr schönes Kind. Ihr Anblick war so rührend, so ergreifend. In diesen Zügen las man ein verlorenes Lebensglück. Die Mutter mußte sich sammeln,

und erst nach einer Weile, die sie in fast lautem Weinen zugebracht, konnte sie das Wort wieder nehmen.

„Hätt' ich damals das Häuschen verkaufen können, wie gerne wäre ich aus der Nähe des Mannes gewichen, der mein Glück mit teuflischem Herzen zertreten hatte. Ich blieb wohnen; aber ich wäre allein in dem Häuschen vor Furcht vor dem Schrecklichen gestorben. Pankraz war bis zu diesem Zeitpunkt in seinen Diensten gewesen. Er wußte um das Darlehen, und als Molina geschworen, er habe es zurückbezahlt, da sagte er zu ihm: „Herr, heute habt Ihr Euere Seele dem Teufel verschworen, ich bleibe nicht mehr bei Euch!"

„Ich nahm damals den noch nicht sehr alten, aber kränklichen Mann in mein Haus auf. Er hat getreulich mir beigestanden; er hat Dich auf seinen Armen getragen, daß ich arbeiten konnte, und da der kleine Joseph den alten Diener auch lieb hatte, wuchset ihr so mit einander auf.

„Was kann das arme, mutterlose Kind für des Vaters Verbrechen und Schuld? sagte er. Ich dachte eben so — aber ich dachte nicht daran, daß daraus neuer Jammer hervorgehen sollte."

Elisabeth preßte ihre Hand gegen das Herz, als wolle sie es vor dem Zerspringen wahren.

„Ihr wuchset auf mit einander und — Elisabeth, laß es mich aussprechen, denn ich war ja heute Zeuge deiner Unterredung mit ihm, ohne daß Du es ahntest, ihr liebt euch. Obgleich Du heute thatest, wie ein ehrbares Mädchen thun muß, so sprach sich doch in jedem deiner Worte die Liebe zu ihm aus."

„Kannst Du die Kluft überschreiten, die zwischen Dir und dem Sohne des Mörders deines Vaters gähnt? Kannst Du je vergessen, was Du heute hörtest?"

„Zwar er ist schuldlos — aber er ist sein Sohn!" —

Elisabeth sprang auf und fiel vor der Mutter auf die Knie,

barg ihr Angesicht in ihrem Schooß und weinte, weinte lange in dieser Stellung.

Die Mutter faltete ihre Hände über ihrem Haupt und betete laut und innig: „O, Herr, mach' es ihr leicht! O, Herr, hilf und segne sie!" — Und auch ihre Thränen rannen auf des Kindes theures Haupt herab.

Nach langer Zeit richtete sich Elisabeth auf. Ihr Antlitz war bleich; aber ihre Züge sprachen innere Ruhe aus und die Entschiedenheit eines gewonnenen Entschlusses.

„Nun bin ich allein dein!" sagte sie, der Mutter Mund küssend. „Es ist vorüber! Dank Dir, gute Mutter, daß Du den Vorhang weggogst vor dem entsetzlichen Bilde. Du hast mich gerettet vom Verderben!"

„Und wirst Du mit ihm reden heute Abend?" fragte die Mutter mit bebender Stimme.

„Ja," sagte Elisabeth, „ja, ich muß;" und die Mutter sagte: „So thue es in Gottes heiligem Namen, aber schone sein Gefühl, es ist sein Vater."

Elisabeth drückte schweigend ihre Hand und ging in das Kämmerlein.

4.

Wenn Wasser wird Feuer,
Und Feuer wird Eis —
Dann höret der Haß auf,
Der glühet so heiß.
Volkslied.

Der „Saal" war ein eigenthümliches, uraltes Gebäude. Einst, als die „Thäler" noch kölnisch waren (und „Thäler" nannte man von uralten Zeiten bis heute die Orte Bacharach, Steeg, Ober-

dieſsbach, Marienbach und die dazu gehörenden Weiler, Höfe und Mühlen, oder mit anderen Worten, die Zubehöre der Burgen Stahleck, Fürſtenberg und Stahlberg), erbaute es ein Erzbiſchof, deſſen Namen jedoch keine Urkunde überliefert hat. Es war das Lehenhofgebäude, die Vehme oder das Gerichtshaus, das Rathhaus, darin der „Vierthälerrath" tagte, das Landgefängniß (daher „Kummerhof" genannt), das Zehntgebäude, der Sitz des Saalſchultheißen. In ſeinem Erdgeſchoſſe waren mächtige Bogenhallen. Hier war das Kaufhaus, wo die berühmten „Weingabelungen" gehalten wurden. Mächtige Verließe und Keller bildeten ſeinen Unterbau. Breite Steintreppen führten zum zweiten und dritten Geſchoſſe. Weite Säle befanden ſich dort zu den bereits angegebenen Zwecken. Im dritten Geſchoſſe waren die Wohnungsräume des Saalſchultheißen.

Das Gebäude bildete ein großes Viereck aus ſtarken Mauern. Gegen die Straße war in früherer Zeit ein weiter Balcon, wo der Stab gebrochen wurde, wenn Saalſchultheiß und Rath den Blutbann gehegt. Oben gingen die Mauern in Zinnen aus, hinter welchen das Schieferdach ſich erhob, das man jedoch von unten nicht ſehen konnte.

Nachdem das Gebiet der vier Thäler als Kölniſches Lehen an die Pfalzgrafen übergegangen war, blieb der Saal kölniſch, und, die Herrenrechte zu üben, wohnte allzeit der Saalſchultheiß darin, wenn auch die Zeit Vieles geändert hatte. Erſt im Jahr 1810 fiel das ſtolze Gebäude unter der Vandalenfauſt der Franzoſen und der Platz iſt frei geblieben.

Es war Mittags etwa zwei Uhr, als mit gewaltigen Schritten Urſula Kreuzhöfer die Fleiſchgaſſe herauf kam. Sie trug ein Körbchen an ihrem linken Arm und war außergewöhnlich gut gekleidet. Ihr Geſicht war ernſt, und das unſtäte Auge ſah in jeden Winkel. Sie ſchritt quer über die Gaſſe und verſchwand in dem Bogenthore des Saales.

„Habt Ihr die alte Kreuzſpinne in den Saal gehen ſehen?"

fragten sich die Leute am Markte. „Was mag die drin wollen? Ist sie doch seit fünfzehn Jahren mit ihrem lieben Herrn verfallen?“

„Alte Liebe rostet nicht!“ sagte eine Obstverkäuferin.

„Nicht doch,“ sagte eine Wäscherin, „der alte Spitzbube da droben wird sich die Karte schlagen lassen, ob er noch Hoffnung hat, der Gemahl der armen Frau Dreis zu werden, die er so lange verfolgt hat, bis sie im „Gotteshäuschen“ Frieden fand.“

„Ah was,“ sagte ein Weinschröter, der auch dabei stand, „er wird sich das „Planetchen“ stellen lassen, wann er sterben muß, damit er die Leute noch wacker quälen kann, ehedenn er ein schöner Engel im Himmel wird.“

„Alles falsch!“ sagte ein verdorbener Schneider, „er will bloß herausfinden, wo sein Josephchen seine alten Goldgulden gegen Scheidemünze umsetzt. Der Narr, ich könnt's ihm besser sagen, als die alte Hexe!“

„Ihr streicht Alle im Nebel,“ fiel ein Schiffer mit blaurother Nase ein, „die alte Hexe geht zum Josephchen. Ihr wißt ja, daß sie kuppeln kann und im „Gotteshäuschen“ sitzt ein Goldhähnchen, das er fangen möchte. Die versteht's!“

„Laßt mir das Mädchen ungehechelt!“ rief in diesem Augenblicke die Stentorstimme des alten Pankraz. „Ist's nicht genug, daß sie die alte Elster da droben arm gemacht hat, soll er sie auch noch in der Leute Mund bringen, durch seinen luftigen Buben?“

„Der Pankraz hat Recht,“ fielen plötzlich Alle ein, „sie ist ein keusches, frommes Kind!“

Der Schiffer ging beschämt weg.

„Meiner Treu,“ sagte die Obstverkäuferin, „dem Joseph nehm' ich's nicht übel, wenn sie ihm gefällt, denn etwas Schöneres hat die ganze, arme Pfalz nicht; aber ihr nähm's Jeder übel, wenn sie mit ihm anbände, denn er ist ein Bruder Liederlich, der's zum Aerger der Bürgerschaft mit den „Pfalzvergiftern“ hält, die Gott verdamme!“

„Ja wohl," ſagten Alle, die im Knäuel ſtanden, und Pankrazius Sulzbacher ging ruhiger von dannen, als er geweſen war, da Urſula im Saale verſchwand. Mochten ſie da droben ausheckeln, was ſie wollten, an ſein liebes „Kind" ſollten ſie ihm nicht kommen, und der alten Kupplerin wollte er ja ſchon auf die langen Finger ſehen und zur rechter Zeit ein Füßchen ſtellen.

Derweile war Urſula die breiten Stiegen bis zur wohlbekannten Thüre hinaufgeſchritten. In ihr wallte es mächtig. Die Erinnerungen früherer Tage wurden wach, wo ſie hier allein geherrſcht, und die ſchnöde Art ihrer Entfernung aus dieſem Regimente kam wieder lebendig in ihr Andenken. Es war keine freundliche Stimmung, in der ſie, ohne anzuklopfen, die Klinke niederdrückte und eintrat.

Es war ein ſehr geräumiges, hohes Gemach, deſſen ſchwere Thür Urſula raſch öffnete.

An den Wänden hingen alte Tapeten herab. Sie waren von Leder, und ehemals war, vermittelſt Einpreſſens, allerlei goldenes Laubwerk mit Vögeln darauf zu ſehen geweſen, welche Verzierungen aber Alter, Staub, Oeldampf und Feuchtigkeit der Wände längſt bis zur völligen Unkenntlichkeit vertilgt hatten. Hin und wieder hing ein Gemälde, in deſſem dunkelm Grunde man zechende, flämiſche Bauern, geſchlachtete Vögel und Thiere des Waldes, Blumen und Früchte oder auch wohl eine Darſtellung aus der heidniſchen Götterlehre erkennen mochte, deren Ueppigkeit nicht eben ſehr zu Gunſten des ſittlichen Gefühles des Mannes ſprach, deſſen Wände ſie zierten.

Ein Kamin von feiner Steinmetzarbeit, welche die Belagerung Troja's darſtellte und wobei in ſeltſamer Laune oder völliger Zeitverwechslung der Steinmetze Troja mit Falconets und Feldſchlangen von rieſiger Größe beſchießen ließ, nahm die hintere Wand faſt ganz ein. Hohe Lehnſtühle, mit gepreßtem Leder überzogen, wie die Tapeten der Wände, ſtanden wohlgeordnet umher. Ein venetianiſcher Spiegel hing an dem Pfeiler zwiſchen zwei großen, mit Malereien verzierten Fenſtern. Ein ungeheurer, eiförmiger Tiſch befand ſich

in Mitten des Gemachs: Im Kamine lohete, trotz der Wärme draußen, ein großes Feuer, und vor demselben saß in einem mächtigen Polstersessel, beide dick mit Lammpelz umwickelte Füße auf einem ebenfalls gepolsterten Schemel ruhen lassend, der alte Saalschutzheiß Molina.

Es war eine Gestalt von mittlerer Größe, feist und wohlgenährt. Der Kopf war kahl und glich fast einem Kapuzinerkopfe mit der Tonsura Petri. Die Wangen waren zwar etwas bleich, das Auge aber glänzte noch immer in unheimlichem Feuer und fuhr unstät umher. Die ganze Gestalt drückte etwas Aufgedunsenes, aber dabei Entnervtes aus, und nur das rubinenartige Leuchten der scharf vortretenden Nase ließ der Vermuthung Raum, als habe beim Becher der Alte seine etwaigen Kasteiungen nicht begonnen. Sah man indeß auf die Beine, so legte das heftige Zipperlein auch nicht gerade den rühmlichsten Beweis für den Gebrauch des Lebens ab.

Als der Alte Urfula erblickte, nahm sein Gesicht einen so zweideutigen Ausdruck an, daß es eben recht schwer gewesen wäre, zu enthüllen, ob Freude oder Unmuth den Vorrang habe, und, wenn Zwei das Entgegengesetzte vertheidigt hätten, so hätten am Ende Beide Gründe für ihre Behauptung finden mögen, insofern ihnen ein Blick in die Winkel dieses Herzens gestattet gewesen wäre. Das kleine, schwarze Auge blitzte die lange Gestalt an, deren letzte Reste von früherem leidlichen Ansehen die fünfzehn Jahre vertilgt hatten, die sie außer dem Hause zugebracht, das sie nun wieder einmal betrat, berufen von Dem, der sie damals nicht auf die glimpflichste Weise daraus entfernt.

In ihrem Auge glühte dunkles Feuer höchst unheimlich. An ihrem Geiste ging jene Zeit vorüber, wo ihre Alleinherrschaft hier geendet, nachdem sie dieselbe bis zum Aeußersten getrieben hatte, wo sie dann, wie Alles, in ihr Gegentheil umschlug.

Sie stand aufgerichtet da und blickte mit dem vollen Ausdruck eines Hasses, der sich des Augenblicks der Befriedigung freut, den

Mann an, der jetzt, unfähig sich zu bewegen, ein Bild des Jammers vor ihr saß. Ihr Mund zuckte vor innerm Drange, der Gesinnung vollen Ausdruck im bittern Worte zu gönnen; aber sie schwieg, der Anrede gewärtig.

Der Alte hatte sich endlich gesammelt und hob an:

„Ursula, ich habe Dich rufen lassen, weil ich Deiner bedarf."

„Ganz recht, ganz recht," fiel sie ihm in die Rede, „sonst hätt' ich lange gut im „Gotteshäuschen" gesessen; aber es muß doch weit mit Euch gekommen sein, daß Ihr — meiner bedürft? Meiner — Ihr wißt wohl, warum ich das nachdrücklich sage."

„Warum nicht, Ursula?" sagte, sich bemeisternd, der Alte. „Du bist so erfahren in sympathetischen Mitteln, als Du weltklug bist."

„Viel Ehre!" rief sie aus. „Hätt' nicht gedacht, das von Euch zu hören."

Der Alte überhörte den höhnischen Ton dieser Worte und fuhr fort: „Der Herr Gilzer hat mir gesagt, Du habest dem alten Pastor von Lorch das Zipperlein mit einem Geheimmittel von Grund aus vertrieben, und" — er stockte. „Doch" — sahe er nach eine Pause fort, „laß uns dies zuerst abthun!" Man sah, er wollte noch eines zweiten Punktes gedenken.

„Nein, nein," rief Ursula, „ich will auch das Zweite wissen, was Ihr noch zurückhaltet!"

„Laß uns dies abthun!" sagte er. „Ach, wie das sticht, zwickt, brennt und quält! Hilf mir, Ursula, ich bitte Dich, und will's königlich lohnen; hilf mir nur von dieser Qual!"

„Ei, was Ihr sagt?" fuhr sie auf. „Königlich lohnen? O, ich weiß, was das bei Euch sagen will, denn Ihr seid ein Geiz und Verrath eine Judasseele. Habt Ihr denn nicht gehört, daß Sympathie nicht bezahlt werden darf? Wie dem aber sei, der fette Gilzer hat Euch belogen, ich weiß kein Mittel gegen das Zipperlein, denn das ist die Zuchtruthe für alle Sünder, wie Ihr einer seid. Je mehr es zwickt, desto besser, denn nur werden Euch die Finger

aufgehen, und ich glaube, Ihr habt das Zipperlein eben ſo gut im Gewiſſen, als in den Füßen. Ihr habt Euch verrechnet, ſchlauer Fuchs. Zappelet Ihr drüben am pfälziſchen Galgen im Niederthal und ich könnte mit einem Schnitte den Strick abſchneiden — glaubt Ihr, daß ich es thäte? Habt Ihr vergeſſen, wie Ihr mich hinausſtießet aus Eurem Hauſe, wie ein altes Geräthe, was man nicht mehr verwenden kann? — Nein, wenn Ihr von mir Barmherzigkeit erwartet, ſo irrt Ihr!"

„Weib, Du biſt ein Satan!" ſchrie der wutherfüllte Alte, in dem noch italieniſches Blut kochte.

„Für Euch, ja!" ſagte kalt Urſula, „und das macht mir Freude."

„Ach, Urſelchen," rief er, ſich herabſtimmend, aus, „hab' Erbarmen mit mir!"

„Urſelchen! Urſelchen!" höhnte die Alte; „bin zu lang für die Abkürzung und ſie iſt zu kurz für mich. Der Speck reicht nicht aus, die Maus zu fangen. Hat nicht der arme Dreis in der Folterkammer auch ſo zu Euch gefleht? Habt Ihr ihn erhört? Nein, „beſſer zugedreht!" rieft Ihr den wälſchen Henkersknechten zu. Wißt Ihr's noch? Ich hab's gehört mit meinen Ohren! Wollt Ihr's leugnen?"

„Weib," ſchrie der Alte, „was geht das Dich an?" —

Er zitterte wie ein Espenlaub im Winde.

„Nun, nun," ſagte Urſula mit entſetzlichem Lachen, „ich denke mir, die Erinnerung an ſolche Schandthat müßte unvertilgbar ſein und Euch noch ganz anders zwicken, als das Zipperlein in den Beinen. Weiß kein Mittel dafür. Der Gilzer hat Euch belogen. Wollt Ihr ſonſt noch etwas?"

Der Alte bebte vor dem Weibe, das alle ſeine Thaten kannte. Er gewann kaum den Muth, das auszuſprechen, was ihn mehr quälte, als das Zipperlein, die nagende Sorge um Joſephs Verhältniß zu Eliſabeth. Endlich ſammelte er ſich.

„Urſula," ſagte er bittend, „vergiß doch, was hinter uns liegt. Ich habe gefehlt, Du aber auch, ſonſt wäreſt Du noch hier im Hauſe."

„Da irrt Ihr," fiel ihm Urſula in die Rede. „Der Hauptfehler liegt an der Zeit, die mich alt werden ließ. Ja, ja, da liegt's. Ihr verſteht mich ſchon. Das Bärbelchen war jung —"

„Urſula," rief der Alte, „weißt Du nicht, daß Deine Herrſchſucht unerträglich war?"

„Gewiß weiß ich das," höhnte ſie; „drum wurde Bärbelchen Herrſcherin!"

Molina war außer ſich. Er fand keine Handhabe, wo er die Alte faſſen konnte. Er begann zu zweifeln, ob er zu ſeinem zweiten Punkte käme.

„Urſula," hob er endlich wieder an, „man ſagt mir, Du litteſt Noth. Kann ich helfen?"

„Man hat Euch belogen," entgegnete Urſula mit innerem Triumph. „Ich habe nie beſſer gelebt, als jetzt, wo die reichen Mädchen, wie Emmerenzia Gilzer, fürs Kartenſchlagen mich reichlich lohnen, weil ihnen die Franzoſen gefallen."

„Ach," fiel ihr der Alte ins Wort, „da nennſt Du einen mir werthen Namen. Sie wird doch nicht?" —

„Ei warum denn nicht?" fragte Urſula. „Meint Ihr, die ſauberen franzöſiſchen Offiziere ſollten den Mädchen nicht gefallen? Die hat auch keinen Kieſel, wo Andere das Herz haben!"

„Sie ſoll ja die Braut meines Sohnes werden!" platzte der Alte heraus.

Urſula lächelte, daß es dem Alten eiskalt über den Rücken lief.

„So," ſagte ſie gedehnt. „Habt Ihr Euch da nicht verrechnet?"

Der Alte ſagte: „Das iſt Alles geordnet zwiſchen Gilzer und mir."

„Da habt Ihr aber noch Jemand vergeſſen!" verſetzte Urſula.

„Wen denn?"

„Mich! mich! Herr Molina," rief ſie mit gellender Stimme.

„Mich habt Ihr vergessen; und ich will's nicht. Versteht Ihr mich? Ich habe geschworen, daß die Sünde, die Ihr an Frau Dreis und ihrem Engelskinde begingt, dadurch gut gemacht werden soll, daß Euer Sohn Joseph sie heirathet, sie, das arme Kind aus dem „Gotteshäuschen", und er will's auch. Was habt Ihr dagegen? Ha! ha! ha! Springt bis herauf, wo die Wolken des Himmels gehen, trotz Euerm Zipperlein, und sie wird doch sein Weib. Ihr solltet mir's danken, daß ich Eure Sünden gut mache!"

„Danke Dir's der —" rief Molina.

„Halt! halt!" sagte Ursula, „ruft Eueren Bundesgenossen nicht. Er könnte kommen vor seiner Zeit."

Der Alte fuhr entsetzt empor, sank aber unter Schmerzgeheul wieder in den Lehnstuhl zurück.

„Ursula," flehte er, „ich will Dir Geld geben, so viel Du willst, kupple nicht den Joseph an das Bettelmädchen!"

„Wer hat des achtbarsten Bürgers Kind, das Kind eines Rathsbürgermeisters, in das „Gotteshäuschen" getrieben und es zum Bettelmädchen, zur Waise gemacht? — O, das sind ja schöne Geschichten! Erst den Vater morden helfen; dann das Geld abschwören! Meiner Treu! Und dann es „Bettelmädchen" schimpfen! Euch wär's eine Ehre, wenn sie Josephs Frau wäre, und die Hölle in Eurem Gewissen würde vielleicht um Vieles milder."

„Ursula," stöhnte er, „sei menschlich!"

„Wart Ihr's gegen Dreis?" fragte sie. „Wart Ihr's gegen mich, als Ihr mich hinausstießet, die Genossin Eurer Sünden? Wart Ihr's, als ich darbte in der ersten Zeit, bis ich mir meinen Erwerb gesichert? Wart Ihr's, als ich mich nach Eurem Kinde sehnte, an dem mein Herz hing, und Ihr verbotet's ihm, zu mir zu gehen? — Nein; er heirathet Elisabeth, so war ich Ursula heiße, und des Kindes Anblick muß Euch alle Tage an Eure Verbrechen mahnen."

„O Du Teufel!" rief Molina, „fort mit Dir!" Er schäumte

vor Grimm, aber er mußte sich verbergen in schnöhlicher Wuth. Er suchte nach einem Werkzeug, um es nach ihr zu schleudern, aber er fand keins.

„Bemüht Euch nicht," höhnte sie. „Es ist kein italienischer Dolch zur Hand."

„Morgen lasse ich Dich in das tiefste Verließ des Kummerhofes stecken!" rief er, „wo Du verderben sollst vor Hunger!"

Sie lachte laut auf. „Wo sollte Euch der Muth herkommen?" fragte sie höhnend. „Ich würde ja dem Rath Eueren Sündentopf aufdecken. Ich werde ihn in den Keller führen — wo — wo — vielleicht — noch Reste sind, die Euch verderben müssen!"

Molina hielt beide Hände vor die Ohren, daß er nicht höre, was sie sagte.

„Warum wollt Ihr nicht hören, Herr Saalschultheiß?" fragte sie, näher tretend. „Gebt Euer Jawort zu Josephs Heirath mit Elisabeth oder ich rede! — Gebt Ihr mit Zinsen das gestohlene Geld oder ich sage auf dem Markt Alles, was ich weiß. Und wenn ich hängen muß am Kurpfälzer Galgen, so hab' ich doch die Freude, daß Ihr bei mir hängen werdet. Es ist doch eine hübsche Sache um Gesellschaft!"

Der alte Mann war in sich zusammengesunken. Sein Auge sah starr und glasig vor sich hin. Sein Haar war emporgesträubt, die Arme hingen machtlos herab.

Ursula rüttelte ihn, aber er schien gefühllos.

Da packte sie selbst eine höllische Angst. Es war ihr, als sähe sie höllische Geister vor sich, als hörte sie das schreckliche Gähren der verrosteten Kellerthüre, das Pfeifen der trockenen Foltergeräthe. — Von unsichtbarer Macht gepeitscht, floh sie aus dem Hause, dessen Räume Zeugen von Entsetzlichem waren, was sie blos angedeutet. Sie floh die Stiege hinab, und erst, als sie aus dem hochgewölbten Thore der Hallen des Untergeschosses trat, nahm sie wieder ihre ganze Kraft zusammen. Ihr Gesicht war ruhig. Um ihren Mund

spielte ein zufriedenes Lächeln, und Niemand hätte ahnen mögen, welcher Sturm unter dieser glatten Oberfläche tobte, und wie es in dem Herzen aussah, das trotz der genommenen Rache bebte bei der Erinnerung eigner Schuld.

5.

Wie ist's so still im Häuslein hier,
So einsam und so leer;
Denn Niemand theilt die Freud' mit mir,
Kommt freundlich zu mir her.
Und die ich lieb', die liebt mich nicht —
Wie? wird das Aug' mir trüb?
Laß ab, laß ab! das Herz schier bricht,
Es bricht in treuer Lieb' — !

Rheinisches Volkslied.

Der Abend sank herab auf die Fluth des Rheines, mild und freundlich, fast wie ein Frühlingsabend. Ueber Lorch stieg der Vollmond herauf, aber nicht golden und klar, sondern blutig roth, denn der Herbstnebel schwebte schon über dem breiten Rheinthal. Es war ein Anblick, wie er am Rheine zwar nicht selten, aber dennoch stets das empfängliche Gemüth spannend ergreift. Ein eigenthümliches Licht lag auf den vom Abendwinde sanft gekräuselten Wogen, die röthlich schimmerten; ein eben so wundersames Licht lag auf den Bergen, auf der Stadt.

Jetzt hoben die mächtigen Glocken von St. Werner und der Hauptkirche über den Strom her, getragen von seinen Wellen, wunderbar zu klingen an. Morgen war Sonntag.

Alles war sonst so stille. Nur ein Kahn glitt leise über die Wellen. Ein Jüngling saß darin und strich sanft mit dem Handruder durch die rothschimmernde Fluth.

Jetzt, als das herrliche Geläute erſchallte, legte er das Ruder auf ſeinen Schooß, faltete ſeine Hände und betete leiſe, aber innig. Er ſaß lange ſtille da. Die Fluth trieb den Kahn gegen „die Inſel". Das ſtärkere Rauſchen weckte ihn. Zwei gewaltige Ruderſchläge — und der Kahn hatte den Punkt wieder erreicht, von dem ihn die Fluth hinabgetrieben.

Der Jüngling blickte in das ſchäumende Element am „Altarſteine" zurück und ſagte: Was wär's denn geweſen? — Um mich trauerte Niemand.

Und dennoch, als wäre dies Wort eine Lüge, ruderte er nun ſtärker, und bald legte er den Kahn am Ufer feſt.

Das Netz war voll Fiſche. Er öffnete ſeinen Fiſchkorb, that ſie hinein, ſchloß ab und trat, nachdem der Kahn an den ſchweren Stein mit eiſernem Ring angeſchloſſen war, an's Ufer.

Noch einmal ſah er über die Fluth. Die Nebelſchichte hatte ſich tiefer geſenkt, der Mond ſtrahlte ſilberhell und auf den Wellen zitterte ſein Schimmer wie Tauſende mattflimmernder Sterne.

Wohin denn jetzt? fragte er ſich. In's leere Haus? — Nein! Was ſoll ich in dem leeren Stübchen mich alleine härmen? O, Eliſabeth! ſeufzte er leiſe, könnt' ich bei Dir ein Stündchen koſen, wie ſelig könnte ich einſchlummern. So aber. — Ich will in den „Stern" gehen und ein Glas Bier trinken.

Er ſchritt den Rheindamm entlang und bog zum „Fleiſchthörchen" ein, nicht ohne einen Blick hinauf zu ſenden, wo ſein ſtilles Lieben ſeinen Angelpunkt hatte. Dort flimmerte ein Lämpchen durch's Fenſter. Sie ſaß gewiß noch und nadelte an einem Kleide, was morgen eine Reiche ſchmücken ſollte — und ſie ging im beſcheidenen, armen Kleidchen daher, ſie, die eine Krone tragen könnte!

Das und derlei dachte der Jüngling, als er ſich an die Mauer des Hauſes lehnte, welches den Winkel der „Fleiſch-" und „Untergaſſe" bildete, dem Sternwirthshauſe gegenüber. Dunkler Schatten lag dort, wo er lehnte.

In diesem Augenblicke rannte Jemand vom „Gottshäuschen" her die Mauertreppe neben dem „Fleischpförtchen", herab mit einer seltsamen Hast. An Conrad vorüber wollte Joseph Molina, — denn Conrad erkannte ihn sogleich — die „Fleischgasse" hinauf eilen, aber zwei Franzosen kamen herab die Straße und fingen ihn auf. Es waren der Marquis de la Feuillade und Montbrisard, sein Freund.

„Wohin so rasch?" fragten sie den Genossen ihrer Spiel- und Trinkgelage.

Was Joseph antwortete, verstand Conrad nicht; aber die Beiden zogen ihn mit sich, und bald waren sie im gewölbten Thore des „Sterns" verschwunden.

Conrad stand wie gefesselt. Sein Herz schlug fast hörbar. Seine Glieder bebten und die Fäuste ballten sich krampfhaft.

Wo kam er her? fragte er sich endlich, ruhiger geworden. O, sie hatte gewiß ein Kosestündchen mit ihm, dem Unwürdigen, der sie doch verräth — und dich, dich, der du sie so innig liebst, dich verschmäht sie!

Ein unaussprechlich bitteres Gefühl erfüllte ihn, und es wurde ihm so weh' um's Herz, daß er wünschte, er hätte seinen Kahn zerschellen lassen drüben am „Altarsteine".

So stand er noch da, als abermals eine Gestalt denselben Weg über die Mauer kam. Der Gang war leise und schleichend. Man sah es der Gestalt an, daß sie nicht wollte gesehen sein.

Bei der Erscheinung dieser Gestalt wurde Conrad aus seinen düsteren Gedanken und Gefühlen geweckt. Der Mond war durch eine Wolke verschleiert worden; man konnte die Umrisse nicht genau unterscheiden, und so scharf auch des Jünglings Auge war, so mußte er sich doch anstrengen, um bei dem Näherkommen des Schleichers seinen Vetter Pankraz zu erkennen.

Pankraz, dessen vom Alter getrübtes Auge so wenig die im tiefen Schatten lehnende Gestalt Conrads gesehen, als die schärferen

Mäntel der Franzosen und ihrer Genossen, fuhr in jähem Schrecken auf, als ihm eine kräftige Hand aus dem Dunkel am Arme faßte.

Der Ton der wohlbekannten Stimme in dem gepreßten „Woher?“ ließ ihn jedoch schnell das Erschrecken vergessen.

„Von der Mauer,“ sagte er flüsternd. „Ich habe Wache gestanden, denn Joseph und das „Kind“ hatten eine Zusammenkunft.“

„Also doch!“ stieß Conrad hervor und ließ mit einem Stoße des Alten Arm fahren.

„Nun, wirf mich um!“ zankte Pankraz; „wirf mich um, als Lohn für die Sorge für Dich!“

„Was hilft mich Alles?“ stieß Conrad hervor, und der Ton, mit dem er die Worte sprach, gab Zeugniß, wie das Aufgebenmüssen seiner schönsten Hoffnungen sein treues Herz zerriß.

„Sei gescheidt, Conrädchen,“ sagte Pankraz, „jetzt hast Du am wenigsten Ursache, so verzweifelt Alles aufzugeben? Soll ich Dir sagen, was ich gehört?“

„Ich mag's nicht wissen! Gute Nacht!“ — sagte Conrad und wollte rasch um die Ecke biegen.

„Narr, Du,“ rief Pankraz, und hielt ihn fest am Wamms. „Hör' doch erst, wie's steht.“

Conrad gehorchte fast willenlos, und Pankraz erzählte: „Heute hat ihre Mutter ihr Alles gesagt, was längst alle Welt weiß, nur ihr vor der Mutter verschwiegen worden war, weil sie den stillen Frieden ihrer Seele durch so schreckliche Kunde nicht erschüttern wollte. Elisabeth hat in den bodenlosen Abgrund geschaut, der sie auf ewig von Joseph trennt. Schon heute früh hatte er sie um eine Unterredung angefleht. Sie wollte ihn nicht sprechen, denn sie kennt sein liederliches Treiben mit den Franzosen. Nun aber drängte es sie, mit ihm zu reden, und sie hat es gethan. O, Conrad, das „Kind“ ist ein Engel. Sie hat geredet wie ein Pfarrer. Mir ist's durch die Seele gegangen, wie ein zweischneidig

Schwert. Und nachdem ſie ihm geſagt, daß er von ihr ablaſſen ſollte, daß ſie ihn nicht lieben dürfe, daß Vater- und Mutterfluch auf ihrer Liebe ruhen würde, hielt ſie ihm eine Predigt, Conrad, ſie hätte ein ſteinern Herz weich gemacht."

Allmälig war bei Pankraz' Rede die Eisrinde geſchmolzen, die der Schmerz um des Jünglings Herz gelegt. Ruhiger hörte er die Erzählung an. Immer mehr Theilnahme zog ſeine Seele zu den Worten des Redenden, und nach und nach hob mit der Hoffnung die Begierde, mehr zu erfahren, bei ihm an.

„Was that er?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Was er that, Conrad? Er wollte reden, wollte Einwürfe machen, aber das Mädchen ließ ihn nicht. Sie mußte ihr Herz erleichtern. Und doch wie weich und ſanft hat ſie ihm das Härteſte geſagt, ſeines Vaters Schandthat an dem ihrigen, an ihrer Mutter! Er ſchwieg zuletzt ganz, und mir ſchien's, als weine er. Mit einem Male rief er aus: „Es iſt Lüge, hölliſche Lüge, erſonnen, uns zu trennen!" Aber da erhob ſie ihre Stimme, daß es mir durch Mark und Bein drang, und ſagte: „Es iſt ſchreckliche Wahrheit!" Er wollte ſie in ſeine Arme ziehen, aber ſie ſtieß ihn ſanft zurück und ſagte: „Berühre mich nicht, wir ſind für ewig geſchieden!" Darauf verſchwand ſie. Er ſtand noch lange im Mauerfenſter, als müſſe er ſich erſt Alles zurecht legen, daß er es begreifen könne. Dann rief er aus: „Ich will ihn ſelbſt fragen! Er muß mir Rede ſtehen, und wenn auch das letzte Band, das kindlicher Liebe und Achtung, zerreißen muß!" Und nun rannte er davon. Er iſt heim zum alten Sünder, und Gott erbarme ſich über den Auftritt zwiſchen Vater und Kind, der jetzt Statt haben mag."

Ein tiefer Seufzer löſte ſich aus Conrads Bruſt. Es war ihm, als würde ein Berg von ſeiner Seele gehoben.

„Wenn Du ſchon lange hier ſtehſt," ſprach Pankraz, „ſo mußt Du ihn vorbeieilen geſehen haben."

„Ja, ja," ſagte darauf Conrad. „Er kam aber nicht weit,

denn ſeine Spießgeſellen, die beiden liederlichen Pfalzvergifter, haben ihn hier abgefangen, und nun ſitzt er im „Stern“ und knöchelt über landsknechtet mit ihnen.“

„Großer Gott!“ ſeufzte Pankraz, und faltete die Hände. „Er war ein gutes Kind, aber ſeit er in Heidelberg ſtudirte, iſt er auf Wege gerathen, die nur zum Verderben führen können, und hat ſich auf die flache Seite gelegt. Wer das ſo ſchnell vergeſſen kann, was ihm das „Kind“ ſagte, an dem iſt Hopfen und Malz verloren!“

Beide ſtanden eine Weile in tiefes Nachdenken verſunken. „Gute Nacht!“ ſagte abermals Conrad. Er wollte heim, denn es war ihm jetzt ein Bedürfniß, allein zu ſein und ſeinen Gedanken nachzuhängen; abermals faßte ihn Pankraz am Arm.

„Eile nicht ſo,“ ſprach Pankraz bittend. „Ich habe Dir noch Eins zu ſagen, was mir ſchwer auf der Seele liegt. Heute Nachmittag trug Eliſabeth zu der Bürgermeiſterin ein Kleid, das ſie ihr gemacht. Du weißt, ich folge dem „Kinde“ überall, wie ſein Schatten! Da kam ihr der Franzoſe, der Feuillade entgegen, und ſein Habichtblick erkannte ſchnell den Reiz des Mädchens. Mochte ſie das Tuch, das ihr ſchönes Geſichtchen verhüllte, tiefer herabziehen — es war zu ſpät. Er ſtand wie ein Bezauberter da, als ſie leicht über die Steine der Gaſſe hinwegſchwebte. Du kennſt ja ihren Gang, ſo leicht, daß man ihn kaum hört! Unglückſeliger Weiſe begegnete ihm der Trunkenbold, „der Sternwirth,“ dem er ein guter Kunde iſt, und die Zwei wälſchten nun miteinander. Ich verſtand kein Wort, aber ich hörte von dem Sternwirth des „Kindes“ Namen nennen, und ſah, wie er wieder mit ihm die Fleiſchgaſſe hinabging und ihm das „Gotteshäuschen“ wies, wo ſie wohnt. Begreifſt Du, daß ihr Gefahr droht? Iſt Dir klar, daß wir wachen müſſen, und daß vier Augen kaum hinreichen werden, den ſchlauen Wüſtling zu beobachten und ihre Thüre zu bewachen?“

Conrad erſchrak. Kaum wich eine Sorge von ſeiner gequälten

Gelds, so legte die andere sich schon wieder eben so schwer darauf und umstrickte sein Herz, wie der Polypus seine Beute. Er drückte des treuen Alten Hand und sagte fest: „Wir stehen mehr Augen und Arme zu Dienst, als Ihr wißt. Gute Nacht!“

Der Alte wandte sich seinem Häuschen zu, dessen knarrende Thüre sich bald hinter ihm schloß, aber Conrad trat in den „Stern“ und setzte sich in die Ecke des Ofens.

Das Zimmer, wo er Platz nahm, umschloß nur noch einen Gast außer ihm. Es war ein alter Kürschner, der viel in der Welt sich umgesehen, aber außer seiner Kunst wenig mehr in die Vaterstadt gebracht, als einen unbesiegbaren Durst. Er schlief sanft, als Conrad eintrat, und selbst das laute Parliren in dem hellerleuchteten kleinen Nebengemache, wo Joseph und seine Spießgesellen saßen und würfelten, konnte ihn nicht wecken; als aber Conrad sich an ihm vorüber wand, um die ziemlich finstere Ecke zu gewinnen, stieß er mit einem Metallknopfe seines Wammses an des Kürschners Glas. Dieser Ton weckte den Schläfer auf der Stelle, und mit instinctartiger Hast griff er nach dem Glase, von dem er glauben mochte, er habe es selbst mit dem Arme berührt, und es drohe sein goldnes Naß auf den Tisch zu ergießen, während er ein besseres Plätzchen für diese edle Thräne wußte, die er am Boden übrig gelassen.

Mit wunderbarer Sicherheit ergriff er das Glas und sog den Rest mit einem unaussprechlichen Tone schmalzenden Behagens ein, blickte aber wehmüthig auf des Glases nun trockenen Boden.

Jetzt sah er seinen neuen Nachbar.

„Ei, sieh' da, Schiffer Aichspater,“ sagte er freundlich, „ein seltener Gast hier, ein seltener Vogel, in der That. Und so spät noch?“

„Nicht so selten, und nicht so spät, wie Ihr meint, Meister gel,“ sagte Conrad. „Möcht' auch 'mal ein Schöpplein Diebacher

Feuerwein trinken, den der Sternwirth überaus gut aus dem Keller des alten Eberhard in Diebach erstanden hat."

„Feuerwein?" dehnte mit großen Augen der Kürschner, „das ist ein Tropfen, der ist nur für vornehmer Leute Kehlen. Ich trinke mein Schöpplein aus der „Wolfshöhle" gegen Steg zu; Ihr wißt ja. Er ist auch nicht zu verachten."

„Gewiß nicht," versetzte Conrad, „aber ich hab' heut' einen rechten Fischzug Petri gethan, bin wacker naß geworden und möchte darum von innen heraus einheizen, damit's nichts schadet. Wollt Ihr mein Gast sein? Ihr wißt, ich bin ein Liebhaber von Geschichten aus fremder Herren Länder, und die habt Ihr reichlich erlebt und gesehen."

„Hm! Warum das nicht?" schmunzelte der durstige Bruder. „So laßt 'mal eins kommen, und wir wollen dann sehen, was Euch gefällt."

Vogels schwimmende Säuferaugen blitzten noch einmal auf, als der Wirth das Schöpplein des seltenen Weines vor sie hinstellte und maschinenmäßig sein: Wohl bekomm's! sagte. Dieser Feuerwein war ein Produkt der Kunst in den Vier Thälern, besonders in den Dörfern Mannbach und Oberdiebach. Der süße Most wurde in Fässer gefüllt, und diese in eigene, enge, niedere, völlig feuerfeste Gewölbe gelegt und dann bis zu einem gewissen Grad in dem Fasse gekocht. Das ganze Verfahren war nur im Besitze weniger Winzer, die mit dem „Feuerweine" sehr gute Gewinne erzielten. Begreiflicherweise war er eben so stark und süß, als theuer, und mochte darum nur selten den Schoppenstechern zu Theil werden, während er als Handelsgut weit in die Ferne ging. Mit seliger Lust schlürfte Vogel das edle Getränk und wollte eben eine Erzählung anheben, als Conrad plötzlich ihm in's Ohr raunte: „Was parliren die da drinnen doch? Ihr seid in Frankreich gewesen; versteht Ihr ihre Sprache?"

„Ob ich sie verstehe?" gegenredete Vogel. „Das mein' ich!

War drei Jahre in Paris und sollte die schnatternde Sprache nicht verstehen? Ist's Euch drum zu thun, so will ich Euch Wort für Wort verdollmetschen!"

Ehe indeß Conrad eine Sylbe zu antworten vermochte, wurde die Stubenthüre heftig aufgerissen. Molina's Magd stürzte glühend und fast athemlos herein.

„Ist unser junger Herr hier?" fragte sie mit Hast.

„Der sitzt da drinnen bei seinen lieben Genossen!" sagte mit grimmigem Ausdrucke der alte Kürschner Vogel, und das Mädchen stürzte in die Thüre.

„Junger Herr," rief sie aus, „seit länger denn einer Stunde suche ich Euch in der ganzen Stadt. Eilt, eilt, Eueren Vater hat der Schlag gerührt. Er ist gelähmt und sprachlos. Jesus, Maria, Joseph! Was für ein Jammer und Elend ist das. Kommt, kommt schnell!"

Betäubt von der Schreckenskunde, saß Joseph einen Augenblick, dann sprang er über den Tisch und eilte hinweg, ohne sein Geld einzustecken, dessen sich die Franzosen ohne Weiteres bemeisterten. Von dem Vorgange begriffen sie Nichts, bis der Wirth ihnen die Sachlage erläuterte. Ein bemitleidendes Kopfwiegen war der Tribut der Theilnahme. Im nächsten Augenblicke verlangten sie eine neue Flasche Feuerwein, und begannen nun ein Gespräch, dessen Inhalt Conrads Theilnahme schneller von dem harten Geschick Joseph Molina's ablenkte, als er unter anderen Umständen sein gutes Herz würde gestattet haben.

Vogel verdollmetschte eifrig und treu, und Conrad vernahm, daß Feuillade seinem Freunde Montbrisard erzählte, wie ihm heute das reizendste Geschöpf begegnet sei, das er je erblickt. Mit dem Feuer einer unreinen Phantasie, aber mit einer Glut schilderte er Elisabeths bezauberndes Wesen, daß man es jedem Wort anmerkte, wie tief der Eindruck sei, den das Mädchen auf ihn gemacht haben müsse.

Du wie gerne hätte jetzt Conrad in seinem Grimme gethan, was Pandrag als bloße hyperbolische Redensart im Munde führte, wenn er zornig war, nämlich dem Franzosen den Hals gebrochen, der durch seine lüsterne Schilderung das Mädchen entweihte, das wie eine Heilige in Conrads Seele herrschte; aber er mußte sich zusammen nehmen; denn es ahnete ihm, da der Wein die Zungen zu lösen begann, er werde mehr hören, was ihm zu erfahren so wichtig war.

In höchst frivoler Weise verlief das Gespräch der beiden Soldaten, die in dem Räuberleben in der Pfalz den letzten Rest bessern Gefühls verloren hatten, welches ihnen das Leben am Hof ihres allerchristlichen Königs übrig gelassen. Alles drehte sich um das schöne Mädchen, das zu sehen Montbrisard vor Begierde brannte.

Immer vertraulicher wurden die Helden. Fouillade rühmte sich der Fortschritte, die er in Emmerenziens Gunst mache, unterließ es aber nicht, ein reiches Maß von Hohn und Spott über ihre Person auszugießen. Endlich kam man auf die Versuche, die schöne Jungfrau im „Gotteshäuschen" näher kennen zu lernen.

Nicht ohne Erstaunen vernahm Conrad, wie genau die Franzosen mit den Eigenschaften Ursula's bekannt waren, und wie sie auf ihren Beistand rechneten; sollte aber Alles mißglücken, so blieb ja das Aeußerste, doch Sicherste, — Gewalt, womit man sie ihrer Mutter zu entführen beschloß.

Dies war das Ende der Unterredung. Mit kochendem Blute saß Conrad an seiner Stelle, als die edlen Helden der Pfalz vorüber wankten. Klugheit gebot ihm, an sich zu halten; aber Pläne auf Pläne durchkreuzten seinen Kopf, als er die leere Untergasse hinabging und endlich sein stilles, friedliches Häuschen erreichte, ohne zu bemerken, daß drüben die junge Wittwe Wache hielt, und den

Kopf darüber ſchüttelte, daß auch dieſes Muſter von Ordnung und Eingezogenheit die Grenzen zu überſchreiten begönne, die ſie ſo ſtrenge bisher von ihm beobachtet wußte.

6.

„Wälſches Blut — ein ſiedend Feuer;
Wälſches Herz — ein Ungeheuer;
Wälſche Lieb' iſt Thränenſaat —
Heil! wer ſich davor gehütet hat!"
Altes Landsknechtſprüchlein.

Um die große und ſchöne Kirche zieht ſich links vom Chore der Markt, der ſich bis zum Saale anſehnlich erweitert. Alte, hochgiebelige Häuſer begrenzten ihn gegen den Münzbach hinauf, der, weiter oben überwölbt und mit Wohnungen bedeckt, erſt hinter dem Saale wieder frei wurde. Zwiſchen dem dritten Hauſe von der Marktecke aufwärts zog ſich ein ſchmales Winkelgäßchen durch, das hinter dem Saale her wieder zu der Obergaſſe führte, wie der verlängerte Markt hier hieß, und mündete der Fleiſchgaſſe gegenüber, rechts; links führte ein ſchmaler Durchgang zu einem Steg über den Münzbach und mündete in die am Berge ſich hinziehende Roſengaſſe, welche oben, wo der Bach überwölbt war, ſich mit dem Ende des Marktes verband, und unten vor der „Münze" in einen freien Platz auslief, den ein breiter Bogen mit dem Thore des Bereiches verband, welcher dem Hoſpitale zum Heiligen Geiſte gehörte, und ein für ſich abgeſchloſſenes, jenſeits aber mit der Fleiſchgaſſe wieder verbundenes Ganze ausmachte.

Es war etwa neun Uhr des Morgens. Der Himmel war tiefblau. Kein Wölkchen ſchwamm im reinen Aether. Die Strahlen der Sonne hatten ſchon früh Alles wahrhaft ſommerlich erwärmt.

Um zehn Uhr sollten die Mönche, welche die Franzosen überall begleiteten, die Messe in der Kirche feiern, in welche sie mit gewaffneter Hand waren eingeführt worden.

Drinnen im Gotteshause erklang jetzt der mächtige Choral: „Verzage nicht, du Häuflein klein" ꝛc. Darauf sprach der Geistliche den Segen über die Gemeinde, die Portale öffneten sich und, wie es alte Ordnung war, traten züchtig Frauen und Mädchen zuerst heraus. Scheue Blicke überflogen den Markt, und die erbleichenden Gesichter verriethen die Seelenangst, welche die Meisten ergriff bei dem Anblicke, der sich ihnen darbot.

Auf dem Markte standen truppweise Franzosen aller Grade, die sich hier gesammelt, um frivolen Spott mit den Frauen und Jungfrauen zu treiben, auch wohl die Beleidigungen des bessern Gefühles noch weiter zu treiben, je nachdem Rohheit und Uebermuth es ihnen eingab. Viele blieben zitternd auf der hohen Treppe stehen; Andere eilten, so schnell sie ihre Füße trugen, einem nahen Hause zu. Die Verwirrung war grenzenlos. Angstgeschrei und Hohngelächter mischten sich im schauerlichsten Grade.

Jetzt drängten die Männer und Jünglinge sich hervor, und bald kam es auf dem Markte zu einem Handgemenge zwischen Vätern, Gatten und Brüdern der beleidigten Frauen und den Franzosen, was einen immer ernstern Charakter annahm. Der Friede des Sabbats, der Segen der gottesdienstlichen Andacht war dahin! Säbel blinkten im Sonnenlicht und Schiffermesser zischten, und hier und dort wälzten sich schwer getroffene Männer in ihrem Blute. Jetzt heulte die Sturmglocke. Die Bürgerschaft eilte herbei, bewaffnet, wie es Eile und Zorn gestatteten. Die Frauen flohen und Männer standen den Männern gegenüber.

Ehe sich diese Auftritte auf dem Markte steigerten, trat mit den meisten Frauen Elisabeth aus dem Portale der Kirche.

Ein Blick ließ sie errathen, was sie dort unten erwarte, und schnell entschlossen, suchte sie die jenseitige Häuserreihe und jenes

Gläschen zu gewinnen, dessen bereits gedacht worden ist. Allein dorthin hatte sich eine solche Zahl Rettung suchender Frauen und Mädchen gedrängt, daß an ein rasches Durchkommen nicht zu denken war.

Einem flüchtigen Blicke wies sich der obere Theil des Marktes als leer, wo man, um eine scharfe Ecke biegend, in die Rosengasse gelangte. Nicht eine Minute säumend, flog Elisabeth dorthin, wo sie den rohen Späßen der Unholde entgehen zu können glaubte.

Ohne daß es jedoch das angstvoll bebende Mädchen ahnen konnte, bereitete ein Mißgeschick ihr dort, was sie hier floh; denn nachdem sie an dem Fenster von Emmerenzia Gilzer vorübergeschritten und mit ihr geliebäugelt hatten, schleuderten die zwei Freunde, der Marquis de la Feuillade und der Hauptmann Montbrisard, die Rosengasse herauf und standen eben jenseit dieser, auf der Ueberwölbung des Münzbaches, als Elisabeth daher flog.

Höher glühten die Wangen des engelschönen Gesichtchens, rascher hob sich die angstgequälte Brust. Kaum berührte der kleine Fuß das Pflaster der Straße. Wer sie so sah, mußte aufmerksam werden; denn die nette, schwarze Sonntagstracht hob die ganze schlanke Gestalt in der schönsten Rundung der jugendlichen Formen hervor. Das schwarze Sammthäubchen umschloß das unaussprechlich liebliche Oval des Gesichtes. Die weißen kleinen Hände preßten das Gesangbuch gegen die hochschlagende Brust.

„Heiliger Dionys!“ rief Montbrisard aus, als er das Mädchen sah, „Feuillade, sieh' 'mal diese holde Gerettete!“

Rasch fuhr dieser herum, und als nun auch er sie sah, stieß er die Worte hervor: „Das ist sie, von der ich Dir gestern sagte!“

„Ich muß sie küssen!“ rief Montbrisard, und in demselben Augenblicke schon reichten sich Beide die Hände, streckten die beiden freien Arme aus und traten so der Elenden entgegen.

Jetzt erst sah Elisabeth, was ihr drohte. Einen Moment schien

allen Leben aus ihr gewichen, aber im nächsten kehrte mit der wachsenden Angst auch ihre Entschlossenheit zurück.

Sie sah, daß zwischen Montbrisard's Hand und der hohen, überdachten Treppe des Judenhauses, vor dem sich diese Scene entwickelte, ein freier Raum war.

Wie die Gemse, wenn der Schütze ihr naht, in Todesangst, aber dennoch mit sicherm Blicke den Raum messend, über den Abgrund wegsetzt, so erspähte das gelenkste Mädchen, daß der nahe Abweisestein, der die Treppe des Judenhauses vor den Rädern der Wagen schützte, ihr einen sichern Auftritt und einen mächtigen Schwung zum entrinnenden Sprunge sicherte, und ohne einen Augenblick zu zaudern, trat ihr leichter Fuß darauf, und, ehe Montbrisard seinen Arm nach ihr ausstrecken konnte, war sie schon an der Ecke der Rosengasse und flog dahin wie der Pfeil, den der Schütze mit aller Muskelkraft des Armes von der Sehne geschnellt hat.

„Ventre Saint Christ!" schrie der Getäuschte, „die kann fliegen; aber sie soll sehen, daß ich ohne einen Kuß von ihrer süßen Lippe heute nicht rasten werde."

Beide eilten ihr blitzschnell nach.

Aus dem Portale der Kirche hatten sich die Männer gedrängt, um ihre Lieben zu schützen. Mit jedem Sonntage waren die Beleidigungen weiblichen Gefühles roher und maßloser geworden. Das Blut kochte in den Adern, und länger ertrugen sie's nicht.

Auch Conrad war hervorgedrungen. Sein Auge suchte Elisabeth, aber fand sie nicht. Da faßte ihn eine Hand und ein Finger deutete nach dem Orte, wo eben jetzt die Franzosen das Mädchen ängsteten. „Dort! siehst Du's!" rief die Stentorstimme des alten Pankraz ihm in's Ohr. Sein Blick folgte dem Fingerzeig, und mit drei Sprüngen war er die hohe Treppe drunten und davon in der bezeichneten Richtung.

Das athemlos fliehende Mädchen sah sich überall nach einem Helfer um. Alles war still, nur Emmerenzia stand hohnlächelnd an ihrem hohen Fenster und sah der Hetze des Mädchens zu.

Eliſabeth breitete ihre Arme gegen ſie aus, aber ſie empfing nur ein Zeichen der Mißbilligung ihrer thörichten Flucht. Immer näher kamen die Verfolger. Schon war ſie an der „Münze“. Dort war das offene Thor des Hoſpitalviertels. Aber ihr Athem ſtockte, ihre Kniee wankten. Noch einmal blickte ſie zurück.

„O, Gott lohn's!“ rief ſie, als ſie Conrads kräftige Geſtalt hinter ihren Verfolgern erblickte — aber in demſelben Augenblicke taumelte ſie gegen die Mauer. Noch einmal ſah ſie zurück und dann vergingen ihr die Sinne.

Conrad war den beiden Verfolgern Eliſabeths in pfeilſchnellem Laufe gefolgt. Sie, die nur an das Erhaſchen des Mädchens dachten, ſich lachend zu ſchnellerm Lauf ermunterten, hörten nicht, daß ihnen Jemand folge.

„Sie kann nicht weiter!“ rief fröhlich Montbriſard; aber in demſelben Augenblick erreichte ihn Conrads geballte Fauſt. Ein furchtbarer Schlag auf den Hut ſtreckte ihn mitten im Laufe mit ſolcher Wucht auf das Straßenpflaſter, daß er betäubt liegen blieb. In demſelben Moment erreichte Conrad Feuillade, der einigen Vorſprung vor Montbriſard gewonnen hatte, und mit gleicher Gewalt traf ihn ein Stoß in den Rücken, der ihn heftiger Weiſe niederſtreckte.

Ohne ſich aufzuhalten, ohne den Angſtſchrei Emmerenziens zu beachten, flog Conrad zu dem Mädchen ſeiner Liebe, faßte die Umgeſunkene mit kräftigem Arme, ſchwang die theuere Laſt auf ſeine Schultern und verſchwand hinter dem Thore des Hoſpitals, wo ihn Pankraz eben erreichte, der von der anderen Seite hierher geeilt war.

Er ſchob den Riegel vor und rief: „Eile! Alle Thüren ſind offen. Trag' ſie zu ihrer Mutter!“

Alle dieſe Auftritte waren ſich in einer weit größern Schnelle gefolgt, als ſie hier erzählt werden konnten. Unbemerkt aber waren ſie nicht geblieben. Auf den Thürmen der Stadt waren anſehnliche franzöſiſche Wachtpoſten, und gerade im Angeſichte des Schauplatzes der erzählten Ereigniſſe ſtand der mächtige Münzthorthurm. Lachend

hatten die Soldaten der Mädchenhetze ihrer tapferen Offiziere zugeſchaut; als aber der Jüngling wie ein Wettersturm daherbrauſte und die Helden mit ſeiner kräftigen Fauſt niederſchlug, da konnten ſie nicht länger müßige Zuſchauer bleiben. Sie ſtürzten die hohen Stiegen von der Zinne des Thurmes herab und aus der Mauer-Pforte heraus; da lag indeſſen noch eine hohe Stiege vor ihnen, und ehe ſie den Boden erreichten, war Conrad längſt ſicher hinter dem Thore des Hoſpitalhofes.

Die Offiziere hatten ſich von ihrer Niederlage erholt. Beide bluteten heftig aus Naſe und Mund, und Montbriſard's Stirne wies eine breite, klaffende Wunde.

Schäumend vor Wuth drangen ſie zum Thore vor. Der Hoſpitalverwalter ahnete nichts von den Vorgängen. Staunend ſah er die blutenden Franzoſen vor ſeinem Thore. Er eilte hinab, zu öffnen. Ein Hieb ſtreckte den Schuldloſen nieder. Alles wurde durchſucht, bis endlich ein Inſaſſe ſo viel heraus brachte, was und wen ſie ſuchten. Er wies ihnen den Weg zur Mauer, und nun wußte de la Feuillade Beſcheid.

Mit mehr Ruhe, als ſein Freund begabt, ließ er Pankraz' Thüre, die feſt verſchloſſen war, beſetzen, und eilte mit den Uebrigen die Treppe zur Seite des Fleiſchthörchens hinauf, feſt überzeugt, Conrad ſei in Eliſabeths Wohnung.

Wirklich befand er ſich noch dort; allein der umſichtige Pankraz ſah im Geiſte voraus, was folgen mußte, nachdem ihm Conrad geſagt, daß er die beiden Offiziere niedergeſchlagen habe. Kaum war die ohnmächtige Eliſabeth auf das ſchneeweiße Bett gelegt, als er ihn mit ſich hinaus und die Holztreppe hinabriß. Als Beide unten angelangt waren, ſchob Pankraz ſeinen Riegel feſter vor, zog Conrad in ſeinen kleinen Holzplatz, wo er das Feuer in den Kachelofen machte, und rief: „Schnell klettere in den Rauchfang, ſo weit Du kannſt. Oben wendet er ſich links. Klettere bis zur Dachfirſte, damit, wenn ſie hineinſchießen, Du nicht erſtickſt!“

Conrad folgte blindlings der Anweisung seines Vetters. Er kroch den Schornstein hinauf und hielt sich mit seiner gewaltigen Muskelkraft oben, wo das Kamin zu Tage ging. Eine abgeschossene Kugel konnte ihn allerdings wegen der Krümmung des Rauchfanges nicht treffen, aber prallte sie ab, so war er dennoch verloren. Das verhehlte sich der Jüngling nicht, befahl seine Seele Gott und harrte, froh in seinem Herzen, daß er das geliebte Mädchen vor Mißhandlungen gerettet, der Dinge, die da kommen mußten.

Nun hörte er das wüthende Toben der Unholde, die in das „Gotteshäuschen" eindrangen. Es blieb ihm nur Eins — aber dies Eine ist es auch allein, was die Seele in den schwersten und schrecklichsten Stunden des Lebens aufrecht hält, was in die tiefste Finsterniß einen Lichtstrahl, in die Angst des Todes einen Hoffnungsschimmer fallen läßt, das Gebet der gläubigen Seele. Er betete in heißer Inbrunst; nicht für sich aber, denn an sich dachte er ja nicht, sondern für Elisabeth, die er den Händen ihrer Mutter und der herbeieilenden Ursula übergeben hatte.

Während die Franzosen die untere Thüre sprengten, drangen die beiden Offiziere, gefolgt von zwei Soldaten der Münzthorthurmwache, durch die offene Thür in das „Gotteshäuschen" hinein. Das laute Wehklagen zweier Frauenstimmen leitete zu der Thüre der Frau Dreis. Sie stießen sie auf, aber — wie gebannt blieb Montbrisard auf der Schwelle stehen.

Es gibt eine Macht, die auch das Herz des Rohesten besiegt; eine Macht, die selbst die Flammen des wüthendsten Zornes löschen kann. Eine solche unsichtbare Gewalt ergriff die Seele des Franzosen, als er mit kochendem Blute die Thür aufstieß und sein Blick Das überschaute, was sich ihm darbot.

Auf dem Bett ausgestreckt lag das Mädchen ohne Spur des Lebens. Die jammernde Mutter hielt sie im Arme und lehnte das Haupt an die Brust des leblosen Kindes. Zur Seite des Bettes stand, über die auch im leblosen Zustande Liebliche sich neigend,

Urſula, und ihre Thränen rieſelten auf das todtenbleiche, ſchöne Antlitz. Zu Füßen des Bettes kniete der alte Pankraz mit vor den Lippen zuſammengepreßten Händen. In dem bleichen Geſichte des Greiſes lag ein bodenloſer Schmerz ausgedrückt, und die Thränen, deren eine die andere über die durchfurchten Wangen jagte, gaben Zeugniß von der Stimmung ſeiner Seele.

Montbrisard ſtand wie bezaubert in der Thüre, der Gedanke, welch' einen Jammer ein roher Scherz in dieſe Stätte der Armuth gebracht, durchzuckte ihn, und die innere Stimme rief mit donnernder Gewalt ihm zu: Du, du haſt es verſchuldet!

Montbrisard's Herz war ſo entmenſcht noch nicht, daß dieſer Eindruck ſpurlos vorübergegangen wäre. Er ließ ſeinen Falkenblick das Zimmer durchforſchen, und als er den Geſuchten nicht erblickte, ſchloß er die Thüre wieder zu, wandte ſich zu ſeinem Genoſſen Feuillade und ſagte: „Hier iſt er nicht, und Niemand darf dieſe Schwelle überſchreiten. Ich werde ſie bewachen!“

„Aber er iſt in dieſem Hauſe!“ rief der wüthende Marquis.

„Das glaube ich ſelbſt,“ erwiederte Montbrisard; „allein in dieſem Zimmer iſt er nicht. Durchſucht das Haus, während ich hier bleibe.“

Das geſchah ſchnell. So kleiner Raum war bald durchſucht. Nirgends war eine Spur. An das Kamin dachte Keiner.

„Er muß in dieſem Gemache ſein!“ rief der zurückkehrende Marquis.

In dieſem Augenblicke heulte die Sturmglocke, und raſch folgten mehrere Kanonenſchüſſe von Stühleck herab.

„Was iſt das?“ fragte Feuillade voll Schrecken.

„Aufruhr in der Stadt,“ ſchrie Montbrisard, und eilte mit ſeinen Begleitern hinweg, ohne an etwas Anderes weiter zu denken.

7.

Kleines Häuflein, kleines Häuflein,
Wagſt du's, Jenen Trotz zu bieten,
Die des Kampfes Vortheil kennen,
Die der Waffen blanke Wehre
In geübter Rechten führen,
Und du ſelbſt biſt waffenlos?
Spaniſches Kriegslied.

In jenen Tagen der Unterdrückung hatte der arme proteſtantiſche Pfälzer unendlich viel Unheil dulden gelernt. Seit Spinola in die Pfalz eingefallen war mit ſeinen in den Niederlanden entmenſchten Spaniern; ſeit der dreißigjährige Krieg ſeine Kroaten gebracht, ſeit die Franzoſen die Pfalz mit Feuer und Schwert verheerten, war ein ſo überfließendes Maß des Jammers über das geſegnete Land gekommen, daß man ſich wundern mußte, wenn man noch eine heitere Miene in dem Lande ſah, das ſeiner heiteren Bewohner wegen berühmt war.

„Die fröhliche Pfalz am Rheine" war ein Land der Thränen, der Armuth, des Elends geworden. Wo die Franzoſen noch nicht geſengt und gebrannt, da hatten ſie es ſicher ſich noch vorbehalten, und wollten erſt auf langſamem Weg alle Kräfte ausſaugen, alle Geduld erſchöpfen.

Bacharach war nun ſchon ziemlich lang unter ihrem eiſernen Scepter. Brandſchatzungen, Steuern, Lieferungen hatten ſich die Bürger gefallen laſſen. Mißhandlungen roher Gewalt hatten ſie mit unterdrücktem Grimm ertragen; als ſie aber jetzt im Ueberſprudeln des roheſten Uebermuthes das Heiligthum antaſteten, das Zucht und Scham hütet, als ſie ihre Frauen und Töchter auf zuchtloſe Weiſe öffentlich höhnten und mißhandelten, da gohr wilder der Haß und der Grimm in den mißhandelten Herzen auf. Wohl hatte der Pfarrer ſie zum Dulden ermahnt; aber als ſie ſelbſt

Zeuge jener rohen Auftritte wurden, da riß der dünn gewordene Faden der Geduld.

Manche fielen so, ohne Waffen, ohne Werkzeuge die Franzosen an; Andere rannten in die Häuser, das Erste, Beste aufgreifend, was als Waffe dienen konnte. Der alte Glöckner war, als er den Kampf beginnen sah, an die Sturmglocke geeilt, und auf dies Zeichen der Bürgernoth strömte Alles bewaffnet auf den Markt, um den Brüdern zu helfen.

So lange die Thorwachen nicht herzu kamen, so lange von Stahleck herab nicht Haufen herbeieilten, mochte die Tapferkeit der Bürger selbst den kampfgeübten Truppen gefährlich werden.

Als Montbrisard und Fenillade mit etwa Zwölfen von der Wache durch den gewölbten Durchgang des Rathhauses auf dem Markt anstürmten, da wichen die Franzosen gegen den Saal hin, aus dem jetzt Joseph Molina hervorstürzte mit einem blanken Schwerte in seiner Hand. Ein Hieb, der ihn quer über die Stirne traf, stürzte ihn an der Schwelle des Saales nieder.

Schon schritten die wüthenden Bürger über die Leichname der Ihrigen sowohl als der Franzosen hinweg, als sie diese zurückdrängten; allein sie bedachten nicht, daß das Besetzen des südlichen Kirchhofthores das Andrängen der Besatzung des Schlosses lange hätte hinhalten können, und ließen es frei in der Hast.

Jetzt drängten sich die Franzosen aus dem Thore heraus und nahmen die Bürger in die Mitte. Von Minute zu Minute wurde das Häuflein kleiner. „Pardon!“ rief es hier und dort, und bald waren sie eingeschlossen.

Der Commandant mußte mit dem strengsten Befehle seine Soldaten hüten, sonst wären alle kämpfenden Bürger niedergemetzelt worden. War das Elend früher groß — jetzt füllte herzzerreißendes Wehklagen die Stadt.

Der Marktplatz war mit Leichen bedeckt. Die Gefangenen wurden nach Stahleck geschleppt. Die Verwandten holten die Ver-

wurden in ihre Häuser, oder man trug sie in das Hospital zum Heiligen Geiste.

Der Tag des Friedens war ein Tag wilden Kampfes geworden und das Loos der armen Bürgerfamilien war jetzt doppelt hart geworden.

Kurz, denn kaum eine Viertelstunde hatte er gedauert, war der Kampf gewesen, aber unendlich blutig war er; denn mehr denn zwanzig Leichen deckten den Markt, und die Meisten derselben waren Bürger.

Selbst die Franzosen freuten sich des Sieges nicht. Ihnen mußte ihr eigenes Gefühl sagen, daß sie des Kampfes Urheber gewesen, daß sie durch schonungslosen Betrug den friedlichen Bürger so lange gereizt, bis er, Alles vergessend, zur Wehr griff, um die Schmach zu rächen, die er nicht ertragen konnte.

Auch in dem „Gotteshäuschen" hatte sich seit dieser Auftritte des Jammers Manches begeben, was den Zustand, der dort herrschte, wesentlich änderte.

Nach vielen Bemühungen Ursula's schlug endlich, als noch die Franzosen das Haus durchsuchten, Elisabeth ihre Augen auf.

Sie fuhr mit einem Schrei empor. „Wo sind sie?" rief sie aus, und sah wie irre im Gemach umher.

„Du bist ja bei mir!" flehte die unglückliche Mutter; „sei ruhig, mein liebes Kind!"

Elisabeth sah sie an, und es schien, als weiche ein schwerer Traum von ihrer Seele; dann brach sie in ein lautes Weinen aus.

„Laßt sie," sagte Ursula zu Frau Dreis, „laßt sie; das ist Wohlthat und macht ihr das Herz leicht."

Aber neuer Schrecken fesselte Alle, da die Sturmglocke heulte und die Donnerschläge der Kanonen von Stahleck her über die Stadt fuhren. Es waren Signale für die französischen Besatzungen auf Stahlberg bei Steeg und Fürstenberg bei Rheinbreitbach.

„Das gilt meinem armen Conrad,“ rief Pankraz aus, und rang die Hände.

„Wo iſt er?“ fragte Eliſabeth. „Ach, ich Undankbare, an ihn hab' ich noch nicht gedacht, und er hat mich doch von den Unholden gerettet. Was wird aus ihm werden?“

„Erſchießen werden ſie ihn, wenn ſie ihn kriegen!“ ſagte mit verzweifelndem Ausdrucke Pankraz.

„Gott! Gott! erbarme Dich!“ flehte das Mädchen und faltete krampfhaft ihre Hände. Sie betete lange ſtille vor ſich hin. „Wo iſt er, Pankraz?“ fragte ſie dann.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete er; aber ein Blick auf Urſula, der lauernd und beobachtend war, wie auch der Ton der Stimme, ſtrafte ihn Lügen. Es war, als ob ſich ſeine Seele ſträubte gegen eine Unwahrheit.

Urſula hatte den Blick geſehen; aber ſie ſchwieg, weil ſie das Daherreiten der Franzoſen vernahm. Als es ſtille geworden, blickte ſie mit grimmigem Ausdruck Pankraz an.

„Meinſt Du, alter Schelm, ich wüßte nicht, wo er ſteckt? He? Urſula hat gute Ohren, und das Rauſchen im Rauchfange kam nicht vom Winde! Warum aber meinſt Du, daß ich ihn verrathen wollte? Hätte ich nicht Waſſer ſchnell auf mein Feuer gegoſſen, er würde nicht ſicher ſitzen, wo er ſitzt.“

„Urſula!“ flehte Eliſabeth, „ſchonet mich doch! Iſt wirklich Conrad im Rauchfange?“ fragte ſie ängſtlich den Alten.

Er nickte ihr zu.

„O, ſo holt ihn heraus,“ rief ſie angſtvoll, „er muß ja erſticken. Hier im Kämmerlein iſt er ſicherer, und nicht wahr, Urſula, Du verräthſt ihn nicht?“

Urſula ſchüttelte den Kopf. „Wie ſollte mir ſo Etwas einfallen!“ rief ſie aus.

Pankraz war hinausgeeilt, hatte die Mauerthüre geſchloſſen

und war darauf die Treppe hinabgestiegen. Er kam zur rechten Stunde, denn Conrad trat ihm hastig entgegen.

„Wo willst Du hin?“ fragte er.

„Hört Ihr nicht die Sturmglocke, Vetter?“ fragte Conrad. „Die Bürger kämpfen gegen die Franzosen, ich hab's deutlich droben gehört. Und ich sollte hier müßig sein?“

Pankraz redete ihm ein, zeigte ihm, wie er verloren sei, wenn er sich blicken lasse; aber es blieb Alles erfolglos. Er wollte fort zum Kampfe. Noch Eins war für Pankraz übrig. „Willst Du nicht Elisabeth sehen, ehe Du geh'st? Sie verlangt nach Dir, Conrad!“ So sprach er.

Der Jüngling sah ihn starr an. „Verlangt nach mir?“ fragte er, als ob er es für eine Lüge hielte.

Pankraz sagte: „Sie will, daß ich Dich hole!“

„Wohlan denn,“ versetzte Conrad, „so laßt uns gehen!“

Das Herz pochte ihm fast hörbar, als sie eintraten in das Stübchen, das er nie betreten, als da er Elisabeth hierher getragen.

Sie saß neben der Mutter. Noch waren ihre Wangen bleich, aber das Auge war Bürge ihrer vollen Seelenthätigkeit.

Als sie ihn erblickte, flog eine leichte Röthe über das bleiche Antlitz. Sie wußte ja jetzt, daß er sie in seinen Armen hierher getragen.

Wie auch dies Bewußtsein die jungfräuliche Scham weckte, sie fühlte, was sie ihm schuldete, und welche Gefahr ihm drohte. Sie sah in liebreich an, und reichte ihm ihre Hand entgegen.

Conrad erröthete wie ein Mädchen; aber er trat rasch vor und ergriff ihre Hand, die er herzlich drückte.

„Conrad,“ sagte sie, „wie kann ich Dir's danken, was Du für mich thatst?“

„O, schweig' doch,“ bat er, denn seine Verlegenheit wuchs mit jeder Secunde.

„Er will fort," sagte angstvoll Pankraz, „weil auf dem Markte die Bürger mit den Franzosen kämpfen."

„Nein! nein!" rief das Mädchen. „Hier mußt Du bleiben! Hier suchen sie Dich nicht."

Vergebens widerstrebte er. Fast mit Gewalt brachten sie ihn in das Kämmerlein, das Elisabeth hinter ihm schloß.

Ursula stand in Gedanken.

„Soll's wahr sein," rief sie endlich aus, „daß die Bürger kämpfen, so muß ich fort. Ich muß nach meinem armen Joseph sehen, der gewiß auf der Seite der Bürgerschaft steht."

Ueber Elisabeths Wangen legte sich wieder eine tödtliche Blässe, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie abermals umgesunken.

Ursula eilte hinaus und mit mächtigen Schritten auf den Markt zu.

Sie kam in dem Augenblicke dort an, als Joseph eben niedergeworfen worden war. Obgleich ein Auge nur allein die Dienste versehen mußte, die sonst ein Paar versieht, so war es doch schärfer, als manches Paar. Sie sah Joseph sinken und war mit einigen ihrer gewaltigen Schritte, die jetzt noch weiter ausgriffen, bei ihm.

Es war nichts übrig, als ihn aus dem Getümmel zu bringen. Sie vermochte das aber nicht so leicht, als sie gedacht. Nur mit vieler Mühe gelang es ihr, ihn in den „Saal" zu schleppen. Sie untersuchte die Wunde. Sie war tief, aber gerade nicht gefährlich. Sie verband sie daher, und bald darauf erwachte Joseph, den der Blutverlust und die Wucht des Hiebs auf den Kopf betäubt hatten.

Während der Zeit, welche Ursula mit dieser Thätigkeit hingebracht und welche sie durch lautes Wehklagen um ihren Liebling bezeichnete, war das Treffen auf dem Markte zu Ende. Die volle Niederlage der Bürger war entschieden und Viele als Gefangene in den Händen ihrer erbarmungslosen Peiniger.

Noch blutend trat Montbrisard in das Gemach, wohin ihn Ursula's Wehklage gerufen. Er kam im Auftrage des Comman-

dunten, die Gefängnisse des „Kummerhofes" zu öffnen, da er seine Gründe hatte, sie nicht alle auf der Burg Stahleck einzukerkern.

Er hatte ein Tuch um seinen Kopf gewunden, da seine Stirnwunde noch unverbunden war.

Joseph sah ihn lächelnd an. „Hauptmann," sagte er, „Ihr habt mir übel gelohnt. Nicht als Aufrührer wollte ich ja gegen Euch kämpfen."

„Pfui," rief Ursula, „Joseph, solche Schmach hätte ich nicht über meine Lippen gehen lassen!"

Joseph erröthete, aber seine Charakterlosigkeit ließ auch diesem Gefühle nicht viel Gewalt. Er ging schnell mit dem Hauptmann ein französisches Gespräch ein, dessen Sinn Ursula fremd blieb. Sie suchte indeß Josephs Aeußerung zu beschönigen, und hielt es für eine sogenannte Nothlüge, über deren Anwendung sie sich gar leicht hinaussetzte. Ein Anderes lag ihr nahe. Blieb Conrad bei Elisabeth, so drohte Gefahr. Auch hier war sie schnell mit sich einig. Sie sagte zu Montbrisard, der des Deutschen so weit kundig war, daß man sich mit ihm verständigen konnte, daß, wenn er ihr verspreche, Elisabeths Frieden nicht zu stören, sie ihm sagen wolle, wo Conrad sei.

Der schnell auflodernde Montbrisard versprach Alles, und erfuhr nun, wo er sich aufhielt.

Sein Plan war schnell gemacht. Mit der sinkenden Nacht wollte er und de la Feuillade das „Gotteshäuschen" bewachen. Entgehen konnte er ihnen ja so nicht, zumal er sich am Tage nicht herauswagen durfte. Sein Herz lachte in der Brust bei dem Gedanken der Rache, welchem er sich nun hingab. Ein Goldstück war des Verrathes Lohn.

Während Montbrisard zu dem Saalschultheißen hinauf ging,

der sich etwas erholt hatte und nothdürftig wieder reden konnte, erzählte Ursula ihrem Lieblinge die Begebenheit vom Morgen, die Joseph nicht kennen konnte.

8.

Was mir nützt, das sag' ich;
Was mir schadet, verschweig' ich;
Wo zu gewinnen, da such' ich;
Ob's recht — was geht's mich an?
Wenn ich's nur haben kann!
Ich bleib' ja doch ein angesehener Mann!
Rheinisches Sprüchwort.

Was mit schneidender Ironie das rheinische Sprüchwort ausdrückt, war leitender Grundsatz des alten Saalschultheißen gewesen, und er hatte damit seinem Geldsäckel niemals geschadet. Auf Anderes, namentlich auf die Reinheit des Bewußtseins, auf den Beifall des Richters über den Sternen, auf die Achtung und Liebe der Bessern, kam es einem Manne nicht an, der in der Schule des Lasters aufgewachsen, nur den glühenden Leidenschaften zu folgen gewohnt war, die in seiner Brust gohren. Mit den äußerlichen Formen und Bräuchen der Religion hatte er's aber immer sehr streng genommen, weil er mit den Bußwerken Alles zu sühnen glaubte, was er in seiner Verworfenheit beging. Es war eben eine nicht seltene Begebenheit, daß er, nach Vollendung irgend eines Bubenstücks, in seinem Betschemel kniend, den Rosenkranz durch seine Finger laufen ließ, und, den Gewinn berechnend, welcher ihm aus seiner That erwuchs, eine reiche Anzahl Ave und Paternoster daher murmelte, bei denen freilich seine Seele — nicht war.

Daß durch die Erziehung eines solchen Vaters das Herz Josephs eben keine sonderlich edle Richtung nehmen konnte, lag sehr nahe, und was Gutes an Joseph war, hatte seinen Grund in den an

sich nicht bösen Anlagen seines Gemüthes und in dem Einfluß, den der alte Pankraz auf ihn gehabt, so lange er als Diener im „Saale“ gelebt. Desto unseliger aber wirkte Ursula durch ihre Maßlosigkeit im Verzärteln und durch das ungezügelte Erfüllen aller Wünsche und Begehren des Knaben.

Er wuchs auf in dieser Umgebung, unter diesen Einflüssen charakterlos, ohne tiefere, sittliche Richtung, ohne Grundsätze. Er folgte den Einflüssen des Augenblicks, leichtsinnig und verführbar, darum schloß er sich sogleich an die Franzosen an, aber im innersten Grunde seines Herzens war er nicht böse. Seine Gutmüthigkeit war sogar groß, und ein Unrecht konnte er nicht billigen. Zu wohlüberlegten Schurkenstreichen, wie sie sein Vater ausübte, war er nicht fähig.

Seine Liebe zu Elisabeth war erwachsen aus liebgewordener Gewohnheit, mit ihr die Kinderspiele zu spielen, und sinnliches Wohlgefallen an dem reizenden Mädchen gab später der Neigung größere Dauer und Nachhaltigkeit.

Als er von der Universität heimkehrte, fand er sie als erblühende Jungfrau, geschmückt mit dem höchsten Zauber ihres Geschlechts, und — tiefer senkte das Gefühl seine Wurzeln.

Obwohl es ihm nicht klar geworden war, was sein Vater gegen Elisabeths Vater begangen, so waren ihm doch nicht selten Andeutungen geworden, die ihn auf eine nicht leichte Schuld schließen ließen. Eine gewisse Scheu, dann aber auch wieder sein Leichtsinn ließen es nicht zu, den tiefern Grund der Sache zu ermitteln.

An jenem Abend aber hatte das Mädchen schwere Worte zu ihm geredet, Worte, die auf ein Verbrechen zu schließen berechtigten. Vergebens flehte er, daß sie ihm Alles kund thue. Sie that es nicht.

Ganz außer sich war er hinweg gerannt; aber so schwach und so leichtsinnig war er, daß die beiden Franzosen ihn mit wenigen Worten in das Spielzimmer ziehen konnten. Da schreckte ihn die

Kunde auf, daß sein Vater vom Schlage getroffen sei. Er eilte in den „Saal“ und fand die erschütternde Wahrheit.

Die außerordentliche Aufregung, in welche ihn die Seelenfolter versetzt hatte, deren Anwendung Ursula sich zur Befriedigung ihrer Rache und ihres Hasses bedient, konnte ohne nachtheilige Folgen nicht wohl vorübergehen. Die Angst seiner Seele stieg bis zum Unerträglichen, als Ursula sich entfernt und er allein in dem weiten Gebäude war. Sein Sohn, seine Magd, sein Waibel, Alle waren auswärts. Da hörte er die Folterwerkzeuge gahren und pfeifen; da vernahm er die entsetzlichen Töne, welche die Folterqual dem armen Dreis ausgepreßt; da trat als Schreckbild jenes entsetzenerregende Geheimniß vor seine Seele, dessen Ursula, andeutend, gedacht. Er stöhnte; er schrie um Hilfe. Nur der Wiederhall der leeren Räume antwortete, und dieser Nachhall dünkte ihm Hohngelächter der Hölle. Er wollte beten; aber das Ave erstarb auf seinen Lippen. Es war ihm, als stünde Dreis und ein anderes schuldloses Wesen vor ihm. Er wollte in der furchtbarsten Verzweiflung aufstehen und diesen Schreckbildern entfliehen, aber er dachte nicht in der Seelenangst an die Schmerzen seiner Füße und an ihre Unbrauchbarkeit. Mit einem Schrei stürzte er nieder, und jene geheime lähmende Wirkung traf seine rechte Seite, welche die Aerzte mit dem Namen „Schlag“ benennen. So lag er noch bewußtlos, als seine Diener heimkehrten, die der Schrecken des Anblickes fast selber lähmte.

Sie brachten ihn auf sein Bett und liefen dann, der Waibel nach dem Arzte, die Magd nach dem Sohne.

Damals waren Aerzte selten, und Menschen der verschiedensten Art übten die edle Kunst, die Gebreste der armen Menschennatur zu heilen.

So war denn in Bacharach Ursula berühmt wegen der sympathetischen Geheimmittel, durch deren Anwendung sie die Uebel heilte oder heilen zu können vorgab. Außer ihr nannt der „Chronist der

Gotteshäuser" einen Laboranten Namens Steinert, welcher im dem Hofe der Abtei Hirzenach bei oder in dem kleinen Weiler Rheinheim, zwischen dem Dorfe Streg und der Stadt, als Schwager des Hofmannes lebte. Er hatte großes Ansehen im Lande umher, und kurirte Menschen und Vieh, war ein Kräuterkenner und Stammler und braute Heiltränke und bereitete Pflaster, wie er denn auch nach einem probaten Aderlaßmännlein zur Ader ließ und eine Badstube hielt.

Zu diesem lief der Waibel, und der Laborant säumte nicht, dem gestrengen Herrn zu Dienst zu sein.

Als Joseph in das Zimmer stürzte, hatte bereits ein reicher Blutstrom sich entladen, und die Wirkung zeigte sich alsbald darin, daß der Kranke die Augen aufschlug. Er sah wie ein Irrer um sich; allein als er seinen Sohn erblickte und seinen alten Waibel, als er sich überhaupt in der Nähe von Menschen wußte, wich die innere Angst seiner Seele. Er wollte reden — aber es war nur ein Lallen. Man konnte Nichts daraus entnehmen, weil auch das Band seiner Zunge gelähmt war.

Für Joseph war es ein erschütternder Anblick, seinen Vater in diesem Zustande zu finden. Er weinte heiße Thränen, und der Gedanke, daß er lange hilflos in diesem Zustande gelegen, ergriff sein Gefühl mit aller Macht des kindlichen Herzens, deren es fähig war.

Der Laborant verhieß Besserung, und wirklich kehrte auch bis zum Morgen der Gebrauch der Zunge zurück; aber er verbot jede Aufregung. Für Joseph war es ein höchst quälender Zustand. An seinem Herzen nagte die Begierde, jenen Schleier ganz gelüftet zu sehen, der den Abgrund bedeckte, von dem Elisabeth mit so tiefer Erregung gesprochen. Niemand konnte ihm das Genauere sagen, als sein Vater, und diesen durfte er nun nicht fragen, damit er ihn nicht wieder aufrege und eine Wiederholung des Schlaganfalls ein-

[illegible]. Als aber am hellen Sonntagmorgen der Alte wieder reden konnte, da ließ sich's nicht länger zurückhalten.

Joseph fragte ihn bestimmt. Der Alte wurde bleich, aber er ermannte sich. Schlau und gewandt, wie er stets gewesen, wich er dem Punkt aus, um den es sich handelte; erzählte eine lange Geschichte, die er nicht beendigen konnte, weil eben auf dem Markte, fast unter den Fenstern des Saales, der Tumult ausbrach, welchen die Ungebühr der Franzosen gegen die Frauen und Töchter der Bürger hervorrief.

Innerlich froh, daß dies Ereigniß ihn einer Erzählung überhob, deren Lügengewebe mehr geistige Kraft forderte, als der Saalschultheiß in sich fühlte, rief er: „Was ist das? Will das Ketzervolk sich gegen die Franzosen stellen?"

Joseph rannte zum Fenster und eben so schnell hinab, wo ihn denn ein Franzosensäbel schwer genug für seine Zweideutigkeit züchtigte.

Montbrisard nahm das Wort Josephs leicht hin, glaubte ihm aber so wenig, daß er sich vornahm, ihn für seine Lüge büßen zu lassen.

Der Saalschultheiß ließ durch den Waibel die Verließe des Kummerhofes öffnen, und bald schlossen sich die eisernen Thüren hinter den unglücklichen Vätern, Gatten und Brüdern, die um so trostloser waren, als sie nun ihre Geliebten in der schrankenlosen Gewalt Derer wußten, die zu dem Uebermuthe nun noch die Rache gesellten.

Kaum war dieser Lärm vorüber, als die Wache, welche von einem Gemache des Saales Besitz nahm, das zur Wohnung des Waibels bestimmt war, auch Joseph gefangen nahm und ihn auf die Burg Stahleck brachte. Dieser gänzlich unerwartete Schlag traf den Alten sehr hart. Nur ein neuer Aderlaß des Laboranten Steinert vermochte die Rückkehr des Schlages zu verhüten.

Alle die Ereignisse und das einfache Wort des ehrlichen Labo-

wanten, der ihm sagte, sein Lebenslämplein nahe sich rasch dem Erlöschen, er müsse darum sein Haus bestellen, machten einen so tiefen Eindruck auf den alten Sünder, daß nun auch das schlummernde Gewissen mit einer nicht mehr zu bewältigenden Macht erwachte.

Der Waibel mußte den Dominikanermönch Xaverius rufen, welcher droben bei dem Commandanten auf Stahleck hauste, daß er ihm beichte.

Der Mönch kam, und mehrere Stunden währte hinter der verschlossenen Thüre das Bekenntniß und die Niederschreibung des reichen Vermächtnisses an den Altar zu Sanct Werner und an das Hospital.

Als darauf der Mönch mit dem Versprechen, für seinen Sohn zu wirken bei dem Commandanten, schied, lief der Waibel fast athemlos nach der Wittwe Dreis im „Gotteshäuschen", die er in den Saal entbieten sollte. Es war Nacht geworden über diesen Ereignissen, und ein Sabbath sank hinab, wie ihn kaum trauriger die unglückliche Stadt erlebt hatte; denn es war fast kein Haus, wo nicht die Wehklage ertönte, fast kein Haus, aus dem nicht Männer in den finsteren Verließen des „Kummerhofes" schmachteten, und eines Urtheils gewärtig sein mußten, dessen Spruch so weit von Milde und Barmherzigkeit entfernt war, als der Himmel von der Erde.

Als der Waibel sich dem „Gotteshäuschen" näherte, herrschte dort ein Lärm, der ihn schnell in einen sichern Hinterhalt zu treten nöthigte.

9.

Ein Mäuslein ſitzt und leckt den Mund
Und horcht des Mäuslein's zu dieſer Stund'.
O Mäuslein klein,
O Mäuslein fein,
Sei klug, ſonſt wirſt du verrathen ſein!
Altes Volkslied.

Conrad war in dem Kämmerlein in ſicherem Verwahrſam; er war ſeiner geliebten Eliſabeth nahe; er hörte ihre ſanfttönende Stimme dann und wann. Das Herz war ihm ſo weit, ſo ſelig! In dieſen Räumen war ſie gewandelt; alle dieſe Gegenſtände hatte ihre Hand berührt; aber konnte er hier lange bleiben? Hatte er innere Ruhe? Dort ſtand ſein Haus ohne Schutz, ohne Herrn. Alles war preisgegeben den Feinden, die gewiß es durchſuchten und plünderten! — Das quälte ihn; aber ſchwerer lag auf ſeiner Seele der Gedanke, daß er Eliſabeth und ihre Mutter durch ſeine Anweſenheit in Gefahr brachte — denn dieſer Urſula traute er nicht. Er hatte ja den falſchen Blick geſehen, den ſie auf ihn ſchoß, als Eliſabeth ihn in das Kämmerlein drängte. Er wußte von Pankraz, wie ſie Joſeph begünſtigte, wie ſie Alles aufbot, Eliſabeths Herz ihm zuzuwenden, und wie ſie geſchworen hatte, Joſeph und Eliſabeth müßten ein Paar werden.

In dieſen beunruhigenden Vorſtellungen geſellte ſich das ungewiſſe Loos ſo vieler Bürger. Niemand brachte Kunde, und doch drang auch in ſein Verſteck die Wehklage der Unglücklichen, die ſich verlaſſen ſahen. So war es faſt Abend geworden, als Pankraz, endlich müde von ſeinen Wanderungen, um Kundſchaft zu erhalten, in das Stübchen der Frau Dreis trat.

Seufzend ſetzte er ſich der Thüre nahe, welche in das Kämmerlein führte, wo Conrad in gewaltiger Spannung ſein Ohr an die Fuge der Thüre lehnte, um ja kein Wort des Berichtes zu verlieren.

„Wie steht's in der Stadt, Pankrazvetter?“ fragte Elisabeth mit beklommenem Herzen.

„Wie soll's stehen?“ antwortete der Alte. „O, daß ich allen diesen Pfalzvergiftern den Hals brechen könnte! — Wie's steht, fragst Du, Kind? Hast Du nicht das selbst erfahren und bist gehetzt worden, wie das Wild des Soonwaldes gehetzt wird von der blutgierigen Meute? — So und noch viel schlimmer erging es den Frauen und Mädchen, die über den Markt gingen. Was Conrad für Dich that, das thaten Andere für die, welche ihnen näher angehören, für Weib und Kind, für Schwester und Braut. Sie schlugen drein und brachen ihnen die Hälse. O, daß ich hätte helfen können! Aber da fielen die Hunde über sie her, und es gab ein gräuliches Gemetzel. Viele Bürger sind todt, viele schwer verwundet; aber auch Franzosen liegen todt auf dem Markt. Ja, die alten Mauern des „Kummerhofes“ hallen wieder vom Jammergeschrei der Weiber und Kinder, deren Väter und Brüder fielen oder dort in den finsteren Löchern der unbarmherzigen Strafe der Unmenschen entgegen sehen. 's ist ein Elend, das Einem das Herz bricht.“

Nun begann er die Einzelnen zu nennen, die todt geblieben und schwer verwundet worden waren. Es war eine große Zahl und seine Schilderung ergriff die Frauen gewaltig und preßte ihnen heiße Thränen aus.

„Unseres armen Conrads Haus,“ fuhr er fort, „haben sie durchsucht von unten bis oben. Die gute Wittwe Pfaff stand wacker für ihn ein; sie hat wenigstens das Hauptsächlichste gerettet. Was aber noch schlimmer ist, hier darf er nicht bleiben. Als ich am „Stern“ vorbei ging, sah ich Einen, der nicht umsonst an der Ecke stand, und hier auf der Mauer geht's auch hin und her, und die Blicke, die sie auf die Thüre werfen, sagen mehr als Worte. Kurz zu sagen, sie wissen, daß er hier steckt, und er muß fort.“

Es wurde still nach diesen Worten in der Stube, denn sie wußten Alle, die darin saßen, mit gleich niederschmetternder Gewißheit: „Aber wo soll er hin?“ fragte mit bebendem Laute das Mädchen. „Wo ist ein Winkel sicher für ihn?“

Conrads Finger klopfte leise an die Thüre. Er ertrug's nicht länger.

„Laßt mich heraus!“ sagte er leise; aber der leise Ton verrieth die Qual seiner Seele.

Frau Dreis öffnete.

„Ich muß fort!“ sagte Conrad mit einem Ausdrucke, dessen Entschiedenheit keine Widerrede gestattete. „Euch bringe ich in's Elend und mich verderbe ich.“

„Wo willst Du aber hin, lieber Conrad?“ fragte Elisabeth.

Conrad stand wie gefesselt. Alles Blut drängte nach dem Herzen. Jeder Nerv bebte. So hatte sie noch nie zu ihm gesagt. Sein Auge ruhte mit dem Ausdruck unendlichen Glücks auf ihr, die in diesem Augenblick erst erkannte, was ihn so bewege. Sie erröthete und schlug das Auge nieder.

Eine Welle sah er sie stumm an, dann sagte er: „Wenn ich in meinem Kahne bin, so bin ich frei. Dann sorgt nicht mehr für mich. Hier, Pankrazvetter, habt Ihr den Schlüssel zum Schlosse der Kette. Schließt ihn in der Dämmerung los, und nichts wird mir hemmend in den Weg treten.“

Die Sache wurde nun erwogen, und Pankraz entfernte sich mit dem Schlüssel, weil dieser Rath der beste schien.

Die Dämmerung begünstigte den schlauen Alten. Niemand argwöhnte Etwas, als er, an seinem Stabe gebückt, ein Linnen in der Hand, zum Weiher hinabging. War er ja doch arm und konnte nicht das Bedürfniß der Noth ihn zwingen, selbst am Abend des Sonntags sich ein Hemde zu waschen?

Mit der ihm eigenen Umsicht und Schlauheit vollbrachte er sein Werk. Aus einem nahen Kahne nahm er Haken und Riemen,

stockte die Dollen ein, und legte das Handruder an die Stelle, schlüpfte das Wasser aus, und hob den Kahn so weit vom Ufer in den Strom, daß er nur eines Rucks bedurfte, um auf die silberne Fläche hinaus zu gleiten. Als das Werk vollendet war, kehrte er in seine Wohnung zurück und stieg dann leise die schmale Holztreppe hinauf und trat in das Zimmer, wo sie noch im traulichen Kreise saßen, anscheinend ruhig, aber mit pochendem Herzen Alles erwägend, was sich im nächsten Augenblicke begeben könnte. Elisabeth fühlte, wie hoch sie Conrad verpflichtet war, da er sein Leben ihretwegen gewagt. Der Muth des Jünglings, von seiner Liebe beseelt, verfehlte nicht, ihr Herz ihm günstiger zu stimmen. Seit langer Zeit zum ersten Mal erblickte sie die männlich edle Gestalt vor sich, das schöne Gesicht mit dem kindlich milden und doch wieder so männlich festen Ausdrucke sich gegenüber, und das Mädchenherz begann eine Vergleichung mit dem weichlichen Joseph.

Diese stille, innere Thätigkeit, welche sie, kaum ihrer selbst bewußt, vornahm, war ein so günstiges Zeichen für Conrad, daß, hätte er es gewußt, sein Herz gejubelt haben würde. Und wie liebte er sie! Wie hatte seine Auge geleuchtet, sein Athem gestockt; wie war eine Gluthröthe über seine schönen Züge geflogen, als sie sagte: „Lieber Conrad!“

Während diese Betrachtungen und Gefühle Elisabeths Herz beschäftigten, beriethen ihre Mutter, Pankraz und Conrad über die Enhaltung seines Eigenthums. Conrad stimmte damit überein, daß Pankraz mit Vorwissen des pfälzischen Landschreibers Weißgerber hinüber zöge.

Der Chronist der „Gotteshäuschen“ sagt darüber: „Es ist das ein seltsam Ding gewest, und erschien als eine absonderliche Gunst wohledeln Rathes, daß ohne Verlust des Rechts ein Gotteshäusler durfte ausziehen in ein Bürgerhaus. Gintumalen aber der alte Pankrazius Sulzbacher war über die Maaßen wohlgelitten, weilen er allezeit ein untadelhaftes Leben geführet, eine

gute Reputation behauptet und hier nur zu Nutz und Frommen eines jungen Bürgers Dasjenige thut, was ansonsten ihme hätte müssen Schaden zufügen. Und ist auch selbiges Häuselein des Conrad Aichspalter nit verheeret worden, was offenbarlich des alten Stadtmusikanten Sorgfalt bewirket."

Die Nacht war herabgesunken, dunkel und sternenlos. Eine Wolkenschicht lag dick und schwarz vor dem Glanze der Sterne, und nur der Vollmond vermochte so weit mit seinem Schimmer sie zu durchdringen, daß ein düsteres Zwielicht die scharfen Kanten der Dinge hervortreten ließ, ohne daß man jedoch etwas hätte unterscheiden können, es sei denn, man habe das scharfe Auge eines Schiffers gehabt, das allein im Stand ist, da zu sehen, wo ein anderes Auge Nichts sieht. Gerade das war Conrads Glück an diesem verhängnißvollen Abend.

Montbrisard hatte, nachdem Ursula ihm den Aufenthalt Conrads verrathen, nichts Eiligeres zu thun, als den Genossen seiner schmählichen Niederlage, de la Feuillade, davon zu benachrichtigen. Der wüthende Mensch wollte sogleich das „Gotteshäuschen" umkehren, denn Schonung kannte er nicht, und die verletzte Ehre, das boshafte Lächeln Emmerenziens am Fenster und der glühende Wunsch, die reizende Elisabeth unter einem gültigen Vorwand in seine Gewalt zu bekommen — diese Beweggründe wirkten zusammen, ihn außer die Schranken besonnener Mäßigung zu bringen.

Wie heftig er aber auch wurde, Montbrisard's Beredsamkeit besiegte ihn; denn in dessen Brust waren jene Eindrücke noch nicht verwischt, die er an dem Sonntag im „Gotteshäuschen" empfangen hatte. War auch vielleicht in seiner Seele noch die Absicht, das Mädchen durch Schonung zu gewinnen, wer könnte das sagen? Genug, er bewirkte es, daß de la Feuillade unten an des Pankraz Thüre die Wache übernahm und er in der Brüstung des Mauerfensters seine Stellung wählte. Todt oder lebendig! war Beider Losung, als sie sich trennten, um ihre Posten einzunehmen.

Die zehnte Abendstunde war gekommen. Alles war still geworden auf den Gassen, und das Volk hatte Ruhe gefunden oder vorzog heimlich seine Thränen und sandte stille die Gebete zum Himmel um Rettung der Eingekerkerten, die einem herben Gericht entgegen gingen, dessen Urtheilspruch vorauszusehen war, wenn nicht der Commandant von Stahleck seine Menschlichkeit geltend machte, die er der armen Stadt mehr denn einmal schon bewiesen, obwohl er außer Stande sich befand, alles das abzuwenden, was im Gefolge der feindlichen Besitznahme geschah.

Jetzt läutete vom Thurme von Sanct Peter die große Glocke die Ruhestunde, und in demselben Moment ergriff Conrad Elisabeths Hand.

„Leb' wohl!" sagte er mit dem vollsten Ausdrucke seiner Liebe.

Sie schlug ihr schönes Auge zu ihm auf. Ihre Wange war bleich, denn die Angst ihrer Seele war groß. Sie drückte leise seine Hand und lispelte: „Gott sei mit Dir und schütze Dich!"

Es war dem jungen Mann, als könne er die Hand nicht fahren lassen. Innniger drückte er sie und wandte sich dann rasch zur Mutter, drückte ihr und Pankraz die Hand, und indem er sich zur Thüre wandte, sagte er: „Folgt mir nicht!" — und war verschwunden.

Montbrisard stand auf seinem Posten. Er hielt den Degen blank in seiner Hand. Sein Auge hielt fest an der Thüre, während ihn die Blende des Mauerfensters fast verdeckte.

Jetzt knarrte die Thüre leise, und Conrads kräftige Gestalt stand einen Augenblick auf dem Steintritt, der davor lag. Sein durchdringend scharfer Blick durchmusterte die Umgebung. Jetzt erblickte er die Gestalt des Franzosen. Er sah das Funkeln der Klinge, und wie der hungrige Tiger auf seine Beute stürzt, so sprang Montbrisard auf ihn ein. Seinen Vortheil kaltblütiger bewachend, als sein Feind, stand Conrad ruhig, bis Montbrisard nahe genug war, um ihn mit dem Degen zu erreichen. Jetzt

machte er eine Wendung. Der Degen pfiff an ihm vorüber in das finstre Thürgestelle, und in demselben Momente traf ein so fürchterlicher Schlag die Hand des Franzosen, daß klirrend der Degen auf die Platten des Bodens fiel, und mit einem Ausrufe des Schmerzes seine Hand herab sank. Doch schnell bückte er sich nach seiner Waffe. Dies sah Conrad, und ein neuer Schlag auf den Kopf machte Montbrisard taumeln. Dieser war jedoch nicht der Mann, welcher seinen Kampf schnell verloren gab. Er raffte sich auf und fiel mit seinen nervigen Armen Conrad an. Jetzt entstand ein wilder Ringkampf. Die Gegner stöhnten im gewaltigen Ringen. Der Sieg blieb lange unentschieden. Endlich ersah Conrad seinen Vortheil, umfaßte mit riesiger Kraft seinen Gegner, trug ihn in die Oeffnung des Mauerfensters und hob ihn hinaus, daß er ohne Halt über der Tiefe schwebte.

Montbrisard umklammerte Conrads Hals und Arm. „Wache herbei!“ brüllte er in der Todesangst, und der Ruf drang hin zum Münzthorthurme.

Jetzt sah sich Conrad verloren, wenn er nicht seinen Feind losmachen könnte. Er bot seine letzte Kraft auf, wand Montbrisard's Hände los, und dieser stürzte hinab.

Und es war still unten, als habe der Tod sein Opfer empfangen.

Aber vom Münzthorthurme her stürmten die Franzosen. Conrad mußte rasch handeln. Er schwang sich über die Brüstung des Mauerfensters, setzte seinen Fuß in die Vertiefungen der Mauer, wo das Wasser, das bei Eisgängen weiter sie brauste, den Mörtel ausgewaschen hatte; faßte sich an den vorstehenden Steinen fest, und als er die Mitte der Mauerhöhe erreichte, führte ihn ein kecker Sprung gerade zur rechten Zeit hinab; denn schon sauste eine Kugel an seinem Ohre vorüber.

Schnell, wie das flüchtige Wild, war er auf dem Hügelkamme vor dem Fleischthörchen. Ein Sprung brachte ihn hinter den Damm. Von da sank das Ufer dem Strome zu, und die Kugeln flogen über

ihn weg. Ehe noch die Franzosen das Fleischthörchen öffnen konnten, war er in seinem Kahn, und dieser glitt, vom kräftigen Ruderschlage getrieben, wie ein Pfeil über die Fluth hin und verschwand bald im Dunkel der Nacht.

Das Schießen am Münzthorthurme hatte die Folge, daß die ganze Besatzung in Aufregung gerieth. Niemand aber wußte, was geschehen war. Die Wache des Münzthorthurmes hatte den Ruf gehört, sonst wußte sie nichts, als daß Einer entflohen. De la Feuillade klärte indessen bald das Sachverhältniß auf.

„Wo ist Montbrisard?“ rief er aus. „Er wird uns sagen, wohin der Spitzbube geflohen ist.“

Niemand hatte den Hauptmann gesehen.

De la Feuillade eilte zurück an die Stelle, und hier fand er seinen Genossen im kläglichsten Zustande. Lange hatte er von dem Falle betäubt da gelegen. Als er seine Besinnung wieder gewann, vermochte er nicht aufzustehen. Ein entsetzlicher Schmerz in einem Beine sagte ihm, es sei gebrochen. Mit Anstrengung aller seiner Kraft hatte er sich gegen die Mauer hingeschleppt und saß nun stöhnend da, sich an die Mauer lehnend.

„Er ist entflohen!“ rief er dem Freunde zu, seinen Schmerz vergessend.

„Und Du?“ fragte dieser. „Du standest ja oben?“

„Er hat eine übernatürliche Kraft,“ stieß Montbrisard hervor. „Als er heraus trat, wollte ich ihm den Degen in die Brust stoßen, aber mit einer großen Gewandtheit entging er dem Stoße. Die Wuth hatte mich blind gemacht. Er schlug mir den Degen aus der Hand, und nun rangen wir; aber ringe Du mit diesem Teufel! Er trug mich schwebend an's Mauerloch, und wie ich mich auch bemühte, mich so an ihn zu klammern, daß er mit herabstürzen müßte, es mißlang, und er schleuderte mich herab, daß mir die Besinnung verging. Er selbst sprang herab und ist frei.“ — Ein Fluch begleitete die letzten Worte.

„Wie ist Dir?“ fragte der Andere.

„Mein Bein ist gebrochen!“

„Alle Teufel!“

„War er denn in dem Häuschen?“

„Wohl war er drinnen!“

„So sollen sie Alle dafür büßen!“

De la Feuillade ließ nun Montbrisard von den Soldaten wegtragen und eilte zu dem Commandanten, der schon auf dem Wege zu der Stelle war, wo sich der Knäuel der Soldaten befand, um ihm den Hergang und die offenbare Schuld der Bewohner des „Gotteshäuschens“ zu melden.

Eine dumpfe Stille herrschte in dem Stübchen der angstvoll Bebenden, als Conrad weggegangen war. Sie hatten Alle die Macht verloren, auch nur ein Wort hervorzubringen. Centnerschwer lag ja die Sorge auf ihren Herzen. Leise Gebete rangen sich aus der Brust los.

Pankraz gewann zuerst den Muth und die Kraft der Rede wieder.

„Ach,“ sagte er seufzend, „wenn er nur glücklich entkommt!“

„Es ist ja so dunkel,“ sagte Elisabeth; „aber“ — und erst jetzt wuchs ihre Angst, „wie kommt er hinaus an den Rhein?“

„Er wird auswendig hinabsteigen,“ sagte Pankraz.

„Gott im Himmel, wie ist das möglich?“ rief das Mädchen und rang die Hände.

„Das ist so schwer nicht und macht mir gar keine Sorge,“ entgegnete Pankraz; „denn das Wasser hat bei den Eisgängen den Mörtel so sehr herausgewaschen, daß es ein Leichtes ist, hinabzusteigen, zumal wenn man die jugendliche Gewandtheit hat, wie Conrad.“

In diesem Augenblicke riß Ursula die Thüre auf. „Was ist zu thun?“ rief sie mit verstellter Angst, denn sie hatte lauernd an ihrem Fensterlein Montbrisard seinen Posten einnehmen sehen und Conrad hinausschleichen gehört. So lange die Beiden draußen.

rangen, hielt sie sich ruhig; als sie aber den Wachenruf, darauf den dumpfen Ton des fallenden Montbrisard hörte, und es dann so stille wurde, hielt sie's nicht mehr aus.

Alle fuhren mit Entsetzen von ihren Stühlen auf. „Was gibt's denn?" fragten sie wie mit einem Munde.

„Was es gibt? Ihr müßt das besser wissen! Ist nicht Conrad fort? Es scheint, als ob ein Franzose auf ihn gelauert habe!"

Jetzt fielen die Schüsse. Man hörte den entsetzlichen Lärm, das Laufen, Schießen, Schreien.

„Armer Conrad!" rief Elisabeth. „O, warum ließen wir ihn fort!"

Frau Dreis saß wie eine Leiche da.

Pankraz sprang auf. „Satan!" rief er, „das ist Dein Werk! O, Dein Lohn wird Dir werden!" Und mit diesen Worten eilte er hinaus.

Wäre Ursula rein gewesen, dieser Ausruf ihres Todfeindes würde sie veranlaßt haben, ihm, ehe er zur Thüre draußen gewesen wäre, die Gewalt ihrer langen Finger fühlbar werden zu lassen. So aber konnte sie nur hinter einem Schwalle ihrer auserlesenen Schimpfnamen und Schmähungen die Betroffenheit verbergen, daß das richtige Gefühl des Alten die Wahrheit so schnell herausgefunden. Auch die Anderen ahneten ihr Unrecht.

Einige Minuten hatte Elisabeth starr vor Schrecken da gesessen. Die erbleichende Lippe bewegte sich leise in heißem Gebete, das die ringenden Hände, als aus der Seele Tiefe kommend, bewährten. Jetzt sprang sie plötzlich auf und rief: „Ich bin Schuld an seinem Verderben! Ich muß wissen, wie es um ihn steht." Sie eilte der Thüre zu; aber Ursula vertrat ihr den Weg. „Wo willst Du hin in diesem aufgeregten Zustande? Was willst Du beginnen in dieser allgemeinen Verwirrung in dunkler Nacht?" fragte sie das Mädchen.

Auch die Mutter hing sich an sie und flehte: „Bleibe Kind, und füge nicht zu alle dem Leide das größte, daß auch Dir ein

Unglück widerfahre! Gott wird ihn ja nicht verlassen! Er geht ja nicht auf unrechten Wegen, und Pankraz wird uns Nachrichten bringen."

Der Mutter Wort brachte Elisabeth zur ruhigen Erwägung zurück und gab ihrer Seele wieder die rechte Richtung. Ermuthigt erhob sie das betende Auge nach oben. „Ja," sagte sie, „Gott wird ihn nicht in's Verderben gerathen lassen!" Ruhig in diesem festen Glauben kehrte sie zu ihrem Sitze zurück, und es trat wieder jene Stille ein, die jedem Gemüthe Zeit ließ, in seiner eigenthümlichen Weise die Lage der Sachen anzusehen und ruhiger Zuversicht oder beängstigender Sorge Raum zu geben.

Nicht lange aber sollte dieser Zustand dauern. Der unglückliche Tag sollte vor seinem Hinabsinken zu seinen Brüdern, die gewesen, ein noch größeres Maß der Trübsal über die schuldlosen Bewohner des „Gotteshäuschens" bringen.

Der Zeitraum einer kurzen halben Stunde war hinreichend gewesen, die Ereignisse geschehen zu lassen, die sich so entscheidend gefolgt waren.

De la Feuillade war nicht der Mann, der einen Plan leichtlich aufgab. Wenn auch der Commandant den rohen Scherz der beiden Offiziere mißbilligte, so konnte er doch das nicht dulden, daß sie ein Bürger mißhandle und ihre Soldatenehre beflecke. Auf diesen Umstand hin baute de la Feuillade seinen Plan, das Mädchen in seine Hand zu bekommen. Er stellte es dem Commandanten so dar, als hätten die Bewohner des „Gotteshäuschens" frevelnd den Frevler verborgen, als sei er von ihnen auch unterstützt worden, als er Montbrisard die Mauer hinabgeworfen habe. Dieser konnte das falsche Zeugniß nicht entkräften, weil Montbrisard bereits in den Tempelherrnhof getragen worden war, wo das Lazareth der Besatzung hatte müssen errichtet werden. Der meuterische Geist der Stadtbewohner wurde ihm so vorgestellt, daß am Ende der Commandant selbst daran glaubte, zumal von Seiten der Soldaten so

viel als möglich ihre Schuld an den aufrührerischen Bestrebungen verheimlicht und verdeckt wurde.

So wurde es denn de la Feuillade nicht schwer, einen Verhaftsbefehl zu erwirken, der, mündlich ertheilt, um so mehr Macht in die Hand Dessen legte, der ihn ausführte, als er jener Begrenzung entbehrte, welche wahrscheinlich der schriftlichen Ausfertigung nicht würde gemangelt haben. Es lag aber nicht im mindesten in Feuillade's Plan, die Verhaftung selbst vorzunehmen. Schlau berechnete er, daß dieser Umstand ihn in des Mädchens Augen würde gehässig erscheinen lassen. Er wählte daher seinen Lieutenant zur Ausführung, und, da der Kummerhof keinen Raum mehr in seinen Verließen hatte, so bestimmte er ihm das enge Gefängniß des Marktthorthurmes, um die zu verhaftenden Personen dort einzukerkern.

Ungesäumt brach der Lieutenant auf, seinen Befehl auszuführen, und wenige Minuten später wurde der Frieden des „Gotteshäuschens" auf eine Weise erschüttert, welche der getreue Chronist zu schildern kaum Worte finden kann.

„Er sagt, daß ein Offizier mit acht Mann in das Häuschen eindrangen und rücksichtslos die Stube der vielgeprüften Frau Dreis betraten. Mit rohen Worten und heftigen Drohungen habe er Alle, welche sich in dieser Stube befanden, herausgerissen und mit sich fortgeschleppt. Umsonst, fährt er fort, seien alle Bewohner der übrigen „Gotteshäuschen" zusammengeströmt und hätten fußfällig um Schonung der Unglücklichen gebeten. Frau Dreis aber habe sie beruhigt; habe mit großer Glaubenskraft gesagt, es sei dies eine neue Prüfung, die der Herr ihr sende; sie habe aber Glaubensmuth genug, sie zu tragen, und habe die Hoffnung, der Herr schlage wohl, aber er werde auch wieder heilen; er beuge, aber erhöhe auch wieder und lasse alle unsere Prüfungen ein solches Ende gewinnen, daß wir es könnten ertragen. Darauf habe sie noch an zwei Worte der heiligen Schrift erinnert, an die: „Aus sechs Trübsalen habe

ich dich errettet und in der siebenten will ich dich nicht verlassen!" und: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erhören und du sollst mich preisen." Zuletzt habe sie Alle gebeten, ihrer in ihren Gebeten zu gedenken, und sei darauf mit den Franzosen von dannen gegangen nach dem Gefängniß.

„Wehklagend hätten sie, schließt der Chronist diesen Tag, Alle bis zum Markthorthurme begleitet. Selbst der Wärter, der hart daneben wohnte, in dem Hause, zwischen dem und dem Thurme vor der Treppe, so nach der Untergasse führet, habe unter heißen Thränen aufrichtigen Mitleides die Thüren des Gefängnisses erschlossen und alle Welt habe gesagt, niemals seien schuldlosere Gefangene in selbiges Gefängniß gesetzt worden.

„Daß auch Ursula mit fortgeführt wurde, hätte, wäre nicht das Leid um Frau Dreis und das herzliebe „Kind" so groß gewesen, Freude bei Allen erregt, welche das Dach der „Gotteshäuschen" schirmte. Selbst der Chronist verhehlt es nicht, daß ihr solch Ungemach wäre gegönnt worden, „sintemal sie eine böse Sieben" gewesen sei und ärger denn ein Drache, und citirt eine große Zahl Stellen aus den Sprüchen Salomons und dem Buche Sirach, welche von bösen Weibern handeln und von dem traurigen Loose, mit ihnen unter Einem Dache zu hausen. Sie hatte sich anfänglich wie eine Rasende geberdet; aber etliche unsanfte, handgreifliche Einreden, die einige Gewehrkolben an ihre beträchlich langen Seiten richteten, besaßen eine so ungemeine Ueberredungskunst, daß sie sich alsbald so still in ihr unerwartetes Geschick fügte, wie Frau Dreis und Elisabeth auch, wenn auch freilich anders Beweggründe bei ihr vorwalteten, als in der Seele dieser frommen Dulderinnen."

Wie könnte aber die Ueberraschung, der Schrecken und das Leid des alten Pankraz beschrieben werden?

Gleich einem lauernden Iltis war er einhergeschlichen, um seine Kunde zu erhalten; aber nur wenige Bewohner der Stadt

wagten es, ihre Häuser zu verlassen, um zu hören, was geschehen sei.

Nur der alte Vogel, der Stammgast im „Sterne", der, weil er mit den Wälschen reden konnte, ihnen bekannt war, schlich unter ihnen herum und schnappte gierig jedes Wort auf, welches seinem Ohre zugänglich war. An ihn wandte sich Pankraz. Er zog ihn bei Seite.

„Was gibt's?" fragte er, „Du verstehst ja die verfluchten Pfalzvergifter, was sagen sie denn?"

„Sie reden von Einem, der einen französischen Offizier die Mauer herabgeworfen, daß er ein Bein und ein Gefach Rippen brach" — sagte Vogel.

„Brav gemacht!" jubelte halblaut Pankraz; „hätt' er ihnen nur alle die Hälse gebrochen."

„Stille," raunte ihm Vogel in's Ohr. „Sie verstehen deutsch genug, um zu wissen, daß Du ihnen da keinen Segen wünschest."

„Haben sie denn den Flüchtigen gekriegt?"

„Nein," versetzte Vogel; „das ist es eben, was sie rasend macht."

„Gelobt sei Gott!" stieß Pankraz heraus.

„Willst Du stille sein!" mahnte Vogel. „Aber es kommt mir fast vor, als wüßtest Du mehr von der Sache, als ich. Wer ist's denn?"

„Sei stille," sprach Pankraz. „Es ist Conrad Aichspalter, meiner Schwester Kind! Komm', laß uns nachsehen, ob sein Kahn fort ist; dann bin ich gewiß, daß er gerettet ist, sonst nicht."

Die Dunkelheit begünstigte die Untersuchung der beiden Alten. Als Pankraz den ihm wohlbekannten Kahn nicht mehr fand, da hob er Augen und Hände zum Himmel und betete leise ein Dankgebet, wie es selten aus einer dankerfüllten Seele zum Himmel stieg.

Er zog Vogel schnell zur Stadt zurück, und es war hohe Zeit, daß sie kamen, denn die Franzosen schickten sich an, in die Stadt

zurückzukehren. Es gelang Beiden noch, unbemerkt hineinzuschlüpfen, Pankraz drückte Vogel's Hand, und während Ersterer die Treppe zur Seite des Krahnenthorthurmes hinauf eilte, um den Mauergang zu gewinnen, steuerte Vogel langsam die Krahnengasse hinauf, wo aus jedem Fenster Fragen die Fülle an ihn gerichtet wurden, die er des Breiteren beantwortete.

Als Pankraz an dem Gefängnisse des Markthorthurmes vorüberging (denn der Mauergang führt gerade vorüber), ahnete seine Seele nicht, wer hinter der mächtigen Bohlenthüre schmachte; als er aber dem „Gotteshäuschen" sich näherte und er das Wehklagen vernahm, welches von den Gotteshäuslern ausging, die noch immer gruppenweise auf dem Mauergange standen, da überfiel ihn eine Angst, die ihm kaum weiter zu gehen zuließ. Der Athem stockte in seiner Brust, und eine Ahnung sagte ihm, daß das Elend aufs Neue dort eingekehrt, wo schon so manche Thräne geflossen sei.

Endlich langte er an, und das ganze Gewicht der erschütternden Nachricht traf ihn. Nicht einmal der Umstand, daß Ursula mit in Haft gebracht sei, konnte seinen Schmerz lindern. Lange hatte der in manchem Leid ergraute Mann keine Thräne vergossen; aber jetzt weinte er wie ein Kind, und weinend schloß er die Thüre und stieg mit seinem Lichtlein die Holztreppe hinab, und erst, als bereits der Tag in Osten die ersten Lichter entsandte, kam ein Schlaf der Ermattung über ihn, der, durch beängstigende Träume gestört, nicht einmal dem müden Greis Erquickung bereitete.

10.

Was trägt sich leicht,
Was tief uns beugt —
Wenn des Gewissens Vorwurf schweigt.
Altes Kirchenlied.

So unerwartet der Schlag die Frauen des „Gotteshäuschens" getroffen, so behaupteten doch Elisabeth und ihre Mutter den aus Gottvertrauen erwachsenden Gleichmuth in dieser schweren Prüfung; allein so war es nicht bei Ursula.

Die Kolbenstöße der Franzosen hatten zwar dem Strom ihrer gallichten Beredsamkeit einen Damm entgegen gestellt, den zu überfluthen Furcht vor der Wiederholung solcher Liebesgrüße abhielt; allein das war nur ein gewaltsames Niederdrücken ihrer inneren Seelenarbeit. In ihr kochte es um so wilder, je weniger sie es wagen durfte, sich einen entladenden Ausbruch zu gestatten. Selbst das Weinen und Wehklagen der Bewohner der anderen „Gotteshäuschen" mehrte ihren Grimm; denn ihr galt die Trauer nicht; und ob sie sich gleich kaum verhehlen konnte, daß sie eher das Gegentheil von dieser Aeußerung der Theilnahme verdienen möchte, so wollte sie sich das doch nicht selber zugestehen, und sehnte sich nach dem Augenblicke, wo sie ungestört ihren Zorn auskassen konnte.

Kaum war daher der Riegel der inneren, eisernen Gefängnißthüre vorgeschoben, kaum knarrte die innere Thüre in ihren Angeln, so überstürzte sie sich in Flüchen und schmähenden Worten. Alle Welt empfing ihren Theil. Zunächst waren es die Franzosen, dann der Pfälzer Landschreiber, der sich getreuer Unterthanen nicht annähme; sodann die Gotteshäusler, welche ihre Liebesworte empfingen. Weiter kam Conrad an die Reihe, und zuletzt Frau Dreis und Elisabeth, die sie als die Ursache ihrer Gefangenschaft schmähte.

Lange trugen es die beiden Dulderinnen; aber endlich war es zu arg, und Elisabeth erhob sich, der Alten einmal wieder in's grimmernde Gewissen zu reden. Sie hatte so oft den Sturm gebrauet, daß er sich legte; sie war so oft schon den Ausbrüchen rasender Wuth beschwichtigend entgegen getreten, daß sie es auch jetzt versuchte, obwohl sie sich gestehen mußte, daß sie das böse Weib nie in einem so gewaltigen Grad erzürnt gesehen. Auch diesmal gelang es wieder und zwar mit so überraschendem Erfolge, daß selbst die Mutter ob der Macht erstaunte, welche ihres sanften Kindes sanftes Wort über diese zornestwilde Seele errungen hatte.

Allmälig legten sich die schäumenden Wellen des erzürnten Stromes, und es trat einige Ruhe ein. Als aber die an ihr weiches Bett gewöhnte Alte ihre langen Glieder auf die Holzpritsche legen mußte, da brach noch einmal der zurückgedämmte Strom los, und erst, als der Schlaf der Ermüdung der Zunge Ruhe brachte, wurde es stille.

Mit wunderbarer Ruhe fügten sich Frau Dreis und Elisabeth in ihr herbes Geschick. Wußten sie ja doch von keiner Schuld, der sie das Gefängniß zuschreiben konnten! — Nur Eins scheuchte die Ruhe von ihren Seelen, den Schlaf von ihren Augen — die Sorge um Conrad. Noch war ja der Zusammenhang der Ereignisse ihnen völlig fremd; noch hatten sie keine Gewißheit, was aus dem Armen, der ihretwillen litt, geworden sei.

Um ihre geringe Habe bangte ihnen nicht; denn Paukraz und die Treue der übrigen Genossen der „Gotteshäuschen" bürgten ihnen für den vollsten Schutz. Vor den Folgen ihrer Haft hatten sie auch keine Sorge; denn sie waren sich keines Unrechts bewußt, und das, was sie hätte beängstigen können, Feuillade's schändliche Absichten, das ahneten sie nicht. Ihr Gottvertrauen überwand allen Schmerz, alle Furcht. Ruhig legte sich, nachdem sie für Conrad und sich selbst gebetet, der Schlaf auf ihre Augen; obwohl bald unge-

wohnte Lager diejenigen Eigenschaften nicht im mindesten besaß, welche einen sanften Schlaf herbeizuführen geeignet sind.

Pankraz hatte kaum eine Viertelstunde geschlafen, als er durch einen wüsten Traum geweckt wurde. Er sah Elisabeth händeringend dasitzen und hörte ihr Wehklagen um Conrads Schicksal, das ihr unbekannt war.

Er sprang von seinem ärmlichen Lager auf.

Eben färbte sich der östliche Himmel roth. Auf der unglücklichen Stadt lag noch die Stille des Grabes. Rasch kleidete er sich an, denn er erinnerte sich, daß auf der Südseite des Marktthorthurmes sich eine schmale Luke befand, die, obwohl sie mit Eisenstangen wohl versehen war, dennoch gestattete, daß man mit den Gefangenen reden konnte, da ein Mauerfenster fast wider der südlichen Seite des Thurmes sich gegen den Rhein hin öffnete.

Ungesäumt eilte er nun dorthin. Er rechnete dabei auf den Umstand, daß die Thorwachen, weil sie am gestrigen Abend gestört worden, hart und fest schlafen würden.

So leise als möglich schlich er sich über den Mauergang hin. Seine Voraussetzung hinsichtlich der Wache trog ihn nicht. Es war in dem von Zinnen geschützten Thurmgemache, worin sich die Thorwache aufhielt, so still, als ob keine Menschenseele sich dort aufhielt. Als er gegen der Luke war, warf er ein Kieselsteinchen hinein. Elisabeth wachte schon. Sie ahnete, daß das Steinchen von einer befreundeten Hand käme, und eilte an die Lucke, wo ihr in ziemlicher Nähe Pankraz' freundliches Gesicht entgegen lächelte. „Unsere Zeit ist kurz," flüsterte er ihr zu, „und die Wände haben Ohren, darum komme ich so frühe." Nun erzählte er ihr, was sich mit Conrad und dem Franzosen Montbrisard zugetragen; berichtete ihr, daß er glücklich allen Nachstellungen entgangen und mit seinem Kahn entkommen sei. Er sagte ihr, daß er nun in Conrads Häuschen ziehen werde, und dann eilte er eben so leise zurück, wie er gekommen war.

Elisabeth sank, als er weggegangen war, auf ihre Kniee, und brachte ihr Dankopfer Dem, der Conrad vor den Verfolgungen seiner Feinde gerettet hatte. Ihre Seele durchdrang eine hohe Freude. Mochte nun auch kommen, was da wollte, sie fühlte sich stark, es zu tragen.

Armes Kind, dir ist noch völlig fremd der sittliche Abgrund, in den eine Menschenseele fallen kann, die aller Religion ledig, aller edleren Grundsätze baar, nur der wilden Leidenschaft Raum gönnt und, an keine Unschuld, an keine Sittlichkeit glaubend, die eigene Verworfenheit in jedem Anderen wiederzufinden meint.

Es war etwa um die neunte Stunde des Morgens, als die Riegel des Gefängnisses rasselten. Die Frauen vermutheten, den Gefängnißwärter nahen zu sehen, allein sie täuschten sich.

Feuillade trat herein, und sein Diener schloß hinter ihm die Thüre.

Mit heuchlerischer Freundlichkeit nahte er. Seine Reden waren süß wie Honigseim. Er bedauerte mit vielen Worten die Härte des Commandanten, der um der Flucht eines Unwürdigen willen die Schuldlosen eingekerkert habe. Da er aber Beisitzer des Gerichtes sei, so hoffe er Gelegenheit zu finden, für ihre Befreiung zu wirken, — wenn — Elisabeth dankbar sein wolle, die er mit aller Gluth seines Herzens liebe.

Das Mädchen und die Mutter erstarrten schier vor der Rede des Schändlichen — Elisabeth vermochte vor Ueberraschung und innerer Empörung keine Sylbe zu reden; wohl aber nahm die Mutter das Wort mit aller Kraft sittlich religiösen Ernstes und traf den Wüstling mit gewichtigen Schlägen; allein das prallte Alles ab an seiner Unempfindlichkeit gegen das Sittliche und Reine.

Er lachte laut auf und meinte, das seien veraltete, spießbürgerliche Begriffe; übrigens müsse sie bedenken, daß er die Macht habe, das zu erzwingen, was man ihm gutwillig nicht gewähren wolle. Und nun sprach er aus einem anderen Ton, und nahte sich Elisa-

beth, um ihr seine Zärtlichkeit zu beweisen. Wie fand sich aber der Unhold getäuscht! Das deutsche Mädchen stieß ihn mit einer Kraft zurück, daß er gegen die Wand taumelte.

Wüthend durch solches Zurückweisen, schwur er, sie durch alle Gewaltmittel, die ihm zu Gebote ständen, dahin zu bringen, daß sie sich ihm gern überliefere.

Bis jetzt hatte Ursula geschwiegen; aber jetzt riß der zarte Faden ihrer Geduld mit einem Mal entzwei.

„Wagt es," rief sie, „wenn Ihr den Muth habt! Wagt es! Sie ist die Verlobte Josephs, sag' ich Euch, und wehe Euch, wenn Ihr einen Schritt weiter geht. Mir ist mehr bekannt, als Ihr glaubt. Ich weiß den Weg nach Montroyal, wo Montal, Euer Feind, einen Arm hat, der bis dahin reicht, wo Louvois Euren großen König leitet."

Feuillade erbleichte, als dies Weib diese Worte ausstieß. Woher konnte sie wissen, was nur Wenigen im Heere bekannt war? Deutete sie auf Dinge, die nicht bekannt werden durften?

„Was willst Du, alte Hexe?" rief Feuillade, einen Schritt zurücktretend.

„Soll ich es Euch sagen, was in trunkenem Uebermuth Ihr selbst ausgeplaudert? Was Ihr mir selbst gesagt? Soll ich ausplaudern, daß Ihr von mir ein Tränklein erkaufen wolltet, um Montal aus der Welt zu schaffen, der im Stande ist, Eure Büberei aufzudecken? Denkt an Landau und geht hin, gedrückt von dem Gewichte dessen, was ich weiß. Aber wagt Euch nicht wieder hierher."

Feuillade erbleichte vor Wuth. Er sah sich in die Hand dieses teuflischen Weibes gegeben. Schwarze Gedanken gohren in seiner Seele. Sie mußte unschädlich gemacht werden! Glatt wie ein Aal, der sich in allen Richtungen windet, brach er plötzlich in eine helle Lache aus. Er zog Alles in's Komische, begann mit Ursula zu scherzen und entfernte sich dann schnell; aber in seiner Brust gohr ein Haß, der kein Maß kannte.

Dieses Weib mußte er mehr fürchten, als irgend Jemanden auf der Erde. Sie wußte Dinge aus seinem Leben, die ihn vor die Mündungen der Gewehre gebracht haben würden, ja noch mehr — auf das Schaffot. Und er selbst hatte sich in ihre Hand gegeben. Sein Gold sollte ihren Mund schließen. Nun sah er ein, daß dafür nur ein Schloß übrig war — das Grab. Wer stand ihm dafür, daß sie Das, was sie hier gesagt, nicht zur Luke des Gefängnisses hinausriefe? Sie freilassen — half nicht, wenn er nicht von dem Mädchen abstehen wollte, und das kam ihm nicht in den Sinn.

Brütend über seinen schwarzen Gedanken, schritt er über den bedeckten Mauergang hin. Da begegnete ihm ein Corporal seiner Compagnie, ein Auswurf der Hölle, einer der Brandmeister, die schonungslos und gewissenlos die Fackel in die Wohnungen der pfälzischen Bürger geschleudert, der zu Allem fähig war, wenn irgend ein Vortheil zu erringen stand.

Beide verkehrten lange und heimlich, und als endlich Feuillade's Börse in des Corporals Hand glitt, war der Handel geschlossen, dem die Hölle ihr Siegel aufdrückte.

Unterdessen hatte Elisabeth Ursula zur Rede gestellt, wie sie es wagen könne, sie für Joseph's Braut auszugeben und eine so frevelhafte Lüge auszusprechen.

„Bist Du's denn nicht in deinem Herzen?" fragte Ursula mit ihrer nichts achtenden Keckheit. „Ich habe es geschworen, Du sollst sein Weib werden, und jedes Hinderniß werde ich besiegen, so oder so." Sie machte eine seltsame Bewegung der Hand, und ihr Auge glühte in dunkelm Feuer.

Tief empört, richtete sich das Mädchen stolz vor der leidenschaftlich Erregten auf, legte die Hand auf's Herz und sagte feierlich: „Und ich schwöre hier vor und zu dem Herrn, daß ich nie sein Weib werde, und wenn alle Mächte der Hölle sich mit Euch einigten. Er ist der Sohn des Mörders meines Vaters — wir sind auf ewig geschieden!"

Das Wort sprach Elisabeth mit einer Kraft und einem Nachdrucke, daß es noch lange im Herzen wie im Ohr Ursula's nachklang. Sie stand wie eine Bildsäule da. Alle ihre Gedanken vergingen. Sie mußte sich an die rauhe, feuchte Kerkerwand lehnen, so hatte sie das Wort erschüttert.

Und eine tiefe Stille trat ein und währte bis zur sinkenden Nacht. Es war, als habe diese Erklärung Elisabeths die redselige Zunge Ursula's gelähmt und überhaupt alle Kraft geraubt. Darauf war sie nicht vorbereitet gewesen. Es war zu viel für sie!

11.

Die Nacht, sie hüllt in ihren dunkeln Schleier,
Den Edeln, wie das Ungeheuer,
Und Beider Thaten hüllt sie ein.

* * *

Als die Schüsse knallten, sprang Conrad in den Kahn. „Schießt nur!" rief er lachend aus, „mein Ruder und mein Riemen bringen mich rasch aus Eurer Schußweite."

Und so war es. Pfeilschnell schoß sein Kahn über die vom Hauch eines leisen Abendwindes bewegte Fluth. An eine Gefahr war nicht zu denken, denn dem kühnen Fergen und Schiffer war jeder Quadratfuß Wasserfläche auf dem Gebiete von Lorch bis Caub hinab so bekannt, wie der Raum seines kleinen Hauses. Kaum hörbar strich sein Ruder die Fluth; kaum hörbar glitt der Kahn über des Stromes friedliche Fläche hin. In der Mitte des Rheins angelangt, brachte er durch einen tüchtigen Stoß den Kahn in das jenseit liegende Fahrwasser, und pfeilschnell schoß er nun gegen die Ostseite der Insel.

Unterhalb Bacharach, zwischen dem sogenannten „wilden Gefährte" und dem Strudel der „Wirbellei" liegt ein sich langhin-

dehnendes Eiland, von dem Landesherrn in jenen Tagen der Familie Heiles verliehen und daher „das Heilesen Wörth" genannt. Rings an seinen Ufern war sie in jenen Tagen dicht mit Weiden und Erlen bewaldet, die ein fast undurchdringliches Dickicht bildeten. Weit über die Ufer hinaus hingen die Weiden, und wer es erreichen wollte, mußte sich unter ihnen hindurch winden, dabei aber sich auf Gefahren gefaßt machen; denn leicht schleuderte eine zurückgedrängte und wieder die Freiheit gewinnende Weide durch ihre Federkraft Schiffer und Kahn in die stürmende Welle, die sich, durch die Insel im Laufe beengt, hier mächtiger durchdrängt.

Dem daherfluthenden Rhein entgegen thürmten sich gehäufte Klippen, und ihr Dasein bedingt das Dasein der Insel, weil sie des Eises Macht brechen und das Anlegen des Sandes begünstigen.

Etwas tiefer gegen die Mitte der Insel steht ein Häuschen, eine Art von Pavillon.

Zu der Zeit, in welcher sich die Begebenheiten, welche hier erzählt werden, zutrugen, lag das Häuschen so ziemlich in Ruinen, wenn es auch nicht völlig zerstört war.

Im Jahr 1632 waren die Schweden bei dieser Insel über den Rhein gegangen. Gustav Adolph leitete von der Höhe dieses Häuschens aus den Uebergang, und hatte zu dem Ende schnell das Dach abdecken lassen, so daß es frei hier oben stand und seine Befehle ertheilen konnte. Seit dieser Zeit war auf das Gewölbe, welches das untere Geschoß des viereckten Hauses schloß, der Regen und alle Ungunst der Witterung eingestürmt, und Niemand trug Lust, das Dach wieder herzustellen, denn die Insel war damals schier zu einer Tenne zertreten worden. Die Zeiten waren schlimm, welche der Periode voll Drangsal folgten. Die Familie Heiles war nach Heidelberg gezogen, und der alte Diener, welcher über ihre stattlichen Besitzthümer die Oberaufsicht führte, hatte nicht die Thatkraft, welche nöthig gewesen wäre, das Alles wieder nutzbar

zu machen, was mit dem breiten Fuße des Verderbens eine schwere Zeit zermalmt hatte, daher die Insel einer Wildniß glich.

Auf dies Häuschen hatte Conrad sein Augenmerk gerichtet. Niemand beachtete es, daher bot es ihm Obdach und Zuflucht. Unter den weit in den Strom hinaushängenden Weiden war sein Kahn so leicht zu verbergen, daß ihn selbst das schärfste Schifferauge nicht würde entdeckt haben. Mußte er länger hier weilen, so öffnete ihm das Niederthal einen leichten Weg, um, ebenfalls verborgen, nach Weisel zu gelangen, wo er gewiß war, Lebensmittel zu finden.

Was ihn am meisten drückte, war die endlose Langeweile, eine Folge der völligen Unthätigkeit, zu welcher er verdammt war. Während des Tages durfte er nicht vor die Mauern des Häuschens treten, wollte er nicht von beiden Ufern her gesehen sein, zumal die Weinbergpfade die Insel ganz zu überblicken gestatteten. Entweder innerhalb der Mauern oder unter dem überhängenden Dickicht war sein Aufenthalt. Oft sank sein Auge zu! aber dann konnte er die Nacht hindurch nicht schlafen, so weich auch sein Lager von dürrem Grase war, und die Phantasie hatte dann einen Spielraum, den sie mit voller Kraft ermaß.

So war in tödtlicher Langeweile der Montag vorübergegangen. Er hatte die Kähne, die Schiffe, die Wanderer, die eilenden Wolken, die der Thalwind trieb, beobachtet, aber nirgends ein Wort von Elisabeth vernehmen können, für deren Sicherheit eine entsetzliche Angst ihn zu ergreifen begann! — Stellte er sich die Umstände einfach zusammen, so erkannte er klar, daß sie bloßgestellt war, und daß bei der Feindseligkeit der Franzosen das kaum ohne üble Folgen vorüber ging. Erwog er aber die Nachstellungen der Offiziere und die Möglichkeit, daß sie diese Gelegenheit benutzten, das schöne Mädchen in ihre Gewalt zu bekommen, so gerieth er in einen Zustand fieberischer Aufregung. War sie nicht schuldlos? Durfte er sie verlassen? Und doch, wie stand er selber? Ließ er

sich blicken, so fehlte nämlich aller Beistand der Lieblichen, den er jetzt wenigstens heimlich leisten konnte.

Ja, das wollte er, wie groß auch die Gefahr sein möchte. Das Wie aber lag noch im Zweifel, und darum zerarbeitete sich sein Geist.

Die Nacht kam endlich, in deren Schutz er hinüber wollte, das zu erkunden, was ihn mit tausend Sorgen quälte; aber er wollte Wachen und Stadt erst in die Arme des mitternächtlichen Schlafes sinken lassen, ehedenn er die Stadt beträte, wo ihm, wenn man ihn erkannte, der Tod gewiß war. Diese Angst, dieser Zweifel war indessen zehnfacher Tod, und länger hielt er's nicht aus ohne Gewißheit!

Auch heute war der Himmel mit einer tiefliegenden Wolkenschicht bedeckt, von der des Schiffers Kennerauge die Gewißheit genommen, daß sie sich als starker Nebel auf Thal und Gebirge legen würde, wenn der Morgen nahe.

Er stand auf den Klippen vor dem Häuschen, wo kein Weidengebüsch die Aussicht auf den Fluß und die Stadt mit ihren Thürmen und ihrer Burg verdeckte. So dunkel war die Nacht nicht, daß man nicht hätte beobachten können, was über der Fläche des Stromes vorginge.

Jetzt läutete es zehn Uhr. Der Strom trug die gewaltigen Glockentöne zu dem Jünglinge herüber, und sie trugen seine Seele himmelwärts. Was er im Gebete heischte? O, Elisabeths Glück war es. An sich dachte er ja kaum.

Die Töne verklangen. Tiefer senkte sich die nebelige Wolkenschicht. Nur noch matt flimmerten die Lichter von Stahleck herab, desto heller die aus den Fenstern der armen Stadt. Allmälig erloschen auch die, und nur auf den Thürmen sah man die Lohe der Wachtfeuer durch die Fenster ihren glutvollen Schein werfen. Es schlug elf Uhr auf dem Thurme von Sanct Peter. Sein scharfes Auge beobachtete, wie der Schein der Wachtfeuer trüber

wurde. Auf dem Eckthurm, in dessen mächtigen Gewölben Pulvermassen lagen, erlosch es zuerst, dann auf dem Münzthorthurm, und so hielt es die Reihe, das Erlöschen, bis endlich Alles todtstille war und dunkel.

Zitternd vor Ungeduld stand er noch einen Augenblick, um sich vollends zu vergewissern, daß Alles nach Wunsche sicher sei, ehe er zu seinem Kahn eilte, ihn mit sicherer Hand in die Fluth hinauszustoßen.

In diesem Augenblicke fesselte ihn eine Erscheinung außergewöhnlicher Art. Sein scharfes Ohr erkannte deutlich einen leisen, sehr vorsichtigen Ruderschlag von der Stadt her, den eine kunstgeübte Hand führte. Conrad ließ sich auf ein Knie nieder und sah scharf über die glänzende Linie hin, welche die Oberfläche des Wassers bildete. Wenige Augenblicke später sah er einen Kahn daher kommen, in dem mehrere Franzosen theils standen, theils saßen. Einer führte das Ruder so, daß man den erfahrenen Schiffer auf der Stelle erkennen konnte. Die Richtung des Kahnes schien auf die Insel zu gehen.

Ha! Das gilt dir! sagte Conrad zu sich; aber er erschrack nicht eben heftig, denn er kannte so sichere Schlupfwinkel auf der Insel, daß selbst Solche, welche die Räumlichkeit genau kannten, ihn nicht würden gefunden haben.

Seine einzige Besorgniß, die freilich ihn nicht unberührt ließ, wenn er an die Auffindung und Wegnahme seines Kahnes dachte, wurde indessen bald gehoben. Der fremde Kahn schnitt jetzt nicht weit vor dem Eilande quer durch, um das rascher fluthende Fahrwasser zu erreichen. Die Ruder ruhten und überließen den Kahn dem Strome. Die Soldaten hoben eine weibliche Gestalt auf, die im Kahne gelegen. Sie war sehr groß. Wie sie auch geknebelt war, sie rang heftig. Man konnte ihre halberstickten Laute hören. Bald aber übertönte ein teuflisches Hohngelächter diese Laute, und ein dumpfer Schlag in's Wasser ließ den Einsamen erkennen, daß

sich die Fluth über der Unglücklichen für immer geschlossen, und im kühlen, feuchten Bett sie den Todesschlaf zu schlafen begonnen hatte.

Rascher schlugen jetzt die Ruder in die Wellen, und bald war der Kahn gegen Bacharach hin wieder verschwunden.

Conrad stand starr vor Entsetzen. War auch Alles von der offenen Gewalt der Feinde zu fürchten, an ein heimliches Hinmorden dachte Niemand. Jetzt war das Entsetzlichste vor sein Auge getreten, was er je erlebt, was er nie gedacht, und im Innersten seines Wesens rieselte das Entsetzen mit Eiseskälte. War indessen früher schon seine Angst um Elisabeth groß, jetzt wuchs sie in riesigem Maß, und ohne weiter etwas zu überlegen, rannte er zum Ufer, löste seinen Kahn, schob ihn hinaus in die Strömung und sprang hinein.

Er trieb ihn mit kräftigem Ruderschlag, um die gegen Caub gerichtete Spitze der Insel; steuerte dann unter überhängenden Weiden bis gegen die Klippen, welche hier zwischen dem linken Ufer des Rheins und der Insel liegen, durchschnitt darauf den schmalen Arm des Stromes, welcher zwischen der Insel und dem linken Ufer durchfließt, und gewann schnell einen sichern Landungsort, denn auch hier wucherten Weiden im üppigsten Dickicht, und unter ihnen barg er den Kahn. Vor ihm lag nun die Niederung, in welcher die Bewohner der Stadt ihre Gärten haben, und die den unseligen Namen „Ketzer" trägt, weil hier einst in jenen finsteren Zeiten der Kirche und unmenschlicher Priestergewalt ein Armer den schrecklichen Feuertod auf dem Scheiterhaufen starb, weil er mit den erstarrten Satzungen der Kirche innerlich zerfallen war und ihn das Gewissen drängte, mit dem Munde Zeugniß von seiner Ueberzeugung zu geben. Schmale Wege, theils von hohen Zäunen eingefaßt, führten gegen das nächste Stadtthor an der Münze, in dessen unmittelbaren Nähe die „Gotteshäuschen" liegen.

Conrad schlich, gebückt, durch diese Wege zur Mauer und, eng

an dieſe angedrängt, gelangte er zu der Stelle, wo er in der vorigen Nacht herabgeklettert war. Das Hinaufklettern ging eben ſo gut und völlig unbemerkt von Statten. Leiſe ſtieg er die Treppe zur Seite des Fleiſchthörchens hinab, an Pankraz' Fenſter. Er klopfte. Alles war ſtill. Pankraz ſchlief in Conrads Hauſe. Ein ſtärkeres Klopfen würde die Nachbarn geweckt haben. Er ließ daher ab und ſtand rathlos da. — Endlich kehrte er auf die Mauer zurück und ſchritt vorſichtig den Mauergang entlang bis zur Wohnung des Gefängnißwärters und Nachtwächters Arnold Fabian, welcher neben dem Markkthorthurme wohnte. Dort war Licht, das ſah er durch die Fugen des Ladens. Auf ſein Klopfen wurde ihm geöffnet.

Der Wächter prallte zurück, als er Conrad erblickte, denn er war ſein Jugendfreund und Spielgenoſſe, der ihn immer herzlich lieb gehabt, aber auch die Gefahr kannte, welcher er ſich jetzt ausſetzte.

„St!“ flüſterte Conrad, ſchob den Erſtaunten zurück in die Thüre, folgte ihm ſchnell und ſchloß ab.

„Woher kommſt Du? Was willſt Du hier, wo dein Kopf auf dem Spiele ſteht?“ fragte betreten der ehrliche Fabian.

„Stille, ſtille!“ entgegnete Conrad. „Sage mir nur, wie es um Eliſabeth und ihre Mutter ſteht!“

Sie waren in die Stube getreten, und da Fabian eben erſt die Mitternachtsſtunde geblaſen, hatte er Zeit genug, dem Freunde Rede zu ſtehen.

Aber welches Erſtaunen ergriff Conrad, welcher tiefe Schmerz, als er vernahm, was ſich ereignet hatte! Alles, auch das Betragen de la Fauillade im Kerker theilte ihm Fabian mit.

Schmerz und Zorn theilten ſich in die Herrſchaft in ſeiner Seele! Allein wie ſollte er helfen? Wie ſie retten? Nirgends war ein Ausweg!

Verzweifelnd rang er die Hände. Erſt Fabians ſanftes Zureden gab ihm einigermaßen ſeine Ruhe wieder.

„Sind sie noch im Kerker? Sahst Du sie?"

„Noch vor einer Stunde, als ich Ursula herausließ, sagte ich ihnen eine gute Nacht," war Fabians Antwort.

Conrads Seele durchzuckte eine Ahnung. „Wurde sie frei?" fragte er ihn.

„Nein," sagte Fabian; „drei Soldaten holten sie zum Verhöre ab."

„Und sie ist nicht wiedergekehrt?" — fragte Conrad wieder.

„Nein."

„Heiliger Gott! so ist sie es gewesen, welche die Mörder ertränkten, und vielleicht will Feuillade zunächst an die alte Mutter, daß die Tochter ihm hilflos überliefert werde?"

Jetzt war der Schrecken und das Entsetzen auch an Fabian!

„In Wahrheit, Conrad," sagte er, „mir war's unheimlich, als die Kerle mit den teuflischen Gesichtern, so recht wie Henkersknechte, hereintraten und so grinsend lachten, als sie Ursula wegführten. Auch schien mir das kleine Pförtchen neben dem Zollthor, als ich vor einer Stunde vorüberging, nur angelehnt. Ich sah nach und es war dem so."

„Hast Du es geschlossen?" fragte Conrad eifrig.

„Nein; ich will's eben jetzt schließen, wenn ich Eins blase."

„O dann laß es offen, ich flehe Dich an, bis ich über Stock und Stein bin."

Das versprach Fabian, und da es kaum noch fünf Minuten vor ein Uhr war, nahm er sein Horn, bat seinen Freund, sich bis zur Wiederkehr zu gedulden, wo ihm dann die Freude werden sollte, die Geliebte zu sehen.

Conrad saß da in der stillen, einsamen Stube. Dort hing der Schlüssel, nahe dabei waren Ketten, Stricke, Handschellen, ein sogenannter „polnischer Bock" und einige Werkzeuge mildherer Folter. Der Gedanke, daß *sie* davon zu leiden haben könnte, durchbebte ihn. Ueberhaupt wogten in ihm die mannigfaltigsten Gefühle.

Rettungspläne tauchten auf und zerrannen wieder, wie bunte Seifenblasen.

Noch nicht einmal hatte Fabian geblasen, da kamen ungewisse Schritte den Mauergang her. Fabians Thüre that sich auf — jetzt die Stubenthür — und de la Feuillade in völliger Trunkenheit stand vor Conrad.

Dieser erschrak und erbleichte, weil er sich in der Hand seines Feindes sah; aber sogleich erinnerte er sich, daß ihn der Franzose nicht kennen konnte, da er ihn wissentlich und in Beziehung zu jener schmählichen Niederlage in der Rosengasse nie gesehen habe. Das gab ihm die ruhigere Haltung wieder, sofern eine solche in diesem Augenblicke, diesem Menschen gegenüber, möglich war.

„Concierge," lallte der Trunkene, „aufmachen! — Schlüssel!"

„Ganz wohl," sagte der Jüngling, dem in diesem Augenblicke wunderliche Gedanken durch den Kopf rasten.

„Du Mutter wegführen — Mauer werfen — laufen lassen — c'est égal! — Ich — Tochter! Allons!"

Conrad zündete eine kleine Laterne an, nahm den Schlüssel. So gingen Beide der nahen Thüre des Gefängnisses zu.

In Conrads Seele gerannen die wogenden Gedanken zu einem festen Entschlusse. Mit jedem Schritte wurde er sich klarer dessen bewußt, was er in diesem Momente, den ihm Gott gesendet, thun sollte.

Sie kamen zum Gefängnisse. Conrad, dessen Hand noch vor einem Augenblicke gezittert, erschloß jetzt festen Griffes die Thür.

Er selbst kannte die Räumlichkeiten dieses Thurmes und des Gefängnisses früher nicht. Jetzt aber sah er vor sich eine eiserne Thüre, zu der ihm der Schlüssel fehlte. De la Feuillade donnerte heftig, als er es wahrnahm.

„Allons, holen!" rief er und Conrad eilte hinweg.

Wieder trat er in die Stube Fabians. Dieses Mal strahlte sein Antlitz von innerer Freude. Rasch ergriff er den kleineren

Schlüssel und dann eine Hand voll Stricke, die er sorgfältig verbarg, und in wenig Augenblicken war er wieder bei dem Franzosen.

Dieser merkte in seiner Ungeduld nicht, daß Conrad die äußere Thüre sorgfältig innen abschloß, dann aber erst die eiserne Pforte öffnete.

Ein Schrei wurde laut, als die beiden Gefangenen Conrad und seinen Begleiter erblickten.

„Seid ruhig," rief mit unterdrückter Stimme Conrad. „Die Stunde Euerer Rettung ist da!"

Während de la Feuillade auf das bebende, zweifelvolle Mädchen zutaumelte, warf ihm Conrad rücklings eine schnell geschlungene Schlinge über, die, von riesenkräftiger Faust gezogen, ihn des Gebrauches seiner Arme beraubte. Schnell war sie festgemacht. Nun warf ihn Conrad nieder; riß der Frau Dreis die Schürze herab und umwand ihm den Mund, daß er nicht schreien konnte. Schnell, wie der Wind, waren die Stricke bei der Hand, ihn an den Füßen zu fesseln, und ehe die beiden Frauen begriffen, was geschah, zog sie Conrad hinaus, löschte seine Leuchte, schloß die Thüren ab und flüsterte ihnen zu: „Eilet nach dem Zollthore; ich folge sogleich! Das Thürchen ist offen!"

Darauf sprang er zu Fabians Thüre, schloß sie ab, steckte auch diesen Schlüssel zu sich und eilte den fliehenden Frauen nach.

Bald lag das Zollthor hinter ihnen und mit ihm die Stadt. Jetzt zog er sie an's Ufer, hinter den schirmenden Hafendamm und lief zu einem dort an der Kette liegenden Kahne. Mit Hilfe des ungeheuren Gefängnißschlüssels sprengte er einen bereits fast durchgeschliffenen Ring der Kette. Die Frauen stiegen hinein und bald schwamm der Kahn auf den stillen Wogen des Stroms, und Niemand jenseits der Mauern ahnete, was geschehen war; aber Der, der uns trägt in seiner Vaterhand, hörte die stillen Dankgebete,

welche aus drei glücklichen Herzen mit aller Glut und Innigkeit zu seinem Thron emporstiegen.

Eine kurze Zeit später legte der Kahn am jenseitigen Ufer an, und Conrad rief jubelnd aus: „Ihr seid gerettet!"

12.

Das ist der Sünde Lohn, daß inn're Qual,
Die nicht zu tilgen ist, das Herz zerreißt,
Daß nirgends Trost und Lind'rung ist;
Und daß die Hölle schon hienieden brennt —
Im kleinen Raume, den „das Herz" Ihr nennt.

Der rasche Gang der Begebenheiten nöthigt den Erzähler, seine lieben Leser wieder zurückzuführen zu dem Sonntag Abend, dessen Ereignisse bereits erzählt worden sind.

Der Waibel des Saalschultheißen blieb unendlich lang aus. Die Nacht mit ihren Schrecken kam und rückte alle die Thaten seines Lebens dem Saalschultheißen so nahe, daß er sich verzweifelnd in seinem Bett geberdete. Und keine Seele war zu seinem Troste nahe. Sein Sohn lag droben auf Stahleck im Kerker; seine Magd gab ihrem Buhlen ein Ständchen am Thore des „Saals", und der Waibel war drunten in der Fleischgasse und drückte sich an die Ecke des „Sterns", um die Entwicklung der Begebenheiten abzuwarten und zu Frau Dreis zu gehen; allein noch ehe er seinen Auftrag erfüllen konnte, sah er sie, Elisabeth und Uesula in das Gefängniß abführen, und vernahm den lauten Jammer der Gottesbäusler. Das Alles konnte er sich nicht reimen.

Er schlich deßwegen die Untergasse hin, und als er in der aufwärts nach der Obergasse streichenden Krahnengasse nach Abzug der Franzosen laut reden hörte, gesellte er sich zu Vogel, der dort den Zusammenhang erzählte.

Es war ſpät geworden, als er in den „Saal" zurückkehrte. Er glaubte dem Alten eine erheiternde Kunde zu erzählen durch die Mittheilung deſſen, was er erfahren; aber wie täuſchte er ſich! Mit Zittern vernahm dieſer die ſchwere Prüfung der armen Wittwe. Er ſah ſie noch unglücklicher werden, als er ſie ſelber ſchon gemacht, und die Qual des Gewiſſens wurde nur noch geſchärft, noch geſteigert.

Er ließ den Waibel nicht von ſich, weil er in des Menſchen Nähe Troſt fand; allein bald vergaß er deſſen Anweſenheit; brach in laute Selbſtanklagen und Selbſtverwünſchungen aus, und der Waibel hörte zum erſten Male Dinge, die ihm das Blut erſtarren machten.

Spät erſt ſchlief, völlig erſchöpft, der Alte ein, und der Waibel dankte Gott, daß auch ſeine Folterqualen zu Ende gingen.

Kaum graute der Morgen, als ihn der Saalſchultheiß ſchon weckte.

„Rufe mir den alten Pankraz hierher!" befahl er, „und dann meinen alten Freund Gilzer, doch zuerſt den Pankraz! Tummle dich!"

Abermals eilte der Waibel zu dem „Gotteshäuschen". Alle Thüren waren zu, und als er endlich lange genug gepoltert, kam eine alte Frau, deren Wohnung neben an der der Frau Dreis lag, heraus, und ſagte ihm, Pankraz ſei in Conrad's Hauſe, ſie aber bewahre die Wohnung und Habe der armen Frau Dreis.

So machte ſich denn der Waibel dorthin auf den Weg. Pankraz ſah aus dem Fenſter, als der Waibel klopfte. Dieſer erſchrak vor den bleichen, kummervollen Zügen des alten Mannes; aber er richtete ſeine Botſchaft aus.

„Laß mich in Ruhe," ſagte Pankraz. „Ich habe nichts mit dem Manne mehr gemein, zu dem Du mich rufſt."

„Mach' doch auf, Pankraz," flehte der Waibel, „daß ich Dir ſage, wie es um den Alten ſteht."

Jetzt öffnete Pankraz die Thüre, und der Waibel trat zu ihm ein.

Pankraz schüttelte den Kopf bedenklich, als ihm der Waibel die Lage des Saalschultheißen erzählte. „Seine Stunden sind gezählt," schloß der seine Erzählung. „Komm' mit, Pankraz, vielleicht daß er Böses gut machen will durch Dich."

Nach einigem Nachsinnen ergriff der Alte seine Mütze und folgte dem Waibel.

Es war ein Gefühl, das ihn innerlich durchschauerte, als Pankraz in den Saal trat und die Wache erblickte, welche die Opfer der Franzosen bewahren sollte.

Es drückte ihm die Brust zusammen, daß er kaum athmen konnte, als er die breiten Steinstufen hinaufschritt zur Wohnung des Saalschultheißen, die er so gut aus früherer Zeit kannte. Jetzt trat er in das wohlbekannte Gemach, wo vor einem stark verschlossenen Wandschranke das Bett des Saalschultheißen stand. Dieser wandte Pankraz sein entstelltes Gesicht zu.

Der Waibel wollte sich entfernen.

„Bleib' hier, Jeremias," sprach immer noch halb lallend der Kranke, „Du sollst Zeuge sein dessen, was ich thue. Pankraz," sagte er, „setz' Dich näher an mein Bett, das Reden fällt mir schwer."

„Ach, da innen," er deutete auf die Brust, „da innen brennt ein Feuer, das der Pater Xaverius nicht löschen kann! Ich habe viel Uebels gethan. Am meisten an der Frau Dreis."

Pankraz wollte reden, denn es trieb ihn, dem Alten das Gewissen vollends zu wecken, da er noch nicht wußte, was er wollte.

„Sei stille, Pankraz," fiel ihm der Saalschultheiß in das Wort. „Ich weiß, was Du sagen willst. Der Tod ihres Mannes liegt auf meiner Seele! O, daß ich die Todten erwecken könnte! Ach, Pankraz, bete für meine arme Seele! — Aber ich habe sie auch arm gemacht, weil meine Rache für verschmähte Liebe keine Grenzen kannte. — Ich habe ihr ein Capital abgeschworen! — Sie leidet jetzt, und ich kann es ihr nicht selber geben. Dir will ich es geben, daß Du es ihr erstattest. Du bist ehrlich. Jeremias, knie Dich

auf mein Bett. Oeffne den Schrank. Nimm das Päcklein heraus — dort — in der Ecke! So! — Gib es dem Pankraz. So! Pankraz. Es ist das Capital, sammt den Zinsen bis auf den heutigen Tag! Ach, wie wird mir?" rief der Kranke plötzlich und sank zurück. „Mein Sohn! Mein Sohn!" das waren seine letzten Worte. Der Tod hatte sein unverkennbares Siegel auf das Antlitz desselben gedrückt, der Schlag wiederholt.

Pankraz faltete seine Hände und betete laut: „Herr, sei dem armen Sünder gnädig!"

Darauf ging er hinaus, und der Waibel schloß schnell die Thür, um den alten Gilzer herbei zu rufen.

Als Gilzer kam, war Pankraz längst mit seinem Schatz in Conrads Hause. Der Schweiß rann ihm von der Stirne, denn der Sack war sehr schwer. Er öffnete ihn, und sogleich fiel ihm ein Blatt in die Hand. Mit zitternder Hand stand darauf geschrieben: „Fluche mir nicht! Vergib, wenn Du kannst! Was aber die Zinsen und das Capital ist, das sei für die Aussteuer Deines Kindes. Möge Gott Dir Deine Leiden alle in Freuden verwandeln und mir vergeben! Moling."

Pankraz' Auge wurde feucht. Er band den Geldsack zu, stieg hinab in den Keller und barg ihn sorglich unter einer der Schieferplatten des Bodens. Darauf eilte er hin zum Markthorthurme, den Frauen die Botschaft zu bringen. Es war noch früh am Tage.

Schon von ferne sah er einen großen Menschenhaufen an der Thüre des Gefängnisses stehen. Neue Angst ergriff sein Herz. Sollte hier sich wieder neues Elend ereignet haben? Ach, war dessen ja doch so viel! zu viel! — Er eilte, so viel er vermochte, denn die stete Unruhe und Anstrengung der letzten Tage hatte ihn mächtig erschöpft, daß er's kaum so länger ertragen konnte.

„Was gibt's denn hier?" fragte er die zunächst stehenden Leute.

„Weißt Du's denn noch nicht?" fragte der alte Vogel. „O,

das ist in alle dem Elende doch einmal eine lustige Geschichte! Letzte Nacht kommt der Conrad zu dem Fabian —"

„Das klügst Du in deinen Hals hinein," rief Pankraz. „Wäre Conrad hier gewesen, er würde gewiß zu mir gekommen sein!"

„Hört 'mal den alten Narren!" lachte der Vogel. „Er meint, der prächtige Bursche solle sich noch solch' einen alten Hemmschuh einhängen, wenn er einen so schönen Streich machen will! Das wäre klug gewesen, meiner Treu!" Die Leute lachten, wenn auch nicht, wie sie gerne gewollt, denn es waren noch Franzosen in der Nähe.

„So rede denn!" rief Pankraz, dessen Neugierde von Minute zu Minute wuchs. Der Freude konnte er sich eben noch nicht hingeben, weil er die Geschichte noch nicht kannte.

„Nun," fuhr Vogel fort, „geht der Fabian seine Stunde zu blasen, es war etwa um Eins diese Nacht, — und der Conrad bleibt in seiner Stube. Als der Fabian wieder kommt, ist seine Thüre verschlossen und der Schlüssel fort."

„Was?" rief Pankraz — „Du wirst doch nicht sagen wollen" —

„Der Fabian," fährt Vogel fort, ohne sich irre machen zu lassen, „ahnet nun etwas und eilt auf die Hauptwache; aber der Offizier fehlt, der Herr Marquis de la Feuillade, der saubere Finke! Sie suchen ihn im „Stern" — er war fort; in allen Wirthshäusern — er ist nirgends. Nun wird's dem Commandanten gemeldet. Der kommt nach einer Stunde selbst und hört des Fabians Erzählung an, dem's auch nicht zu Muthe war, wie dem Pfaff am Ostertag. Item, der Commandant ist ein Menschenfreund, das wissen wir Alle, der uns Vieles abwendet wenn er kann. Er tobt nur über den Offizier, der die Wache verlassen in einer Stadt in Feindes Lande — denn im Dienste versteht er keinen Spaß. Endlich geh'n sie mit einem herbeigerufenen Schlosser zu Fabians Haus; brechen's auf und richtig! — die Gefängnißschlüssel sind fort! Jetzt geht's ans Gefängniß. Da rast Einer drin wie besessen. Auch

dieſe beiden Thüren bricht der Schloſſer auf, und ſiehe da! — Was meinſt Du?"

„Weiter! weiter!" rief Pankraz, und faßte Vogel's Hände, denn er zitterte vor Ungeduld.

Der labt ſich einen Augenblick an ſeiner Spannung und ſagt dann: „Die Vögelchen waren fort, das Neſt leer, nur der Herr Marquis de la Feuillade wälzte ſich auf der Erde herum, gebunden an Händen und Füßen, und um den Mund eine Frauenſchürze gewickelt, jedoch ſo, daß er nicht erſticken konnte. Ein paar Donnerworte des Commandanten gebieten, ihn der Stricke zu entledigen, aber an Freiheit iſt nicht zu denken, denn er muß in dem Gefängniß in Haft bleiben, wo Eliſabeth und ihre Mutter geſchmachtet. Ehe jedoch der Tag grauete, wurde er fortgeſchafft nach der Moſel, wo er ſeine Schande verbergen mag hinter den Wällen von Montroyal, ja man munkelt, er werde erſchoſſen werden, was ihm gebührte."

„Und Frau Dreis und Eliſabeth?" fragte Pankraz.

„Sind gerettet," entgegnete Vogel, „aber wo — das weiß Gott. Hoffentlich weit genug, daß ſie der Arm der Verfolgung nicht erreichen kann!"

Pankraz hatte genug gehört, um einen Dankesblick nach oben zu richten. Er verließ den Ort, wo er geſtanden, und eilte heim.

Wie er ſich inniglich der Rettung freute für die beiden Dulderinnen, ſo freute er ſich auch des Retters und ſeines tapfern Sinnes, aber auch der neuen Fortſchritte, die er gewiß in der Achtung und Liebe Eliſabeths gemacht haben würde.

Wie innig dankte der Greis ſeinem Gott für die glückliche Rettung ſeiner Lieben! Wie war ſeine Seele voll Freude! Hätte er nur noch gewußt, wo ſie ſeien, ſein Glück wäre vollkommen geweſen.

13.

Wo der Zerstörung Mächte walten,
Da sinkt das Glänzendste in Staub;
Da wird, was groß und schön gewesen,
Schnell der Vernichtung sich'rer Raub.

* * *

Mehrere Tage waren vorüber gegangen unter dem Drucke dumpfer Angst für die arme Stadt und ihre Bewohner und unter einer etwas Außerordentliches verkündenden Unruhe unter den Franzosen, ohne daß man jedoch wußte, was sie so unruhig mache und die seltsamen Vorkehrungen zu bedeuten hätten. Mächtige Pulvervorräthe wurden aus den Gewölben des nordöstlichen Eckthurmes der Stadt, gegen den Rhein zu, und unter dem „Zehntenthore" gelegen, auf die Burg Stahleck geschafft, ebenso in den dem Zehntenthore zunächst stehenden spitzen Thurm und jenen am Kühlberg, über der pfälzischen Kellnerei. Die Kranken und Verwundeten wurden aus dem „Tempelherrnhofe" neben der Kirche und dem „Apostelhofe", welcher der Apostelkirche in Köln zu eigen war, und der auch als Lazareth gedient hatte, auf weichgebettete Wagen geladen und nach Montroyal an der Mosel abgeführt. Alle Vorräthe der Burg, alle Geschütze, selbst die Bagage der Soldaten, zogen desselben Weges in langer Reihe.

Niemand wußte, was es zu bedeuten habe, aber entsetzliche Ahnungen erfüllten die armen Bürger. Was man so sehr gefürchtet, nämlich, es möchte über die gefangenen Bürger ein schweres Gericht gehalten werden, es bewährte sich nicht, weil, wie es schien, der Commandant es nicht wollte.

Mitten in diesen grauenvollen Vorbereitungen hallten die Glocken schauerlich zusammen zur Leichenfeier des Saalschultheißen.

Hinter dem Sarge ging bleich und sichtlich tief erschüttert Joseph neben Gilzer. Noch war sein Kopf verbunden. Der Com-

mandant hatte ihn frei gelassen unter der Bedingung, daß er nach dem Leichenbegängnisse die Stadt verlasse.

Als in der Umgebung von Sanct Werner die Leiche eingesenkt war, kehrte er mit Gilzer und den Wenigen, die der Leiche gefolgt waren, zum „Saale" zurück, übergab Gilzer die Bewahrung seiner Habe und stieg dann am Ufer in einen Kahn. Bis zum Kahne begleiteten ihn Gilzer und Emmerenzia, seine Tochter. Von dem Hügel der Linde am Fleischthore winkte sie mit ihrem Tuche, so lange sie den Kahn sah, und erst, als dieser hinter dem „Heilesen-Wörthe" verschwand, kehrte sie mit ihrem Vater heim; während Joseph gen Caub ruderte, dort so lange zu bleiben, bis ihm die Rückkehr würde gestattet werden.

Aus dem hintern Pförtchen von Lorchhausen schritten an diesem Morgen drei Personen. Sie bogen in den Pfad ein, der zu der Höhe hinaufführt, welche Bacharach überschauen läßt. Es war eine betagte Frau, ein engelschönes Mädchen und ein blühender Jüngling in einfacher Schiffertracht, die Frauen im ärmlichen Gewande.

Der Jüngling stützte die betagte Frau, als sie die Höhe hinauf stiegen.

„Es ist doch seltsam, Conrad," sagte die Frau zu ihrem Führer, „mir wird allemal wohl, wenn ich die Mauern meiner Vaterstadt sehe. Wüßten wir nur, wie es drüben steht; aber die Verbindung ist aufgehoben. So müssen wir uns gedulden bis zu besseren Tagen."

„Wie wird's stehen?" sagte Conrad und sah wehmüthig nach der Stadt. „Glaubt Ihr, Frau Dreis, daß es besser geworden? Ich zweifle sehr, und ein dunkles Vorgefühl, das mich unausgesetzt verfolgt, sagt mir, daß der armen Stadt noch Schlimmeres bevorstehe. Wüßte ich nur, was aus Fabian geworden."

„Du hast ja den Schlüssel der eigenen Thüre abgezogen," sagte Elisabeth, und blickte so mildlächelnd zu Conrad auf, daß ihm das Herz voll Freude wurde. „Auch wird ja der Franzose, der völlig

nüchtern geworden sein mag, schon sagen, es sei ein Anderer gewesen, der ihn geknebelt, als der schmächtige Fabian, der so hürre wie ein Schneider aussieht, und das wohl nicht fertig gebracht hätte."

„Es ist wahr," sagte Conrad. „Nun, Gott wolle Böses von ihm ferne halten; aber ich konnte nicht anders handeln, und wäre es so nicht gekommen, so wäret ihr wohl noch in der Gewalt der Franzosen."

Beide Frauen falteten still ihre Hände und blickten gen Himmel. Sie erreichten nun bald die Höhe. Vor ihnen lag die Stadt, angelehnt an den Schloßberg und die Vogtswiese, so still, so friedlich, als beherbergte sie nicht so namenloses Leid und Weh'.

Beiden traten Thränen in die Augen bei dem Gedanken an diesen Zustand, der äußerlich so friedlich, innerlich so zerrissen war.

Da klangen die Glocken herüber.

„Das gilt Einem, der vollendet hat sein mühsam Tagewerk," sagte Frau Dreis, und ihre Stimme wankte. „Sei ihm gnädig, Herr," sagte sie, ihre Hände faltend, „wer er auch sein möge, vergib ihm seine Schuld!"

Ach, sie ahnete nicht, daß sie für den gebetet, der ihr Lebensglück zertreten hatte!

„Wohl dem," fuhr sie fort, „der vollendet hat! Wann wird dann mein Stündlein kommen?"

„Ach, Mutter, redet so nicht!" flehte das weinende Mädchen. „Was sollte aus mir werden?"

„Kind," sagte die Mutter, „es muß einmal geschieden sein; Du mußt das schon gewiß erwarten, und je eher Du Dich darauf vorbereitest, desto besser ist es für Dich. Wenn Du aber angstvoll fragst, was soll aus mir werden, so thust Du Unrecht mit solcher Frage. Du bist jung."

„Ach, Frau Dreis," hob bebend und erbleichend der Jüngling an, „Elisabeth wird nicht verlassen sein!"

Mit Mühe brachte er diese Worte heraus; denn es war ihm, als sei ihm die Brust zusammengeschnürt.

Elisabeth erröthete und blickte unter sich. Sie fühlte, es nahe eine Stunde, vor der sie zwar nicht gebebt, seit sie Conrads treue Seele, seine innige Liebe kennen gelernt, und jenes Gebilde süßer Träume aus einer harmlosen Jugend, wie eine schimmernde Seifenblase zerronnen war; aber vor der dennoch ihr jungfräuliches Gefühl erschrak. Sie wußte wohl, wie gut ihm die Mutter geworden; darum erglühte sie jede Secunde mehr und wandte das heiße Gesicht gegen Lorch, daß es der Thalwind kühle.

„Ich —" fuhr stotternd der befangene Conrad fort — „ich — würde gern Alles mit ihr — theilen, und —"

„Ich weiß, was Du sagen willst, Conrad," sprach die Mutter, „das beruhigt meine Seele."

Conrad sah sie ermuthigt an. Er sagte: „Ich habe längst Etwas auf dem Herzen, Frau Dreis. — Ihr wißt — wie lieb ich Eure Tochter habe. — Ich wäre der Glücklichste auf Erden — wenn Elisabeth — mein Weib würde."

Die Mutter blickte in das Antlitz des Jünglings, dem es nun unendlich leicht war, daß er diese Worte glücklich herausgebracht.

Sie lächelte. „Ich weiß es, Conrad," sagte sie, „und wenn Elisabeth ihr Herz Dir gibt, soll mein Segen nicht fehlen."

Conrad zitterte vor Freude.

Noch immer stand das Mädchen mit dem glühenden Antlitz abgewendet. Einen Blick warf sie hinab auf die Stadt, es war der Scheideblick für Joseph und — kein Seufzer begleitete ihn.

Conrad ergriff ihre Hand. Sie zitterte nicht mehr. Sie ließ sie in der seinigen ruhen. Sie hatte abgeschlossen mit der Vergangenheit, und ihr fester, heiliger Wille stand fest.

„Elisabeth," sagte mit so süßem, herzinnigem Tone der Jüngling, „hast Du gehört, was die Mutter sagt?"

Sie wandte sich mit lächelndem Gesichte zu Conrad. „Ich hab's gehört," sagte sie fest.

„Willst Du mein Weib werden, Mädchen?" fragte er, und drückte wärmer die kleine Hand.

Sie senkte das Haupt und sagte leise: „Ja!"

Da jubelte der Jüngling: „O ich Glückseliger!" und zog sie an seine Brust und küßte die frischen Lippen, und sie litt Alles — ja, er fühlte auch ihren Kuß. Und vor die Mutter traten sie dann, und sie legte ihre Hände in einander und segnete sie.

Lange saßen die Glücklichen bei einander und sahen nicht, was drüben vorging.

Aus den Thoren der Stadt nämlich sah man schaarenweise die Einwohner herausströmen, beladen mit ihren Betten und ihrer besten Habe. Einige trugen es auf die abgeflachte Höhe des Kühlbergs, Andere auf die Höhe der Wolfskaut. Noch Andere legten ihre Bündel auf die Bleiche oberhalb oder in die Gärten und auf das Rollgeschiebe, das das Ufer im „Ketzer" deckt. Schnell eilten sie zurück, und wieder sah man sie kommen, und fort und fort erneuerte sich dasselbe Schauspiel. Die Frau Dreis nahm es zuerst wahr, denn die Verlobten hatten nur Augen und Ohren für sich.

„Seht doch," rief Frau Dreis plötzlich, „was ist das?"

Jetzt blickten auch sie hin.

„Allmächtiger Gott!" rief Conrad, „sie stecken die Stadt an, und die Bürger retten ihre Habe, wer wird für uns sorgen?"

Kaltes Entsetzen lähmte sie Alle.

Da that's auf Stahleck einen Knall, daß die Berge zitterten. Starr sahen die Vertriebenen dorthin. Eine Dampf- und Staubwolke hüllte die Burg ein. Als sie sich verzog, war der Hauptthurm, der stolze „Frit der Burg", verschwunden; aber eine Flammensäule stieg aus dem Innern der Mauern empor, die bis zum Himmel reichte.

Bald erfolgte ein zweiter Knall, und der Thurm gegen das „Steeger Thal" stürzte prasselnd zusammen.

In immer kürzeren Zwischenräumen folgten sich die entsetzlichen Schläge, und in wenigen Stunden stand von Stahleck nur noch ein Haufen von Mauern, an denen die zum Gluthmeer gewordene Flamme leckte, innerhalb deren sie aber Alles verzehrte, was ihrer Gier zur Speise dienen mochte.

Alle Drei saßen starr vor Schrecken da. Zu ihren Füßen standen die Bewohner des Dörfchens und schauten dem Schauspiele der schrecklichen Zerstörung zu.

In den Zwischenräumen der furchtbaren Schläge der Minen trug der zum Sturme gewordene Wind die lauten Wehklagen der armen Bewohner herüber zum Ohre der schier Bewußtlosen, die hier die Zerstörung ihrer Vaterstadt mit ansehen mußten, und doch, wie gebannt an die Stelle, nicht weg konnten, wie sehr auch der Anblick ihr Herz zerriß. Jetzt that es wieder einen Schlag, daß alle Drei die Erde unter sich beben fühlten.

Es war der Pulverthurm am nordwestlichen Ende der Stadt gegen den „Ketzer" hin. Ihm folgte der „Spitzethurm", dessen Trümmer weit über die Weinberge hinflogen bis zu der Rosengasse. Der Thurm am Kühlberge war der letzte, dessen Trümmer, weil die Mauer außerordentlich dick und fest war, nur wenige Schritte weggeschleudert wurden.

Aber — wer malt ihr Entsetzen, als nun aus den Spitzdächern aller Thürme der vordern Stadtseite die Flamme aufstieg. Conrad sprang auf und schlug die Hände zusammen.

„Ich muß fort, ich muß helfen," rief er, und wollte hinabeilen.

„Nimm uns mit, verlaß uns nicht!" flehten die Frauen.

Da hob Conrad die Mutter auf seinen Arm, wie die Wärterin das Kind, und Elisabeth reichte er die zitternde Hand, und so schnell, als das von der Angst noch mehr erschütterte Mädchen vermochte, eilte er hinab, durch das Dörfchen hindurch, an das Ufer.

Ob ihm Gefahr drohe, daran dachte er nicht mehr.

Als er an das Ufer kam, setzte er die Wittwe Dreis nieder.

„Männer!“ rief er den Bewohnern zu, „wollt ihr hier müßig stehen, wo das Elend dort drüben die Armen erdrückt und das Feuer Hab' und Gut zerstört? Auf! Die Nachen los! Helft retten, was noch zu retten ist!“

Wie ein elektrischer Schlag traf das die Winzer und Schiffer des Dörfchens Lorchhausen.

Nur von Einem Gedanken beseelt, stürzten Alle dem Ufer zu, die Kähne wurden losgekettet, und bald schwamm die kleine Flotte hinüber.

„Gut, daß Du kommst,“ rief Pankraz, der bei einem Haufen Habe auf der Bleiche saß. „Ich halt's hier nicht mehr aus. Bleibt hier, Mutter Dreis, bleib' hier, Kind, deine und Conrads beste Habe liegt hier. Wir eilen zu retten.“

Und dahin eilten die Männer.

Kein Franzose war mehr in der Stadt.

Menschlicher als seine Befehle war der edle Commandant, dessen Namen der Chronist der „Gotteshäuschen“ leider nicht aufgeschrieben hat. Es war ihm befohlen, die Stadt zu plündern und dann niederzubrennen; Stahleck zu zerstören, nebst allen Thürmen und Befestigungswerken der Stadt. Dem genügte er nur theilweise. Die Burg ließ er sprengen, eben so einige Thürme. Die übrigen ließ er ausbrennen. Kein Theil der Stadt wurde in Asche gelegt, als die Wohnungen, welche vom Pulverthurme bis herauf zum „Zehntenthorthurm“ und bis zum „Münzthorthurm“ und zu dem Gebäude der „Münze“ reichten. Die Thürme brannten aus, ohne daß das Feuer weiter um sich griff. Als die Thürme brannten, zogen die Franzosen ab.

Zu dem brennenden Stadttheil eilten die Männer. Nach rastloser Anstrengung gelang es, dem Feuer Einhalt zu thun, jedoch war dies erst am anderen Morgen ganz bewerkstelligt, und mit leichterem Herzen zogen die Geängstigten in ihre Wohnungen wieder ein. Zwar war hin und wieder von den Franzosen geraubt worden; da ihnen aber wenig Zeit übrig blieb, so war es nur wenig, und nur die reichsten Häuser hatten gelitten.

Frau Dreis und Elisabeth waren wieder in ihr stilles, heimliches „Gotteshäuschen" zurückgekehrt, und gedachten nicht ohne Wehmuth des schrecklichen Endes ihrer Hausgenossin Ursula, deren entfernte Verwandten ihre Habe erbten.

Pankraz aber blieb noch in Conrads Hause, bis dieser todtmüde von der Brandstätte heimkehrte.

Ach, wie glücklich war der Greis, als er aus seinem Munde vernahm, Elisabeth sei seine Braut!

Wie gerne hätte er ihm gesagt, daß ein Mahlschatz von ihm verborgen worden sei, aber er schwieg, weil er eine größere Freude zu machen hoffte, wenn er erst am Hochzeitstage sein Geheimniß offenbare. Dieser war so nahe nicht.

Elisabeth wollte ein Brautjahr, wie es die alte Pfälzer-Sitte heischte, und Conrad mußte sich darein fügen.

Frau Pfaff kostete seine Verlobung einige Thränen, als aber ein Anderer um die hübsche, wohlhabende Wittwe freite, da säumte sie nicht, ihr Jawort zur rechten Zeit zu geben und sich über Conrads Verlust zu trösten.

Joseph war von Caub aus gen Köln gereist. Saalschultheiß zu werden war sein Wunsch; aber er gewann sein Ziel nicht; vielmehr faßte er den Entschluß, die Stätte seiner Kindheit zu verlassen und in der alten Stadt Köln sich niederzulassen. Als er das seinem künftigen Schwäher schrieb, war es ihm alsobald nach Wunsch. Er verkaufte sein Haus und seine Güter, und als Alles bereit war, und der neue Saalschultheiß bereits vom „Saale" Besitz genommen, kam Joseph und holte Emmerenzia und ihren Vater ab, und in Köln feierten sie ihre Hochzeit.

Er sah Elisabeth nicht wieder. Warum? — der Chronist berichtet, Pankraz habe eine lange Unterredung mit ihm gehabt, die ihm leider die Augen vollends geöffnet habe, und der Waibel habe Alles ihm mitgetheilt, was der alte Saalschultheiß auf seinem Todesbett gesagt, worauf er sehr niedergeschlagen gewesen sei. Auch

den „Saal", betrat er nicht wieder, und erst, als die Stadt seiner Geburt hinter ihm lag, sei ihm das Herz wieder leicht geworden.

Die Schiffer, die ihn und seine Braut gen Köln schifften, sagten später, er habe viel geweint, und sein Blick habe lange, ja so lange, als er es habe sehen können, auf dem „Gotteshäuschen" geruht.

Es sei ihm, wie man erfahren habe, dort stets wohl gegangen, setzt der Chronist hinzu, und er habe den Ruf eines rechtlichen Mannes behalten bis an sein Ende.

Das Brautjahr ging endlich zu Ende. Unter den Segensgebeten der Mutter legte der Geistliche die Hände der Glücklichen zusammen, und der alte Pankraz stand weinend dabei, und seine Gebete gesellten sich zu denen des Mutterherzens.

Und als sie nun in Conrads Häuschen froh zusammen saßen, da hob Pankraz seinen Schatz und legte ihn vor die Glücklichen hin.

Als aber die Mutter Dreis die Zeilen las, von der zitternden Hand des alten Saalschultheißen geschrieben, da betete sie noch einmal, wie dort auf der Höhe von Lorchhausen, als sie, ohne es zu wissen, daß es ihm gelte, sein Grabgeläute gehört: „Herr, sei ihm gnädig und barmherzig!"

Pankraz zog zu den jungen Eheleuten und der Mutter, und andere Arme wanderten in die leer gewordenen Räume des „Gotteshäuschens"; aber der Chronist sagt: „Der Engel des Friedens war gewichen, seit Elisabeth nicht mehr im „Gotteshäuschen" wohnte;" er war mit ihr und in ihr in Conrads Wohnung gezogen und waltete dort segnend und beglückend. Und auf dem Mahlschatze ruhete reicher Segen, seit der Fluch davon gewichen war. Pankraz und Frau Dreis hatten noch lange die Freude, Zeuge der glücklichsten Ehe, des wachsenden Wohlstandes und der innern Zufriedenheit Elisabeths und Conrads zu sein, und als auch sie endlich, dem alten Gesetze unterthan, das Zeitliche segneten, da flossen Thränen dankbarer Liebe an ihrem Grabe.

Eine rheinische Schmugglergeschichte.

Meine Jugend fällt in die Zeit, als Napoleon sein eisernes Scepter über die schönen Lande auf dem linken Ufer des Rheines schwang. Dort ist meine Heimath. Wo die Berge sich thürmen, wo der Strom wild daherbraust, wo die Ritterburgen von den Höhen herabschauen, wo die edle Traube reift, da bin ich herangewachsen und habe mit klarem Auge in das Leben blicken gelernt. Wer wollte sich wundern, daß ich selbst jenseit der Hälfte meiner Tage mit unbesiegbarer Vorliebe in jene Tage zurückschaue? Gar manche Begebenheit aus jener Zeit steht vor meiner Seele mit allen ihren Einzelnheiten, so frisch und scharfgezeichnet, als hätte ich sie gestern erlebt. Unter diesen Eine, die sich mir vor Allem mit unvertilgbaren Zügen in die Seele gegraben hat. Ist's ein Wunder? Der, welcher besonders darin als handelnd auftritt, war unser Nachbarssohn, war, wenn er auch durch Verhältnisse und Alter mir ferne stand, mein Liebling; denn er wußte ja so viele schöne Mährchen und Geschichten, so schauerliche und grausige, daß mir mehr als eine Gänsehaut ankam, und ich mich enger an ihn schloß, wenn er Abends auf der Steinbank vor dem Hause mir sie erzählte; er wußte alle Vogelnester im Umkreise einer halben Stunde; er konnte gar schöne Weidenpfeifen im Frühlinge machen und schmucke Käfige im Winter; er war ein vorzüglicher Angler an der Klostermauer am Rhein; und warf er das Netz, wenn ich ruderte, so brach es schier von der Menge der silberglänzenden Bewohner der Tiefe. Conrad war ein prächtiger Bursche von achtzehn Jahren,

mit braunem Haar und braunem Auge, und Wangen, so frisch und roth, wie die eines Borsdorfer Apfels. Dabei war er einer der schlausten „Schlummerer", und verstand es, die Grünröcke zu hänseln, wie vor ihm und nach ihm kein Zweiter. Daß er nicht Soldat werden mußte, lag daran, daß er einer armen, hochbetagten Wittwe einziger Sohn war — und er war ein guter Sohn, denn er trug die Mutter auf den Händen. — In ganz Bacharach war keine Seele, die ihn nicht lieb hatte.

Ich habe meinen Conrad einen „Schlummerer" genannt; das fordert eine Erläuterung.

Zur Zeit der französischen Herrschaft am Rheine war der Schmuggelhandel — dort „das Schlummern" genannt — fast der einzige Verdienst der Schiffer, weil aller Verkehr, alle Schifffahrt stockte. Es war aber auch der einträglichste und zugleich schwierigste Erwerb.

Die Produkte der überseeischen Colonieen und der englischen Manufacturen und Fabriken lagen am rechten Rheinufer heimlich aufgestapelt. In dunkler Nacht sie herüberzuschaffen und möglichst schnell tiefer in das Land zu bringen, war die Aufgabe der zahlreichen Schlummerer. Dies mußte auf die vorsichtigste und schlaueste Weise geschehen; denn zahlreiche Posten von Douanen, „Grünröcke" vom Volke genannt, bewachten Tag und Nacht das Ufer. Zwei Linien solcher Douanen umgaben wie eine ineinandergreifende Doppelkette das linke Rheinufer. Die erste Linie stand am Rheine; die zweite, die sogenannte „schwarze Brigade", stand etwa eine Meile hinter dieser im Lande, und beide waren scharf und wachsam. „Das Schlummern" wurde übrigens außerordentlich bezahlt. Die, welche „Schlummern" ließen, konnten dies auch; denn wieviel es sie auch kostete, der Gewinn war dennoch höchst bedeutend. Mag dies Eine als Maßstab dienen, daß am rechten Ufer des Rheines das Pfund Kaffee vier und zwanzig Kreuzer kostete, und am linken Ufer — zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer!

In diesem Verhältniß lag die ungeheure Macht der Versuchung, welcher selbst rechtliche Männer nicht widerstehen konnten. Der Schmuggel war übrigens wahrhaft organisirt vom Ufer des Rheines bis zum Sitze des Kaisers, zur Alles verschlingenden Hauptstadt — Paris.

Ueberall in den Uferorten bestanden Schmugglerbanden, eng unter sich verbunden unter einem Haupte, kühne Waghälse; aber die schlauesten und kühnsten waren die Bacharacher Schlummerer. Kein Douane konnte sich rühmen, einen erwischt zu haben, und doch wurde vielleicht nirgends mehr geschlummert. Mochte es sein, daß, wie man zu sagen pflegte: „der Kaiser selbst den Douanen die Augen zudrückte," weil auf den Fünffrancsstücken des Kaisers Bild geprägt war: so konnte dies doch nicht immer sein, da die „Grünröcke" sehr oft ihre Stationen wechseln mußten; die List und Schlauheit that mehr, als die Bestechung.

Ich war durch Conrads Erzählungen jederzeit genau mit diesem Schlummerwesen bekannt; habe viele Jahre dies Treiben mit angesehen und die Geschichte erlebt, die ich hier erzähle. Aber eben weil sie Thatsache, darf ich die handelnden Personen nicht bei ihrem rechten, sondern nur etwa bei ihren Taufnamen oder den Nachnamen nennen, welche, nach einer fatalen Ortssitte, dort fast Jeder trägt.

Der Winter des Jahres 1809 war sehr hart. Wer's nicht aus Erfahrung weiß, darf's auf mein Wort hin glauben, denn mein Gedächtniß ist sehr gut. Der Rhein war schon zeitig im December zugegangen, und der fortdauernde Frost hatte das Eis zu einer so starken Brücke werden lassen, daß Frachtwagen darüber gehen konnten und die Küfer ein Faß mitten auf dem Rheine machten zum steten Gedächtniß.

Gegen den Jahresschluß hin fiel ein mächtiger Schnee, der fast einen Schuh hoch die Erde deckte.

Es war am Abend des dreißigsten December. Ein scharfer Ostwind pfiff durch die engen Gassen des Städtchens Bacharach. Die Nacht war völlig lichtlos. Nicht nur, daß der Neumond ohnehin Alles in ein undurchdringliches Dunkel hüllte, auch kein Sternlein schien; denn die Wolkendecke des Himmels war so dicht, daß kein Schimmer hindurchdrang. Schon hatte die Zehnuhrglocke vom Thurme der reformirten Kirche geläutet; aus den Schenken kehrten die Zecher heim, und als überall die Lichter erloschen, wurde es so still auf den Gassen, wie wenn die Stadt ausgestorben wäre.

Jetzt schlichen Männergestalten leise in das Haus eines Schiffers, den man gewöhnlich „Bräunchen" nannte. Er war das Haupt der Schlummerer. Seine Wohnstube, hoch über der Straße wie alle Wohnstuben der Untergasse gelegen, weil der Rhein so oft aus seinen Ufern tritt, war niedrig und ziemlich enge; allein da er mit seinem Bruder, der Stoffel hieß und ledigen Standes war, wie er, zusammen haushielt, so reichte der Raum aus. Die Laden waren sorgfältig geschlossen. Stoffel hatte so tüchtig eingeschürt, daß eine gar behagliche Wärme im Gemache herrschte.

Bräunchen saß im lederbezogenen Großvaterstuhle, rauchte seine kleine irdene Pfeife, gefüllt mit einem übelduftenden Tabak, den Stoffel nur Skaferlatti Nr. I. nannte, und erwartete seine Genossen zur reiflichen Berathung.

Jetzt knarrte die Hausthüre und bald trat ein großer, starker Mann herein, dessen schwarzes Bart- und Haupthaar ihm den Namen des „Schwarzen" gebracht. Fast auf dem Fuße folgte ihm ein anderer, schmächtig und klein, den Bräunchen und Stoffel mit dem Nachnamen „Schnuckes" begrüßten. „Setzt Euch," sagte Bräunchen, ohne daß er aufstand, und Beide rückten geräuschlos ihre Stühle zum Ofen, wo Stoffel, der im Hause die Rolle der Hausmutter machte, ein Tischchen mit Ziegenbeinen hinstellte, nebst einer Maß Wein darauf und, nach Landesbrauch, nur Einem Glase.

Nachdem der Schwarze und Schnuckes Platz genommen, schenkte

Bräunchen ein, trank es dem Schwarzen zu mit einem herzlichen: „Proficiat!“ Beide thaten ihm darauf Bescheid, die Pfeifen wurden gestopft und die Berathung begann.

„Ich habe Nachricht,“ sagte Bräunchen, „daß in Caub reiche Sendungen englischer Seidenstoffe, Tücher und Spitzen liegen. Sie müssen nach Paris in der kürzesten Zeit, weil die Winde zur See sie zurückhielten. Es gibt einen Verdienst, wie wir lange keinen gehabt. Außer dem Conrad aber müssen wir noch einen vertrauten Mann haben, weil die Waaren in sechs Bündeln verpackt sind.“

„Das thut sich leicht,“ sagte der Schwarze. „Der Philipp wird helfen.“ Alle waren mit dem Vorschlag einverstanden.

„Welchen Weg nehmen wir?“ fragte darauf Schnuckes.

„Darüber,“ sprach Bräunchen, „hab' ich mir so einen Plan gemacht, den ich euch mittheilen will. Alles ist draußen weiß; denn der Schnee deckt Berg und Thal mit gleicher Farbe. Da habe ich die Bündel in weiße Leinwand schlagen lassen, wir setzen weiße Mützen auf, ziehen weiße Hemden über, und weiße Hosen an, und ich wette hundert gegen Eins, daß wir auf hundert Gänge am Douanen vorüber gehen können, ohne daß er uns sieht.“

„Ja, ja,“ sagte ironisch lächelnd Schnuckes, „wenn er auf dem einen Auge scheel ist, und mit dem andern Nichts sieht!“

„Sei still,“ sprach das Bräunchen; „Du hast immer Etwas auszusetzen an Dem, was nicht aus Deinem eigenen Gehirne sprang. Ich schlage Dich aber mit der Erfahrung. Gestern Nacht sind wir, Conrad und ich, zur Probe mit zwei Bündeln im Hahn herübergegangen, und nicht hundertfünfzig Gänge von uns stand der Douane Bauer und sah uns nicht. Was sagst Du nun?“

„Donner!“ rief Schnuckes, „das war so einer von den Streichen, wie sie der Conrad liebt. Hab' Respect davor. Es war eine neue Art, die Douanen zu täuschen, und wer die Natur des Flusses kennt, muß sie vortrefflich erdacht nennen. Niemals nämlich läuft in diesen Gebirgen der Rhein glatt zu. Die starkfallende Wassermasse

wirft das Eis über einander oder schiebt es mit großer Gewalt unter oder in einander, so daß Zacken empor stehen und es ganz leicht ist, daß Gestalten, wenn ihr Aeußeres mit der Farbe des Eises übereinstimmt, sich unbemerkt dazwischen bewegen können. Auf diese Wahrnehmung war der Plan des Schmugglers gebaut, und die Probe hatte bewiesen, daß er vollkommen ausführbar und zweckmäßig sei."

„Willst Du denn aber, daß wir wieder im Hahn übergehen?" fragte der Schwarze. „Du weißt, der Bauer ist der Schlauste von allen Grünröcken hier, der schon in der kurzen Zeit seines Hierseins genauere Kenntniß des Bodens und der Leute hat, als alle Anderen zusammen, die Jahre hindurch schon hier herumschnüffeln. Wird er nicht Eure Spur gefunden haben?"

„Das wär' so eine Frage für Einen, der gestern auf die Welt gekommen," sagte Schnuckes.

„Meinst Du, das Bräunchen ließe sich so leicht fangen?" Bräunchen lachte spöttisch und schwieg eine Weile; dann nahm er seine Pfeife aus seinem Munde, klopfte sie aus und sagte, indem er das Messer mit dem geschnitzten Buchsbaumstiel aus der rechten Hosentasche zog und sein Röllchen Skaferlatti zu schneiden begann: „Ich denke, das hätte ich längst vergessen! Ich bin mit Conrad am Kreuzsteine hinauf und oberhalb der Pfalz herüber. Es war freilich ein schlimmer Weg; aber es ging. — Jetzt nehmen wir den Weg im untern Hahn, gehen bei den letzten Häusern des Mannwegs herüber, steigen über den großen Schieferbruch weg und erreichen bald die Hecken. Dort ruhen wir und warten auf das Signal von Henschhausen. Ist es dort im Dorfe just, so legen wir beim alten Fensterseifer ab."

Dieser Plan war gut ausgedacht und auch mit einer so großen Sicherheit ausgesprochen, daß Niemand Etwas einzuwenden wagte.

„Wer wird am Fahr Posten stehen?" fragte der Schwarze, „der Bauer?"

„Das mag Conrad erkunden," sagte Bräunchen, und Stoffel setzte hinzu: „er kann es auch am besten; denn des Bauer's Marie ist ja sein Mädchen." Diese Pille reichte Stoffel absichtlich dem Schwarzen, den er nicht leiden konnte. Er war ja Conrads Oheim; er besaß gewaltigen Bürgerstolz, und der Umgang seines Brudersohnes mit der Tochter eines verhaßten und verabscheuten Douanen — war ein Schuß, der ihn in's Herz traf.

„Was sagst Du da?" fragte er mit rollendem Auge den Stoffel. Seine Stirne war tief in Falten und eine dunkle Gluth begann sich über sein ganzes, breites Gesicht auszudehnen. Er lehnte sich vor bei dieser Frage und sah Stoffel'n scharf in's Gesicht.

„Ich sage, was die ganze Stadt weiß," erwiederte Stoffel.

„So soll Dich und die ganze Stadt —" schrie der Schwarze und schlug auf den Tisch, daß Krug und Glas zu tanzen begannen; aber ehe der Fluch über die Lippe kommen konnte, hatte schon Bräunchen mit kräftigem Arme den des Schwarzen gefaßt und ihm ein: „Still!" zugedonnert, daß er erschreckt zusammenfuhr und schwieg, denn er hatte Respect vor Bräunchen. „Meinst Du, alter Narr," fuhr der darauf fort, „der Conrad sei blind? Alle jungen Kerle der Stadt laufen sich schier die Beine ab, um dem Mädchen zu gefallen, dessen Schönheit jeder sieht und dessen häusliche Tugenden Jedermann bewundert."

„Nun nehm' ich's dem Conrad nicht übel," lachte Schnuckes, „denn Bräunchen hat Feuer gefangen!"

Diese Bemerkung zog die Sache in's Komische und Alle lachten; selbst der Schwarze, dessen Hitze ohnehin schnell verrauchte, mußte lachen.

„Ja, Schnuckes," sagte Bräunchen, „wär' ich ein junger Kerl, wie Conrad, ich nähm' das Mädchen heute zum Weibe. Bei meiner Seele! unsere Stadt Bacharach hat von jeher den Ruf gehabt, sie habe bildschöne Mädchen; aber seit das Mädchen hier ist, müssen alle die Segel streichen. Nähm' sie einen alten, wetterharten Schiffer, ich würde heute noch um sie freien."

Das Gelächter wurde durch diese halb ernst, halb scherzhaft gehaltene Aeußerung noch allgemeiner, und der beginnende Unfriede starb im Keim. Es wurde nun noch Alles abgeredet, namentlich Sammelort und Stunde in Caub, und die Ausführung auf die Neujahrsnacht verschoben, wo die allgemeine Lustigkeit die Aufmerksamkeit der Douanen, wie die Schlummerer hofften, ablenken sollte.

Seit dem letzten Herbste war ein Douane nach Bacharach gekommen, dem ein schlimmer Ruf vorangegangen war. Er hieß Bauer und war aus dem Elsaß. Er hatte an verschiedenen Orten schon gestanden und war berüchtigt wegen seines scharfen Auges, wegen seiner amtlichen Strenge und unbestechlichen Pflichttreue. Alle Welt zitterte vor dem kleinen, dicken Manne, denn alle Welt schmuggelte. Wenn auch nicht Jeder ein Gewerbe daraus machte, wie die Schiffer, so pflegte man sich doch die Kattune, die Tücher und andere Fabrikate drüben zu kaufen, auch jedesmal ein Viertelpfund Kaffee, ein Päckchen Tabak oder dergleichen mitzubringen. Selbst das war straffällig; indessen sahen die meisten Grünröcke darüber hinaus oder durch die Finger.

Bald jedoch erkannte man den Irrthum in Betreff Bauer's. Fand er beim Visitiren eine solche kleine Quantität geschlummerten Gutes, so lachte er und sagte: „Da haben sie eine Warze oder ein Krähenauge, das Sie vertreiben müssen!“ und ging weg. Nur gegen Schmuggler war er unerbittlich strenge. Dabei führte der Mann einen sittlich reinen Wandel; war höflich und gefällig und wob köstliches Linnengebilde in seiner freien Zeit, wodurch er mit den Frauen der Stadt in eine besonders freundliche Beziehung kam. Bald genoß er die allgemeinste Achtung in der Stadt. Mehr als er sprach indessen beim männlichen Theile der Stadtbewohner seine Tochter Marie an.

Marie war, als sie nach Bacharach kam, just sechszehn Jahre alt, und wer sie sah, war entzückt von ihrem Liebreiz.

Dies hellblaue, große Auge sah unter den ungewöhnlich langen, glänzenden Wimpern so mild, so lächelnd, so schuldlos und warm, so bezaubernd heraus, daß ungestraft Niemand in seine ahnungsreiche Tiefe schauen durfte. Und doch mochte man immer hineinblicken und wurde gar nicht müde, denn es war so, als ob man immer etwas noch nicht Gesehenes drinnen fände. Um ihre reine, hohe Stirne ringelten sich kunstlos die blonden Locken ihres reichen Haares — doch was könnte es helfen, wenn ich alle ihre Reize beschriebe? Conrads Wort bezeichnet das genauer. Er sagte leise zu sich, als er sie zum ersten Mal sah: sie ist ein Engel! und wahrlich das war sie. Wie schön sie sei, ahnete sie nicht; wie gut sie sei, sagte ihr seelenvolles Auge, der milde Ausdruck ihres Wesens; das verkündete ihr Leben und Thun; wie fromm sie sei, bewies ihre Andacht in der Kirche; wie fleißig sie sei, verkündete ihr Haus, ihre Reinlichkeit, ihre nie rastende Thätigkeit. Lieber Himmel! ein Douane hatte blutwenig zu verschneiden; aber Marie hatte für Arme stets eine Gabe. Die Nachbarn rühmten ihre Bereitwilligkeit, gefällig zu sein, allesammt, und Jedermann redete Liebes und Gutes von ihr.

„Habt Ihr das schöne Douanen-Mädchen schon gesehen?" fragten sich die Bursche der Stadt. Conrad wandte sich allemal mit Erröthen ab — denn er hatte sie gesehen, und ihr Bild stand wachend und im Traume vor seiner Seele. Er sah sie alle Tage, ja alle Stunden, denn sie wohnte neben ihm.

Wenn die anderen Bursche ihr zu Gefallen liefen, so mied er ihre Nähe. Seltsam war es, daß aber ihr Auge ihn dennoch suchte, und ihn vor Allen.

Als der Rhein zuging und alle Welt auf der Stadtmauer stand, um das Schauspiel zu sehen, erschien auch Marie in Conrads Nähe. Sie hatte gar viel zu fragen, und alle Fragen richtete

sie an Conrad, der vor Seligkeit innerlich bebte. Freudig antwortete er, und von da an war ein zutraulicher Verkehr angebahnt. Er gewann aber erst rechten Bestand, als Conrads Mutter erkrankte und Marie sogleich nachbarlich nach ihr sah und sie pflegen half.

Die gute Wittwe war schwer erkrankt, und das Leiden zog sich in die Länge. Marie wachte ganze Nächte bei ihr, damit der gar sehr angestrengte Conrad schlafen konnte. Da gewann sie auch die Mutter lieb. Mußte sie denn nicht? War ja doch das liebliche Mädchen wie eine gute Tochter um die kranke Mutter bemüht und besorgt! Und wie gut war das! Konnte auch Conrad aus seiner Schiffsjungenzeit kochen wie ein Mädchen und säubern und fegen, so vermochte er doch nicht für eine Kranke so zu sorgen, wie dies ein weibliches Wesen kann.

Sah er die Liebliche so schalten und walten in seinem Hause mit sorglichem Fleiße, so konnte er kein Auge von ihr wenden. Wer wollte es ihm verargen, wenn der Gedanke seine Seele beschlich, wie schön es wäre, wenn sie als seine Gattin so wirkte und immer die Mutter pflegte? Das konnte er ihr um kein Gut der Erde sagen. Seine Blicke aber redeten, wenn die Lippe schwieg. —

Wie es kam — ich weiß es nicht! — aber einst, als die Mutter wieder genesen war, fand sich's, daß Marie an Conrads Brust lag, von seinen Armen umschlungen, an sein Herz gepreßt, und die Lippen sich berührten im ersten, seligen Kusse einer lang genährten, tiefgewurzelten Liebe. Von da an war immer wonniger Frühling, selbst im tiefen Winter; die Sterne leuchteten in Pracht, wenn auch der Himmel dicht umwölkt war — und Beiden war es klar geworden, daß ihr Leben auch noch einen besondern Zweck habe, und zwar einen gemeinsamen.

Keusche Liebe ist scheu. Sie flieht das Auge der Welt. Niemand ahnte die Liebe der Beiden, als die Mutter, die Marie liebte wie ihren Conrad. Dennoch aber läßt sich heimliches Glück nicht

gut auf die Dauer verbergen. Es gab Augen, die schärfer sahen, als die von Mariens Vater, der, weil er wußte, daß Conrad auch ein Schlummerer war, eine große Abneigung gegen ihn hegte, obwohl er ihm nie ein Leid zugefügt. Conrad hatte viele Neider, weil Marie viele Bewunderer hatte. So kam es denn, daß die bösen Zungen in den Wirthshäusern meinten: der Conrad habe gut schlummern; der Bauer gehe ihm aus dem Wege, wenn er auf dem Posten stehe.

Es war wohl ein Unglück, daß der strenge Mann einmal von einem dienstfertigen Grünrockscollegen das hörte. Da brauste sein Zorn auf, wie ein verheerender Waldstrom daherbraust, und seine Worte trafen Mariens sanftes Herz mit zerschmetternder Gewalt. Er drohte mit seinem Fluche, wenn sie nicht das Band löse, das ihm ein Greuel sei, verbot allen Umgang und war von da an hart gegen sie, die nie gewußt, was väterliche Härte sei.

Das war die Schlange, die unter Blüthen gelauscht auf ihr Opfer. Armes Kind! Wer konnte die Thränen zählen, wer das Weh ermessen, das ihr Herz erfüllte, das sich so glücklich gefühlt in seiner Liebe? —

Und Conrad? er ahnete nichts — bis er ihre thränenmüden Augen sah und küßte. Da traf auch ihn der Schlag; — aber wer kann dem Herzen, das liebt, gebieten, daß es hasse? Lieber Gott! der alternde Mann hatte vergessen, daß es im Mai ganz anders ist, als im December; daß die Liebe nicht berechnet; daß sie nicht zu löschen ist, wie ein Feuer auf dem Herde; ja daß die Wurzeln des Baumes tiefer in der Erde Schooß sich senken, wenn der Sturm anhaltend und oft um den Gipfel tobt; daß verbotene Liebe nur heißer brennt und heimliches Kosen süßer ist, als das gestattete.

Konnte er Marie hüten, wenn er auf dem Posten stand? Er war Soldat gewesen und rechnete auf unbedingten Gehorsam; aber er fand ihn nicht. Marie war überzeugt von der Reinheit ihrer Liebe und von Conrads vollem Herzen. Da mußte des Vaters

Härte ungerecht erscheinen, wie sie es denn auch war. Sie sahen sich nach wie vor nur heimlich, und da Jedermann wußte, wie Bauer gegen das Verhältniß war, Niemand mehr Spuren eines Umgangs zwischen Beiden sah, so schwieg auch die üble Nachrede. Eins nur bekümmerte Mariens Seele unaussprechlich — das, daß ihr Vater gedroht hatte, wenn ihm Conrad als Schmuggler in die Hände falle, er ihn niederschießen würde wie einen tollen Hund. Das hatte er im wilden Zorne gesagt. — Und er war ganz der Mann dazu, es auch zu halten; denn so gutmüthig er auch sonst war, so glich er, gereizt, einem wilden Löwen — und hier war seine Ehre angegriffen, ein Gut, das dem unbescholtenen Mann über Alles kostbar war.

O wie oft beschwor Marie ihren Conrad, von dem unseligen Gewerbe zu lassen!

„Ach," sagte er dann, „womit soll ich die Mutter ernähren? Ich habe ein Kartoffelfeld und einen Weinberg — das ist Alles — und — es ist so wenig, daß wir davon nicht leben können; und ein Handwerk hab' ich nicht gelernt. Die Schifffahrt aber liegt darnieder!"

Dann weinte Marie heiße Thränen und betete zu Gott, daß er in seiner Gnade doch ein Unglück verhüten wolle! Sie hielt es von nun an für keine Sünde, ihrem Geliebten jedesmal den Ort anzuzeigen, wo ihr Vater die Wache habe, und er mied ihn sorglich.

Marie hatte gehofft, die Zeit würde des Vaters Zorn mildern; allein es schien, als habe hier die Alles mildernde Macht der Zeit allen Einfluß verloren; denn in Bauer's Seele wuchs der Haß gegen Conrad mit jedem Tage. Selbst gegen sie gewann er nicht mehr die frühere väterliche Freundlichkeit. In seinem Dienste wurde er sehr strenge, ja schonungslos, selbst das Kleinste ließ er nicht mehr durch, sondern nahm es mit unerbittlicher Strenge weg. Mariens Liebe war zu einer Quelle des Jammers geworden. Und hätte das Leben nicht noch einzelne verstohlene Sonnenblicke gehabt, die für viele

düstre Tage entschädigten, sie hätte sich mögen ein Plätzchen da wünschen, wo die müden Wanderer ausruhten im kühlen Bettlein der Erde von ihrem dornenvollen Lebensgang.

Es war leicht wahrnehmbar, wie der Kummer an ihrem Herzen nagte; denn ihre Wangen erblichen, das Auge schwamm häufig in Thränen, und jenes bezaubernde, seelenvolle Lächeln schwebte nicht mehr auf der frischen Lippe. Auch von Conrad war der frische, heitere Jugendmuth gewichen. Er war ernst und düster, und sein Blick stierte oft ziellos in's Blaue oder in die grünliche Fluth des Rheins. In solchen Minuten dachte er der Zukunft seiner Liebe, und der tiefe Seufzer, der sich aus der Brust losrang, legte Zeugniß ab, wie düster die Aussichten waren, die sich ihm darboten.

Nach jenem Abend bei Bräunchen, wo Stoffel den Funken in des Schwarzen Seele geworfen, konnte dieser kaum rasten, bis er zu seiner Schwägerin, Conrads Mutter, kam, um die er sich sonst eben wenig kümmerte.

„Was muß ich hören," sagte er, als er sich am anderen Morgen zu der Wittwe niedergesetzt, „der Conrad soll ja ein Gehänge mit dem hübschen Douanenmädchen haben?"

„Er hat sie lieb," sagte die Frau — „und sie verdient es."

„Wie?" rief der Schwarze, „Ihr redet ihm gar das Wort, daß er unserer Familie diese Schande machen will?"

„Schwager," sagte die Wittwe, „als ich hart auf dem Siechbett lag, und von meinen Verwandten Niemand nach mir sah, da kam das fremde Mädchen wie ein helfender Engel zu mir und pflegte mein."

Der Schwarze fühlte den Stich. „Ei," lachte er, „die warf eine Bratwurst nach einem Speckstück!"

„Das ist nicht wahr," sagte die Wittwe; „denn was sie an mir that, das hat sie auch an anderen Kranken der Nachbarschaft gethan."

„Aber ein Donnerwetterchen!“ hob der Schwarze wieder an, der einige Beschämung verdecken wollte.

„Hat nicht Christus auch die Zöllner an sich gezogen, und die Juden sagten: „Sie seien alle Sünder?“ Ja, er hat sogar einem derselben den Vorzug vor einem hochmüthigen Pharisäer gegeben. Seit wann seit Ihr denn so stolz, Schwager?“

„Unsere Familie hat keinen Makel!“ sagte er etwas verwirrt.

„Ich weiß nicht, wie weit das wahr ist,“ erwiederte die Wittwe, „aber ich glaube, es war Euer Großvater, der am Galgen drüben im Niederthale starb! — Hieltet Ihr es wirklich für einen Makel, wenn dies vortreffliche Mädchen einst meines Sohnes Frau würde? Ich nicht! Vielmehr würde ich die Stunde segnen, in der sie es würde.“

„Aber Ihr wißt doch, daß der alte Bauer so sehr dagegen ist;“ sagte der Schwarze, dem alle Waffen genommen waren.

„Das ist ein Anderes und sehr zu beklagen. Es kommt leider von dem fluchwürdigen Schlummern, in das Ihr meinen Sohn verstrickt habt, Schwager.“

Der Schwarze war froh, daß es eine Pforte gab, durch die er der alten Frau entschlüpfen konnte.

„Was soll man denn machen?“ fragte er. „Wo etwas verdienen, daß man leben könne? Der verdammte Franzose hat allen Handel getödtet. Hungern, Schwägerin, ist ein übles Geschäft. Hat man's darin der Meisterschaft nahe gebracht, so kommt der Hungertod, und der soll herber sein, als jeder andere. Ihr wißt recht gut, wie es um uns steht, wenn das Schlummern nur irgend flau geht. Morgen ist etwas zu verdienen. Mehr wie sonst in sechsmal. Wo ist der Conrad?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte die Wittwe seufzend, und der Schwarze machte sich eilend aus dem Staub; aber die fromme Frau faltete ihre Hände zum leisen Gebet und flehte, daß doch Gott der Herr in seiner reichen Gnade ihrem Conrad einen anderen Lebens-

Welt eröffnet; daß er ihn doch auch Morgen gnädiglich schützen wolle!

Der Schwarze suchte unterdeß den Conrad, und fand ihn bei einem seiner Jugendgenossen, gerade dem, der auserſehen war, dem Schlummergang mitzumachen. Er theilte den Beiden den Plan mit, und Beide eilten, die nöthigen weißen Kleidungsſtücke zu bereiten.

Nie hatte die Mutter mit größerer Angſt einem ſolchen Gange entgegen geſehen, als gerade heute. Sie wußte keinen Grund dafür anzugeben; aber es laſtete ihr wie ein Centner auf der Seele.

Conrad war guten Muthes. Er hoffte, von Marie Näheres über ihres Vaters Wache zu hören. War er heute auf dem Poſten, ſo blieb er gewiß morgen zu Hauſe.

Am Abend ſah er ſie ein Stündchen.

O des Glückes! Seit drei Tagen ſah er ſie nur von ferne, wenn ſie dahin ſchwebte über die Straße in ihrem züchtigen Anzuge, der die Liebliche bis zum Kinn einhüllte. Jetzt ſah er wieder in das ſchöne Auge; jetzt durfte er ſeinen Arm ſanft um ſie legen, und ihr Kopf ruhte an ſeiner Schulter. Sie hatten ſich ſo viel zu ſagen. Nachdem ſie lange gekoſt, fragte ſie, wann wieder geſchlummert würde?

Er hatte vor Marie kein Geheimniß. Er erzählte ihr ſeinen Eisgang mit Bräunchen. Sie zitterte ob der Kühnheit des Unternehmens und doch — das iſt eines jener ſeltſamen Räthſel des Menſchenherzens — hörte ſie mit einem gewiſſen Stolze, wie der männliche Muth des Geliebten die Gefahren überwand; wie er mit eben ſo großer Kühnheit, als Liſt, ſelbſt ihren Vater getäuſcht.

Sie dankte Gott, daß es ſo gut abgegangen, und faßte Muth, daß es nun auch glücken werde, zumal ihr Vater morgen frei hatte und gewiß den ganzen Tag am Stuhle ſtand und das künſtliche Gebilde wob.

Er mußte ihr Alles erzählen, auch den Weg beſchreiben, den

sie gingen. Sie war im Herbste mehrmals zum Einkauf ihrer Wintervorräthe in Henschhausen gewesen und kannte genau jenen Schieferbruch, an dessen Wand der Pfad vorüberführte, den sie zu gehen hatten. Sie beschwor ihn, doch ja vorsichtig zu sein, weil eben der Pfad am Schieferbruche vorüber zu jeder Zeit, besonders aber bei Nacht, und jetzt, wo der Schnee blende, sehr gefährlich sei.

Lächelnd versprach's der Jüngling, küßte noch einmal den lieblichen Mund und schlüpfte zur Mauerthüre hinaus.

Still und ruhig floß der letzte Tag des Jahres hin.

Bauer saß am Webstuhl und folgte mit kunstgeübter Hand der Vorschrift des schönen Musters. Er war heute wieder einmal freundlicher mit seiner Marie umgegangen, und dieser milde Strahl väterlichen Wohlwollens erwärmte das Herz der Jungfrau wieder, das so schmerzlich dies Gut vermißte, dessen sie sich sonst ungeschmälert erfreute.

Der alte Mann freute sich der Ruhe, der wohlthuenden Wärme, und sehnte sich recht sehr, einmal eine Nacht im Bett zu schlafen. Freundlich plaudernd saßen Beide schon um sieben Uhr bei ihrem einfachen Abendbrod, als es an die Thüre leise klopfte, und nun der Douanen-Lieutenant von Sanct Goar in Civilkleidung geheimnißvoll hereintrat.

Bauer, nichts Anderes als einen Fang ahnend, sprang auf, seinen Vorgesetzten zu begrüßen, der, zu ihm tretend, leise bat, Marie zu entfernen. Ein Wink des Vaters reichte hin, die Bebende hinauszuweisen, die nichts Gutes ahnete.

Ihr Erschrecken war groß. Dies Kommen, zu dieser Stunde, diese Kleidung — sagten ihr mehr, als das Hinausweisen, daß ein Geheimniß obwalte. Sollten die Schlummerer verrathen sein? Sollte der Lieutenant irgendwie erfahren haben, daß etwas im Werke sei? — Wer gab ihr Gewißheit? — Lauern — ? — dem

widerstreitete ihr besseres Gefühl. Eine Angst, eine Unruhe ergriff sie, die sie durchaus nicht bewältigen konnte. Sie irrte umher — gefoltert in ihrem Herzen — das zu zerspringen drohte, ohne Ziel, ohne Zweck, aus einer Ecke in die andere. Die Besprechung der beiden Männer währte lange. Endlich schied der Lieutenant, und Bauer rief seine Tochter.

Ueber das Gesicht des Vaters war eine Freude ausgegossen, der ein reiches Maß von Grimm beigemischt war.

„Heute, denke ich," sagte er, indem er sein Gewehr lud und zwei Kugeln aufsetzte, „heute, denke ich, sollen wir auf lange Zeit dem Spitzbubentreiben der Schlummerer ein Ende machen. Hol' sie dieser und der! Ich dachte einmal wie ein anderer Christenmensch, der Ruhe nach den vielen Strapazen zu pflegen, aber, Prost die Mahlzeit! Hat sie der Teufel geritten, daß sie einen Hauptpasch werfen wollen. Hol' mir die Fuchsmütze und den warmen Mantel, Marie."

„Was ist denn, Vater?" fragte mit anscheinender Ruhe, aber innerer heftiger Erregung das Mädchen.

„Was es ist, einfältiges Ding, das kannst Du Dir denken. In Caub liegen reiche Vorräthe englischer Waaren, das ist uns verrathen. Heute sind die hiesigen Schlummerer hinüber, um sie zu holen. Sie haben Alle weiße Kleider mitgenommen, um sich bei dem Schnee unsichtbar zu machen; aber wir wollen sie schon kriegen. Am Rheinufer steht kein einziger Posten. Das macht sie sicher; aber acht Mann liegen in der Hütte am Cauber Fahr im Verborgenen und Dunkeln, die haben genau Acht und nehmen sie in den Rücken. Wir und die schwarze Brigade, die hier herum liegt, bilden eine enge Kette unweit des Dorfes Henschhausen. So kommen sie zwischen zwei Feuer, und — entrinnt Einer, so ist's ein Wunder, und deren geschehen heuer keine mehr!"

Es war ein Glück für das arme Mädchen, daß der Alte sich rasch fertig machen mußte, um mit den Genossen und dem Lieute-

nannt aufzubrechen; denn sie wankte der Hütte zu, einer Leiche ähnlich.

Der Vater nahm sein Schnappsfläschchen, hing den Mantel um, setzte die Fuchsmütze mit dem lang herabhängenden Schweife auf, und eilte mit einem hastigen: „Gute Nacht!" hinweg.

Als er zur Hausthüre hinaus war, sank das Mädchen auf einen Stuhl nieder, und das zum Brechen volle Herz mußte sich in einem lauten Schrei der Verzweiflung Luft machen. — Alles ging wirre in ihrem Kopfe durch einander. Er war verloren, das sah sie klar ein; denn ungewarnt ging er dem Tod oder dem Verderben entgegen. Die Ketten der Galeeren von Vließingen waren sein sicheres Loos, wenn ihn keine Kugel traf, und er in Gefangenschaft gerieth. Und wie sollten sie dem Hinterhalte, wie dem Empfang auf dem Berg entgehen?

Das Mädchen rang die Hände in einer Seelenangst, die ihr den kalten Todesschweiß auf die Stirne trieb. Sie betete laut um Licht und Rath, um Hilfe. Plötzlich tagte es in ihrem Kopfe.

Auf! rief sie, ich muß ihn retten, ich muß; mag kommen, was da wolle! Ich kenne ihren Weg, ich weiß die Stunde ihres Kommens. Gott schütze mich! Ihr Auge strahlte in einer heiligen Begeisterung.

Sie legte warme Kleider an, nahm ihres Vaters Stock, und, sich entsinnend der List der Schmuggler, nahm sie ein schneeweißes Betttuch, um sich darein zu hüllen, wenn sie der Douanen-Hütte etwa nahe kommen sollte.

Seit dieser Entschluß in ihrer Seele gereift war, wich alle Angst. Sie konnte ja, an dem Schieferbruche angelangt, sie auf einem anderen Weg in der Mitte des Berges retten. Gingen auch alle Waaren verloren, was that's? Wurde so doch das Leben und die Freiheit von sechs Menschen und — Conrads gerettet, ihres Conrads, der ihrer Seele Leben war.

Ohne Weiteres brach sie auf. Unbemerkt oder doch unerkannt

kam sie aus der Stube in das Freie. Rasch wie das gescheuchte Reh flog das Mädchen die Heerstraße hin. Der Schnee leuchtete ihr, so dunkel es auch war.

Als sie die Gegend erreichte, welche der „Hahn" genannt wird, und Caub nun ihr gegenüber lag, stand sie stille, sich zurecht zu finden. Ihrem scharfen Auge entging die dunkle Stelle nicht, wo der Schieferbruch sich befand.

Die Kälte war schneidend. Der Wind pfiff aus Norden mit einer Heftigkeit, welcher selbst ihre warme Kleidung kehen Widerstand leisten konnte.

Aber ein großer Gedanke belebte sie, die Rettung des Geliebten. Wie konnte sie an sich denken? Wie sollte sie über Kälte klagen bei der Gefahr, die ihn zu verderben drohte?

Bis jetzt war ihr Weg sehr gut gewesen; aber nun erst begannen die Schwierigkeiten.

Das Ufer der Heerstraße zwischen Caub und Bacharach besteht theils aus schroff abgemeißelten Felswänden, die oft an dreißig bis vierzig Schuhe Höhe haben, theils aus abschüssig gehaltenem Erdreich, das hart gefroren und mit Schnee bedeckt war. Nur hin und wieder bot eine Haselnußhecke oder ein Dornstrauch eine Handhabe für den, der die unsägliche Anstrengung wagen wollte, sich da hinauf zu arbeiten, wo nirgends der Fuß einen sicheren Stand hatte. Weiter oben mehrten sich die Gesträuche und das Fortkommen war leichter; allein nun erreichte man die breite Halde, wo einst vor vielen, vielen Jahren der blaue Schiefer zerspaltet worden zum Gebrauche beim Dachdecken.

Der Halde und der Felswand nach zu urtheilen, mußte das Werk geraume Zeit, gewiß mehr denn ein halbes Jahrhundert mit Aufwand reicher Mittel betrieben worden sein, aber nur am Tage, nie in der Tiefe. Die Felswand, welche ganz gerade abfällt, ist siebenzig bis achtzig Fuß hoch und wenigstens ebenso breit. Ein Fußpfad führt an dieser höchst gefährlichen Stelle, die gerade in

der Mitte des Berges liegt, vorüber, und der Wanderer hat an dem Absturze nur einige Schlehen-Sträucher, und die nicht überall, zum Schutze. Der Bewohner der Ebene würde zittern, hier vorüber zu gehen, und vor Schwindel es keiner über sich gewinnen können. Der Sohn der Berge, vertraut mit solchen Gefahren, läßt sie als solche gar nicht gelten und schreitet, sein Liedlein fröhlich singend, so gleichgiltig vorüber, als ginge er auf breiter, sicherer Straße seinem Ziele zu. Dies war der Weg der Schlummerer in dieser Nacht, dies der Weg, den das vom Froste durchschauerte Mädchen jetzt wählen mußte. Sie, die nie die Künste erlernt, leichten Schrittes die Höhe zu erklimmen, deren zartes Wesen überhaupt nicht an die Schwierigkeiten und Hindernisse einer Wanderung, wie diese, gewöhnt war, sollte nun die abschüssige Erdwand hinaufklimmen und über den krachenden Schnee. Jede Andere wäre bebend zurückgeschaudert, nur Marie nicht mit ihrem starken, liebevollen Herzen.

Sie hatte jetzt eine Stelle erreicht, wo eine Haselhecke ihr die Zweige, wie helfende Arme, entgegen reckte. Ohne Zaudern faßte sie diese und schwang sich empor — aber sie brachen — und Marie glitt wieder die Wand herab. Sie versuchte zum zweiten Mal hinauf zu steigen, und dieses Mal war sie glücklicher. Sie erreichte die Höhe der Böschung der Straße; aber sie mußte ausruhen von der Anstrengung, die es ihr gekostet. Es schlug eben auf dem Thurme von Caub drei Viertel. Das konnte vor Zehn sein, und um zehn Uhr brachen sie auf. Der Gedanke ließ Marie die Ermüdung, die blutig geschundene Hand — Alles vergessen. Ohne Aufschub stieg sie mit Hilfe des Stocks und der Zweige höher hinauf. Nach unsäglichen Mühen und zum Tode erschöpft erreichte sie die Halde. Ein kalter Schauder überlief sie, als sie die jähe, hohe Felswand sah, an deren oberen Rande bloß hin und wieder eine Schlehenhecke stand. Erwärmend aber durchdrang sie wieder das Bewußtsein, daß sie nicht irre gegangen, daß sie bei der

rechten Stelle angelangt sei, wo sie nun sicher rechnen durfte, ihren Zweck zu erreichen.

In Caub schlug es eben zehn Uhr. Als sie die Klänge hörte, raffte sie sich empor. Jetzt galt es; die Stunde nahte. Aber wie sollte sie die Höhe erklimmen? Sie sah sich rings um mit spähendem Auge; aber nur auf einem weiten Umwege konnte sie die Erreichung ihres Zieles hoffen.

Alle Kräfte waren erschöpft. „Conrad ist in Gefahr!“ sagte sie laut; gerade als ob sie durch dies magische Wort den erschöpften äußeren Menschen habe aufrichten wollen. Und er hob sich noch einmal kräftig empor. — Sie richtete ihre wankenden Schritte zur linken Seite, wo mehr Sträucher standen, als auf der anderen, und hier zog sie sich mehr und mehr der Höhe zu. Aus vielen leichten Wunden rann das rothe Blut auf die weiße Decke des Schnees; denn nicht selten griff die Arme in die spitzigen Dornen eines wilden Rosenstocks. Dennoch zauderte sie nicht, und endlich stand sie oben, wo der Pfad vorüber führte; aber hier pfiff mit fürchterlicher Gewalt und Schärfe der Wind. Sie war erhitzt in hohem Grade. Hier konnte sie nicht bleiben. Etwas weiter zurück bot eine Eichenhecke, noch bedeckt mit ihrem dürren Laub, einigen Schutz. Dorthin wandte sie sich und setzte sich nieder, weil ihre Beine sie nicht mehr trugen — aber zu heißem Gebete schlangen sich die blutenden Hände in einander, und das Auge suchte in der dichten Nebelhülle des Himmels einen Haltpunkt an einem flimmernden Sterne — doch kein Stern schien herab zur Erde.

Auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Tagesstunden waren Conrad und seine Genossen unbemerkt von den lauernden Douanen nach Caub gekommen.

Der Schwarze war der Erste. Die Zeit fiel ihm diesmal wie eine rechte Last auf das Herz. Wie er sie kürze und sich leicht

suche, war bald gefunden. Er trat in ein Wirthshaus und sog ein Schöpplein des süßen, duftigen Caubers nach dem anderen.

Viele Gäste kamen, tranken und schieden wieder. Nur Einer hielt bei ihm aus, ein Schiffer, den Liederlichkeit und Trunksucht vom Besitzer eines segelreichen Rheinschiffes zum Tagelöhner herabgebracht.

Dieser Mensch ahnete, daß der Schwarze nicht zwecklos sich so lange in Caub halte. Er kannte die Schwäche desselben, seine Ruhmredigkeit und Plauderfucht. Darauf bauend, nahm er sich vor, ihm seinen Zweck abzulauschen und irgend einen Vortheil daraus zu ziehen.

Er stieß mit ihm an und sagte: „Der alte Schlummerer soll leben, der allezeit die Grünröcke geprellt!“

Der Schwarze lächelte selbstgefällig und erwiederte: „Sie müßten früher aufstehen, wollten sie mich fangen. Ich habe das elfte Gebot gut gelernt.“

„Man sollte wahrhaftig meinen, Du könntest Blaufelsen, Alter! Nun treibst Du's doch schon manches Jahr, und nie wurdest Du erwischt.“

„Narr,“ sprach lächelnd der Schwarze, „die Kunststückmacher pflegen zu sagen: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei.“ List und Schlauheit ist auch keine.“

„Das mag wahr sein,“ erwiederte der Andere; „aber nicht Jeder hat sie in so reichem Maße wie Du. Könnt Ihr heute nicht noch Einen brauchen? Ich möchte etwas verdienen.“

„Heute nicht;“ sagte der Schwarze; „wir sind schon unserer Sechs; aber das nächste Mal will ich Deiner gedenken.“

„Ging's den Anderen neulich gut?“ fragte der Cauber weiter.

„Prächtig!“ rief der Schwarze aus. „Die haben eine neue List probirt, die ich ersann.“

„Du bist ein verschlagener Schelm! Worin bestand sie denn?“

„Ei, sie legten schneeweiße Kleider an, da sahen die Grünröcke sie nicht.“

„Vortrefflich! Alle Henker, das ist gut, besonders jetzt, wo der Schnee Alles deckt und gleichförmig färbt. Ihr werdet es heute Nacht wieder so machen?“

„Versteht sich! Was einmal als bewährt angesehen werden kann, läßt man nicht unbenutzt. Um Johanni gibt's keinen Schnee mehr.“

„Das ist wahr; Ihr müßt aber doch theure Waare heute haben, da Ihr nur zu Sechsen geht?“

„Lauter Seide und Spitzen, die vielleicht die Kaiserin selbst tragen wird!“

„So geht's! Unsereins plagt sich, trägt seine Haut zu Markte, und die Großen haben den Vortheil davon. Item, da mögt Ihr etwas verdienen?“

„Das glaub' ich;“ bramarbasirte der Schwarze. „Es trägt Einer vielleicht für zehntausend Franken Werth!“

„Wie dem sei, es ist doch ein saures Stück Brod! Welche Gefahren! Wie leicht bricht Einer ein Glied den Bach hinauf nach Langscheid zu.“

„Den Weg nehmen wir heute nicht!“

„Welchen denn? Er ist doch der nächste?“

„Richtig; aber der Kuckuck trau' den Grünröcken. Wir gehen im Hahn über, schlagen uns dann links hinauf über dem Schieferbruche weg, und kommen leicht nach Henschhausen, wo wir beim alten Fensterseifer ablegen. Heute Nacht tollt Alles. Die Grünröcke werden auch das Ihrige thun. Da ist's just, und man kann etwas wagen.“

„Aber wie kommt Ihr nur auf dem unbetretenen Pfade fort?“

„Dafür ist gesorgt, Alterchen. Wir haben Alle Eisspornen an, und spitzbeschlagene Eisstöcke. Da kann man fest auftreten und hat einen sicheren Gang.“

Das Gespräch wurde hier durch neu ankommende Gäste unterbrochen. Es nahm nun eine andere Richtung, und nach einer halben Stunde hatte der Schwarze vergessen, daß er Alles ausgeplaudert, und es fiel ihm gar nicht auf, daß sich der, der ihn so arglos ausgeholt, unbemerkt entfernt hatte. Ihm kam in seinem weinseligen Taumel gar nicht in den Sinn, daß dieser verlorne Mensch einen Mißbrauch von seinen Mittheilungen machen könnte. Er fiel nach einiger Zeit in einen tiefen Schlaf und erwachte erst, als sich die Nacht schon mit schnellen Schritten näherte.

Kaum hatte jener Mensch, welcher dem Schwarzen sein Geheimniß abgefragt, sich aus der Schenke entfernt, als er nach Hause eilte und sich umkleidete. Ohne Säumen schlug er den Weg nach Oberwesel ein, wo er über die geschlagene Bahn leicht hinübergelangte. Mit der größten Hast lief er nach Sanct Goar und trat in das Haus des Douanen-Lieutenants, der ihn wohl kannte, da er nicht das erste Mal den Verräther machte.

„Was gibt's?" fragte der Lieutenant.

„Einen köstlichen Fang, Herr," rief der Verräther. „Lauter Seide und Spitzen, die nach Paris bestimmt sind."

„Parbleu!" rief der Lieutenant, der nur gebrochenes Deutsch sprach. „Ast Du sikere Nachrich?"

„Gewiß! Die Bacharacher Hauptschlummerer, ihrer Sechse, tragen die Bündel. Ich kenne den Ort und die Stunde genau. Wieviel gebt Ihr?"

„Swanfik Francs!" rief freudig der Lieutenant.

„Ja, wenn's Kaffee und Zucker wäre, ließ ich mir das gefallen, aber bedenkt, Spitzen und Seidenstoffe, vielleicht noch Kostbareres!"

„Canaille!" zürnte der Lieutenant, „Sie soll vierfik Francs aben, aber nix mehr!"

„So ist mir's schon recht," sagte der Schiffer, „aber ich rede kein Wort, bis ich das Geld in der Tasche habe."

Fluchend schritt der Franzose zum Schreibpult und holte das Geld, und erst, als es der Verräther in der Hand hatte, theilte er ihm Alles mit, was er von dem ruhmredigen Schwätzer erfahren hatte.

Es war noch Zeit genug für den Lieutenant, sich in Civilkleidung auf den Weg zu machen, und die nöthigen Anordnungen zu treffen, diesesmal die bis jetzt nie ergriffenen Schmuggler auf der That zu ertappen und eine glänzende Rache an ihnen zu nehmen; zugleich aber lächelte ihm das Prisengeld entgegen und vielleicht eine belohnende Rangerhöhung. Sein Eifer kannte daher keine Grenzen, und schon um neun Uhr lagen die Douaniers am Cauber Fahr in ihrer dunkeln und kalten Hütte, und unterhielten sich flüsternd über den zu hoffenden Fang, während droben auf der Höhe über die ganze Kante des Gebirges in Entfernungen von kaum dreißig Schritten eine Kette von Douanen stand, durch welche unbemerkt zu schlüpfen, kaum einer Maus gelungen wäre; — und dort unten saß ein weinendes, zitterndes Mädchen, durchschauert vom Frost und innerer Angst und Furcht, und lauschte jedem Laute, welchen der durch das Laub wehende Wind hervorbrachte oder ein hungerndes Wiesel, das schnell wie der Gedanke durch das dürre Laub raschelte.

Es war eben zehn Uhr vorüber, als der Schwarze in das Haus des Kaufmannes trat, wo die übrigen Theilnehmer des heutigen Wagnisses sich bereits eingefunden und in ihre weiße Kleidung sich gehüllt hatten.

Mit Vorwürfen wegen seines Zauderns empfing ihn Bräunchen. So ungern er sie sonst hinnahm, und so heftig er zu widersprechen pflegte, diesmal schwieg er mäuschenstille; denn das Gewissen schlug ihn.

Ohne Säumen kleidete er sich an. Die Eisspornen wurden angeschnallt, die Eisstöcke ergriffen, die Bündel an den Tragriemen

über die Schultern befestigt, und mit den besten Wünschen des Kaufmannes schlichen sie sich in den Mannweg, erreichten in tiefer Stille den Rhein und betraten die Eisdecke, welche sie heute an ungebahnter Stelle im Zickzack zu überschreiten hatten.

„Es ist kein Licht droben in der Hütte," flüsterte Conrad dem Schwarzen zu, welcher vor ihm ging.

„Sie werden auch 'mal Sylvesterabend halten," sagte dieser, „und gewiß besser wie wir, denn es ist furchtbar kalt. Der Wind schneidet mir schier die rechte Backe weg. Wie herrlich säße sich's jetzt am warmen Ofen bei einem Glase warmen Weines?"

Bräunchen, der vorne ging als der Erste, warnte durch ein leises: „St!" denn es war Regel, daß nie gesprochen werden durfte, wenn sie schmuggelten.

Jetzt erreichten sie die Heerstraße. Tief zur Erde gebückt, krochen sie leise über sie hin, so leise, daß selbst die Späher in der Hütte am Fahr durchaus nichts von ihnen wahrnahmen, wie angestrengt sie auch auf jede Bewegung achteten.

Mit einer Gewandtheit, welche nur eine lange Gewohnheit, und mit einer Sicherheit, wie sie auch nur der Sohn der Berge in den Bergen hat, stiegen sie den Abhang hinauf, wandten sich dann links dem Schieferbruche zu.

Lautlos und in ihrer Erscheinung wahrhaft gespenstisch, aber in voller Sicherheit und des Gelingens gewiß, stiegen sie bergan. Der Weg war ungemein schwierig von dieser Seite her; aber mit Hilfe der zweckmäßigen Eisspornen und Eisstäbe legten sie dennoch eine ansehnliche Strecke zurück und erreichten nun die gefährlichste Stelle, den schmalen Pfad, welcher über der jähabfallenden, senkrechten Felswand des verlassenen Schieferbruches vorüberführt. Einer mußte hinter dem Anderen gehen, und Jeder genau in die Fußtritte seines Vordermannes treten, welcher vorsichtig mit dem Stab untersuchte, ehe er seinen Fuß einsetzte.

Lange, ach unendlich lange für ihr geängstetes Herz, hatte nun

ſchon Marie beſeſſen. Mit jedem Augenblicke wurde ihr Herz ſchwerer; denn ſie blieben ja ſo lange aus. Sollten die in der Hütte verſteckten Douanen ſie gefangen genommen haben? Sie ſchrak zuſammen bei dieſem Gedanken. Allmälig aber empfand ſie die ſchneidende Kälte weniger; ihre Gedanken verwirrten ſich, und eine unwiderſtehliche Neigung zum Schlafe bemächtigte ſich ihrer. Und doch traten noch Augenblicke eines klaren Bewußtſeins dazwiſchen. In einem ſolchen ſprang ſie auf. Sie erwachte dadurch gleichſam aus dieſem Halbſchlummer, und erinnerte ſich, gehört zu haben, daß dieſer Zuſtand dem Tode des Erfrierens vorhergehe. Sie raffte ſich gewaltſam empor; aber ihre Mattigkeit war unbeſchreiblich groß. Sie mußte ſich wieder ſetzen.

Jetzt vernahm ſie Tritte im krachenden Schnee, und neues Leben durchzuckte ſie. Starr ſah ſie in der Richtung des Tones hin und — wirklich! da kamen die weißen Geſtalten. Sie warf das weiße Linnentuch, das ſie um ſich geſchlagen, um vom Berge her nicht beobachtet zu werden, ab, und trat den Kommenden entgegen.

Bräunchen, als der Vorderſte des Zuges, der jeden Tritt unterſuchen mußte, ſah ſtarr vor ſich zur Erde. Jetzt gewahrte er plötzlich einen dunkeln Gegenſtand vor ſich, blickte auf und — ſah mit Entſetzen eine menſchliche Geſtalt entgegentreten.

„Verrath!“ ſchrie er plötzlich. „Verrath! Zurück, Brüder!“ Aber im Umdrehen und vom Schrecken überwältigt, ihren Standpunkt vergeſſend, ſtürzten Alle die Felswand hinab.

Marie ſah das Entſetzliche und ſank leblos zur Erde.

Noch ſo lebhaft wie heute entſinne ich mich des Morgens des Neuen-Jahrs-Tages 1810. Es war eine Unruhe in der Stadt, wie ich mich je beobachtet zu haben nicht entſinnen kann. Ueberall ſtanden die Leute zuſammen, und aus den Geſichtern ſprach ein düſterer Ausdruck. Neben uns, im Hauſe Conrads, und noch eins

weiter, wo der Douane Bauer wohnte, hörte man laute, heftige Wehklage. Es mußte etwas Außerordentliches geschehen sein. Endlich kam ein Freund meines Vaters zu uns. Nach einem kurzen, herzlichen Glückwunsche fragte er: „Haben Sie schon von dem entsetzlichen Unglücke gehört?“ Mein Vater verneinte, und Jener erzählte: „Heute Nacht gegen elf Uhr kam Bräunchen an mehrere Häuser, klopfte und bat um Gotteswillen um Beistand, es sei ein entsetzliches Unglück geschehen.

„Die Leute merkten gleich, es handle sich um einen Unfall beim Schmuggeln, und viele folgten ihm, der selbst aus mehreren Gesichtswunden heftig blutete.

„Er führte sie an den alten Schieferbruch im Hahn — dort lagen fünf Personen, schrecklich verwundet, und Einer war todt.

„So still als möglich wurden die Verwundeten weggebracht, die Bündel kamen in Sicherheit, den Todten aber, dessen Schädel zertrümmert war, ließ man liegen.“

„Wer ist's denn?“ fragte mein Vater, heftig ergriffen.

„Conrad, der brave Conrad, Ihr Nachbarssohn!“ sagte er mit einer Thräne im Auge.

Diese Nachricht erschütterte uns heftig, und ich brach in ein lautes Weinen aus, das mehr und mehr Alle zum Weinen hinriß.

„Noch nicht genug,“ fuhr der Freund fort; „das Schlummern war verrathen, und die schöne Marie Bauer, die mit Conrad in treuer Liebe gegen den Willen ihres Vaters verbunden war, muß sowohl um den Schmuggelgang, als um Zeit und Stunde und Ort gewußt haben; denn sie wollte ihren Conrad warnen, weil oben die Douanen lauerten. Leider erkannte sie Bräunchen nicht, als sie ihm entgegen trat, meinte, sie sei ein Douane, wandte sich um und stieß Conrad zuerst hinab, stürzte ihm nach, indem er ihn noch erhaschen wollte, und von einem unbeschreiblichen Schrecken ergriffen, stürzen Alle hinab.

Marie muß darauf ohnmächtig geworden sein, und als die

Douanen endlich von der Höhe herabstiegen, fanden sie sie erstarrt da liegen. Schnell wurde sie von ihrem verzweifelnden Vater zur Stadt getragen. Als der Arzt kam, erklärte er sie für todt. Sie sei erfroren, sagte er. Aus ihrer Ohnmacht scheint sie nicht wieder erwacht zu sein.

Am folgenden Tage wurden zwei Särge auf den Friedhof vor die Stadt hinausgetragen. Hinter dem einen wankte ein Mütterchen, aufgelöst in Schmerz; hinter dem anderen ein Douane, dessen Gesicht Todesblässe deckte, dessen Auge aber trocken war. Die ganze Stadt folgte, und nie flossen mehr Thränen, nie sah man eine allgemeinere und tiefere Trauer.

Die beiden Särge wurden, weil zwei Gräber zu machen bei dem Froste zu schwierig war, in Ein Grab gesenkt. So einte der Tod, was das Leben feindlich geschieden.

Bauer verließ den Dienst. Er war tiefsinnig geworden und kehrte in seine Heimath zurück. Conrads Mutter folgte bald dem geliebten Sohne.

Die Schlummerer waren unsichtbar geworden. Erst nach einem Vierteljahr erschien Einer nach dem Anderen wieder; aber wie sahen sie aus! Narben bedeckten die Gesichter, und andere Gebrechen blieben bis an's Grab. Der Schwarze lachte nie mehr. Er allein kannte den Zusammenhang, der nach seinem Tode bekannt wurde.

Auf dem Grabe der beiden Liebenden aber erblickte man im folgenden Frühlinge Rosen und andere Blumen gepflanzt, ohne daß man wußte, wer es gethan.

Aus der Schmiede.

Eine rheinische Dorfgeschichte.

Jugenderinnerungen gleichen in spätesten Lebenstagen dem Abendroth, das noch lange hin seinen verklärenden Schein auf die ruhende Landschaft wirft, wenn die Sonne längst hinabgesunken ist.

Auch ich blicke oft sehnsüchtig in dieses Abendroth; auch ich fühle das Wohlthätige dieses milden Scheines bei herannahender Dämmerung. Aus meinen Knabenjahren taucht mir bisweilen ein Bild auf, das ich hier festhalten will.

Wo sich die Höhen des Hunsrücken abdachen zum tiefen Rinnsal des Rheines, ziehen sich gar liebliche, aber oft auch gar wilde Thäler und Schluchten hinab zu dem schönen Flußthale. Gießbäche durchrieseln sie. Die Sonnenseite der Berge ist vom Fuße bis zum abgeflachten Gipfel mit dem Grün der Rebe bedeckt, während die Abendseite Pflanzfelder bietet, und ein Hain von Obstbäumen in der Nähe der Dörfer zu schauen ist, unter denen riesige Wallnußbäume ihre Laubkronen emporrecken. Diese Dörfer, aus uralter Zeit herstammend, sind der Art in diese Schluchten hineingeklemmt, daß man oft aus dem Speicher dreistöckiger Häuser in das Feld tritt.

Nichts ist köstlicher, als das Leben in diesen Thälern, wenn der milde Hauch des Frühlings sie durchweht. Schaaren von Singvögeln bewohnen die dichten Büsche, welche an Säumen der Bäche wachsen oder droben auf den Felsen, die hin und wieder

gruppenweise aus dem mit Sorgfalt gepflegten Pflanzland emporstarren. Die zahlreichen Obstbäume der Abendseite der Berge bieten ihnen herrliche Wohnstätten. Das ist ein Singen und Jubiliren überall, wie man's [illegible] Blühen dann die Obstbäume und grünen die Felder; bekleidet sich die Rebe mit ihrem sammtnen Grün und trägt die Abendluft die Duftwellen ihrer Blüthen durch's Thal, und die Bursche und Mädchen gehen unten den Weg hin und singen harmonisch ihre einfachen Volkslieder, dann wird das Herz so mannigfach ergriffen, so tief und innig, so harm- und schuldlos, — wie's nimmer in den Städten möglich ist, auch im Kreise der gepriesensten Kunst.

In solch einem Thale habe ich meine Knabenjahre verlebt. Wer möchte mir's verargen, daß ich oft mit leisem Seufzen und mit heißer Sehnsucht dorthin blicke? Es waren meine schönsten Tage, und manchen schönen, manchen prophetischen Traum habe ich dort geträumt.

Wo das Dorf lag, war das Thal kesselartig erweitert. Die uralte Kirche stand auf einem inmitten des Thals aufsteigenden Felsen, etwa achtzig Schuh über dem Dorfe, das sich um den Kirchfels lagerte. Ungeheure Mauern, wie man heute keine mehr bauen kann, erhoben sich rings um den Felsen senkrecht, und gaben nicht nur dem Baue der Kirche Sicherheit und Festigkeit, sondern ließen auch oben um die Kirche herum eine Fläche gewinnen, wo die vom Leben müden Schläfer ruhen konnten. Wer die Kirche oder vielmehr den noch älteren, viereckten Thurm mit seinen Schießscharten für den Bogen- und Pfeilschuß ansah, mußte sich zu der Ueberzeugung hingezogen fühlen, daß hier zuerst eine Burg gestanden.

In späteren (freilich wohl auch noch einer grauen Vorzeit angehörenden) Tagen war die Burg zerstört, und dann an ihre Stelle eine Kirche gebaut worden. Der Thurm überdauerte den Sturm, welcher die Burg zertrümmerte, und statt des wilden Kriegsrufes hallten aus seinen Luken die Glocken ihre nächtlichen

Thore in das Thal hinaus. Der Raum um die Kirche nahe, außer durch das Thor, völlig unzugänglich gemacht, wenn nicht auf der Westseite ein ungeheurer Schuttshaufen einen freilich steilen, für Buben meiner Art aber leicht zugänglichen Weg geboten hätte.

Da bin ich denn gar oft hinaufgestiegen, wenn ich eine freie Stunde hatte; denn da hatte man eine weite Aussicht durch das zum Rheine sich fortsetzende Thal, und tief unten blickte der blaue Rhein in das Thal. Da habe ich denn viel hundertmal, unter dem schönen Hollunderbaume gesessen, der so herrlich duftete, und habe der Nachtigall gelauscht, die in seiner Krone saß und schlug, und habe meine Grüße dem dort unten fließenden Rheine mitgegeben; denn er küßte, tiefer hinab, das grüne Ufer, wo das Vaterhaus stand, darinnen das liebe, sanfte Mutterherz meiner segnend gedachte.

Das war aber ein Hollunderbaum, wie ich meiner Lebtage keinen zweiten mehr gesehen. Sein Stamm hatte wenigstens anderthalb Schuh Durchmesser und seine Krone reichte bis zum Rundbogen der Kirchenfenster hinauf, und war kein dürres Aestchen an ihm.

Der Kirche gegenüber, aber tief unten, zur Seite des Dorfes, lag das Pfarrhaus. Darin wohnte mein Bruder, der junge, ledige Pfarrherr, und die lateinische Grammatik; — er, gut, freundlich, milde, mein Lehrer und Freund; sie — ledern — regelrecht — der Erbfeind meines Jugendglückes. Wie manchmal nahm ich sie mit unter den blühenden Hollunderbaum, um eine Regel niet- und nagelfest zu machen in meinem Gedächtniß; aber dann flogen die Augen hinaus in die Landschaft, ruhten auf den Thürmen der alten Burg, die den Eingang des Thals am Rheine beherrschte, oder auf dem blauen Streifen des Rheins, oder auf den herrlichen Bergen — und halb lag das Alles unbeachtet, und die Bilder einer phantastischen Welt umschwärmten meine Seele, und ich träumte mit wachendem Auge. Kam ich dann wieder zur Grammatik zurück,

so wünschte ich sie hinab in die Fluthen des Rheins oder zu den Schläfern hinab in die Gräber, die mich umgaben. Ach, das Lernen der grammatischen Regeln und das frische Bubenherz sind zwei Dinge, die nicht Friede schließen werden, so lange es beide auf Erden gibt!

Außer dem Hollunderbaum, in dem die Goldkäfer und Bienen so träumerisch summten und die Nachtigall schlug, hatte ich noch ein Lieblingsplätzchen, wohin ich allemal rannte, wenn Besuch in's Pfarrhaus kam und also freie Stunden eintraten. Adieu Grammatik! Ich lief spornstreichs in die — Dorfschmiede. Sie lag dem Pfarrhause, das etwas zurück von der Straße des Dorfes stand, schief gegenüber und besaß an und für sich nichts Reizendes; denn sie hatte vier Fachwände, eine gebrochene Thür (auf der es sich übrigens vortrefflich reiten ließ), durch welche das nöthige Licht hereindrang, die Esse, den mächtigen Blasebalg, die Kühltonne, den Ambos und eine Bank, die etwa vor vierzig Jahren mochte geeignet gewesen sein, einem Manne zum Sitze zu dienen. Das Dach war einseitig und lehnte sich mit seinen Sparren zutraulich an das Nachbarhaus an. Innen war's schwarz und rußig. Was war's denn aber, was den Knaben so mächtig anzog in diesem Raume, der keineswegs reizend mochte genannt werden? Ich antworte kurz: der Schmied und sein Geselle. Das war ein Paar, wie es die Tauben nicht schöner hätten zusammenlesen können, die doch die besten Körner suchen.

Der alte Gottfried war ein Mann von riesiger Größe, ein Junggeselle von siebenzig Jahren. Wenn auch das Alter seinen Nacken gebeugt, sein Haar zu Schnee gebleicht, seine Kraft hatte es nicht gebrochen; denn er führte den Hammer in seiner sehnigen Faust noch mit aller Macht. Ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen, ich möchte sagen, ein wehmüthiger Ernst. Ich habe ihn nie lachen sehen; allein sein weiches Gemüth stand im entschiedenen Widerspruche mit seinem Handwerk. Er mußte ein prächtiger

Bursche gewesen sein; denn selbst jetzt noch war er ein schöner Greis, und der Kohlenstaub, der ihn manchmal über Gebühr schwarz färbte, mochte sein edles Gesicht nicht entstellen. Nie ist eine Rohheit, nie ein Zornwort, nie ein Fluch über seine Lippen gegangen; wohl aber manches Wort, das lange in meiner Seele nachhallte, und das mir allemal klang, wie der Ton der Gebetsglocke am Abend. Ich kann ihn mein Leben lang sehen mit seiner Strumpfmütze, unter der das weiße Haar reich und lang hervorquoll; mit seinem langschooßigen Kamisol von dunkelblauem Tuche; mit seinen einst gelben, jetzt aber dunkelbraunen, hirschledernen Kniehosen, deren Schnallen am Knie aber niemals zugezüngelt waren, und den auf halber Wade hängenden Strümpfen. Ein altes Schurzfell reichte vom Kinn bis über die Kniee hinab, und war um die Hüfte mit einem messingenen Krappen geschlossen.

Ihm gegenüber stand Jörg, der Geselle, seiner Schwester Kind und sein Pathe, eine ebenso hohe Gestalt, wie Gottfried, aber etwa zwanzig Jahre alt. Er sah bleich, obwohl er sehr stark war. Er war eine stille, leidende, schweigsame Natur, und es schien, als habe der Umgang mit seinem Oheim und Pathen dessen eigenthümliches Wesen ganz auf ihn übergetragen.

Während das Eisen glühte, sprachen sie zutraulich mit einander, wie zwei Brüder, immer aber ernst. Gottfried erzählte von seiner Wanderschaft gar mancherlei interessante Dinge, und wenn er sie auch bisweilen wiederholte, so gab er sie jedesmal mit denselben Worten, und dieser Stempel der Wahrheit, und die gemüthliche Weise der Erzählung bewirkten es, daß man nicht müde wurde, ihm zuzuhören. Ueberdies wußte er viele Mährlein und Geschichten, die er eben auch vortrefflich vortrug, und davon war ich ein Extrafreund.

Da lag der Zauber, der mich in die dunkle Schmiede bannte, und wenn auch unter den Hammerschlägen der beiden Enacksöhne die Funken sprühten. Viel hundert Mal saß ich auf der mürbe

gewordenen Bank, still und aufmerksam, und hauchte auch Gottfrieds Worte. Beide hatten mich lieb. Der gute Jörg machte mir in den Feierstunden Schlingen aus Pferdehaaren, und Meisenkarren im Herbste, um die Vögel zu fangen, die ich so liebte und deren Lockschlag ich täuschend nachzuahmen verstand. Auch ein Gewinn von Jörgs Unterricht.

Noch ein Umstand machte mir den alten Gottfried theuer. Auch er saß oft an Sonntagnachmittagen stundenlang unter dem Hollunderbaume an der Kirche. Anfänglich fiel mir das nicht auf; denn ich dachte, er liebe das schöne Plätzchen, wie ich es liebte; aber einmal kam ich da mit ihm zusammen, und dieses Zusammentreffen ließ mich andere Beziehungen ahnen.

Als ich ihn aus dem Pfarrgarten oben sitzen sah, schlich ich leise an dem Schutthaufen hinauf, wand mich durch die Brombeerranken und wollte meinen alten Freund überraschen. Als ich aber näher kam, entfiel mir der Gedanke schnell. Gottfried saß am Stamme des Hollunderbaumes, das Haupt auf die Brust gesenkt, die Hände gefaltet und — aus den Augen des Greises rieselten Thränen, wie Perlen, herab auf die tief gefurchte Wange.

Auf mich haben Thränen immer einen tiefen Eindruck gemacht; vergoß sie aber das Auge eines alten Mannes, so haben sie mich im innersten Grunde der Seele erschüttert; denn wenn nach all' den schlimmen Lebenserfahrungen und Prüfungen ein Greisenauge weint, so muß es ein tiefliegender, die Seele durchzuckender Schmerz sein, der sie auspreßt.

Stören konnte ich ihn jetzt nicht. Ich zog mich leise zurück und ging den Weg hinan, der zum Gipfel des Berges führte. Dort begegnete mir der Küster meines Bruders, der zugleich Klingelbeutelträger in der Kirche, Glöckner und Todtengräber war.

Was ich eben gesehen, beschäftigte mich lebhaft. „Gaspar," sagte ich, „Ihr habt ja das Kirchhofthor offen gelassen!"

„Weiß wohl, Monsje Wilhelm," sagte er: „der Schmied ist noch drauf."

„Was macht denn der da?"

„Er, weiß er denn nicht," sagte Caspar, „daß der Gottfried den Hollunderbaum groß zog und das schöne eiserne Kreuz schmiedete, das daneben steht?"

Ich hatte das Kreuz nie beachtet; entsann mich aber wohl, es gesehen zu haben.

„Liegt vielleicht seine Mutter da begraben?" fragte ich.

„Nein," sagte Caspar, „es ist das Grab seines Schatzes."

Ein Bauer, welcher des Weges kam, unterbrach die Unterredung, die sonst durch die sich in meine Seele drängenden Fragen noch langehin reichliche Nahrung würde gehabt haben.

Die Männer gingen mit einander dem Orte zu, und ich folgte in einiger Ferne, stieg wieder den Schutthaufen hinan und stand bald unter meinem lieben Hollunderbaume, den Gottfried schon verlassen hatte.

Das Kreuz fesselte jetzt meine Aufmerksamkeit. Es war aus Schmiedeisen gefertigt, so zierlich, geschmackvoll und schön, daß ich gar nicht begriff, wie ich es hatte übersehen können. Abgesehen von der besondern Beziehung, verdiente es die vollste Aufmerksamkeit. Man konnte nichts daran finden, das auf einen Namen gedeutet hätte. Es stand fast wider der Mauer, war aber los gewackelt. Ich dachte mir, vielleicht steht etwas auf der Rückseite, und zog es zu mir. Da stand mit lateinischer Schrift eingemeißelt: „Ade mein Lieb!"

Es ist doch gut, sagte ich zu mir selbst, daß es eine lateinische Grammatik gibt, denn ohne sie würde ich ja das nicht haben lesen können; aber dieser altklinge Gedanke war schnell verraucht, und Das, was hier vor mir stand, gab der Seele des Knaben eine andere Richtung. Ich befestigte das Kreuz wieder und setzte mich unter den Hollunderbaum.

Viele Fragen drängten sich mir jetzt auf; aber um kein Gut der Erde hätte ich sie Gottfried vorlegen können. Tag und Nacht beschäftigte mich das Kreuz. Ich kam nun auf allerlei Zusammenstellungen, und manche Aeußerung des Greises wurde mir verständlich, die mir früher dunkel geblieben.

So habe ich ihn einmal gefragt: „Gottfried, warum seid Ihr doch allezeit so nachlässig gekleidet?“

„Das bringt so das Handwerk mit sich,“ sagte er; darauf aber setzte er seufzend hinzu: „Für wen sollte ich mich denn putzen?“

Ein andermal fragte ich ihn, als er allein in der Schmiede, und er so stille war: „Habt Ihr keine Kinder, Gottfried?“

„Ach, Du närrisches Kind,“ sagte er mit wehmüthigem Lächeln, „ich bin ja nie verheirathet gewesen.“

„Warum denn nicht?“ fragte ich wieder.

Er schwieg eine Weile und seufzte tief auf; dann sagte er weich: „Es wird sich ja doch Jemand finden, der dem alten Gottfried einmal die Augen zudrückt, und wenn es Niemand will, thut es mein guter Jörg. Siehst Du, der ist mein Kind.“

Ich habe ihn aber später nie mehr so albern gefragt; denn ich merkte, wie ihn das verstimmte, und wie er nun den ganzen Tag traurig war und kein Wörtlein mehr sprach.

Das schien mir nun Alles mit dem Kreuz unter dem Hollunder in enger Verbindung zu stehen.

Ich mußte mich indessen gedulden.

Eines Tages trat ich in die Schmiede und hatte meine Grammatik in der Hand, um mein Pensum zu lernen. Drüben im Pfarrhause war ein Universitätsfreund meines Bruders eingerückt, den seine Seele lieb hatte. Sie plauderten zusammen, und auf mich wurde nicht weiter geachtet. Es war ein drückend heißer Julitag. Im Dorfe war es so stille wie in der Nacht; denn die Bauern waren in den Weinbergen und die Kinder spielten vor

dem Ort auf dem steilen Platze, wo ehemals ein Kloster gestanden haben sollte.

Ich setzte mich still auf die wurmstichige Bank und las meine Regel durch, während die beiden Schmiede eine Stange Eisen platt schlugen, um als Reif an ein Wagenrad zu dienen.

Gottfried rauchte seine kleine Pfeife, die er „Nasenwärmer" nannte. Es war ein langer Kopf aus Erlenmaser und das Rohr ein Stück Hollunderholz, das er sich selbst grobweg zurechtgeschnitten hatte. Er blies dicke Dampfwolken aus. Ich hatte ein Gespräch beider Schmiede unterbrochen.

Als die Eisenstange wieder in der Esse lag, sprach Jörg: „Woher kommt es doch, Path', daß der Wagnermises (Jeremias Wagner) Euch so spinnefeind ist?" Gottfried erwiederte nach einigen Minuten sinnenden Schweigens:

„Das ist eine alte und lange Geschichte, mein Sohn, und in ihr liegt der Grund meines armen, einsamen Lebens. Ich will sie Dir erzählen, Du möchtest sie sonst vielleicht von Anderen entstellt hören; denn es sind noch Leute genug da, die es wissen können, wie es damals zuging, vielleicht es aber nicht genau wissen."

Ich spitzte meine Ohren; denn jetzt wurden sicher meine Räthsel alle gelöst. Er begann mit einem tiefen Seufzer.

„Vielleicht siebenzehn Jahre war ich alt, um Mariä Geburt werde ich jährig, da sagte mein Vater selig zu mir, sagt' er: „Gottfried, geh' nach Bingen zu dem alten Gerber Pennerich, der ist ein guter Freund von mir, und sag' zu ihm: Herr Pennerich, mein Vater läßt Ihnen guten Tag sagen und Sie sollten mir ein recht gutes, großes, braunes Rindsfell verkaufen zu einem Schurzfelle; denn erstlich bist du sehr lang und zum Anderen wirst du um Johannistag von der Zunft los- und freigesprochen und dahero Gesell." Das kann ich Dir sagen, Jörg, daß die schönste Kirchweihmusik so nicht klang, wie dies Wort. Ich habe den Weg nach Bingen getanzt, und er war doch drei Stunden lang. Du weißt

nicht, was das hieß: „Junge sein und Gesell wandern.“ Dann das verdammte Franzosenzeug hat alle Ordnung zerstört mit seinen Patenten. Holt sich nicht jeder Junge ein Patent und setzt sich als Meister und wird ein Lump? Wo wandert heutzutag noch Einer? Daß Gott sich erbarm', sie kommen weit in der Nähe herum und das ist Alles. Erst auf ein Meisterstück werde man Meister und zwar auf rechtem Weg und in gesetzten Jahren.“

„Path', die Stange glüht!“ sagte Jörg. Und nun ging's wieder: Puff, Paff, und die Funken sprühten gewaltig um meinen Kopf.

Als sie wieder in der Esse lag, sagte Jörg: „Path', Ihr habt mir das schon oft recht genau auseinandergesetzt mit dem Zunftwesen zu Pfälzerzeiten, und ich weiß es ganz gut. Erzählt 'mal das Andere, nämlich, wie es Euch in Bingen ging und so weiter. Das ist mir noch ganz unbekannt.“

„Wie Du willst, Jörg, wie Du willst. Ich meine aber, die Einrichtungen einer guten Zeit kann man nicht genug kennen lernen. Item, es war just um die Kirschenzeit, als ich nach Bingen ging selbiges Mal; aber hier im Thale waren sie noch nicht reif. Richtig geh' ich zu meinem Pennerich, kauf' mir das Fell, roll's zusammen, nehm's untern linken Arm, und schlend're so über den Markt, weil's gerade Mittwoch war. Da saßen denn die Mädchen vom Gau, hübsche Mädchen, Jörg, meiner Treu'! Aber ich war dazumal auch ein hübscher Bub und die Mädchen sahen mich gerne, weil ich allezeit freundlich und ein guter Kerl war.

„Die Gaumädchen kicherten, wenn ich sie ansah; aber da erblickte ich Eine, Jörg, nein, so schön gibt's keine mehr; ein leibhaftiger Engel, sag' ich Dir, und gar nicht so keck, wie die Anderen, die Einem in die Augen hineinsahen, als wollten sie Einem in's Herz hinein schauen. War sie alt, so war sie sechszehn Jahre. Als ich sie ansehe, schlägt sie ihre großen, blauen Augen nieder. Denk' ich, von der kaufst du ein Pfund Kirschen, kaufst dir einen Weck

dazu und gehst an den Rhein, unter die Bäume und hältst dein Imbs. Trek' ich zu ihr, und sag' zu ihr: „Du hübsches Mädchen, wieg' mir ein Pfund Kirschen!“ Mein' Seel'! Jörg, sie wurde röther, als ihre Kirschen; wog mir aber ein Pfund in die Kappe und ich bezahlt's mit drei Kreuzern und sag' zu dem Mädchen: „die sollen mir noch einmal so gut schmecken, als die der Anderen.“ Da sah mich das Mädchen gar schelmisch an, lächelte gar herzig und sagte: „Warum denn?“

„Weil sie vom schönsten Mädchen sind, das ich noch gesehen habe,“ sagt' ich, „und das ich, meiner Treu', nimmer vergessen werde.“

„Da hätt'st Du aber einmal sehen sollen, wie sie anlief: Ihre Kirschen waren so roth nicht, und halb ärgerlich sagte sie: „Geh' nur, Du Spötter! Utze (spotte) über die Mädchen Deines Dorfes!“

„Utz' ich, so sollen die Kirschen mir Gift sein!“ sag' ich drauf.

„Sie sieht mich freundlich an, aber sagt dann: „Geh' doch, die Leute sehen ja auf mich!“

„Bös war sie aber nicht. Ich gehe die Salzgasse hinab, kaufe mir beim Emmerschied einen Weck und setze mich in den Schatten auf das Geländer am Fruchtmarkt, und halte mein Imbs, aber das Mädchen stand vor meinen Augen, und jede Kirsche, meint' ich, wär' ihr Wängelein. Als ich endlich fertig war, zog's mich noch einmal hinauf; ich wollt' mich noch einmal erfreuen an ihrem Anblick. Als ich aber auf die Stelle komme, ist sie weg. Ich laufe den Markt auf und ab — sie ist fort; ich laufe in alle Läden der Stadt — sie ist fort, und ich wußte nicht, wie sie hieß, nicht wer sie war, nicht woher; — denn als ich auf den Markt zurück kam, und die fragte, die noch da waren, lachten sie mich aus, daß ich gerne ging und schwieg. Das ist gar spöttisches Volk, die vom Gau.

„In selbigem Sommer hab' ich mehr den zehnmal für einen Kreuzer Ursache gekauft und bin nach Bingen gelaufen, um sie wieder zu sehen; denn das Mädchen hatte mir's so angethan, daß ich sie nicht mehr habe vergessen können.

„Endlich sagte mein Vater: „Hör' 'mal, Gottfried, was soll das Bingenlaufen? Stecken Dir die Binger Schoppen im Kopf, oder hast Du Dir an der Stadt einen Narren gegessen? Nun ist's all! und damit Holla!"

„Mein Vater war ein mordstrenger Mann, der das Eisen abzukühlen wußte, wenn's glühte. Da durfte man nicht viel Sprenzpfeffer machen, wenn er Holla gesagt hatte. Ich hätt's wenigstens Keinem rathen mögen, ein Fragzeichen dahinter zu machen; ich schwieg daher mausestille. Hätt' ich ihm die wahre Ursach' gestanden, er hätte mich gehänselt, daß ich in die Erde gesunken wäre vor purer Scham. So mußt' ich's hinunterdrücken in das Herz, das freilich oft zerbersten wollte, — denn ich konnte das Mädchen nicht vergessen. Ich mied die Gesellschaft der Bursche und Mädchen und ging immer allein, und dachte an das herzige Mädchen, das ich so lieb hatte und durft's nicht sagen. Ich wurde geneckt, und das Jungvolk sagte: „Er will ein Kapuziner im Bacharacher Kloster werden, denn da ist viel Platz!" Niemand aber neckte mich mehr, als Wagner's Jeremijes, den wir nur Mijes nannten, der mir ohnehin falsch war, weil Graßmann's Gretchen mich gerne sah, um das er so herumschnupperte. Er war von den Pocken zerrissen, wie eine Tenne, wo man Erbsen gedroschen, und die Mädchen konnten ihn nicht leiden, obgleich er der reichste Bursch im Dorf und sein Vater Schultheiß war, doch — Jörg, die Stange glüht!"

Wieder ging's Puff, Paff, und die Funken sprühten, denn der Jörg führte die große Schlage wie ein Riese Goliath.

Darauf setzte sich Gottfried auf das Amboßklotz und fuhr fort: „Gegen uns über wohnte der alte Lips, ein geiziger Filz, wie's keinen mehr im Reiche gab. Er hatte weder Weib noch Kind und

saß auf seinem Geldsacke wie eine Bruthenne auf ihren Eiern. Keines Menschen Freund, war auch keiner der seine."

„Ich hab' schon von ihm gehört," sagte Jörg; „sie nannten ihn nur den Erbsenspalter."

„Richtig, Jörg, richtig. Es war ein garstiger Mensch, und als er zu sterben kam, ging kein Auge über, nicht einmal das seiner Katze, die er am liebsten hatte, weil sie ihm nichts kostete. Er besaß die schönsten und die besten Weinberge im Thal und die besten Aecker und Wiesen, und hatte lachende Erben, nämlich einen Bruder in Freiweinheim, der aber einen guten Ruf hatte. Wie gesagt, er starb, und es hätte kein Hahn nach ihm gekräht, wär' er nicht steinreich gewesen. Ich war seit acht Tagen losgesprochen von der Zunft, hatte meinen Lehrbrief und war Gesell geworden, als die Leiche gehalten wurde. Abends vorher war der Bruder des alten Lips von Freiweinheim mit seiner Familie auf einem Wagen angekommen.

„Morgens früh steh' ich am Fenster, da geht des Lipsen Thüre auf und — mein schönes Kirschenmädchen von Bingen kommt heraus in blütheweißen Hemdärmelchen, frisch wie eine Rose, und hat einen Eimer, um Wasser zu holen. Mir schlägt das Herz wie ein Hammer auf den Ambos. Da sieht sie mich und erröthet wieder wie dazumal, aber sie lächelt doch freudig, und das gibt mir Kurasch. Sie sieht sich nach einem Brunnen um; denn das fremde Mädchen konnte nicht wissen, daß der Nachbarschaftsbrunnen in unserem Hofe war. Ich, wie der Blitz, hinunter, nehm' ihr den Eimer ab und ziehe das Wasser für sie.

„Du bist gewiß ein Bruderskind vom alten Lips?" fragte ich sie; und sie nickt mit verlegenem Lächeln und lispelt ein leises „Ja".

„Wie heißt Du denn?"

„Lieschen," sagt sie.

„Ich heiße Gottfried," sagte ich darauf, und in's Ohr hab' ich

ihr geflüstert: „Viel tausendmal hab' ich an Dich gedacht seitdem, denn Du Hexe hast mir's angethan!"

„Sie lachte laut auf und lief so schnell mit ihrem Eimer davon, daß sie sich das Wasser über Schuhe und Strümpfe schüttete."

„Daran bist Du Schuld!" rief sie mir zurück, — aber es lag kein Zorn in dem herzigen Gesichtchen, sondern lauter Schelmerei.

„Mittags um Ein Uhr war das Begräbniß. Da der alte Lips lediger Weise gestorben war, trugen wir Junggesellen den Alten, und Lieschen reichte die Rosmarinsträuße. Mir gab sie den größten und schönsten. Ich sah recht deutlich, wie sich der Mikes, der auch in der Nachbarschaft war, darüber ärgerte; denn der Neidhart hat mir meiner Lebtage nichts Gutes gegönnt.

„Damals, Jörg, war's anders, als heutzutage. Starb Eins, so wurde ein stattlich Leichenschmaus gehalten. Da gab's Kuchen und Wein, und waren's arme Leute, Bier. Sie luden dazu die Verwandten, Nachbarn und die Träger. Des Lipsen Bruder fand manch' schön' Fuderchen Wein im Keller, den sich der Lips abgezeigt, und dachte, was er nicht trank, wollten wir ihm zu Ehren trinken. Er war überhaupt kein Knicker, wie sein Bruder selig. Da saß man denn bis sieben oder acht Uhr Abends, und sprach über Dies und Das, den Verstorbenen und die Lebenden, Krieg und Frieden; manchmal wurden die Gäste, besonders wenn das Leid kein Herzleid war und nur im Flor am Hut saß, recht lustigen Muthes. Beim alten Lips ging auch das Leid nicht tief ein, denn er hatte in stetem Hader mit seinem Bruder und der ganzen Nachbarschaft gelebt; darum blieben die Gäste noch da, als es längst gedunkelt hatte. Lieschen wartete auf. Leider saß ich mit dem Rücken gegen die Thüre und durfte mich nicht umsehen. Dann und wann sah ich sie von der Seite; aber wenn sie an mir vorüberkam, stieß sie gewiß, wie zufällig, mit der Kuchenschüssel an mich an, und wenn sie die Leute ermahnte: „Esset doch, trinket doch!" wurde ich alle-

mal ein wenig am Wamms gezupft. Du magst Dir denken, daß Niemand an das Weinen dachte. Man hätte einen neuen Thaler für eine Thräne verwetten können. Item, wenn auch das Lieschen um den alten Sünder geweint hätte, es wäre schade um die schönen Augen gewesen.

„Mir wollte es gar nicht schmecken; denn ich grübelte nach, wie ich ein wenig zu ihr kommen könnte. Als es dunkel geworden, ging ich hinab in den Garten, hinter dem Hause. Da lag eine alte Kelterschraube, auf welcher der Lips sich oft gesonnt hatte. Vorher aber hatte ich mir ein Köhlchen am Feuer in der Küche geholt auf die Pfeife. Darüber kam sie, und kaum saß ich, da war sie auch schon da.

„Du ißt ja gar nichts, Gottfried," sagte sie. „Gelt, wenn's Kirschen wären?"

„Freilich, Lieschen; Kirschen, die Du gäbest."

„Geh' mit nach Weinheim, so sollst Du sie haben."

„Ja, wenn ich könnte! Ach, wie oft hab' ich Dich Mittwochs in Bingen gesucht!"

„Geh'," sagte sie, „Du machst mir was vor!"

„Bei meiner Seele nicht!" sagte ich.

„Ich glaub's ja," rief sie halblaut, „schreie nur nicht, denn der Blatternarbige (sie meinte den Mijes), der möcht's hören. Er ist auch herausgegangen."

„Ach, wie erschrak ich," fuhr ich fort, „als ich Dich heute so unvermuthet sah!"

„Bin ich denn so garstig," schmollte sie, „daß die Leute vor mir erschrecken?"

„Ach, so nicht, Lieschen, so nicht," sagte ich; „es war ein freudiges Erschrecken. Wie hätte ich gerade an Dich da denken sollen. Du bist ja noch tausendmal schöner geworden, als Du damals warst, da Du mir die Kirschen wogst. Wo warst Du

aber, daß Du den ganzen Sommer und Herbst nicht mehr auf den Markt kamst?"

„Bei meiner Base in Flohnheim," entgegnete sie.

„Da wirst Du wohl nicht mehr an mich gedacht haben?"

„Ei," rief sie, mich schalkhaft anlächelnd, „wer wird auch so an die Buben denken? Was bildest Du Dir ein?"

„Aber ich habe stets an Dich gedacht und bin so traurig gewesen, als ich Dich nicht mehr in Bingen fand, daß ich alle Lust am Leben verlor."

„Ei, wer wird so thöricht sein!" lachte sie.

„O du leichtsinnig Mädchen," rief ich trauernd aus, „Du weißt nicht, was es heißt, sich recht lieb haben."

„Muß ich Dir das denn sagen?" flüsterte sie kichernd.

„Hast Du mich denn lieb, Lieschen!" fragte ich dringend und stürmisch.

„Sie schwieg; aber sie ließ mir ihre Hand."

„Geh', sag's, Lieschen," flehte ich.

„So was sagt man nicht!" rief sie schelmisch und wollte fort. Ich hielt sie.

„Lieschen," sagte ich, „ist ein Schmied in Weinheim?"

„Gewiß!"

„Braucht er einen Gesellen?"

„Das weiß ich nicht; warum denn?"

„Ich will hinkommen, um Dich alle Tage zu sehen, und wenn ich umsonst bei ihm arbeiten müßte."

„Das kannst Du sparen; denn mein Vater zieht hierher, und dann sind wir ja Nachbarsleute und sehen uns alle Tage hundertmal."

„Heida!" rief ich, „so bringen mich zehn Gäule hier nicht weg!"

„Ziehst Du gerne her, Lieschen?"

„Wenn — Du — da bleibst!" raunte sie mir in's Ohr, und husch! wie der Blitz war sie weg und im Hause.

„Nun wußte ich's, daß sie mich lieb hatte, und es kam ohne Wonne in meine Seele, wie ich sie nie gefühlt. Hinauf konnte ich nicht mehr gehen; ich blieb noch sitzen, bis die Gäste weggegangen, und machte mich dann auch fort. An der Thüre noch flüsterte sie mir zu: „Gute Nacht, Gottfried! Morgen früh um drei Uhr gehe ich mit der Mutter heim. Hast Du's gehört?" — Gewiß hatte ich's gehört. — Die ganze Nacht schloß ich kein Auge. In Bacharach hatte ich ein Geschäft, und sagte zu meinem Vater, ich wolle ganz frühe dort hingehen, um bald wieder daheim zu sein. Es war ihm schon recht, und ehe der Tag graute, stand ich, fix und fertig, am Fenster und paßte auf, bis drüben die Thüre knarrte.

„Endlich, als die ersten Streiflichter sichtbar am Himmel wurden und die Hofhähne krähten, ging die Thüre auf und Lieschen trat mit ihrer Mutter heraus, und das Morgenroth, das am Himmel glühte, lag auf ihren Wängelein, als sie mich am Fenster stehen sah. Ich nickte ihr zu, und sie that, als sähe sie es nicht und ging vor ihrer Mutter her. Sie waren aber noch nicht weit vor dem Dorfe, da war ich schon hinter ihnen. Ich bot den guten Morgen; sie grüßten zurück, und bald waren wir im Gespräche. Die Mutter fragte Dies und Das, und ich gab ihr immer besonders freundlichen Bescheid; denn ich dachte an das alte Sprüchlein:

„Wer sich gut bei der Mutter steht,
Dem die Tochter nicht entgeht."

„Und in der That, ich sah recht gut, daß mir die Mutter Schritt vor Schritt freundlicher wurde. Mit Lieschen konnte ich nur wenig reden, und sie sah es gerne, daß ich viel mit der Mutter sprach. Ich unterließ dann auch nicht, mein gutes Handwerk zu loben und ihr zu sagen, daß mein alter Vater mir bald die Schmiede abtreten, daß ich schöne Weinberge bekommen würde und einst eine brave Frau recht gut würde ernähren können.

„Das Lieschen lächelte schalkig dabei und dachte gewiß sein Bestes. Endlich erreichten wir den Rhein und unsere Wege schieden

sich. Ich mußte links, sie rechts. Freundlich grüßte die Alte und meinte noch, wir würden schon gute Nachbarn werden. Lindchen drückte mir mit liebkosendem Nicken die Hand — und dahin gingen sie. Ich stand wie eingewurzelt an der Stelle. Es war mir, als ging ein Stück von meinem Herzen mit.

„So lange ich sie sehen konnte, blieb ich stehen. Mehrmals sah noch das liebe Mädchen sich nach mir um, bis der vortretende Berg sie mir entzog, und ich still und traurig meinen Weg dahinging.

„Doch, Jörg, wir vergessen die Stange. Sie glüht weiß, wir müssen schmieden!“

Es gab nun eine längere Unterbrechung; denn die Reifstange mußte gerundet werden. Als sie wieder in die Esse gebracht war, fuhr Gottfried fort: „Du wirst mir's glauben, Jörg, daß ich nun recht fröhlich wurde. Ich ging wieder zu dem jungen Volk; ich sang wieder mit ihnen, und die Mädchen meinten, der Gottfried müsse das Klostergehen aufgegeben haben. Der Mises wußte sich's gar nicht zu erklären, wie das Alles gekommen sei. Er sah mich oft forschend an, aber dahinter war er doch nicht gekommen. Um ihn völlig irre zu machen, scherzte ich oft mit Graßmann's Gretchen, die jetzt des Peter-Jacobs Frau ist. Seit ich Gesell war, hatte er auch den Muth nicht mehr, mich so zu necken, und als er's wieder einmal versuchte, wies ich ihm zwei Fäuste, vor denen er Respect haben mußte, und das Wort blieb ihm halbwegs im Munde.

„So blieb's, bis Lieschens Eltern in des alten Lipsen Haus zu uns in's Dorf zogen. Das war eine Geschichte, von der man in allen Spinnstuben plauderte. Da wußten sie genau, was die Alles mitgebracht; wieviel Zinn, wieviel Getücke, wieviel Korn, Spelt und wieviel baar Geld. Du weiß, Jörg, wie das so geht und wie sie in den Spinnstuben die Leute durch die Hechel ziehen, daß kein guter Faden an ihnen bleibt. So erzählte man sich denn auch, ich habe so fleißig bei dem Abladen geholfen; habe überall

die Hand gelaufen und sei darob bei den Alten gut angeschrieben, und das Lieschen sähe sich die Augen fast aus nach mir. Wenn das Lieschen Wasser ziehen wolle am Nachbarschaftsbrunnen in unserem Hofe, dann lasse ich Amboß und Esse im Stich und eile, dem Lieschen den Eimer herauszuziehen; auch seien wir jetzt zu einer Spinnstube vereinigt. Das gebe eine Heirath, eh's lang würde. Eines Theils hatten sie nicht ganz unrecht dabei; denn ich that auch den neuen Nachbarsleuten, was ich thun konnte, und das Lieschen durfte mir, wenn's möglich war, kein Wasser ziehen. Da sich Lieschens Mutter und meine Mutter gut leiden konnten, so gab's in unserer sehr geräumigen Stube eine Spinnstube, wo aber Niemand hinkam, als die zwei Haushaltungen. Du begreifst, daß ich von da an nicht mehr hinausging; daß ich stets neben Lieschen saß; wenn die Alten mit einander redeten, so flüsterten wir mit einander und freuten uns schon auf die Kirchweihe, wo ich sie zum Tanze führen würde. Ich konnte aber auch bald merken, daß ich nicht allein wußte, wie schön das Lieschen wäre. Viele meiner Altersgenossen gingen dem Mädchen zu Gefallen; am meisten aber der reiche Mijes.

„Ei," sagte er einmal, als ich nicht dabei war, „der Simpel meint, er bekäme das schöne Lieschen. Das soll er sich vergehen lassen! das Mädchen ist für mich; denn ich allein bin so reich wie sie, und so einen rußigen, lumpigen Schmied nimmt sie vollends nicht."

„Jörg, das wurmte mir! Ich war in meiner Jugend ein ganz hitzköpfiger Kerl, der sich Nichts gefallen ließ. Das wollte ich ihm vorhalten. Er hatte es gesagt, daran war kein Zweifel; denn Graßmann's Gretchen hatte mir's gesagt, das, seitdem ich mit dem Lieschen ging, mich oft mit so trübem und traurigem Auge ansah, daß ich's recht bedauerte. Ich durfte es aber nicht verrathen. Wollte ich ihn stellen, so wich er mir aus. Aha, dacht' ich, lauf' du nur hin, wir begegnen uns an der Kirchweihe schon.

„Der Winter ging mir herum, wie ein fröhlicher Sonntag. Ich sah Lieschen alle Tage zwei-, dreimal am Brunnen, und konnte mit ihr kosen; ich sah sie jeden Abend in unserem Hause, wie ihre Finger den feinen Faden drehten und sie die frischen Lippen berührte, das Garn zu benetzen. Wer war glücklicher, als ich?

„So kam der Mai, und Du weißt, am ersten Sonntag im Mai ist unsere Kirchweihe. Schon früh rotteten sich die Kirchweihburschen zusammen. Als auch ich mich dazu gesellte, machte der Mijes allerlei Händel, mich wegzubeißen; aber die anderen Burschen hatten mich viel zu lieb, als daß ihm das gelungen wäre. Der Baum wurde aufgestellt, und Lieschen half den Mädchen den Kranz machen, der oben daran hängt, voll Bänder und vergoldeter Eierschalen, die so schön aussehen. Als es Sonntags Mittags drei Uhr war, zogen wir auf. Ihr heutzutage thut das selten mehr: Wir hielten's so: Wenn die Musikanten beim Bäcker angekommen waren, so spielten sie einen schönen Marsch auf. Nun folgten die Kirchweihburschen mit Flaschen und Gläsern. Jedem, der uns begegnete, wurde einmal eingeschenkt. Zwei führten den Hammel, der ausgelooſt wurde, und trugen die Liſte und die Nummern nebſt einem Dintenfaß zum Einſchreiben. Zuletzt kam der Bäcker. Der trug den großen vierteligen Weinkrug, aus dem unsere Flaschen immer neu gefüllt wurden. So zogen wir durch's Dorf und auf dem Rückwege vor die Häuser der erwählten Mädchen. War Einer aufgespielt, so ging der Bursch hinein, holte das Mädchen, und dies steckte ihm den Rosmarinstrauß mit rothen Bändern an den Hut.

„Als ich vor Lieschens Haus anlangte, mußten mir die Musikanten ihren allerschönsten Tanz aufspielen und, das muß ich sagen, der Lenz von Laub, der die Clarinette blies, spielte aus dem Fß heraus, daß man schon auf der Gasse hätte mögen zu tanzen anfangen. Es war eine helle Pracht! Wie funkelten des Lieschens

Augen, als ich hereintrat und Vater und Mutter, wie es Brauch und Sitte war, in geziemenden, wohlgesetzten Worten um die Erlaubniß bat, mit ihrem schönen Kinde die Kirchweihe halten zu dürfen. Sie gaben's zu, und Lieschen holte den Prachtstrauß, den sie an meinen Hut steckte. Da flimmerten goldene Perlen und breite Bänder dran, und es war der allerschönste von allen auf der Kirchweihe.

„Jörg, wie das Mädchen tanzte! Man meinte, sie berührte gar den Boden nicht mit den Füßen; sie flöge nur so herum, wie ein Vögelein. So glücklich war ich nie wieder, wie damals. Ach, wer hätte es denken sollen, daß die Freude so schnell enden sollte!"

„Alle Leute sahen auf uns Zwei und sagten laut, wir seien das schönste Pärchen im Dorf und wir müßten Mann und Frau werden. Das Lieschen schämte sich schier zu Tod, und ich freute mich königlich, wenn ich es hörte.

„Einer aber schlich herum wie die Schlange im Paradies, — es war der Neidhammel, der Mijes. Ich sah's ihm wohl schon lange an, daß er mein Lieschen gerne sah; und je mehr ihn das Mädchen von sich wegstieß, desto zudringlicher wurde er. Sie war ja reich!

„Einmal kam er zu mir und sagte: „Gottfried, laß mich einmal mit Deinem Schatze tanzen."

„Ich dachte, was thut's? und fragte Lieschen. Die aber wispert leise: „Sag' Nein! sag' Nein!"

„Da steigt mir der Kamm; ich denke an seine giftigen Worte und sage spottend: „Auf's Jahr, Mijes, auf's Jahr! Jetzt will ich selber mit Lieschen tanzen."

„Da hättest du seine Wuth sehen sollen!"

„Simpel," rief er, „Kapuziner! Du hast wahr geredet! Auf's Jahr tanz'st Du nicht mit ihr!"

„Da übermannt mich der Zorn, denn ich hatte Wein genug

gerunden, um leicht aufgebracht zu werden. Obwohl Lieschen mich halten will, springe ich auf ihn zu, und ein mörderischer Schlag stürzt ihn zu Boden. Alles springt auf und will abwehren. Das war aber zu spät. Der Mijes raffte sich von der Erde auf und fällt mich an; wie der Blitz reiß' ich aus einem Stuhle den Stempel und haue ihn über den Kopf, daß das Blut aufspritzt und er mit einem gellenden Schrei zu Boden fällt."

„Er ist todt, er ist todt!" schreien die Frauen durch einander. — Der Schultheiß, des Mijes Vater, eilt herbei und die Feldschützen, die mich gefangen nehmen.

„Führt ihn sogleich nach Bacharach vor das Oberamt!" ruft er, und einem Anderen befiehlt er, den Doctor zu holen. Man führt mich mit Gewalt fort. Lieschen rang verzweifelnd die Hände, und der Mijes wurde leblos und blutend hinweggetragen. Mich zogen die Schützen von dannen.

„Ach, Jörg, ich war bald abgekühlt! Er ist todt! das hörte ich immer in den Ohren, und die furchtbarste Verzweiflung ergriff mich.

„Armer Gottfried," sagte der eine Flurschütz, „Deine Freude endet schlimm! Ich wollte Dir wünschen, Du wärst über dem Rhein, denn in Lorch ist es Mainzisch und Du hast nicht weit in's Reich."

„Das Wort fiel wie ein leuchtender Blitz in meine Seele. Drunten am Rheine lagen ja Nachen, und ich konnte sahen, wie ein Fischer. Kaum erreichten wir das Rheinufer, so war ich mit drei Sprüngen am Ufer. Die Schützen wandten sich um und gingen ruhig heim, und ich durchschnitt mit dem Kahne die Fluth des Rheines, die der aufgehende Vollmond zu vergolden anfing. Bald war ich drüben. Ich zog den Nachen auf's Land, daß ihn der Schiffer Malz wieder bekommen konnte, und lief, so schnell ich konnte, nach Lorch, zu dem Schmied Bandemer, den ich wohl kannte. Dem klagte ich mein Leid. Er hielt mich bis Morgens, dann schenkte er

mir Geld und schickte mich nach Rüdesheim; allein auch hier hatte ich keine Ruhe. Jörg, das Gewissen ist eine erschreckliche Macht. Es ist wohl, wenn eine Schuld darauf lastet, der Wurm, der nicht ruht, wie der Herr sagt. Ich begriff jetzt das Wort, weil ich an dem Holzwurm das Gleichniß fand, der in unserem Wandgetäfel rastlos nagte. Ach, Gott, wie war ich so elend! Nachts schloß ich kein Auge, und fiel einmal der Schlaf der Entkräftung auf mich, so scheuchten greuliche Träume jede Ruhe und Erquickung von mir. Die Reue zerfleischte mein Herz. Lange konnte es selbst mein damals fast riesenstarker Körper nicht ertragen, und in der Stadt Frankfurt fiel ich auf's Krankenlager und wurde in das Spital gebracht.

„Hier fiel ein Lichtstrahl in meine Seele, denn ein frommer Geistlicher trat an mein Bett und gab mir Trost. Ich genas langsam, und erst im halben Sommer konnte ich wieder arbeiten, um meine Schuld in der Herberge zu tilgen und mir Geld zu sammeln zur Weiterreise; denn fort wollte ich, recht weit fort vom Schauplatze meiner Freveltat. Gott allein, der in das Herz schaut, kannte mein Leid. Er allein sah die Thränen tiefer Reue, welche ich vergoß.

„So wanderte ich denn durch das Hessen- und Sachsenland, bis in die Berge Schlesiens; ging von da nach Wien. Von Wien aus reiste ich durch das Tyrol und die Oberpfalz und dann durch Württemberg nach der Schweiz. Es war wieder Mai geworden. — Von daheim hörte ich nichts. Schreiben durfte ich nicht. Ach, meine armen Eltern, mein armes Lieschen, rief ich oft trostlos aus, wie hab' ich Euch Herzeleid gemacht, statt Freude! Ich gab mir alle Mühe, meinen Jähzorn zu bannen, und es gelang mir. Keinen Tropfen Wein genoß ich mehr, weil er mich so elend gemacht hatte. Keine Tanzmusik konnte mich mehr locken. — In der Schweiz aber ergriff mich im zweiten Jahre meiner Wanderschaft das Heimweh. Das kam so. Eines Tages kam ich in Bern auf die Herberge und

finde da den Sohn des ehrlichen Schmiedes Bandemer von Torch, der aber nichts von meinem Schicksale wußte, weil er schon damals, als ich bei seinem Vater Hilfe suchte, auf der Wanderschaft gewesen. Er war nun auf der Heimkehr, und die Freude, die Heimath wieder zu sehen, die sich in jedem seiner Worte ausdrückte, das stete Plaudern vom schönen Rheine weckte in mir ein heißes, ganz unbezähmbares Verlangen. Er beredete mich unaufhörlich, mit ihm zu reisen nach der Heimath.

„Alle Gründe, welche ich entgegensetzte, widerlegte er, und ich mochte wohl merken, daß er sich dachte, es liege ein arger Riegel vor der Thüre der Heimath für mich; denn der brave Bursch zog sich von mir ab und mochte nicht mehr mit mir verkehren. Da konnte ich nicht länger widerstehen und sagte ihm Alles haarklein. Ich erzählte es ihm mit heißen Thränen, die ebensowohl der Reue über meine im Zorn verübte Unthat, als dem verlornen Lebensglücke galten. Ach, meine Seele hing ja durch unzerstörbare Bande an dem Mädchen, die mich nicht mehr lieben konnte, und weder von ihr, noch von den Eltern und der Schwester, die damals noch ein Kind gewesen, hatte ich ein Wort gehört in der langen Zeit.

„Der Heinrich Bandemer weinte mit mir, er war eine gute Seele. „Du armer Gottfried," sagte er, „nun begreife ich Dein stilles Leid und Deine Sehnsucht nach der Heimath und Deine Furcht, sie wieder zu sehen; aber wart', Du sollst von ihr hören. Bleib' hier. Ich schreibe Dir gleich und schreibe Dir Alles. Und er ging hin, wohin ich so gerne mitgegangen wäre und doch nicht durfte."

„Das Eisen glüht," sagte Gottfried plötzlich, fuhr mit der Hand über die Augen, wo es feucht geworden war. Er mußte aufhören; denn seine Stimme wankte und die Brust des Greises hob sich in innerm Kampfe. Diesesmal dauerte das Schmieden länger; denn die Stange mußte zum Reife gebogen und zusammengeschweißt werden; und das kostete manchen herben Schlag, und

mancher Schweißtropfen fiel zur Erde. Gottfried hatte sich während der Arbeit wieder gesammelt. Ermüdet setzte er sich auf das Amboßklotz, stopfte seine Pfeife, zündete sie mit einem glühenden Eisendraht, den er zu diesem Zweck immer bei der Esse liegen hatte, stützte dann das bärtige Kinn in die Rechte und sah eine Weile den Blitzen zu, welche aus den aufgehäuften Kohlen aufstiegen, während der Lufthauch des Blasebalgs ihre Gluth schürte — und hob dann wieder an:

„Monate lang hab' ich in brennender Ungeduld geharret auf einen Brief von dem Heinrich, und jeder Tag brachte neuen Schmerz. Er wagt nicht, dir das Maß des Elendes zu schildern, dachte ich, weil er dein Leid kennt und bemitleidet. Das machte mich noch elender. Ach, hätte ich damals nicht den Trost der Religion gehabt, ich weiß nicht, was es gegeben hätte; denn keine Menschenseele hatte ich, der ich mich anschließen wollte oder konnte. Meine Seele mußte Alles tragen, alleine tragen. Es war schier zuviel. Was stellte ich mir Alles so schrecklich vor! Die Eltern dachte ich mir vor Kummer todt, und Lieschen auch todt oder, was mir schlimmer gewesen wäre, als eines Anderen Frau; mich selbst fluchbelastet, verstoßen, verworfen. Solche Gedanken quälten meine Seele Tag und Nacht, und ich habe alle Qualen der Hölle schon in dieser Welt getragen.

„Endlich kam ein Brief. Er war von Lorch, von Heinrich Bandemer, — und nun fehlte mir der Muth, ihn aufzubrechen. Länger als eine Stunde lag er vor mir, und ich suchte nach Muth, das Alles nun schwarz auf weiß zu sehen, was ich im Geiste so lange schon gesehen; doch faßte ich endlich Muth und riß ihn auf.

„Gott zum Gruß," schrieb er, „und Christus zum Trost, herzlieber Kamerad! Dieweil ich denn nach langer Fahrt endlich allhier zu Ostern bin angekommen, wollt' ich auch die Kirchweihe in Deinem Dorf abwarten und dann hinüber fahren zu Deinem Vater und Deiner Mutter, die allebeid noch leben und sind noch bei guter Gesundheit, wie ich von dem Schiffer Malz gehört, mit dessen

Nachen Du damals durchgingst. So bin ich denn am achten Sonntag im Mai hinübergefahren; bin in das Thal gegangen und in Euer Haus gekommen, wo ich zu Deinem Vater sagte: „Meister, ich bringe einen schönen Gruß von Eurem Gottfried aus Bern in der Schweiz, wo er als geschickter Obergeselle in Arbeit steht.“ Da hat der alte Mann angefangen zu zittern und zu weinen und hat mich hineingezogen in die Stube zu Deiner Mutter, die fast zusammenfiel, als sie hörte, Du lebest noch; denn sie haben Dich Alle für todt gehalten, dieweil Du nicht geschrieben hast auf Deiner Wanderschaft. Da hab' ich denn von Dir erzählen müssen, was ich nur wußte, und sie haben Freudenthränen vergossen und mir gesagt, ich soll Dir schreiben, Du solltest gleich, eins kommen, daß Dir Dein Vater die Schmiede übergäbe, sintemal er den Schlägel nicht mehr führen kann.

„Darauf hab' ich gefragt: „Meister, darf er denn kommen, der arme Gottfried?“ Hat er gesagt: „Wer wehrt's ihm denn? Der Mijas ist ja nicht todt, wie er meint, sondern frisch und gesund, und freiet an seinem Lieschen, und die Alten quälen und wollen, daß es ihn nähme, dieweil es der Gottfried verließ, und heut' soll Handstreich und Verlobung sein oder ist schon gewesen. So er aber kommet, nimmt's ihn sicherlich nicht. Darum, lieber Kamerad, ho noth' ich Dir, mach' Dich auf die Lappen und komme.

„Dein getreuer Kamerad

Lorch am Rhein
den 3. Mai in diesem Jahr. Heinrich Bandemer.“

„Ich weiß den Brief heut' noch auswendig, Jörg, denn ich hab' ihn viel tausendmal gelesen, bis er mir unter den Händen zerfiel in mürbe Stücke. Wie mir's darauf war, brauch' ich Dir kaum zu sagen. Alle Noth wich vom Gewissen. Auf meinen Knieen hab' ich Gott gepriesen, daß er mich erlöst von meiner Angst und Qual. Die Jahre, durch welche ich sie getragen, waren

vergessen; aber in der Freude lag seine Qual. War nicht Lieschen seine Frau? Der Brief war lange gelaufen und ich hatte einen weiten Weg. Eins tröstete mich dabei, das nämlich, daß zwischen Handstreich und Hochzeit bei uns meist ein gut halb Jahr vergeht und oft noch mehr. Da bin ich denn fort, und hin gelaufen, als ob es mich an die Sohlen brennete, und in Mannheim fuhr gerade ein Rheinfloß ab. Da trug ich dem Floßherrn an, ich wollte arbeiten wie der Ruderer Einer, wenn er mich mitfahren und beköstigen ließe bis Lorch. Der that's gerne; denn es war ihm ein Flößer ausgeblieben, und so kam ich wohlfeil und schnell in die Heimath."

Jetzt aber gab es eine noch längere Unterbrechung. Der Reif mußte auf das Rad gepaßt werden. Dies geschah mit aller umständlichen Genauigkeit und Sorgfalt, dann wurde der Reif stellenweise abermals geglüht, die Löcher für die Nägel geschlagen und zuletzt aufgelegt und festgenagelt. Es war eine schwere Arbeit, und beide Schmiede bedurften der Ruhe. Sie setzten sich auf den Amboßklotz neben einander, und auf Jörgs Erinnerung hob der Alte wieder zu erzählen an.

„Das Herz pochte mir fast laut, als ich in das Thal trat. Es war Abend, und die mondlose Herbstnacht legte sich so recht stockdunkel auf die Erde. So erreichte ich das Dorf, erreichte das Vaterhaus. Drüben im Vaterhause Lieschens war es so helle. Ich mußte einmal zum Fenster hineinsehen, ob ich sie erblickte.

„In der Stube war's sehr lebendig. Der Bäcker stand an der Mulde und machte Kuchenteig ein. Mehrere Mädchen saßen am Tisch und banden von gemachten Blumen, Glasperlen und Rauschgold einen mächtigen Strauß, wie ihn am Hochzeitstage die Braut dem Bräutigam an die Brust zu stecken pflegt. Der Mikes saß bei dem Alten am Ofen, und Beide redeten lebhaft mit einander. Lieschen sah ich nicht. Endlich ging die Thüre auf und sie trat mit dem Lichte herein.

„Fast hätte ich laut aufgeschrien. Wie war sie verändert! Die Wangen waren bleich, das schöne, jetzt rothgeweinte Auge lag tief. Ueber die ganze einst so lebenvolle Gestalt war ein Anschein der Erschlaffung, des Krankseins, über das dennoch so schöne Gesicht ein Ausdruck von Schmerz und Leid verbreitet, das auch selbst den Gleichgiltigsten mitleidig gemacht hätte. Ich konnte nicht von der Stelle. Ich fühlte ihren Schmerz. O hätte ich ihr zurufen dürfen: Ich bin da!

„Sie setzte sich in eine Ecke, daß ich sie sehen konnte. Auf die Brautjungfern, die den Strauß banden, blickte sie nicht, auch nicht einmal auf den glücklichen Mijes. Es war, als ginge sie das Alles gar Nichts an. Eine Weile saß sie so und starrte vor sich hin; dann bedeckte sie ihr Gesicht mit der Schürze. Sie mußte wohl schluchzen; denn mehrmals sah Mijes nach ihr hin, stand dann auf und trat zu ihr. Er legte seinen Arm um sie; aber sie entwand sich dem Arme. Er wollte ihr die Schürze von den Augen ziehen; sie drückte ihn von sich. Zuletzt stand sie auf und ging aus der Stube.

„Ich hatte genug, mehr als genug gesehen. Mit blutendem Herzen wandte ich mich weg und wankte dem Vaterhause zu.

„Wer könnte die Wonne und Freude der Eltern fassen, ihren Sohn wieder zu haben? Deine Mutter, Jörg, war ein hübsches Mädchen geworden, die mir weinend am Halse hing. Kaum aber war der erste Sturm der Freude und der Begrüßungen vorüber, da erzählten sie mir, wie es drüben stand.

„Sie hatten mich alle für todt gehalten. Als der Mijes wieder genesen war, machte er sich an Lieschen; aber sie stieß ihn mit Abscheu von sich. Mijes ließ sich nicht abschrecken. Er hing an ihr wie eine Klette, begleitete sie wie ihr Schatten, und da er des Schultheißen einziger Sohn war, so machte ihm der Vater Lieschens ein freundlich Gesicht. Ueberdies war er der reichste

Burſch im Dorf und das zog bei dem Alten. Er war des Lieſen Bruder.

„Die beiden Alten machten die Heirath fertig mit einander, und das arme Lieschen litt erſchrecklich. Wie oft kam es weinend zu meiner Mutter und ſagte: „Läg' ich doch im ſtillen Grabe, ſo wär' ich bei ihm!" Alles wurde verſucht, Ueberredung, Schmeichelworte, Drohung, — dann von ihrem Vater ſelbſt harte Behandlung. „Ich fürchte," ſagte meine Mutter, „ich fürchte, ſie trägt ſchon ihr Todtenhemd; denn ſie iſt ſo bleich, ſo abgezehrt und hüſtelt immer ſo trocken. Ihr Auge iſt nie ohne Thränen. Denke Dir nur, als ſie ihr Jawort gegeben und ihren Handſchlag, was ſie ihr abgequält haben, da iſt ſie ohnmächtig und darauf ſchwer krank geworden. Als ſie ſich wieder erholt, da iſt der Bauhenner von Lorch gekommen auf die Kirchweih' und hat uns Deinen Gruß gebracht, Gottfried."

„Habt Ihr's ihr denn nicht geſagt?" fragte ich mit angſtvollem Beben.

„Gewiß," ſagte die Mutter.

„Und was ſagte ſie?"

„Sie rauſte ihr Haar wie eine Verrückte und wollte in den Brunnen ſpringen. „Es iſt zu ſpät," rief ſie aus, „es iſt zu ſpät!" Seitdem iſt alles Leben aus ihr gewichen, ſie iſt nur noch ein Schatten; und morgen iſt Hochzeit.

„Ich ſaß da, den Kopf in die Hand geſtützt, und eine Thräne jagte die andere. Eſſen konnte ich nicht, ſchlafen konnte ich nicht.

„Am anderen Morgen ſtand ich früh am Fenſter, da kam ſie heraus mit dem Waſſereimer und ging auf unſeren Hof zu, wo der Brunnen war. Ich konnte mich nicht halten. Ich ſtürzte die Treppe herab, in den Hof, auf ſie zu.

„Als ſie mich ſah, ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus und taumelte zurück. Sie würde niedergeſunken ſein, hätte ich ſie nicht aufgefangen mit meinen Armen und in das Haus getragen. An

meiner Brust erwachte sie. Lieber Jörg, laß mich schweigen von dem Leid, schweigen von der Freude, die mit einander rang in unseren Seelen. Endlich sprang sie auf und rannte hinaus und heim. Ich sah sie nicht mehr diesen Morgen. Um zehn Uhr kam der Bräutigam daher, so stolz und herrlich, wie nur ein Bräutigam sein kann, der sich seines Glückes freut. Mit ihm kamen die Brautführer, seine Eltern, seine Pathen, seine Verwandten. Auch Lieschens Verwandte kamen von Weinheim an und aus dem Dorfe, sammt den Brautjungfern.

„Bald darauf läutete das Hochzeitsglöckchen, und sie kamen heraus, zuerst die geschmückten Kinder, dann zwei Brautjungfern, dann die Braut und die beiden Brautführer. Ach, mir brach das Herz. Sie hatte rothe Wängelein, ihr Auge leuchtete; ein Lächeln machte sie unendlich schön. Sie sah mir in's Auge und nickte mir zu. Mir schwindelte. Ich sah nicht den Bräutigam mit seinem Brautmädchen, nicht den Zug — ich lag mit dem Kopf auf dem Tisch und weinte laut. Ueberall schoß es ihr zu Ehren. Mir war's, als wären alle diese Schüsse mit Kugeln geladen, und die flögen durch mein Herz.

„Ich lag noch so da, als ich draußen ein Schreien hörte. Ich richtete mich auf. Frauen standen gruppenweise bei einander und erzählten sich etwas mit dem Ausdrucke des tiefsten Schreckens. Mich überlief es wie Todesangst, wie der kalte Tod; aber ich war gelähmt vor Schrecken. Hatte sie sich einen Tod angethan? — oder was war geschehen, daß die Leute sich so entsetzt geberdeten? Ich konnte nicht fragen, weil ich vor der Antwort mich fürchtete, und doch war die Ungewißheit eine Todesqual.

„Endlich kam meine Mutter. Sie lächelte. Hast Du schon gehört, Gottfried, was geschehen ist? — Denke Dir nur, wie unerhört. Als der Misses mit Lieschen vor den Altar tritt und der Pfarrer sie frägt, ob sie den Jeremias Wagner zu ihrem Ehemanne nehmen wolle, sagte sie fest und laut Nein! Mit Entsetzen fragt

der Pfarrer noch einmal, und sie sagt darauf: „Nein; ich bin gezwungen worden bis hierher; aber vor Gott sage ich, Nein; denn ich will lieber sterben, als seine Frau werden.

„Der Mijes steht wie versteinert. Plötzlich aber stößt er sie von sich und eilt hinweg. Lieschen aber tragen ihre Beine nicht mehr; die Brautjungfern führen sie in das nächste Haus, und dort ist sie noch. Das Brautkränzchen und ihren Strauß hat sie zerrissen. Ihr Vater raset schier und ihre Mutter jammert laut. Doch sieh', dort kommt sie!

„Ich sah durch's Fenster. Lieschen, bleich wie eine Leiche, wankte daher, geführt von den Mädchen. Sie lächelt mir zu; aber es lag jetzt etwas in dem Lächeln, was mir wie ein Messer in das Herz drang.

„Ich will Dir nicht beschreiben, was es für Reden gab, als Lieschens Vater mich sah. Ich ertrug Alles still und geduldig, denn ich fühlte wohl, daß Lieschen nicht mehr lange leben würde."

Gottfried drückte, als er das sagte, beide Hände vor das Gesicht. Alle Schmerzen jener Tage wurden wach. Er weinte stille. — Nach einer Weile sagte er: „Röthe und Bläße wechselten auf ihren Wangen. Sie hielt meine Hand. „Auf den Tod haben sie mich geplagt," sagte sie, „aber ich hielt Dir die Treue. Zuletzt sagten sie, Du seiest todt. Da lag mir nichts mehr am Leben, und ich wußte, es würde bald enden, — ich gab den Eltern nach. — Gottlob, daß ich Kraft gewann! Nun bleib' ich die Deine. — bis —." Sie schwieg und legte weinend ihren glühenden Kopf an meine Brust. Bald darauf überfiel sie ein Frost, daß sie zitterte. Sie mußte sich zu Bett legen. — Jörg — sie stand nicht mehr auf!" —

Rasch sprang der Greis empor und rannte aus der Schmiede hinaus. Jörg lehnte an der Wand. Ihm perlten die Thränen über die Wangen — und — ich — der ich noch auf der Bank saß, weinte fast laut.

Nach einiger Zeit kam Gottfried zurück.

„Jetzt will ich Dir's zu Ende erzählen," sagte er fest.

„Lieschen erkrankte schwer. Ich wich Tag und Nacht nicht von ihrem Bett. Der Doctor sagte, sie sei nicht zu retten, es sei die galoppirende Schwindsucht. Ich hatte davon gehört, daß da gar keine Hoffnung sei. Aber es war schrecklich! Sie hatte die größte Lebenshoffnung, und diese stieg sogar mit jedem Tage. Sie sprach immer von unserem Zusammenleben in Zukunft und ahnete nicht, wie das Stiche waren, die mein Herz blutig trafen. Ach, ich nahm ihre Worte in anderem Sinn und konnte dann freudig darauf eingehen. Ich dachte nämlich an das Wiedersehen und Zusammenleben droben im Himmel; denn ich glaubte damals nicht anders, als daß ich ihr bald folgen würde. Gott hatte es anders beschlossen. Sie ist längst im Frieden, und ich lebe und ringe noch.

„Ach, Jörg, es war eine erschreckliche Zeit, die ich damals durchlebt habe. Ihre Lebenskraft sank mit jeder Stunde, und doch währte es noch sechs volle Wochen, ehe die Seele sich losriß von dem Leben, das ihr jetzt wieder so lieb geworden war. Und als ihre Stunde kam, schien sie neu aufzuleben. Sie verzieh ihrem Vater, sie bat ihn aber auch, ihr zu vergeben, daß sie ungehorsam gewesen. Ihre Mutter zog sie an ihr Herz. Dann bat sie mich mit unaussprechlichem Liebeston, sie in meinen linken Arm zu nehmen: sie wolle, sagte sie, ihren Kopf ein wenig an mein Herz legen. Sie that's und — entschlief an meinem Herzen.

„Jörg, Jörg, Dein armer Pathe hat viel gelitten in der Welt, — aber das war das Schwerste!"

Seine Stimme zitterte. Er lehnte den Kopf wider die schwarze Wand der Schmiede. Dann ermannte er sich wieder und fuhr fort:

„Ich habe das schöne Auge zugedrückt — Jörg! — begreifst Du, warum ich alleine durch das lange, arme Leben wanderte? — Sie starb an meiner Brust — begreifst Du, warum der Mitleid mich bis in den Tod haßt?

„Damals war ich in einem Zustande der Betäubung. So stark ich auch war, die Anstrengungen der sechs schrecklichen Wochen, das Wachen Tag und Nacht, hatte doch meine Körperkraft gebrochen. Ich wurde recht krank, was aber auch vielleicht daher kam, daß ich die erste Nacht nach ihrer Beerdigung heimlich aus dem Hause schlich und auf ihrem Grabe saß.

„Ich hoffte, der Tod würde mein Leid enden, aber ich genas. Der Vater war alt und schwach. Er wollte mir diese seine Schmiede übergeben. Was wollte ich machen? Den Vater und die Mutter durfte ich nicht verlassen, so gern ich auch in die Welt hinausgegangen wäre. Um aber Meister zu werden, mußte ich ein Meisterstück machen.

„Das sollte ein geschmiedetes Kreuz sein auf ihr Grab. Mein Vater ließ mich gewähren. Ich machte das Kreuz, das auf ihrem Grabe steht, und die Zunft nahm es mit Ehren auf. — Ich selbst pflanzte es auf ihr Grab und zahlte jährlich dem Todtengräber etwas, daß er Niemand daneben legte, weil das mein Plätzchen sein soll. Einen Hollunderschößling, der dort aufgeschossen war, zog ich zum Baume groß und habe viel hundertmal darunter gesessen und ihrer gedacht mit dem heißen Verlangen, bei ihr zu sein. Nun, Gott wird ja kommen, wenn die rechte Stunde da ist. — Doch, Jörg, das Rad muß fertig sein!"

Er ergriff rasch den Schlägel, um seinen Gedanken und Gefühlen eine andere Richtung zu geben. Unermüdet wurde nun gearbeitet, bis das Rad fertig war. Als er sich abgekühlt hatte, sagte er zu Jörg: „Nun rolle es an seines Herrn Thüre!"

Zu mir sagte er: „Komm, Kind, ich will zuschließen!"

Er schloß ab und ging gegen die Kirche hin. Ich stahl mich an ein einsam Plätzchen im Pfarrgarten, wo ich auf Lieschens Grab sehen konnte. Da saß er unter dem Hollunderbaume, bis der Abend herabsank.

Nun war mir das Räthsel gelöst und alle Fragen beantwortet. Tief war der Eindruck der Erzählung Gottfrieds auf mein jugendliches Gemüth. Er ist mir bis heute geblieben, obwohl mich das Leben bald aus dem Thale wegführte. Ich kam auf die Schule. Mein Bruder verließ die Pfarre in dem Dorf und zog weit weg. Meine Eltern starben, und der Strom der Ereignisse riß auch mich weit hinweg von der Städte meiner Kindheit, nach der mir indessen immer eine Sehnsucht in der Seele blieb. Erst, als ich meine Studien vollendet hatte, konnte ich den Wunsch mir gewähren, dorthin zurückzukehren, wo die Anfänge meiner Lebensfahrt lagen und die freudigsten Erinnerungen an Elternliebe und Jugendlust.

Auch in das stille Thal, wo ich meine Knabenjahre gespielt, wanderte ich. Niemand erkannte mich mehr. Als ich aber meinen Namen nannte, wurden alle Gesichter freundlich, und manche harte Hand drückte herzlich die meine.

Ich ging durch das Dorf hinauf nach der Kirche. Als ich auf den Markt kam und die alte, liebe Schmiede suchte, fand ich sie nicht mehr. Ein Gärtchen ward dort angelegt, in dem die Rosen blühten.

Mir wurde das Herz weich, als ich so dastand und die Scenen jener Tage zurückrief, besonders die, welche ich eben erzählt habe. Ich brach mir, über den Zaun reichend, eine duftende Rose.

Der uralte Todtengräber schloß mir das Thor des Kirchhofs auf, und ich schritt um das Gebäude herum nach dem eisernen Kreuz. Es stand jetzt zwischen zwei Hügeln, und der Hollunderbaum war abgestorben. Nur noch ein Stumpf stand von dem Stamme.

Der Todtengräber sagte: „Ich muß seine Wurzeln verletzt haben, als ich dem Schmied hierher das Grab machte; denn er fing bald darauf an zu dörren."

Ich dachte anders über den Vorgang.

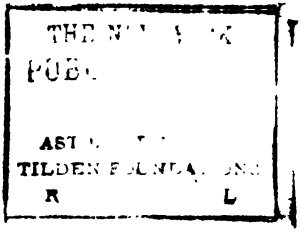
„Der Schmied," fuhr der Greis fort, „wollte hier begraben

ſein, denn daneben liegt ſein Lieschen, und er hat mir alle Jahre ein Trinkgeld gegeben, daß ich Niemand herlege, was ich denn auch gethan habe. Der Jörg, ſein Path', hat das eiſerne Kreuz zwiſchen beide Gräber geſtellt."

„Was iſt denn aus dem Jörg geworden?" fragte ich.

„Den haben die Franzoſen gezogen, und er mußte mit nach Spanien und iſt vor der Stadt Saragoſſa geblieben. Als der weg war, erkrankte der Schmied alsbald; denn mit dem guten Jungen ging ihm ein Stück vom Herzen, und er iſt bald darauf geſtorben."

„Mein Gott," ſagte er verwundert, „Sie haben ja Thränen in den Augen, junger Herr, ſind denn die, die da ſchlafen, Sie etwas angegangen?"


THE NEW YORK
PUBLIC
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R
L

Die Nacht von Bingen
X. A. v. A. CABER
GERINGSWALD v.

Oertel, W.

W. O. v. Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Zweiter Band.

Mit einem Holzschnitt.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.

EMS

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

	Seite
Die Deserteure. Eine Hunsrücker Dorfgeschichte . . .	1
Die Nacht von Bingen. Novelle	101
Die Meergeusen. Novelle	211
Der gespenstige Stollen. Eine Hunsrücker Dorfgeschichte	319
Die Zweite. Eine Historie.	355

Die Deserteure.

Eine Hunsrücker Dorfgeschichte.

Hunsrücken! ruft vielleicht manche schöne Leserin aus, wenn sie die Bezeichnung der Heimath dieser Geschichte liest, und fühlt dabei einiges Frösteln, weil ihre Geographie den Landstrich, welcher so heißt, als ein rauhes und steriles Hochland schildert. — Das wäre nun freilich nicht die erste geographische Sünde, zu welcher eins oder das andere unserer geographischen Hand- und Lehrbücher verführen; aber eine Sünde wäre es gewiß, begangen an einem reich gesegneten Landstrich. Ich fühle den Beruf, die Ehre des Hunsrücken zu retten, weil ich ihn kenne, weil ich ihn liebe. Hab' ich ja doch in den majestätischen Domen seiner Wälder dem süßen Flüstern der Bäume gelauscht, wenn der Abendwind Wipfel zu Wipfel neigte und sie sich die Geheimnisse des Waldes vertraut; hab' ich doch am grünen Ufer seiner klaren Bäche geruht und dem plätschernden Kosen ihrer hüpfenden Wellen zugehorcht; hab' ich doch auf seinen Höhen gestanden und die reine Luft geathmet, den Blick über die schöne Landschaft schweifen lassen und im ergreifenden Zusammentönen der Abendglocken so vieler Dörfer meine Seele erhoben gefühlt

zu Dem, der in die Gluthen des Abendhimmels und in das leuchtende Gold des Frühroths schrieb: „Meine Liebe wird mit jedem Morgen neu und meine Treue ist groß!“ An seiner Wiesengründe frischem Grün, am Saatengolde seiner Fluren, am dunkeln Kranze seiner Höhen, am Blumenteppich seiner Thäler hab' ich mich erfreut, und sein biederes Volk hat meine Liebe gewonnen, — ich bin ein Hunsrücker geworden mit Leib und Seele, obwohl mich das Leben und seine Fügungen lange getrennt hatten vom Schauplatze meiner Kindheit.

Es ist nichts, rein nichts mit den Hunnen, deren Rückzug nach der Niederlage in den katalaunischen Gefilden dem Lande den Namen gegeben haben soll, nichts mit der Colonie Gratians. Das sind Hirngespinnste müßiger Köpfe. In dem alten Worte „hun“ hoch, und „rick“ oder „rück“, Rücken, „Hochland,“ hat der Name seine Begründung. Und ein Hochland ist der Hunsrücken, dessen Hochebene nördlich zur Mosel, östlich zum Rheine, südlich zur Nahe abfällt, und der im Westen von den waldbunkeln Höhen des Hochwaldes, des Soon und des Idar begrenzt wird. Ich habe ihn Hochebene genannt, aber ich will das keineswegs wortstreng genommen haben, denn der Hunsrücken ist ein wellenförmiges, hügelreiches Land, das selbst ansehnliche Berge umschließt. Ueberall tritt der Hochwald herein in die reichen Getreidefluren, wo des Hunsrückers Pflug seine Furchen zieht, wo seine goldenen Saaten reifen, wo der Flachs sein bläuliches Blüthenmeer ausdehnt; und in diesen Hochwäldern reckt stolz die hundertjährige Eiche ihr Haupt empor, wölbt die Buche ihr glänzendes Laubdach, wiegt träumerisch die weißstämmige Birke ihre hängenden Zweige im Lufthauche. Hier hat der Edelhirsch und das fromme Reh seine Heimath. Zahlreiche Bäche schlängeln sich in mäandrischen Krümmungen durch die reizenden Thäler, wo ungestört im Gebüsche Golddrossel und Nachtigall in den Jubelhymnus der Lerche einstimmen, die draußen auf der Flur in die reine Luft emporsteigt. Und über diese Landschaft ist ein

Grün ausgebreitet, wie es nie das gepriesene Rheinthal sein nennen kann. Ich will nicht reden von den Schätzen, die im Schooße der Erde ruhen, nicht von des edlen Waidwerks Lust; nur darauf will ich hinweisen, wie überall um altehrwürdige Kirchen sich stattliche Dörfer lagern, Dörfer, in denen die Zeiten des gesegneten Friedens in wachsendem Wohlstande sichtbar sind, wo das altherkömmliche Strohdach fast gänzlich vom glänzenden Schiefer verdrängt ist, wo ein biederes, treues, der alten Sitte ergebenes, einfaches, betriebsames und, daß ich eine seiner schönsten Eigenschaften nicht vergesse, frommes Volk lebt, ein Volk, das sich eben so sehr durch körperliche Kraft als Schönheit auszeichnet.

Hin und wieder begegnet der Freund der Kunst und Geschichte einer Kirche, deren Architektur ihn fesselt, einer Burgruine, die aber zahlreicher die Abhänge nach dem Rheine, der Mosel und Nahe zieren; seltener den Ueberresten eines ehemaligen Klosters. Die Denkmale der alten Herzoge von Simmern in dieser freundlichen Stadt, die mitten im Herzen des Landes liegt und auch in Bezug auf Verkehr und Handel sein Herz genannt werden darf, sind für die Kunst bedeutsam. Römische Niederfassungen finden sich zahlreich, und ein weitverzweigtes Netz römischer Heerstraßen durchzieht das Land.

Mögen diese wenigen Zeilen hinreichen, die Theilnahme für ein Land und Volk zu wecken, zu welchem uns die nachfolgende Geschichte führt.

1.

Von dem matten Strahle der Sonne des Spätherbstes beleuchtet, liegt vor uns ein kleines und ärmliches Dörfchen, dessen Häuser eine alte Kirche umgeben. Die Häuser sind zweistöckig; weit vor-

ragende Strohdächer bedecken sie, mit Ausnahme der Kirche und eines städtisch aussehenden Gebäudes in ihrer Nähe. Der Hochwald tritt an die Häuser des Dorfes gegen Norden ganz nahe heran, so nahe, daß die Aeste der Eichen selbst in die „Bitzen" (so nennt der Hunsrücker den Gras- und Obstgarten, der selten einem Hause fehlt und an den sich der Pflanzgarten anlehnt) hereinragen. Aus diesem Walde strömt ein klarer Bach, doch so stark, daß er schon unter dem Wiesengrund eine Mühle treibt. Der Hochwald umschließt das Dörfchen wie mit liebenden und schützenden Armen, und die fruchtbare Feldmark zieht sich jenseit des Wiesengrundes hin. Da das Dörfchen hoch liegt, gestattet es die Aussicht über ein ziemlich weites Gefilde.

Das Haus, in dessen Nähe die Kirche und die hohe Dorflinde steht, das allein außer der Kirche ein Schieferdach besitzt, hätte Jeder wohl für den Pfarrhof gehalten; allein das wäre ein Irrthum gewesen; denn in Erbach wohnt kein Pfarrer, es ist ein Filialdorf. Das stattliche, auch wohlerhaltene Haus hat noch die kurpfälzische Hofkammer, seligen Gedächtnisses, erbaut, und der drinnen wohnt, ist auch noch ein altes Stück des kurpfälzischen Inventariums, nämlich der Förster, den der französische Unterpräfect in Simmern auch zum Ortsvorstande gemacht hat, Syndic genannt.

Er ist uralt; aber wie weiß auch sein Haar, wie wetterdurchfurcht auch sein Gesicht ist, diese Gestalt hat das Alter noch nicht gebeugt. Sie ist fest, wie aus Eisenguß. Der Name des Mannes ist Dietrich; allein er hat noch ein Anhängsel, das sehr bezeichnend, aber nur im Gebrauch ist, wenn man sich hinterwinds befindet. Die Bauern nennen ihn den alten Kümmel-Dietrich. „Kümmeln" heißt aber so viel als verkaufen, heimlich zu Gelde machen, und darin hat auch der Name seinen Grund. Als alter kurpfälzischer Beamter versteht er sich auf den Kümmel, und die alten Bäume im Forste könnten, wenn sie der Rede fähig wären, manches Stücklein davon erzählen, wie ein Förster ohne Mühe reich werden kann und

zwar nicht auf die ehrlichste Weise. Das ging um so leichter in der französischen Zeit, als ein Beamter dem anderen freundlich durch die Finger sehen mußte, sintemal, wie der Hunsrücker sagt, sie alle nicht sonderlich sauber waren.

Der Kümmel-Dietrich ist, wie gesagt, ein hoher Siebenziger, wetterhart, wie eine Eiche, aber dabei ein finsterer, wortkarger Mann, gegen alle Welt schonungslos streng, nur nicht gegen sich selbst. Die Bauern fürchten und hassen ihn. Bei ihm lebt sein Sohn Andres und die alte Lisbeth, seine Haushälterin; aber jeder dieser drei Hausbewohner hat seine eigene Wirthschaft und treibt's nach eigenem Gefallen. Außer diesen drei Personen bewohnt ein Rudel Hunde aller Racen das Haus. Hier liegt eine faule Wolfsdogge, da schnuppern zwergbeinige Dächsel herum, da klaffen einige Bracken, und glatt- und rauhhaarige Hühnerhunde liegen oder stehen umher und sehen dumm in die Welt hinein. Muß einmal Jemand zum Kümmel-Dietrich, so gibt's einen solchen Höllenlärm, daß man im ganzen Dorfe weiß, es gehe jetzt Jemand in's Forsthaus. Doch lassen wir die Drei sammt den Hunden einstweilen ihr Wesen treiben, um uns ein anderes Haus im Dorfe genauer anzusehen.

Es ist unstreitig das ärmste des Dorfs und liegt am Saume des Waldes, den die Axt noch nicht sonderlich gelichtet hat. Es ist auch zweistöckig, wie alle Hunsrücker Häuser, und, wie sie, aus Holz und Fachwerk erbaut. Der Zahn der Zeit, dieser arge Feind alles Bestehenden, ist recht thätig an dem Hause gewesen, das sieht man schon; denn das Strohdach ist sehr alt und geflickt; die Spiegel der Gefächer waren ehedem weiß getüncht — jetzt sieht der gelbe Lehm überall naseweiß durch und der Kalkbewurf ist in ansehnlichen Flächen abgefallen. Die Balken, ehemals roth angestrichen, weisen nur noch Rudera ihrer Farbe, wo sie das Fachwerk berühren. Reinlich aber ist das kleine Haus, wie geblasen, kein Spinnwebchen sichtbar, die Fenster klar wie Krystall; das Höfchen gekehrt, obwohl der große Hutzelbirnbaum, der in der angrenzenden Bitz steht, wahrhaft

neckisch seine braunrothen Blätter immer wieder hineinwirft. Hinten an das Haus grenzt ein Gebäude, das als Scheune, Stall und Schuppen zugleich dient. Oben sitzt Heu und Stroh, in der Tenne aufgeschichtetes Haidekraut, und davor liegt Lesereisig in Bürdeln und einiges Windfallholz. Daneben ist ein kleiner Stall unter demselben Strohdach, in dem eines jener kleinen Kühchen steht, welche man aus dem Vogelsberg einführt, weil sie hart und ausdauernd, genüglich in der Nahrung sind und doch reichlich milchen. Wohin man aber blickt, da ist eine ordnende Hand sichtbar und eine Vorliebe für Nettigkeit und Sauberkeit. In das Haus führt eine quergebrochene Thüre, und über dieser Thüre zeigt ein noch erhaltener Gefachspiegel den Reim:

„Hans Wallauer bin ich genannt;
Mein Haus stehet in Gottes Hand;
Er bewahr's vor Wasser und Brand."

Blicken wir durch die reinen Scheiben der kleinen Fenster in das Stübchen, so sehen wir in einen mäßigen Raum mit niederer Balkendecke; aber die Wände sind schneeweiß getüncht. Ein viereckter Gußofen steht an der Wand, auf dem ein zweites Aufgestell eine Kachel zum Warmhalten der Speisen bildet. Auf der Vorderplatte ist das Weltgericht in schönem erhabenem Guß mit greulichen Teufeln und posaunenden Engeln, rechts Herrlichkeit und links abscheuliche Grimassen. Die rechte Seitenplatte zeigt Isaacks Opferung, die linke die Jakobsleiter und den schlafenden Jakob, auf seinem harten Kopfkissen ruhend. Rings an den Wänden laufen Bänke hin, blank gescheuert, und in der Ecke des Fensters steht der kirschbaumholzene Tisch mit Buchöl getränkt. Ueber dem Ofen sehen wir die zwei Stäbe und drei Stangen des Recks. Zwischen dem Ofen und der Hausflurwand ist eine Ecke. Dort steht ein grobgearbeiteter Sessel, und in diesem sitzt eine hochbetagte Frau, welche unablässig die feinen Fäden des Flachses aus dem Rocken ihres Spinnrades zieht und sie sich wickeln läßt auf die rasch sich drehende

Spuhle. Aermlich, aber reinlich ist ihre Kleidung, und wer den feinen Faden ihres Gespinnstes sieht, hält es für eine Lüge, daß sie stockblind sei. Nur die Gewohnheit eines halben Jahrhunderts und der unendlich feine Tastsinn der Blinden macht die Arbeit selbst und ihr feines Erzeugniß möglich.

Noch ein Stuhl ist im Stübchen, und darauf sitzt, ebenfalls mit Spinnen beschäftigt, ein junges Mädchen. Mehr als achtzehn Mal hat sie die Rose nicht blühen sehen. Sie trägt die gemeinsame Kleidung der jungen Hausbrückerinnen, den grün- und schwarzgestreiften Tartanrock, das dauerhafte Landeserzeugniß, das drei Generationen dient; das himmelblaue Tuchmieder, an allen Nähten und Kanten mit schmalem, schwarzem Sammetbande besetzt, und das grüne selbstgestrickte Wollhalstuch. Der Vorderarm, weiß wie Schnee und rund und voll, ist bloß und über dem Ellbogen das Hemd zierlich aufgesteckt. Das dunkelgrüne Halstuch hebt die blendende Weiße des schönen Halses. Das Köpfchen ist zur fadendrehenden Hand geneigt. Diese Stellung läßt uns das glänzende, kastanienbraune Haar bewundern, das in seiner Fülle prangt, einfach gescheitelt und zurückgestrichen ist, wo es, einige Mal gedreht, von einem schlichten Hornkamme gehalten wird. Wir sehen nur ihr Profil, aber wir bemerken die edelste Stirn, die in stolzen Bogen geschwungenen, dunkeln Brauen, die langen seidenen Wimpern, das niedliche Stutznäschen, die frische, zarte Lippe, das schöne Kinn, das auch im Profile das Grübchen verräth, und die Wange, die ein Engel geküßt haben muß, so zart ist das Roth auf ihrer feinen Wölbung. Jetzt hebt sie den Kopf, und aus großen, dunkelblauen Augen fällt ein Blick der Liebe auf die Mutter — dann sinkt das Antlitz wieder zur vorigen Stellung.

In dem Stübchen ist's so still, als es die knarrenden Räder und die behaglich schnurrende Katze zulassen. Hätten wir fragen können: „Wo ist denn der Hausvater, Hans Wallaner?" so hätte uns wohl die Blinde mit den lichtleeren und doch thränenvollen

Augen angesehen und gesagt: Ach, der ruht schon seit fünfzehn Jahren unter den stillen Schläfern um die Kirche herum, und der Kümmel-Dietrich hat ihn beim Treibjagen todtgeschossen!

Und wenn wir voll Entsetzen die Hände zusammengeschlagen und ausgerufen hätten: „Todtgeschossen! Gott im Himmel, das ist schrecklich!“ so hätte vielleicht das weinende schöne Mädchen gesagt: Gern hat er's nicht gethan; aber die Mutter hat so lange geweint, bis sie blind geworden ist.

Da würde dann die Mutter wieder einfallen und sagen: Der liebe Gott hat mir aber einen Engel gesendet, der mich führet und meine Finsterniß erhellt, und der bist Du, mein Kind! Gott segne Dich!

Und so hätten wir die Geschichte dieses Hauses in drei Worten gehört, und Alles, was dazwischen liegt, das hätte unser theilnehmendes Herz leichtlich ergänzen mögen. Ja, es ist ein tiefer Schmerz durch diese Herzen gezogen und hat seine Spuren eingegraben, daß es tiefe, unheilbare Wunden gab.

Während dieser am Fenster gemachten Beobachtungen ist die Sonne tiefer zum Rande des Horizontes hinabgesunken. Ihr letzter Strahl küßte die Wipfel der Bäume, in dem Stübchen macht sich eine Dämmerung bemerklich, die nur die emsige Spinnerin in der Ofenecke nicht wahrnimmt, die lichtlos ihren Faden so sicher zieht, wie im hellen Tageslichte kaum eine andere. Das Mädchen steht jetzt auf. Sie setzt ihr Rädchen weg und sagt in liebevollem, melodischem Ton: „Ich will jetzt die Lise füttern; dann wollen wir unseren Hirsebrei essen, damit Alles sauber ist, wenn Schmied's und Veit's kommen!“ Die Lise ist die Kuh; denn der Hunsrücker Hirte gibt jeder Kuh einen Namen, den sie auch im Hause behält.

Die Mutter nickte leise ihren Beifall, und das Mädchen geht leichten Fußes und kaum hörbaren Trittes hinaus. Rasch, wie der Gedanke, ist sie im Stall, und in weniger denn einer Viertelstunde tritt sie wieder mit einem Lichte herein, deckt ein Linnen auf den

Tisch, hebt aus der Ofenkachel die tiefe Schüssel mit dem Hirsebrei, den eine gelbe Rahmkruste deckt, führt dann die Mutter zu dem Stuhle, den sie ihr gesetzt. Hierauf legt sie ihre kleinen Hände zusammen, senkt das Köpfchen und betet: „Komm', Herr Jesu, sei unser Gast. Segne, was Du uns beschceret hast! Amen."

Wir aber sagen stille: Gesegn' es Gott! und verlassen das Fensterlein.

Nach einer Viertelstunde etwa hatte das Stübchen eine andere Gestalt angenommen, die einer Spinnstube. Wohl saß noch in der Ofenecke die Wittwe und spann wieder; aber in der Mitte der Stube, und zwar vom mittelsten Balken der Decke, hing der Lichtstock herab, welcher die Oellampe trug, zu welcher jede Spinnerin abwechselnd das Oel stellte. Die Lampe hing ungefähr in der Höhe der Hand und warf so das Licht am zweckmäßigsten zu der Arbeit. Um das Licht aber saßen drei Spinnerinnen. Die Eine war die schöne Tochter des Hauses. Sie hieß Angelika. Da aber der Hunsrücker selten einen Namen läßt, wie er im Kalender steht, so macht er aus Angelika Aengel, das hinwiederum nicht anders klingt, als Engel, und die jungen Burschen meinten, hier sei der Name an die Rechte gekommen. Die Zweite war des alten Schmieds Tochter, ein schönes, vollwangiges Mädchen mit blondem Haar und einer Kleidung, welche vollkommen der Engels glich. Sie hieß Marie und war Engels vertraute Freundin. Die Dritte war Nachbar Veit's Frau. Auf der Bank am Ofen saß der Schmied, dessen geschwärztes Gesicht und Hände das Gewerbe verriethen, welches ihn mit der Kohle in stete Berührung brachte. Er trug das dunkelblaue, langschoßige Kamisol, die braungrüne Pelücheweste, die kurzen, ledernen Beinkleider und das apfelgrüne, verbrämte Sammetmützchen des Hunsrückers. Mit einem beneidenswerthen Wohlgeschmack schmauchte er aus einer kleinen Holzpfeife den köstlichen A B=Reiter von Willem Stein tot Amsterdam, den die Heimbacher Schmuggler brachten, der aber so wenig jemals Amsterdam

gesehen, als der Schmied selbst. Dieser war eine jener Kraftgestalten, wie sie dieses Hochland häufig aufweisen kann. Wenn auch schon weit vorgerückt zum Ziele menschlicher Tage, war er dennoch stark und fest. Er hatte im österreichischen Heere länger als ein Jahrzehend gedient, und seine Erzählungen, wie seine Gedanken, weilten am liebsten bei den Ereignissen seiner Heroenzeit. Später, als er seinen Abschied genommen, gefiel ihm das Leben am Amboß nicht, und er wurde kurpfälzischer Jäger und stand in Mannheim in Garnison. Das waren die sieben fetten Jahre Aegyptens für ihn, und auch davon sprach er mit Begeisterung, und seine Seele glühte für Kurpfalz und haßte Napoleon wie den Satan.

Anders war's mit Nachbar Veit; der hatte seit Anno 9 in Spanien unter dem Adler gefochten, bis ihm eine unbequeme Guerilla-Kugel den Knöchel zerschmetterte. Das brachte ihm einiges Hinken, den Abschied und monatlich fünf Francs Pension. Dafür war er auch ein Anhänger Napoleons. Sein Hinken hinderte ihn nicht im mindesten daran, des Kümmel-Dietrich's Forstwartgehülfe zu sein und jene Händelchen abzuschließen, die dem Ersteren viel, ihm ein Trinkgeld abwarfen. Ueberdies war er ein decidirter Jäger, der in allen Kunstausdrücken der Jägerei sprach wie ein Oberförster. Gestern erst war er von Mainz zurückgekommen, wohin er fünf Rehböcke gebracht und verkauft hatte. Als er wegging und die Rehböcke unter den Säcken eines Rheinböllener Haferhändlers verborgen waren, sagte der Kümmel-Dietrich: Veit, unser Pfarrer sagt, es geht im Département du Rhin et Moselle Manches per Nebenfaß (nefas). Das Faß hat der Oberförster. Warum sollten wir nicht das Nebenfaß haben?

„Der Veit bleibt lange," hob der Schmied endlich an, die Stille zu unterbrechen. „Ich wäre recht begierig, wenn er bald käme. Ich war gestern in Simmern, da munkeln die Leute allerhand."

„Ei, was denn?“ fragte Veit's Frau neugierig; denn Veit hatte ihr Nichts erzählt.

„Nun,“ versetzte der Schmied, „man redet von einer Schlacht bei Hanau und von einer greulichen Niederlage des Kaisers. Ihr solltet einmal sehen, was die französischen Blutsauger, die Beamten, für fahle, lange Gesichter machen; wie sie heimlich tuscheln. Es geht zu Ende mit den Franzosen, sag' ich. Ihr werdet's sehen.“

„Ja, zu Ende!“ sagte in dumpfem Tone die Blinde. Der Schmied hatte das Wort gehört, und es rieselte ihm kalt durch die Glieder. Das hatte seinen Grund in dem Umstande, daß die Alte ein Frohnsonntagskind war und Manches sah, was ein gesundes Auge nicht wahrnahm. Sie galt im Dorf als untrügliche Prophetin. Wirklich hatte die Wittwe Wallauer etwas Eigenthümliches in ihrem Wesen. Als sie noch im Blüthenschmucke der Jugend stand, träumte sie oft Dinge, die in Erfüllung gingen. Wen sie als Leiche sah, der starb gewiß. Es war im ganzen Dorfe bekannt, daß sie bis in ihr sechszehntes Jahr „mit den Hollen gefahren war“, das heißt, eine Nachtwandlerin gewesen, was sich aber später verlor. Ihre Nerven hatten jene feinere Bildung und Stimmung, welche eine geheimnißvolle Thätigkeit des Geistes begründet, und dem Hellsehen war sie oft nahe gewesen in absonderlichen Lagen ihres Lebens. Den Tod ihres Gatten hatte sie vorausgewußt und ihn flehend gebeten, nicht zu dem Treibjagen zu gehen. Um sie zu beruhigen, gab er einen Gang nach Simmern vor, lieh sich eine Flinte, ging mit und fiel von des Kümmel-Dietrich's Kugel. Seit ihrer Blindheit war dies eigenthümliche Wesen in ihr noch mehr ausgebildet worden. So stand sie im Ruf einer Prophetin. Und wenn sie in Erbach nicht schon als ein Orakel befragt wurde, so lag das an ihr selbst; denn sie wies mit schmerzlicher Erregung Alles von sich ab, und sehr selten ging, was sie innerlich bewegte, über ihre Lippe. Wäre nicht hinter ihr ein Leben ohne Tadel, ein Wandel in wahrer, lauterer Frömmigkeit als Zeuge für sie gestan-

den, wer weiß, was man von ihr gesagt hätte; denn der Hexenglaube hatte noch nicht besserer Einsicht die Stätte geräumt. So aber schwieg die Bosheit und Niemand wagte, ihren Ruf anzutasten. Desto höher stieg eine gewisse, mit Scheu und Furcht verbundene Verehrung gegen sie, wie denn ihr herbes Schicksal dem Mitleiden jedes Herz öffnete.

Es war eine peinliche Stille eingetreten. Die drei Spinnerinnen sahen sich mit bleichen Wangen an.

„Wird der Krieg zu uns kommen?“ fragte angstvoll die liebliche Engel den alten Schmied, der ihr Pathe war.

„Freilich, Göthe,“ sagte der Alte. „Ihr müßt doch ja nicht glauben, daß der Würgengel, der Napoleon, sich so leichten Kaufs die Departements nehmen läßt. Der alte Löwe wird die Mähne schütteln; aber was wird's ihm helfen?“

„Aber wir, wir?“ fragte bebend das Mädchen.

„Nun wir, wir werden Pulver riechen und Kanonen knallen hören; denn mein Vater seliger sagte, da lebt' er noch, „am Rheine werden alle Kriege ausgemacht,“ sagt er. Wenn's dann auch ein Bischen drunter und drüber geht, so kommen doch unsere deutschen Brüder zu uns. Wir werden frei von diesen Hunden.“

„Aber die Russen, die Kosaken, Vater?“ fragte die blonde Marie.

„Narr,“ fuhr der Schmied fort, „das sind auch noch keine Menschenfresser. Gesehen hab' ich just keine; aber als ich in Ofen stand, da hatten wir Einen beim Regimente, der hatte allen Potentaten gedient, und war auch in Rußland gewesen. „Kosaken,“ sagte der, „das sind kleine Kerle mit schiefen Augen und langen Bärten,“ sagt' er, „die rauben wie die Elstern und Ratten,“ sagt' er, „und stechen gerne die Leute mit ihren Lanzen todt; aber,“ sagt' er, „Branntwein besänftigt sie.“ Am Ende ist's so schlimm noch nicht.“

„Ja, du lieber Gott,“ sagte Veit's Frau, „sie sollen aber ja

Kinder mit ihren Lanzen spießen und mit sich fortnehmen als Standarten."

„Pah, Weibergeschwätz," sprach der Schmied ärgerlich. „Das thun die Türken wohl, aber so was hab' ich von den Kosaken noch nicht gehört."

Dies beängstigende Gespräch wurde durch Veit's Eintritt unterbrochen. Man sah an seinem etwas gerötheten Gesichte, daß er Wein oder Branntwein getrunken.

Mit einem freundlichen „Guten Abend" trat er in das Stübchen. Der Schmied kannte seinen Nachbar zu genau, als daß er nicht augenblicklich ihm angesehen, daß er angetrunken sei.

„Du bist nicht alleine, Veit," sagte er im Tone des Vorwurfes zu dem jüngeren Manne.

„Nein," sagte Veit lachend, „denn ich sehe hier außer mir noch Fünf."

„Du hast getrunken, Veit, daß es Dir klarer werde, was ich meine, und das ist mir leid, denn ich dachte ein vernünftig Wort mit Dir zu reden."

„Seid nicht närrisch, Schmied," sprach Veit, „ich habe mit dem Kümmel-Dietrich eine Flasche Manubacher Elser geleert; das ist Alles. Heiter bin ich geworden, aber nicht trunken."

Veit war ein gutmüthiger, aber leichtsinniger Mensch. Er nahm vom alten Schmied Vieles hin, was ein Anderer nicht hätte wagen dürfen. Der Schmied schüttelte den Kopf und schwieg. Veit's Frau brachte das Gespräch wieder in Gang.

„Der Schmied," sagte sie, „möchte wissen, wie es in Mainz steht. Er meint, mit dem Napoleon gehe es zu Ende."

„Daran sind wir noch nicht," lachte der Veit. „Die Schlacht bei Hanau hat der Kaiser gewonnen und hat die Bayern hart getroffen. Er ist nach Paris. Bald wird von daher der Blitz kommen, der das Gesindel zu Paaren treibt."

„Was?" rief der Schmied und richtete sich in seiner ganzen

Länge auf. „Gesindel nennst Du die Deutschen? Sprich das Wort nicht mehr aus, Bube, sonst treibe ich Dir Deine Franzosenstreiche aus dem weindunstigen Kopfe!“

Die drei Frauen fuhren erschrocken auf; denn in des Schmieds Ton lag eine Wuth, wie man sie nur an ihm gewohnt war, wenn er zur raschen That zu schreiten pflegte.

Auch Veit war aufgesprungen; der Eifer ließ nicht mit sich scherzen. Aber seine Frau umfaßte ihn mit den Armen und flehte ihn an, das Wort des Alten zu überhören.

Marie war gleichfalls aufgesprungen, um ihren Vater zu besänftigen, dessen wilde Hitze sie kannte.

In diesem Augenblicke, wo der Bruch alter Freundschaft so nahe war, sprach die Blinde mit starker Stimme!

„Habert nicht! Droben ist Einer, der hat gerichtet. Ahab ist gefallen; denn das Maß seiner Sünden ist voll, und das Blut der gemordeten Muttersöhne schreit um Rache zu Dem, der gesagt hat: Die Rache ist mein, ich will vergelten.“

Die Wirkung dieses Wortes der Blinden war augenblicklich und stark. Der Schmied sank auf seinen Sitz zurück, und bleich setzte sich Veit neben ihn nieder.

Die Blinde fuhr fort: „Redet die Wahrheit, Veit! Ihr habt Anderes gesehen, als Ihr sagen wolltet. Der Apollyon, von dem des Herrn Offenbarung im 9. Kapitel, im 11. Verse spricht, hat ein Wehe erfahren; aber es kommen deren mehr, bis er zum Abgrunde fährt, von dannen er gekommen ist mit seinen Scorpionen; sein Ende naht!“

Es trat eine tiefe Stille ein; denn der Eindruck dieser Worte war mächtig. Aller Augen waren auf Veit gerichtet, welcher stille vor sich niedersah und mit Scham und Verlegenheit rang. Endlich rief er aus: „Was soll ich verhehlen, was ich gesehen, und was doch über kurz oder lang an's Tageslicht kommt? Ihr habt Recht,

Mutter Wallauer, es geht zu Ende, und Gott weiß, wie es mit meiner Pension geht.“

„Und mit den Rehböcken und Eichbäumen,“ setzte noch grollend der Schmied hinzu.

Veit verschluckte die Pille und fuhr fort:

„Vor einem Jahre war ich in Mainz, als die große Armee hinüberzog über die Brücke, und das Herz im Leibe lachte mir, als ich die Leute sah. Schmied, Ihr seid ein alter Soldat, habt mehr erlebt, als ich, und seid weit in der Welt herumgekommen; aber ich glaub' nicht, daß Ihr solche Soldaten, solche Pracht der Uniformen saht.“

Des Schmieds Ehrgeiz war durch Veit's Worte gekitzelt. Sein Zorn war verschwunden.

„Cumpeer,“ hob er an, „ich weiß nicht, ob dem so ist; denn die ungarische Nobelgarde, Bassa manelko! das ist die Krone aller Soldaten der Welt; aber ich habe mir von Anderen auch wohl dasselbe sagen lassen, was Du sagst.“

„Damals,“ fuhr Veit fort, von dem alle Wirkung des starken Rheinweines gewichen schien, „blitzte der Muth aus ihren Augen, und ihr Vive l'Empereur! das klang wie Sechsunddreißigpfünder. Jetzt aber sah ich sie waidwund, lauflahm, lumpig, krank daherkommen. Tausende drängten sich über die Mainzer Brücke zwischen Wagen voll Verwundeter durch, die seit zwei Tagen nicht verbunden waren. Es sind wandelnde Leichname und — es ist gewiß nicht gelogen — die armen Leute haben einen Pestilenzgeruch, den sie mitbringen; es ist die Krankheit, die in ihnen sitzt, das Elend und der Jammer. Die Reiter haben keine Pferde, und die Infanterie keine Schuhe. Sie verfluchen laut den Kaiser, und Einer sagte zu mir: „Er hat uns verlassen, der Mörder; aber die Hand Gottes ereilt ihn.“

„Amen!“ sagte die Blinde, und „Amen!“ wiederholte der Schmied.

Wenn das auch ein Stich in Veit's Bruſt war, ſo gab er doch der Wahrheit die Ehre und fuhr fort: „Ich ſagte zu dem Manne, wenn Ihr Alle ſo denkt, ſo ſteht es ſchlimm mit uns auf dem linken Rheinufer.“

„Gott weiß es,“ ſagt' er. „Wenn die Deutſchen an Euch nur ein Sechstel von dem vergelten, was wir an ihnen thaten, ſo bleibt hier kein Stein auf dem anderen. Und das war ein Franzoſe. Ich gab ihm einen Franc und ſagte: „Da Kamerad, trink' einen Schoppen, und Gott behüt' Dich und uns;“ aber das Wort des Franzoſen ſaß mir im Nacken wie eine hackende Krähe. Ich lief, was ich laufen konnte, um heim zu kommen. Ich meinte, die Koſaken wären ſchon hier. In Bingen und Stromberg kam mir die Courage wieder; aber da lag ſchon Alles voll in Bingen von armen Franzoſen. Ich machte, daß ich fortkam; denn man erzählte im goldenen Pflug, wo ich etwas aß, es deſertirten Tauſende, beſonders Landeskinder vom linken Rheinufer und Niederländer, die ſich heimſchaffen wollten, und dieſe machten Land und Wege unſicher; doch hab' ich keine geſehen.“

Alle hatten mit bangen Gefühlen zugehört. Das Spinnrad feierte, und die Frauen ſchuckerten vor Angſt. Der Schmied nahm das Wort, indem er Veiten die Hand gab: „Da hat doch einmal die Wahrheit aus Dir geredet, Veit, und Dein ewiges Franzoſenloben haſt Du eingeſtellt. Halt' Dich ſo und werde wieder deutſch, — und noch Eins merke Dir, laß vom Kümmel-Dietrich; denn wenn die Deutſchen kommen, wird er aufgehängt.“

Veit zuckte die Achſeln und lächelte. „Daran ſind wir auch noch nicht,“ bemerkte er. „Der Alte verendet noch nicht; aber nehmt Euch in Acht, Schmied, der Alte hat gute Löffel und wittert ſolche Geſinnungen, wenn er den Wind hat. Er verſteht ſich auf die Fährte wie ein Schweißhund — und — beißt.“

„Bah,“ entgegnete der Schmied, „ich weiß wohl, daß der

Wolf die Haare verliert, aber nicht die Raupen; doch hoff' ich's zu erleben, daß —".

„Segnet, die euch fluchen; thut wohl Denen, die euch hassen und beleidigen; liebet eure Feinde!" sprach die Blinde in ihrer Ecke, und dem Schmied zuckte das Wort durch die Seele.

„Wohl wahr, Mutter Wallauer," versetzte er; „aber das Menschenherz wird halt so selten seiner Fehler los!"

Er suchte dem Gespräche jetzt eine andere Wendung zu geben.

„Weißt Du, Veit," sprach er, „was mir Einer in Simmern auf dem Fruchtmarkte sagte?"

„Was denn?" fragte dieser, als der Schmied einhielt.

„Bis Neujahr sind die Deutschen hier!"

„Das glaub' ich gerade noch nicht," versetzte Veit.

„Ihr ja auch nicht, Vater," fiel Maria ein. „Ihr sagtet ja noch vorhin, der alte Löwe würde die Mähne noch schütteln."

„Ich glaub's auch nicht. Seine Macht ist noch zu groß."

„Der Würgengel stand auf der Tenne Arafna und reckte seine Hand aus, daß das Volk starb von Dan bis Berseba, siebzigtausend Mann!" — So sprach in ihrem Mark und Bein durchdringenden Tone die Blinde vor sich hin.

Und wieder wurde es still im Stübchen und der Schmied blies dicke Dampfwolken hinaus, Veit aber sah vor sich hin, und es war ihm, als stimme das prophetische Wort der Blinden überein mit dem schrecklichen Aussehen der Franzosen. Während dieser Stille ertönte das Horn des Nachtwächters. Er blies Zehn. Engel sah nach dem Fenster, dessen Laden sie nicht geschlossen hatte. Sie sah ein Gesicht jenseit der Scheiben und stieß einen Schrei aus.

Alle fuhren auf vor Schrecken und fragten, warum sie schreie? Sie aber sagte, sie habe ein fremdes Gesicht am Fenster gesehen, und das habe sie erschreckt, weil sie gemeint, es sei einer jener Deserteure.

Veit sprang eilig hinaus; aber Alles war still umher, nur

die Blätter des Hutzelbirnbaumes, die herniederfielen, raschelten leise. Er drückte die Laden bei und kam wieder herein mit den Worten: „Du mußt geträumt haben, Engel!“

Aber Engel hatte nicht geträumt. Sie hatte deutlich das Gesicht des Andres gesehen, des Sohnes des Försters, dies stille, bleiche, leidende Gesicht, das sie oft so träumerisch ansah und mit einem so ganz eigenthümlichen Ausdruck. Sie verschwieg aber weislich, was sie gesehen, und Veit's Frau hatte gleich eine Geschichte in Bereitschaft, die beweisen konnte, daß eine aufgeregte Einbildungskraft Dinge sehe, von denen ein klarer und ruhiger Blick Nichts entdecke.

Man war hier auf ein weites Gebiet gerathen, das noch lange nicht ausgebeutet war, als der Wächter die elfte Stunde blies und die Spinnstube aus einander ging.

Als die Blinde das Sichbereitmachen zum Aufbruche hörte, sagte sie: „Engel, nimm die Bibel und lies uns als Abendsegen den 27sten Psalm; es ist ein Wort des Friedens für unsere Seelen in der Angst, die das Gespräch dieses Abends gebracht hat.“

Und das liebliche Mädchen nahm die große Foliobibel, schlug auf und las mit ihrer wohltönenden Stimme, und es kam Frieden über sie Alle, die nun die Ruhe suchten.

2.

Ein brausender Novembersturm, der Regen und Schnee wider die Häuser peitscht, ist immer schaurig; aber wenn er Nachts seine Macht entfaltet, wenn er die gahrende Wetterfahne trillt und dumpf durch die Zwischenräume der Häuser heult, eine Eule noch ihre schauerlichen Töne drinmischt, dann wickelt sich Jeder tiefer in die Decke und sucht den Schlaf. So ging's dem alten Kümmel-Dietrich auch eine Woche ungefähr nach dem Abend in der Spinnstube der

Wittwe Wallauer. Er hatte mit Veit einen Pürschgang verabredet; denn dieser wollte einen Keuler abgegangen haben, der in dem dichten Schlage stand, den man die Struth hieß. Der Alte schlief unruhig; denn früh um drei Uhr wollte Veit wecken. Wenn auch die Nacht stichdunkel war, weil Wolkenmassen den Himmel bedeckten, so leuchtete doch der Schnee zum Waidwerke. Auch that Eile noth; denn der Oberförster wollte ein Treibjagen auf Saue anstellen. Schoß nun Dietrich den Keuler früher, so war er sein, und ihn unbemerkt heimzuschaffen, war ein oft erprobtes Kunststück.

Er war endlich eingeschlafen. Da weckte ihn plötzlich ein so heftiger Schlag, daß er hoch auffuhr und der Hund neben dem Bett sich aufrichtete und knurrte.

Was war das? fragte sich Dietrich, und es lief ihm eiskalt durch alle Glieder. Er horchte; aber es blieb still, und der Hund legte sich wieder, ohne jedoch ruhig zu sein.

Ein zweiter, eben so heftiger Schlag folgte nach kurzer Zeit. Der Hund sprang mit wüthendem Gebelle gegen das Fenster.

„Kusch, kusch, Waldmann!" rief der Alte und sprang aus dem Bett. „Alter Bursche," sagte er besänftigend zu dem Hunde, „kannst du einen vom Winde losgerissenen und zugeworfenen Laden nicht von etwas Anderem unterscheiden?"

Aber der Hund schwieg nicht. Zwar gehorchte er in so weit seinem Herrn, daß er das laute Bellen einstellte, jedoch nicht sein argwöhnisches Knurren.

Ganz beruhigt ging der Alte zum Fenster, öffnete es, um den aufgerissenen Laden zu schließen, und griff hinaus. Da faßte eine kalte Hand seinen Arm und hielt ihn mit Riesenkraft fest, und das dumpfe Wort: „Brod! Brod!" traf sein Ohr, trotz dem Heulen des Windes.

Alle Schrecken der Hölle ergriffen den alten Sünder, und er stieß einen gellenden Schrei aus. Der Hund stürzte mit wüthen-

dem Gebell, in das schnell alle Hunde des Hauses einstimmten, gegen das Fenster.

Das gewaltige Thier drängte seinen Herrn zurück und fuhr nach der kalten Hand, die diesen hielt. Schnell ließ sie los, und der Hund würde zum Fenster hinausgesprungen sein, hätte der Alte nicht das Fenster geschlossen, als er seine Hand frei fühlte. Er taumelte zum Bett zurück und wickelte sich in die Decke, von Frost und Entsetzen zitternd.

Noch eine Weile tobte die Meute wie rasend; dann trat Schweigen ein, und die Kirchenuhr verkündete in dumpfen Schlägen die Mitternachtsstunde.

Wenn das Gewissen eines Verworfenen erwacht, tritt der Schrecken der Hölle vor die Seele.

Das war der Wallauer! sprach's im Innern des Alten, und er sah den Erschossenen, wie er dalag im Schnee, und sein Herzblut ihn roth färbte; er sah das brechende Auge und die entstellten Züge des Armen. Er hörte wieder, wie ihm der alte Schmied damals sagte: Herr Dietrich, dies Herz hat Eure Kugel durchbohrt; aber in das Eure ist die Kugel bloß hineingedrungen und brennt — und das Löschen ist vergeblich! — Wieder flüsterte der Schmied, wie damals, ihm zu: Wißt Ihr, was der da sagte im letzten Augenblicke? — Brod! Brod! für mein Weib und mein Kind! Merkt Euch das!

Das Wort war wieder seit langen Jahren in sein Ohr gedrungen, und die kalte Hand hatte ihn erfaßt. Er war bemüht gewesen, das Schreckbild wegzudrängen vor dem innern Auge; es war ihm auch wohl gelungen — aber jetzt stand's wieder da, und der Mahner wich nicht. Im ersten Augenblicke nach jener That, die allerdings nicht in seiner Absicht gelegen und an der Wallauer's Unvorsichtigkeit auch ihren Antheil hatte, weil er seine Stelle verlassen, auf die ihn der Förster gestellt, war es Dietrich's fester Vorsatz, für Wallauer's Wittwe und Kind zu sorgen. Aber gute Vor-

sätze und Aprilschnee währen nicht lange. Der Geiz saß in des Alten Seele niet- und nagelfest und übte eine Herrschaft, gegen die nichts Besseres aufkam. So vergaß er die bei dem Anblicke des Leichnams gefaßten Entschlüsse und das Wort des Schmieds; aber diesem wich er seitdem aus, wo er konnte. Es war ihm, so oft er ihn ansah, als frage des schwarzen Schmieds stechender Blick: Denkst du nicht an das Brod, das den Armen fehlt, die du elend gemacht hast? — Ein Mensch wie Dietrich aber verhärtet sich gegen Alles.

Sein Sohn Andres hatte einmal gesagt: „Vater, die Wallauer's leiden Noth!" — Da schrie ihm der Alte zu: „Schweig', Simpel!" und der weiche Junge schlich weg und schwieg. Aber es geschah wohl öfters, daß Engel Morgens, wenn sie in die Scheune kam, einen Haufen Korn auf der reingeblasenen Tenne fand, der mehr als ein Simmerer Malter maß. Niemals hatte sie entdecken können, woher das Alles kam. Ein Zettel lag dabei, auf den eine ihr unbekannte Hand geschrieben: „Schweige!" Wer's brachte, ahnte sie nur einmal, aber sie hatte sich keine Gewißheit verschaffen können. Weil ein Sack, der liegen geblieben, mit einem „D" gezeichnet war, vermuthete sie, es sei Andres, der es thue; doch Niemand kannte den Sack oder wollte ihn kennen.

Der alte Dietrich wälzte sich in jener Nacht auf seinem Lager herum, gequält von den wildesten Gewissensbissen. Er wollte beten; aber er konnte nicht. Gern wäre er aufgestanden; aber vor dem Fenster stand gewiß des Wallauer's Geist! Die besten Vorsätze wurden wieder gefaßt. Als aber Veit kam mit der Flinte und der Alte der Menschennähe sich bewußt wurde, gewann er wieder Kraft und Muth. Er stand auf und machte sich fertig.

„Was war denn bei Euch zu thun, Herr Dietrich?" fragte der Veit. „Die alte Lisbeth sagte mir, es sei eine Wochenwirthschaft gewesen in dieser Nacht."

Das Wort ging in des Alten Seele hinein, wie ein stechender Dorn. „Nichts, nichts," sagte er wegweisend. „Du weißt, Veit,

das Hundevieh ist alle 'mal toll, und wenn so ein Narr bellt, bellen sie alle, und wissen nicht, warum."

„Aber vor Einem Fenster, dessen Laden auf war, ist ein seltsam Getrappel im Schnee!"

„Wies was?" fragte kreidebleich der Alte. „Hast Du Menschenfährten gesehen, Menschenfährten?"

„Freilich!" erwiderte Veit. „Es waren Ihrer vier bis fünf. Als sich der Sturm legte, wurde der Himmel hell, und die Sterne schienen klar. Ihr könnt's selber sehen, wenn Ihr wollt."

„Mag nicht! mag nicht!" rief Dietrich und schüttelte sich.

„Ich glaube, es waren Deserteure," fuhr Veit fort; „denn die Wälder sind voll davon. Seit drei Tagen sieht man sie hier und dort, und überall verlangen sie Brod."

Da schaute ihn der Alte ernst an. Es ging ihm jetzt ein Licht auf, und — die Schrecken wichen; aber er sagte nichts weiter zu Veit, ließ sich jedoch von ihm erzählen, wie ganze Trupps zu den Müllern kämen, und das Brod mit Gold bezahlten, sich Kaffee kochen ließen und gegen Tag wieder in den Wald zurückkehrten.

Als Veit geendet, sagte Dietrich: „Wir wollen doch noch etwas warten; meinst Du nicht, Veit?"

Er fürchtete, in die Hände der Burschen zu fallen. Veit lächelte spöttisch und schwieg, doch bald mahnte er wieder. Endlich, als Dietrich dem Drängen nicht länger Widerstand leisten konnte, brach er auf mit Veit.

Als sie so stille neben einander dahingingen, fragte der Alte gleichgültig: „Wie geht's denn Wallauer's?"

„So, so," antwortete Veit. „Die Blinde spinnt Jahr aus, Jahr ein, und die Engel, die, beiläufig gesagt, wohl ein Engel ist, arbeitet tüchtig. — Sie kommen so durch, aber viel Fett schöpfen sie nicht von der Suppe, und an Mangel, glaub' ich, ist kein Mangel."

„Warum doch das schöne Mädchen nicht heirathet?" fragte der Alte und schritt rasch im Walde weiter.

„Zum Heirathen, Herr Dietrich,“ lachte Veit, „gehören allemal Zwei. Heutzutage sehen die Burſche auf Geld und Gut.“

„Vernünftig! ganz vernünftig!“ rief der Alte aus; „vom Küſſen werden die Leute nicht ſatt.“

„Seht, da liegt der Grund,“ fuhr Veit fort; „und die alte Blinde iſt auch eine Dreingabe, die nicht Jeder gerne ſieht. Sie will ernährt ſein.“

„Geht denn die Engel mit ſeinem Burſchen?“

„Gott behüte!“ ſprach Veit; „die lebt wie eine Nonne, wie man zu ſagen pflegt. Sie hat aber auch nicht Zeit, an Liebelei zu denken, wenn ſie ſich und ihre Mutter ehrlich durchbringen will. Ihr wißt, wo der Vater fehlt — — —“

Der Alte fing an zu huſten und ſagte dann, plötzlich das Geſpräch anders wendend: „Hätt' ich doch einen Sohn, der mit mir auf die Jagd ginge! So muß ich alleine gehen, oder mit Fremden, und der faule Bub liegt im Bett daheim.“

„Thut dem Andres kein Unrecht! Ihr wißt recht gut, daß, als Ihr ihm ſagtet: „„Nimm die Flinte dort, Andres, und gehe mit;““ — er war damals fünfzehn Jahre alt, und Eure Frau lebte noch, — da rief die: „„Andres, thu's nicht! Mit der Flinte hat Dein Vater den Wallauer todtgeſchoſſen!““ Und ſeitdem hat er ſich mit Abſchen von der Jagd — — —“

„Halt's Maul, Du Nachteule,“ ſchrie der Förſter. „Mußt Du mich auch noch quälen?“

„Herr Jeſu!“ ſprach Veit, „was ſchreiet und ſchimpft Ihr ſo? Ich will Euch ja nicht quälen! — Es iſt ja doch Alles wahr; — denn ich hab's ja ſelber mit meinen leiblichen Ohren gehört.“

Der Alte ſchritt eifrig zu, und es wurde lange kein Wort gewechſelt. Endlich hob er wieder an: „Du haſt recht, Veit; ſeitdem iſt mir der Bub ein Dorn im Auge. Er geht ſeine eigenen Wege, und ich ſeh' ihn oft halbe Wochen nicht. Oft ſchleicht er Abends hinaus. Weißt Du nicht, wo er mauſet?“

„Hm," sprach Veit, „wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, will ich Euch was erzählen."

Dietrich blieb stehen und sah Veit mit einer Miene an, die es deutlich kund gab, daß er keine Freudenbotschaft erwartete. „Nun?" mahnte er, als Veit zögerte.

„Es ist gewiß wahr," hob Veit endlich an, „die Engel ist bildschön."

„Wer hat denn daran gezweifelt?" fiel ärgerlich der Alte ein.

„Ei, wenn so das dürre Holz spricht, so dürft Ihr's dem grünen auch nicht verargen," fuhr Veit fort; „ich meine damit Euren Andres."

„Wa — was?" schrie der Alte und lief blauroth an; „der Simpel — will sich in die Lumpendirne vergaffen?"

„Ob er das will, weiß ich nicht," sagte Veit; „aber daß es geschehen ist, weiß ich recht gut, — vielleicht ohne seinen Willen."

„Ei, so soll ihn — — —"

„Halt!" rief Veit. „Fluchet nicht auf Euer eigenes Blut. Sieben Kinder sind Euch gestorben, und Eurer braven Frau hat des Wallauer's Tod den Tod gebracht. Andres ist Euch alleine geblieben. Nimmt ihn Euch unser Herrgott, so verendet Ihr wie der alte Hirsch im Wald, und kein Hahn kräht nach Euch. Ihr habt dem armen Jungen die Lebensfreude verbittert durch Eure Härte. Ihr seid alt und das Halali ist nicht mehr fern."

Dem Alten waren die Worte Veit's in die Seele gegangen. Die Zorngluth wich einer Bläße, die ihm ein entsetzliches Ansehen gab. Die Arme hingen schlaff herunter, und er ließ den Kopf auf die Brust sinken.

Veit war der Vertraute aller Schelmenstreiche des alten Kümmel-Dietrich's. Er hatte ihn in seiner Hand. Daher durfte er sich denn einmal etwas herausnehmen, was ein Anderer nicht hatte wagen dürfen.

Eine Weile hatte der Alte so gestanden; dann drehte er sich

schweigend um und schritt fürbaß. Auch Veit schwieg, weil er fürchtete, zu viel zu thun.

Einige hundert Schritte weiter hob der Alte wieder an: „Ich werde das nie zugeben, Veit. Sollte ich mir durch der Tochter Anblick das Unglück mit dem Vater alle Tage zurückrufen?"

„Ei, steht's so," sprach Veit, „so möchte ich Euch rathen: macht gut, was Ihr übel gemacht!"

Das mochte jedoch der alte Sünder nicht hören.

„Soll ich mein schönes Vermögen mit dem Bettelvolke theilen?" fuhr er fort.

„O nein! Da habt Ihr recht!" rief Veit. „Setzt Euch auf Eure Geldsäcke, und wenn Ihr sterbt, nehmt sie mit; dann erbt doch Niemand etwas. Wißt Ihr, wie ich denke?"

„Da scheer' ich mich nichts drum!"

„Auch gut! Ich will's Euch aber doch sagen: Mir wären die Pfennige der Wallauer's lieber, als Eure Napoleond'ors. — Versteht Ihr mich?"

Das Gespräch hatte nachgerade eine Wendung genommen, die beiden Theilen ein Ablenken wünschenswerth machte. Veit war durch die kränkenden Worte des Alten in die Hitze gekommen. Er liebte die Wallauer's. Er lebte seit langen Jahren in der besten Nachbarschaft mit ihnen, und seine Frau war eine entfernte Verwandte der Wittwe. Auch ärgerte ihn, der selber arm war, der Geldstolz des Alten. Warte, dachte er, ich will dir einmal den Pfeffer reiben. Und er that es, daß der Staub dem Dietrich in die Augen fuhr.

Sie waren während des Gesprächs tief in den Wald gekommen und in die Nähe jenes dichten Schlages, wo der Keuler stand. Veit hatte genau abgekreist, wo er eingegangen war.

Plötzlich rief der Forstwart: „Seht 'mal die Fährten hier!"

Es waren die Spuren mehrerer Menschen, die in den Wald gegangen waren.

„Das sind Holzfrevler," rief Dietrich, „ganz gewiß Frevler!"

„Ei, laßt sie doch," sprach halblaut sein Begleiter, „die entgehen Euch ja nicht. Wir sind jetzt an der Stelle, wo der Keuler einging. Seht hier die Fährte! Es muß ein Thier sein von wenigstens zweihundert Pfund."

„Ha!" rief Dietrich, „säß' ihm meine Kugel nur schon auf dem Blatte!"

Sie stellten sich nun an und ließen die Meute los. Bald genug hörte man den Jagdlaut, und ehe eine Viertelstunde verging, krachte es durch das Dickicht gerade auf die Stelle zu, wo in nicht sehr großer Entfernung die Schützen standen. Sie gaben sich bedeutsame Zeichen und machten sich fertig.

Unweit des Alten brach jetzt das Thier heraus. Es war wirklich ein ungeheurer Keuler. Seine Hauer standen weit hinaus, gewaltig anzusehen, und er schnaubte und schnurrte gewaltig. Die Borsten seines Kopfes und Rückens standen wie ein Kamm aufgerichtet.

Der Alte zitterte vor Eifer; doch sammelte er sich und schoß.

Das Thier stürzte; aber ehe der Alte im Stande war, wieder zu laden, ehe Veit so nahe gekommen, daß er einen Meisterschuß hätte thun können, fuhr das Thier wieder empor. Es schweißte stark; aber nur ein Hinterlauf war zerschmettert. Wüthend rannte es auf Dietrich zu.

In der Angst faßte der Alte seine Büchse am Rohr und führte einen fürchterlichen Hieb auf des Keulers Kopf. Der Kolben der Büchse zersprang; aber nur einen Augenblick warf das Thier den Kopf in die Höhe; dann fuhr sein Hauer tief in Dietrich's Bein, womit er sich vertheidigen wollte, und zerfleischte es auf's Entsetzlichste. — Der Alte stürzte unter einem Schmerzgeheule zusammen, das weit in den Wald drang; aber auch in demselben Momente traf Veit's Kugel das Thier in's Auge, daß es lautlos zusammenstürzte.

Veit raunte nun zu dem Alten. „Ihr schweigt ja entsetzlich,“ rief er. — „Seid Ihr taubstumm?“

„Hülfe! — Ich sterbe vor Schmerz,“ jammerte der Alte und wand sich auf der schneebedeckten Erde, die von seinem Blute gerötet war.

Veit hatte in Spanien zu oft Gelegenheit gehabt, schwere Wunden zu sehen, als daß er hätte erschrecken sollen; auch war er zu oft in der Lage gewesen, verbinden helfen zu müssen, um jetzt rathlos zu sein. Indessen war seine Aufmerksamkeit zwischen dem erlegten Thiere und dem Verwundeten getheilt. Während er sein Halstuch abriß, sagte er halblaut: „In's Auge! Crève coeur! In's Auge! Da hätten Tausende schießen und doch so nicht treffen können. — Aber der hat Euch abscheulich geliebkost! Meiner Treu'! ein Bischen weiter — Adieu partie! — Nun, seid nur still! Ihr heult ja wie ein angeschossener Bär! Damit stillt Ihr das Blut nicht. — Zweihundert Pfund! — Himmel, was Hauer! was Läufe! was Schinken! — Still, still, Herr Dietrich! Ich verbinde Euch ja! Ein Aderlaß hat sein Gutes. Ihr könnt viel böses Blut entbehren! — Hätten wir nur den Keuler in Sicherheit! — Das blutet aber auch unvernünftig. Haltet doch stille!“

Tief im Wald, aber jenseit des Schlages Struth, befanden sich an diesem Morgen drei Personen, um dürres Reisig zu sammeln. Es war der alte Schmied, Engel und Veit's Frau. Wenn auch der Sturm der letzten Nacht manchen Ast geknickt haben mochte, so hingen die meisten doch noch am Stamme fest, und zum Baumsteigen waren die Glieder des alten Soldaten zu ungelenkig geworden; unten war nichts Dürres zu finden.

„Sind wir denn in den Wald gelaufen,“ rief er ärgerlich aus, „daß wir Reiserchen heimbringen, die so dick sind wie Zwirnsfäden? Mir geht's, wie dem Jäger, der den ganzen Tag herum-

gezaunt ist, ohne etwas anzutreffen. Er schießt am Ende eine Geis, wenn er den Rehbock nicht bekommen kann. Ich will's auch so machen!"

Und mit diesen Worten hieb er lustig in die jungen Buchenstangen hinein und sang dabei sein Lieblingslied: „Prinz Eugenius, der edle Ritter ꝛc." Die beiden weiblichen Begleiter des Alten baten um Gotteswillen, er möge aufhören, er frevle ja, und wenn's der Förster sähe, so gnade ihnen Gott.

„Laßt ihn nur kommen, den Strauchmörder," rief der Schmied grimmig aus. „Da hab' ich ein Beil, das ich selber gestählt, es haut Knochen entzwei wie Buchenstangen."

„Pathe, Pathe," flehte Engel, „laßt doch das wilde Gerede, ich will lieber auf der Stelle umkehren ohne Holz, als ein Protocoll bekommen. Was sollte aus meiner guten Mutter werden, wenn ich nach Simmern müßte? Und vor's Gericht? — Ich stürbe vor Scham."

„Deine Mutter wäre nicht verlassen, mein Göthchen," sprach der Schmied; „aber krümme Dir keins Deiner schönen Haare drum und nimm das Holz in das Bündel. Ich stehe für Alles; verlaßt Euch auf mich. Auch weiß der Veit, daß wir im Walde sind. Er wird den Kümmel-Dietrich schon ablenken."

„Aber er weiß nicht, daß Ihr Frevel thut, Schmied," sagte Veit's Frau.

„Pah, Holz und Unglück wächst alle Tage," versetzte der Schmied. „Ich halte es für keine Sünde; denn der liebe Gott läßt das Holz wachsen, daß wir uns damit erwärmen sollen, und so weiter. Wer aber verbietet's zu hauen? frag' ich; die Menschen, die Quäler ihrer eigenen Art. Und die Forstpartie haut's doch selbst und verkauft's noch dazu — und der Kümmel-Dietrich haut's und verkümmelt's. Wir nehmen nur Unterholz zum Brennen. Ich nähme auch lieber eine Buche von drei Schuh Durchmesser, als diesen Reibel von drei Zoll; aber das thut's nicht."

Die Philosophie des Schmieds überzeugte die Bettin wohl, aber die Engel nicht. Sie war bei ihrer Mutter bibelfest geworden und sprach: „Pathe, die Schrift sagt: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat!"

„Das ist Alles wahr, Engelchen," erwiederte der Schmied, welcher unablässig die schlanken Buchenstangen in Wellenlänge zusammenhieb; „aber es ist auch zu unterscheiden, ob die Obrigkeit nicht ihre Gewalt mißbraucht. Zum Beispiel: der alte Halunke, der Kümmel-Dietrich, der hat seine Gewalt nicht von Gott, sondern — — —"

„O ich bitt' Euch, Pathe, laßt doch den alten Haß fahren!" sprach Engel.

„Du vertheidigst ihn, Du?" fragte der Schmied zornig. — Er drehte sich um und legte sein Holz in die gedrehten Birkenseile, schnürte sie schweigend zu und legte sie auf die Tragringe der Frauen, welche der Hunsrücker „Kitschel" nennt.

Engel wagte es nicht, sich ihrem Pathen zu widersetzen, obwohl ihr Gewissen gegen sein Verfahren protestirte. Auch der Schmied lud seinen Bündel auf, und so schritten sie den Weg zurück, den sie gekommen.

Sie waren vielleicht keine dreihundert Schritte gegangen, als ziemlich rasch auf einander zwei Schüsse folgten und zwar in einer nicht sehr bedeutenden Entfernung. Der Schmied stand still und horchte, und die Frauen zitterten vor Angst.

„Hm! die Schüsse fielen bei der Struth, wenn ich recht gehört habe," murmelte der Schmied und bog rechts in einen Stellweg ein, der ihn aus dem Bereiche der Jagd bringen mußte. — „Tretet sachte auf," flüsterte er den Frauen zu, „damit wir hören, wohin sich die Hunde wenden; denn wir haben den Wind. Sich muthwillig in Gefahr begeben, hatte ich für unnöthig. Ist sie da, so bebe ich nicht vor ihr."

Wieder gingen sie einige Schritte, da vernahmen sie den gellen-

dem Weheruf eines Menschen, den ein Windstoß durch eine Lichtung des Waldes trug.

„Kinder," sagte der Schmied, „da ist ein Unglück geschehen. Wüßt' ich, daß es dem Kümmel-Dietrich passirt wäre, so — — aber es könnte auch Veit sein."

„Gerechter Gott," rief Veit's Frau aus und lief in angstvoller Eile in der Richtung des Schreis davon.

Engel und der Schmied folgten, mit keinem anderen Gedanken beschäftigt, als dem, es könne Veit verwundet sein.

„Gib Acht," sprach der Schmied zu Engel, „gib Acht, er macht's dem Veit noch, wie Deinem Vater selig. Nun, ich habe keine Schuld und wasche meine Hände; denn ich habe ihn noch vor acht Tagen vor dem Strauchmörder gewarnt. Wer nicht hören will, muß fühlen."

Sie mußten ihre Schritte beschleunigen, um der von Angst gequälten Gattin zu folgen.

Endlich erreichten sie die Lichtung, welche nach dem Dorfe führte, und fanden die Spur der beiden Jäger. Hier warfen sie ihre Holzbündel ab auf einen Haufen und folgten der Spur. Nicht lange, so erreichten sie den Ort des Unglücks.

„Bassa manelkwo!" rief der Schmied, „was liegt da für eine Bestie? Ein Keuler," rief er noch verwunderten aus, „wahrhaftig ein Keuler!"

Und Veit, der sich glücklich pries, Jemanden seine That erzählen zu können, wandte sich von dem blutenden Förster ab und sagte triumphirend: „Ich, Schmied, ich hab' ihn erlegt. Die Kugel fuhr ihm gerade in's Auge hinein; das ist ein Schuß, gelt?"

„Gut gezielt," sprach, im Anschauen des Keulers versunken, der Schmied; „gut gezielt und brav getroffen!"

Die Frauen schrien plötzlich: „Ach, der Förster blutet ja; erschrecklich! helfet doch!"

„Alle Pest!“ fluchte Veit, „das Tuch ist zu klein und ich hatte kein anderes.“

Jetzt riß Engel das Tuch, das sie nach Landessitte um den schönen Kopf geschlungen hatte, ab und eilte damit zu dem Alten.

„Da, Veit, da!“ rief sie, von Mitleid ergriffen, aus und reichte ihm das Tuch, band ihre Schlinge los und reichte sie auch dar.

Mit Hülfe dieses Verbandemittel gelang es, die Wunde, welche Veit mit Schnee ausgewaschen hatte, zu verbinden. Der Förster lag einem Todten gleich da.

Der Schmied beobachtete ihn lange mit innerem Widerstreite der Gefühle. Alter, tief eingewurzelter Haß und Mitleid rangen um die Herrschaft in seinem Herzen; als er aber sah, wie Engels milde Seele die Hülfe dem leistete, der den Vater ihr entrissen hatte, — da schmolz der alte Grimm, und er sagte leise in sich hinein: „Wenn das Mädchen kein Engel ist, so gibt es keine mehr! Aber ihr Beispiel soll mich lehren, was ich zu thun habe.“ Er trat rasch herzu, sah Dietrichen in's Gesicht und sagte dann zu Veit: „Hier ist nicht lange zu säumen! Nimm mein Branntwein-Buddelchen und flöße ihm eine Stärkung ein.“

Das geschah, und der Förster schlug bald wieder das Auge auf. An Gehenkörnen war nicht zu denken. Die beiden alten Soldaten machten eine Tragbahre aus Reisig und Stangen, legten ihn darauf und schritten rüstig dem Dorfe zu.

In dem Förster regte sich aber die alte Habsucht.

„Ach, der Keuler! der Keuler!“ sagte er halblaut.

„Still!“ herrschte ihm der Schmied zu, „meint Ihr, alter Sünder, es trage ihn Jemand weg? Euch tragen wir, das ist genug; aber den Keuler mögt Ihr mit Eurem Wagen holen lassen oder ihn den Wölfen Preis geben.“ Der Förster schwieg, wie schwer es ihm auch wurde. Er erholte sich allmälig, denn Veit flößte ihm, so oft sie ruhten, Branntwein ein.

Auch in der Nähe der Holzbündel ruhten sie wieder.

„Wem ist das Holz?“ fragte der Förster heftig, als er es sah, und richtete sich auf der Bahre in die Höhe.

„Mein und diesen Beiden!“ sprach der Schmied und sah scharf den Dietrich an. „Ich denke, Ihr macht uns ein Protocoll, weil wir Euch so treulich helfen? Es wäre Euer erster Schurkenstreich nicht.“

Dietrich biß sich in die Lippen, aber er wagte es nicht, dem Schmied gegenüber etwas Weiteres zu sagen. Er haßte ihn grimmig, fürchtete sich aber auch vor dem kühnen Manne, der keine Furcht kannte.

Veit sagte endlich: „Engelchen, lauf' in's Dorf und hole Hülfe; ich kann kaum mehr, und dem Schmied wird's nicht besser gehen.“

Während Engel dahinflog, schritten die Anderen langsam weiter, mußten aber immer öfter ruhen.

Als Engel das Dorf erreichte, rief sie hier und dort die Bauern an, die eben ihre Morgensuppe aßen; aber sie schüttelten lachend den Kopf und meinten, er habe es um sie nicht verdient.

Empört durch die Härte dieser Menschen, eilte das Mädchen gegen das Forsthaus; aber als sie es sah, wurzelte ihr Fuß an der Erde. Sollte sie hineintreten zu Andres? Einen Augenblick siegte die mädchenhafte Scheu, dann aber flog sie die Treppe hinauf in das Haus.

Andres stand vor ihr glühend vor Ueberraschung, und auch Engel erglühte jetzt vor Scham und sah verwirrt zur Erde. Doch fand sie bald wieder das Wort und entfernte sich dann schnell nach ihrer Wohnung.

Einige Augenblicke später rührte sich Alles im Hofe des Forsthauses, und bald rollte der Wagen, auf welchem Betten lagen, daher, den Verwundeten zu holen, und Andres regierte die Pferde mit ebenso viel Kraft, als Kunst. — Die Bauern sahen ruhig dem Wagen nach und meinten: „Unkraut vergehe nicht.“

3.

Der Abend dieses Tages sah eine größere Gesellschaft im Stübchen der Wittwe Wallauer. Ein junger Bursche hatte sich eingefunden und saß im Dunkeln an der Fensterwand, doch so, daß er die beiden Mädchen im Auge hatte. Niklas war eines reichen Bauern Sohn, ein derber Mensch, mit allem Uebermuth des reichen Burschen ausgerüstet. Sein Haar war brennroth, und ein Heer ansehnlicher Sommersprossen, die aber an die Jahreszeit sich nicht banden, bedeckten das breite Gesicht in allen Richtungen.

Die schöne Engel zog ihn an, obwohl sie blutarm war. Indessen war seine Aufmerksamkeit weniger in einer herzlichen Neigung zu dem lieblichen Mädchen begründet, als in dem Stolze, beim Tanze der Kirchweihe das schönste Mädchen zu führen. Daß sie es sich zur höchsten Ehre rechnen würde, mit ihm zu gehen, setzte er so sicher voraus, als er von der Unwiderstehlichkeit seiner Person überzeugt war.

„Das war ein Tag heut'," hob, als er seinen Stummel angebrannt, der Schmied an, „der hat die Menschenherzen offenbart und auch Manche gezüchtigt. Das aber muß ich Euch sagen, Mutter Wallauer, die Engel ist ein gutes Kind. Sie hat durch ihre christliche Liebe mich alten Kerl besiegt, daß ich den Kümmel-Dietrich tragen half. Ein Quentchen Beispiel ist mehr werth, als ein Pfund Lehre, sag' ich."

„Die Engel weiß, was die Schrift gebeut," sprach mit einem tiefen Seufzer die spinnende Blinde.

„Das muß wahr sein," fuhr der Schmied fort, und das hochglühende Mädchen winkte ihm zu schweigen.

„Was?" rief er aus, „Du winkst mir zu schweigen? Nein, ich muß Deiner Mutter Alles sagen! Um so schlimmer ist es, daß ich Eurer Engel Ungemach bereitet habe."

„Wie so?“ fragte die Blinde, deren leidende Miene einen schmerzlicheren Ausdruck annahm.

„Die Engel wird Euch erzählt haben, daß sie Kopftuch und Schürze zum Verbande des Mörders ihres guten Vaters hergab; daß sie zuletzt weglief, um einen Wagen zu holen?“ sprach der Schmied.

„Nein!“ sagte die Blinde; „aber that sie das, so segne sie Gott. Sie hat feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt.“

„Feurige? Mutter Wallauer,“ rief der Schmied; „da seid Ihr irre, denn sie brannten den Bosfeind nicht im Mindesten. — Doch ich muß Euch Alles auslegen:

„Als der Wagen kam mit dem Bettwerk, dachte ich: nun wird er sich drauf legen lassen? Nicht so? Veit!“ — Der nickte, und der Schmied fuhr fort: „Prost die Mahlzeit! Er ließ sich zudecken und begann den armen Andres zu schimpfen. Das konnt' ich länger nicht anhören und ballte so die Faust, hielt sie ihm unter die Nase und sagte: „Still, Du Unmensch,“ sagt' ich; „oder ich stopfe Dir den Mund, daß Du ihn nicht wieder aufthust, als vor Gottes Gericht, um Dein Sündenregister abzuheulen!“ Das machte ihn stockmäuschenstill; denn der Mensch ist so feig wie ein Schneider. Darauf sagte er kleinlaut: „Geht,“ sagt' er, „und holt erst den Keuler und meine zerschlagene Büchse. Ihr könnt auch das Holz aufladen,“ sagt' er; und ich dachte, der Bursche hat doch noch einen Rest von Ehrlichkeit in seiner Brust. — Wir gehen weg, der Veit und ich, mit dem Wagen. Aber als wir bei dem Thier anlangen — was meint ihr, was wir da sahen?“ — Er hielt ein, und Aller Augen hingen an des Erzählers Munde.

„Da werden die Hunde schöne Arbeit gemacht haben,“ rief dumm lachend der rothe Niklas.

„Du könntest Rathsherr zu Nürnberg werden!“ warf ihm der Schmied hin. „Nein,“ fuhr er fort, „das nicht; aber fünf Burschen sahen wir darum stehen, deren Einer wacker am Auswaiden war.“

„Wer war's denn?“ fragte Engel.

„Deserteure waren's,“ fuhr der Schmied fort. „Der Eine, ein baumlanger Mensch, trug die Uniform der sogenannten Ehrengarde, ganz roth. Ich glaube, das Blut des Thieres war das erste, das er sah. Der Zweite war ein Dragoner, der Dritte ein Chasseur, der Vierte ein Husar und der Fünfte, der so leidend aussah, daß ich glaube, er macht in seinem kalten Quartier im Walde bald nähere Bekanntschaft mit dem unter der Erde, trug die Uniformstücke dreier Waffengattungen an sich. Als sie uns kommen sahen, machten sie Veit's Flinte und einige Pistolen zurecht, um uns gehörig zu empfangen.

„Laßt's gut sein,“ rief ich ihnen zu, „und habt Ihr Hunger, so nehmt, was Ihr wollt,“ sagt' ich.

„Das wirkte, und sie erwarteten uns ruhiger. Von dem Kerler waren die Schinken abgeschnitten vorn und hinten, auch das Gelünge herausgenommen. — „Wir theilen ehrlich,“ sagte der Rothe, und lachte dabei recht behaglich. „Wir haben seit Hanau kein Fleisch gesehen.“

„Der Andres schwieg, und, da ich mit Veit einverstanden war, so sagt' ich: Prosit! Weiß auch aus dem Kriege, wie's schmeckt nach langen Fasttagen. — Lieber Gott! wie sahen die Leute aus! Wie Gerippe, sag' ich, wie pure Gerippe. Das ist mir durch die Seele gegangen. Hätt' ich's dort gehabt, mein ganzes letztes Gebäcke Brod hätt' ich ihnen gegeben, mein' Seel'!“

„Aber, Cumpeer,“ hob Veit an, „Ihr redet ja nichts von den Heimlichkeiten, welche der rothe Deserteur mit Euch hatte! Habt Ihr ja doch getuschelt mit einander wie zwei alte Freunde.“

„Wer kein Schloß vor dem Munde haben kann, sag' ich, Veit, den soll man aufknüpfen. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! Verstehst Du mich?“

„So kamen wir denn,“ fuhr der Schmied nach dieser Abschweifung fort, „recht freundlich aus einander.“

„Das glaub' ich," lachte Veit; „sie hatten das Fleisch und wir — die Knochen."

„Du hättest's ihnen streitig machen sollen, Veit. Wer hätte Dir's gewehrt?" fragte der Schmied. „Es war noch zu viel für den Hallunken, der unter der Bettdecke lag. — Daß ich's kurz mache, wir trennten uns, und die Deserteure gingen tiefer in den Wald, wenn man das Gehen heißen kann, daß Zwei dahinschlockerten, als hätten sie den Tod in den Gliedern."

„Ach, die Armen!" seufzte Engel.

Der rothe Niklas lachte und sagte zu Engel: „Hättest Du nicht Lust, sie aufzunehmen, Engelchen?"

„Niklas," rief der Schmied ärgerlich, „laß mir meine Gothe gehen. Sie hat ein christlich Herz, und das ist ein Ding, was Du und Dein Gelichter nicht kennst."

Der Rothe, der auch gerade nicht des Schmieds Liebling war, schwieg betroffen, und der fuhr fort: „Möge Gott und gute Menschen sich ihrer erbarmen! — Wir fuhren zurück, luden das Holz auf und dann den Kümmel-Dietrich und kamen heim. Von dem Gerippe des Keulers ahnte er nichts, weil das Holz darauf lag. Aber den Grimm hättet ihr sehen sollen, als wir den Keuler abluden! — Wenn im nächsten Sommer so viele Donnerwetter an den Himmel kommen, als der Unmensch fluchte, so können wir das fruchtbarste Jahr erleben. — Ich dachte, laß ihn fluchen und brummen und nimm dein Holz! — Da aber rief er laut: „Laß es liegen, Holzdieb; ich will Dir das Stangenhauen vertreiben!"

„Ich stand sprachlos, meiner Treu'! was mir doch selten passirt, machte aber kehrt und ging weg. Der Andres sprang mir nach und sagte: „Schmied, hat auch die Engel Holz dabei?" — „Freilich!" sagt' ich. — Er schlug die Hände zusammen und rannte weg, und daß er eine Thräne im Auge hatte, macht ihm eben keine Schande, denk' ich."

Der rothe Niklas verzog höhnisch den Mund.

Engel war bleich geworden, und ihre gefalteten Hände lagen in ihrem Schooße matt und kraftlos.

„Was wird das noch werden?“ fragte sie endlich den Pathen, und in ihren schönen Augen standen Thränen der Angst.

„Nichts weiter, als ein Bischen Sitzen im Schlosse zu Simmern, Engelchen, wenn nicht etwa Dein Schatz, der einfältige Andres, das Protocoll unterschlägt,“ sagte der rothe Niklas nicht ohne Groll, weil der Schmied den Andres gelobt und seine Sorge für Engel gerühmt hatte.

Das Mädchen zitterte heftig.

„Still! Du rothe Nachteule!“ donnerte der Schmied. „Wer hat Dich hereingerufen, wo man Dich nicht gerne sehen mag?“

Der Bursche stand auf. In seinem röthlichen Auge leuchtete eine verzehrende Gluth. Die braunen Sommersprossen erschienen wie helle Flecken auf der dunkelrothen Unterlage seines Gesichtes. Die Lippen zitterten. — „Wäret Ihr nicht ein alter Mann, Schmied,“ kollerte er in wildem Zorne, „so — — —“

Der Schmied, sonst jähzornig wie irgend Einer, sah ihn lachend an. „Geh', Kind,“ sagte er, „geh'! Der Himmel hat Dir's an den Kopf geschrieben, daß Du Nichts taugest; denn rothe Haare und Erlenholz — — nun, ich denke, Du kennst das Sprüchelchen.“

„Das will ich Euch gedenken!“ schäumte der Bursche, rannte hinaus und warf die Thüre so heftig in's Schloß, daß die Wände zitterten.

„Vater, Vater!“ sagte Marie halbweinend, „Ihr verfeindet Euch die ganze Welt!“

„Stille, Kind, stille!“ sagte begütigend der Schmied, „den Hochmüthigen bin ich Feind, und der rothe Bub meint's doch nicht treu. Besser, daß er fort ist, glaub' mir's.“

Die Blinde war stille Zuhörerin gewesen. Jetzt ließ sie ihre Hand sinken und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Unsere Prüfungen sind noch nicht zu Ende; Herr, mache es wohl mit uns!“

„Mutter," nahm der Schmied wieder das Wort, und an seiner Stimme leisem Zittern konnte man wohl hören, wie ihr der Blinden Wort berührt hatte; „Mutter, diesmal ist die Schuld allein an mir. Ich habe im Uebermuthe die Stangen gehauen, und Engel, wie Veit's Frau, hab' ich genöthigt, sie heimzutragen, sie wollten's nicht."

„Was wird das aber helfen?" sagte Veit unmuthig. „Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen, heißt es im Sprichwort."

„Dafür laßt mich sorgen, Cumpeer," sagte der Schmied. „Das Eisen ist warm; ich will es schon schmieden."

Engel stand auf. Ihr Herz war beklommen; sie mußte hinaus. Und draußen stand sie, an den Thürpfosten gelehnt, und weinte; ihre Hände falteten sich und sie betete: „Herr, hilf, daß nicht Schmach mich treffe und Elend die Mutter!"

Eine Bewegung im Schuppen erschreckte sie. Sie horchte. Als es stille blieb, trat sie näher, und — wer malt ihr Entsetzen? — zwei Deserteure stehen da, und der eine lehnt sich ächzend an des anderen Schulter. Engel wollte laut aufschreien.

„Ach, erbarme Dich unser," flehte eine wohltönende Stimme. „Wir sterben vor Frost. Laß uns in Deinen Stall, daß wir Wärme finden."

Engel war von Schrecken überwältigt; aber das Mitleid, erregt durch ihres Pathen Schilderung, gewann schnell die Oberhand in ihrem Herzen.

„Wartet ein wenig," flüsterte sie schnell, „ich will den Schmied rufen."

„Ach, thue das; er kennt uns!" war die Antwort, und Engel rief leise den Schmied. — Veit ahnte Nichts. War's doch so natürlich, daß die Angst des Mädchens bei dem Pathen heimlichen Rath sucht.

Der alte Schmied stand rasch auf und folgte ihr.

„Was gibt's?" fragte er leise.

„Es sind zwei Deserteure in unserem Schuppen; sie sind — —“

„Ich weiß, ich weiß, Kind,“ fiel ihr der Schmied in die Rede; „komm' nur schnell! In Eurem Stalle mögen sie die Nacht bleiben, da ist's warm. Morgen schaffe ich Rath. Es sind Landeskinder; dürfen wir sie verlassen in der Noth?“

Er zog das Mädchen mit sich fort, warf, nachdem er leise mit den Beiden geflüstert, schnell Stroh herab, trug's in den Stall, und die beiden Deserteure folgten schwankend. Sie warfen sich auf das Stroh nieder, und der Schmied sagte: „Es ist noch nicht sicher im Hause, gebultet Euch noch eine Stunde.“ Darauf schloß er die Thüre, raunte Engel noch zu, sich zusammen zu nehmen, und trat, als ob Nichts geschehen wäre, mit ihr in die Stube.

„Du bist zu ängstlich, Kind,“ sprach er, als ob er ein abgebrochenes Gespräch fortsetzte; „es wird sich Alles besser machen, als Du denkst. Der Kümmel-Dietrich weiß, daß ich alle seine schlechten Händel kenne, und Veit mag es ihm sagen, daß er verloren ist, wie er es wagt, mich vor Gericht zu stellen. Veit selbst ist nicht sauber dabei, und ihm geht es so gut an den Kragen, als dem Strauchmörder.“

Veit wußte zu gut, wie wahr des Schmieds Rede sei; er kannte zu gut die rücksichtslose Wahrheitsliebe des gutmüthigen Polterers, als daß er es hätte wagen mögen, eine Sylbe zu seiner Entschuldigung zu sagen.

Er fand es gerathen, früher als gewöhnlich aufzubrechen. Seine Müdigkeit vorschützend, verließ er mit seiner Frau das warme Stübchen der Wittwe Wallauer, wo jetzt nur Vier zurückblieben.

Sinnend und schweigend saß der Schmied in der Ecke, und seine Pfeife ging ihm aus. Das war ein sicheres Zeichen, daß ihn Ungewöhnliches bewege. Als er Veit und seine Frau weit genug weg wußte, stand er auf und ging hinaus, um sich zu vergewissern, daß nicht irgendwo ein unberufenes Ohr das auffange, was er

jetzt mit den drei Frauen zu besprechen hatte. Alles war todtenstille draußen.

Beruhigt trat der Schmied in die Stube zurück und setzte sich auf die Bank neben die Blinde, die Stirne reibend, wie Einer, der nicht recht die Kehre zu finden weiß.

„Der Veit," hob er endlich an, „hat vorhin von Heimlichkeiten zwischen mir und dem rothen Ehrengardisten im Walde gesprochen. Darüber muß ich Euch, Mutter Wallauer, und Euch, Mädchen, jetzt das Nöthige sagen.

„Der Mensch hatte ein scharfes Auge. Er meinte, ich sei ein ehrlicher Mensch — und Gott weiß es, da irrte er nicht. So zog er mich denn auf die Seite und sagte: „Hört einmal, Meister Schmied," sagt' er, „ich halte Euch für eine ehrliche deutsche Haut. Ich muß an Eure Barmherzigkeit eine Bitte stellen. Seht, da die zwei Kameraden, junges Blut, gezwungen zum Dienst, ehrlicher Leute Kinder aus dem Niederland, — sie haben mit uns die Platte geputzt, als es bei Hanau drunter und drüber ging. Bei Rüdesheim sind wir über den Rhein, und im Binger Walde treiben wir uns nun schon zehn Tage umher, und hungern und leiden Frost. Wir Drei ertrugen's, aber die nicht. Sie sind krank und sterben sicherlich, wenn sie nicht Obdach, Wärme und Pflege finden. Habt Erbarmen! — Der Eine ist ein Schlosser aus Solingen; da dacht' ich wohl, das Handwerk habe ein Anrecht an Euch. Hier ist Geld für ihn! Der Andere hat selber Geld genug, um für sich zu sorgen."

„Er gab mir eine schwere Hand voll Gold. — Ich wollt's nicht nehmen und sagte, ich sei ein Christenmensch, der auch ein deutsches Herz habe, sagt' ich. Aber der meinte, das sei desto besser; Geld aber, sagt' er, brauche man immer. Ich nahm's, weil ich mir vorgenommen, die armen Teufel zu retten. Mein Plan war schnell gemacht. — Kamerad, sagt' ich, kennt Ihr das Dorf da drunten hinter dem Walde? — Er bejahte. — Nun,

ſagt' ich, es ſteht zu äußerſt ein kleines Haus; darin wohnen Menſchen, die wiſſen, wie das Unglück thut; darum haben ſie auch Herzen, ſchlicht und recht, fromm und barmherzig. Dahin bringe die Zwei heute Nacht, wenn's ſtill iſt im Dorf; ich bin in dem Hauſe und ſo weiter. Daß ich Euch meinte, Mutter Wallauer, das werdet Ihr weg haben?

„Wer iſt denn der Andere?" fragt' ich noch den Rothen.

„Der iſt aus Crefeld," ſprach er. „Bleibt's dabei?"

„Ich legte die Hand auf mein deutſches Herz und ſagte: „So wahr mir Gott helfe!" — Da hättet Ihr ſehen ſollen, wie der gute Junge mir die Hand drückte und ſeine Thränen drauf fielen. Man hätte ſo hart ſein müſſen, wie ein Waldſtein, oder wie der Kümmel-Dietrich, wenn Einem da nicht weich um's Herz hätte werden ſollen. Bassa manelko! Ich hab' nur zweimal in meinem Leben geweint, nämlich, als der Wallauer todtgeſchoſſen wurde; denn er war mein lieber Gevatter! und als meine gute Frau ſtarb, — aber als der Junge ſo vor mir ſtand, — nun, da war mir's auch nicht weit.

„Was würdet Ihr nun thun, Mutter, wenn die armen Jungen kämen und bäten um Obdach und Schutz, bis der alte Blücher kommt, der die Franzoſen tanzen lehrt; ſagt, Mutter? Ihr wißt bei mir iſt kein Raum, ſonſt nähm' ich ſie."

Die Blinde ſann einen Augenblick nach; dann ſagte ſie: „Ich würde ſagen: In Gottes Namen! ob es gleich gefährlich iſt. Wir haben droben die Oberſtube, darin ſteht Engels Bett, die ohnehin bei mir ſchläft. Nun, in Gottes Namen!"

„Da ſeh' ich wieder, daß ich mich auf die Menſchen verſtehe," rief der Schmied fröhlich aus. „So, dacht' ich, wird ſie ſagen, und ſo ſagt Ihr gerade! Gott lohn's Euch, treue, fromme Seele! Der da droben, der Alles vergilt, hört auch jetzt Euer Wort, und Der hat ein gut' Gedächtniß!"

„Daß ich's dann aussage, Mutter, sie sind da und liegen in Eurem Stalle."

Als der Schmied diese Worte sagte, zuckte die Blinde in Schrecken zusammen; aber es war mehr die Ueberraschung, die so wirkte, als daß es sie gereut hätte, was sie gesagt.

Engel und Marie saßen als bewegte, aber stille Zuhörerinnen da, und über ihre Antlitze zogen Schatten und Lichter, je nachdem die Rede wirkte.

Engel sagte, als Alle schwiegen: „Wenn's nur verborgen bleibt — und . . ."

„Närrchen," fiel der Schmied ein, „Niemand weiß es, als Du und Deine Mutter, Marie und ich. — Uns kennst Du ja."

„Freilich!" sagte die Blinde. „Aber wenn die da oben rumoren und hier ist die Spinnstube?"

„Erstlich," sprach der Schmied, „werden die Zwei selber um ihre Sicherheit besorgt sein und sich stille halten; zum anderen aber sorgen schon eure schnurrenden Räder, daß man nicht leicht etwas hört. Aber Engel, Du hattest noch etwas, was Du hinunterschlucktest hinter dem „Und?"

„Nun," stotterte das Mädchen erröthend, „ich meinte — es schicke sich nicht, daß ich alleine zu den Mannsleuten gehe, und wer soll mich begleiten?"

„Wahr!" sagte der Schmied; „daran hab' ich auch gedacht und den Einwand erwartet; aber wohnen wir nicht neben Euch? Da ist allemal Marie Deine Sauvegarde. Ist Dir's nun recht so?"

„Ich kann zufrieden sein," lächelte Engel, indem sie die Hand Marie's faßte, die sie freundlich gegendrückte und zu ihr sagte:

„Ich theile alle Last mit Dir und hab's schon dem Vater versprochen."

„Aber," sagte die hocherglühende Engel, „noch Eins, Pathe, — unsere Grundbeeren (Kartoffeln) sind alle und zwei hungrige Gäste — —"

„Auch dafür ist gesorgt," lächelte der Schmied gutmüthig, und trat zu Engel. Er legte eine Handvoll blanker Napoleonsd'ors in ihren Schooß. — „Siehst Du, Göthchen, da kannst Du viele Grundbeeren für kaufen. Das hat mir der in der rothen Uniform gegeben als Pflegegeld. Lohn wollen wir nicht; aber wir werden's wohl brauchen. Nun aber rasch, Ihr Mädchen!" rief er den erstaunten Freundinnen zu, „macht Feuer oben in die Stube, kocht den Armen eine warme Milchsuppe, und Du, Marie, geh' heim und hole den Krug, worin der Neuwieber Doppelkümmel war, füll' ihn mit kochendem Wasser aus dem Ofenschiffe, drück' den Stopfen fest drauf und leg' ihn in's Bett, daß es warm wird."

Engel gab das Geld dem Schmied zurück und sagte: „Pathe, hebt Ihr's auf. Mir wird's bange bei dem vielen Gelde."

Der Schmied nahm es wieder zurück, weil er ja doch gewissermaßen seit Wallauer's Tode der Hausvater war. Auch erkannte er schnell, wie gut es sei, wenn er etwaige Einkäufe mache, um möglichen Argwohn von Wallauer's abzuleiten.

Die Mädchen flogen hinaus, und derweile schlich der Schmied zu den beiden Jünglingen, die in dem kleinen Ställchen eine belebende Wärme zu durchdringen begann. Als er ihnen die günstige Nachricht mittheilte, erfüllte eine selige Freude ihre Herzen. — Der Solinger fühlte sich wohler, seit er nach so langer Zeit an einem Orte war, wo ihn die thierische Wärme berührte.

Anders aber war es mit seinem feiner gebauten Gefährten. Seine Pulse schlugen heftig; sein Kopf glühte, seine Augen waren roth unterlaufen, und die lechzende, trockene Zunge verlangte begierig zu trinken.

„Das sollt Ihr haben," bemerkte der Schmied. „Ich weiß aus meinen Soldaten-Jahren, daß der Regimentsarzt sagte: Wasser, sagt' er, wenn's frisch aus dem Brunnen kommt, schadet niemals einem Kranken."

Er ging und kehrte bald mit einem Kruge frischen Wassers zurück, das den Kranken sehr erquickte.

Darauf trat er in's Haus zurück und half den Mädchen hier und dort ordnen und beschicken; untersuchte das Zimmer, und als er es warm genug fand, holte er seine Schützlinge aus dem unbequemen Versteck, um sie in ihre badewarme Stube zu bringen. Droben durfte kein Licht sein; wohl stand aber eines in der engen Hausflur — und hinter einem Spalte der Küchenthüre standen mit angehaltenem Athem zwei neugierige Mädchen und lugten heraus, sich die Gäste zu beschauen, die sie nun auf lange Zeit bedienen sollten.

„Der Blonde," flüsterte Marie ihrer Freundin zu, „ist ein prächtiger Bursche. Wenn der sich unter unserer Pflege erholt hat, können wir uns in Acht nehmen, ihm nicht zu tief in die Augen zu schauen."

Engel stieß die Muthwillige in die Seite und sagte leise: „Sei doch stille, Du tolle Hexe! Wenn das Dein Peter hörte, gäb's ein abscheulich Schmollen."

„O, laß mir meine Ruhe mit dem Peter!" gegenredete Marie; „dem bin ich zu arm, und meinst Du, ich hätt's gleichgültig angesehen, daß er seit vier bis fünf Wochen nicht mehr in unsere Spinnstube kommt, wohl aber in Werner's bei dem schwarzäugigen Gretchen sitzt, die ihm ohnehin so freundliche Blicke zuwirft, wie ein Eichkätzchen! Nein," sagte sie und klopfte mit der Rechten auftrumpfend in die linke Hand, indem sie trotzig mit dem hübschen Köpfchen nickte, „den laß ich laufen und singe, wie's in dem Schelmenliede heißt:

„Geh' Du nur hin, Du hast Dein Theil,
Du führst mich nur am Narrenseil;
Ohn' Dich kann ich schon leben,
Ohn' Dich kann ich schon sein."

Jetzt kam der Schmied wieder herab, um den Anderen zu holen, es war der Kranke.

Langsam und mühevoll schwankte er, von dem Schmiede mehr getragen, als geführt, an dem Schlupfwinkel der Mädchen vorüber, wo das Licht auf sein glühendes Gesicht fiel.

„Hast Du ihn gesehen?“ fragte Marie.

„Lieber Gott, wie sieht der arme Mensch erhitzt aus,“ entgegnete Engel.

„Aber er hat doch ein feineres Gesichtchen als der Erste, der aber hübscher ist.“

„Ach,“ bemerkte Engel wehmüthig, „laß jetzt die Narretheі. Es fällt mir schwer auf die Seele, daß wir da werden einen recht kranken Menschen zu pflegen haben. Möge Gott uns beistehen, daß er nicht stirbt! Was sollte das werden? Dann wäre Alles verrathen, und die ganze Last der Strafe träfe uns!“

„Wer wird auch gleich an's Sterben denken?“ rief des Schmieds heitere Tochter. „Du machst Dir immer trübe Gedanken und quälst Dich im Voraus. Da denke ich anders. Ich stelle mir immer das Beste vor und nehme das Schlimme, wenn's kommt, geduldig hin. Nein, Engel, so ein junges Blut stirbt so leicht nicht. Und wie alt wird er sein? Ich glaube, sie stehen im Alter zu einander wie ich und Du, und, wenn sie aus einer Stadt wären, so könnten sie mit einander confirmirt worden sein. Sei guten Muths, Engel, wir wollen das Unsere thun, und der liebe Gott wird dann weiter sorgen. Jetzt aber laß uns die Suppe anrichten; denn mein Vater wird bald kommen, und findet er uns plaudernd, und die Suppe ist noch nicht fertig, so liest er uns den Text noch ärger, als unser alter Griesgram von Pfarrer, als wir im letzten Sommer nicht mehr wollten in die Kinderlehre gehen.“

4.

Schier ein Monat war in dem Dörfchen ſtill und ohne bedeutende Ereigniſſe herumgegangen. Der Winter war milde; nicht einmal ein Schnee deckte die Höhen des Hunsrücken, und je näher der Neujahrstag heranrückte, deſto milder wurde es.

Der Kümmel-Dietrich war, wenn auch noch mit vielen Schmerzen geplagt, ſo weit geneſen, daß er ſtundenlang außer dem Bett ſein konnte. Niemand war froher darüber, als Andres und die alte Lisbeth; denn die Launen des Alten überſtiegen jedes Maß, und ſeine Quälereien hatten eine Höhe erreicht, die jede Ertragungsfähigkeit überſtieg.

Wie ein Dorn ſteckte ihm die Geſchichte mit dem Keuler in der Seele. Er hatte zwar, ſchlau genug, den Kopf des Thieres dem Unterpräfecten ſpendirt; aber ſeine forſtlichen Vorgeſetzten waren höchſt unzufrieden, daß er ihnen nichts von der Sache gemeldet, wodurch ſie um die Waidmannsluſt und um die köſtlichen Biſſen kamen. Die Verweiſe lagen ihm wie Steine auf dem Herzen, und daß er die Deſerteure nicht einfangen konnte, das war ein neuer Aerger. Ueberhaupt war es eine in jenen Tagen ſeltſame Erſcheinung, daß, obwohl man wußte, daß die Wälder im wörtlichen Sinne wimmelten von Deſerteuren; obwohl man genau unterrichtet war, daß oft in der Nacht Trupps von Zwanzig bis Dreißig dieſer Leute in die Dörfer kamen, um Lebensmittel zu kaufen; obwohl es eine notoriſche Thatſache war, daß ſie Leute vom Feld oder Holzſuchende aufgriffen und ihnen Geld gaben, um Brod zu holen: daß dennoch nicht der leiſeſte Schritt gethan wurde, um ſie einzufangen. Unſtreitig konnte man es als ein Zeichen der Erſchlaffung und Auflöſung betrachten, daß eine Polizei, die ſonſt Argusaugen gehabt hatte, jetzt nicht ſah — oder nicht zu ſehen wagte.

Der ganze Zuſtand auf dem linken Rheinufer, beſonders aber auf dem Hunsrücken und am Strande des Rheines zwiſchen Mainz

und Coblenz, war der einer Lahmheit in allen Maßregeln, einer Starrheit und Unsicherheit, welche jedem ruhigen Beobachter auffallen mußte.

Nirgends konnte man Zeichen einer Vertheidigung des Rheinufers wahrnehmen. Wohl lagen Truppen zerstreut in den Städten und Dörfern am Rheine hin, auch wohl auf dem Hunsrücken; aber es waren kleine Trupps, zusammengestoppelt aus allen Waffengattungen der Armee, welche man einst so ruhmredig die Große genannt hatte. Und diese Truppen, unter sich nicht einmal verbunden durch ein regelmäßiges Obercommando, erschienen als abgelöste, sich selbst hingegebene Glieder eines Körpers, der seiner völligen Zerstörung anheimgegeben war. Hier sah man mehr Offiziere als Gemeine; dort, und zwar besonders in den Dörfern, zahlreiche Gemeine ohne Offiziere. Sie selbst waren krank und hinfällig, zerlumpt und armselig, unvollkommen bewaffnet — und was mehr war — demoralisirt, muthlos, in sich gekehrt; und wenn einmal die Lustigkeit, diese unverwüstliche Eigenschaft des Franzosen, aufkam, so trug sie einen so eigenthümlichen Charakter, daß es schien, als strebten sie in convulsivischer Lust einen nagenden Schmerz, einen kaum zu bewältigenden Mißmuth, eine lähmende Trauer zu versenken.

Die häufigen Dislocationen dieser verzweifelten Soldateska mochten wohl nur den Zweck haben, die Bevölkerung über die Unzulänglichkeit ihrer Zahl zur Vertheidigung des Rheinufers und der Rheinlande überhaupt zu täuschen. Drüben aber, jenseit der Höhen des Taunus, das wußte man recht gut, sammelten sich die gewaltigen Massen des Befreiungsheeres und rüsteten sich in immer engerem Zusammenrücken zu dem Uebergange, welchen selbst die Franzosen als nahe schilderten.

Wie auch die Verbindung der beiden Ufer des Rheines gehemmt war, wie wachsam auch die Douane überall sich erwies: man war dennoch genau von Allem unterrichtet, was jenseits vorging; denn

seit die Continentalsperre ihre unselige Wirksamkeit entfaltet hatte. war am Rhein ein Schmugglersystem organisirt worden, welches an Schlauheit selbst die größte Wachsamkeit der französischen Schergen und ihre vielgerühmte Verschlagenheit übertraf. Es verzweigte sich in enger Gliederung bis tief in die Wälder des Hunsrücken hinein, und seine Arme reichten bis in's Herz des französischen Reiches, bis in das Alles verschlingende Paris.

Diese Schmugglerverbindung war die Brücke, über welche alle jene, die Bevölkerung mit frohen Hoffnungen, die französischen Beamten aber mit Angst erfüllende Nachrichten herüberkamen. Groß und allgemein war der Haß gegen die fremden Unterdrücker. Mit um so größerer Freude nahm man die Nachrichten auf, die man von Blücher's baldigem Erscheinen empfing.

Der alte Schmied war im Dorfe derjenige, um welchen sich die Deutschgesinnten schaarten. Er empfing — Niemand wußte wie und woher — Nachrichten von der wichtigsten Art. Veit allein, der wohl den Schmugglern Lasten tragen half, kannte seine Quellen.

Dagegen sammelten sich um den Förster die entschiedenen Franzosenfreunde, deren Zwei oder Drei im Dorfe waren. Dietrich wußte es wohl, wie der Schmied gesinnt war; aber er hatte den Muth nicht, etwas gegen ihn zu unternehmen, wie sehr auch Angeberei Lieblingsgeschäft von jeher bei ihm gewesen war. Hatte er doch in seinem Herzen gejubelt, als er ihn des Holzfrevels hatte zeihen können, um einmal seinen Muth an ihm zu kühlen; aber Veit nahm ihm alle Lust dazu, als er ihm des Schmieds Gruß vermeldete. Denn Dietrich wußte wohl, daß der Schmied das Alles so gewiß ausführen würde, als er es ausgesprochen hatte.

Unerwartet trat ein Ereigniß ein, das dem ganzen Verhältnisse eine andere Stellung gab. Es vereinigten sich Umstände, welche so ganz zu des Försters Haß die sicheren Handhaben boten, daß er

keine Minute mehr zauderte, das zu vollbringen, was er längst gewünscht.

Die Vereinigung der drei Nachbarfamilien in der Spinnstube der Wittwe Wallauer war bisher ungestört geblieben, und Niemand hatte eine Ahnung davon, daß über ihnen die Zufluchtsstätte zweier Menschen sei, welche als Fremdlinge, als Nothleidende die Barmherzigkeit herbergte und pflegte.

Hätte in Veit's Seele ein Argwohn gelegen, er hätte wohl etwas Ungewöhnliches ahnen mögen. Häufiger als je zuvor sah man den Schmied Esse und Ambos verlassen und in Wallauer's gehen. Auch Marie war dort mehr als früher, wie innig auch allezeit die Mädchen verbunden gewesen waren.

Dies häufigere Kommen des Schmieds aber hatte seinen Grund in dem schweren Erkranken des Crefelders. Ein heftiges Fieber wüthete in ihm. Seine Haut brannte, sein Auge war glasig, sein Durst unlöschbar. Fieberphantasieen brachten ihn oft dahin, daß er aus dem Bett sprang und davon eilen wollte. Der Solinger, welcher sich schnell erholt hatte, war dennoch unvermögend, ihn allein zu zwingen, wenn solche Anfälle kamen. Der Schmied mußte zu Hülfe gerufen werden, da den Mädchen das Zartgefühl nicht gestattete, in das Zimmer zu gehen. Oft sprach er laut von einer geliebten Mutter und ihrer Verzweiflung, weil sie keine Kunde von ihm habe; dann sah er sich wieder in der Gewalt der Gendarmerie. Und in diese wilden Träume mischte sich gar häufig die Erzählung, daß ein Engel ihn pflege, den ihm Gott gesandt.

Wenn nun der Schmied von diesen Fieberträumen sprach und auch dieses letzteren gedachte, den der Kranke immer fortspann; wenn die höchste Aufregung vorüber war, erglühte die gute Engel und der Schmied rief ihr zu: „Göthchen, zu erröthen brauchst Du nicht! Der arme Junge hat wohl einen Engel an Dir; denn Du gönnst Dir ja gar keine Ruhe mehr und siehst so bleich aus, als seiest Du selber krank vor Anstrengung."

Engel schwieg auf solche Reden; aber Marie lächelte in sich hinein und meinte bei sich, das Bleichsein sei doch nur Angst um den hübschen, braven Jungen, von dem der Solinger ihr viel erzählt, und nur Gutes, aus der letzten Zeit ihres Flüchtlingslebens; denn früher hatte er ihn nie gesehen. Daher kam es denn auch, daß er nicht wußte, wohin etwa ein Brief zu richten wäre, wenn man seinen Eltern schreiben wolle.

Je mehr die Krankheit des Armen stieg, desto tiefer ergriff seine Lage Engels gutes Herz. Wie gerne hätte sie heimlich einen Arzt kommen lassen, wenn nicht der Schmied auf's Entschiedenste sich dagegen gestemmt hätte.

„Willst Du ihn und uns unglücklich machen?" fragte er heftig. „Kann das verschwiegen bleiben? Und was dann? sag' ich."

„Aber wenn er stirbt?" fragte Engel, und ein leiser Schauder rieselte durch alle ihre Adern.

„Pah," rief der Schmied aus, „so ein junges Blut hat viel zuzusetzen. Ich hab' auch einmal in Ofen im Lazareth gelegen, und in meinem Kopfe brummte es, als ob der ganze Himmel voll Baßgeigen hinge, die alle schnurrten, und in meinen Adern war eine Gluth, wie in meiner Esse, wenn ich frische Kohlen aufschütte. Und nicht nur die Hälfte der Soldaten war krank, sondern auch unsere Chirurgen alle. Das war eine schöne Wirthschaft? Item, ich genas ohne alle Arznei und die meisten der Soldaten wie ich."

„Wer weiß aber, ob Ihr diese Krankheit hattet, Pathe," warf die Beängstete ein.

„Kind, keine Krankheit ist ein Plaisir, sag' ich. Der Tod läuft immer Sturm dabei auf die Festung des menschlichen Leibes. Sind Wälle und Bastionen gut, so muß er abziehen, ohne daß der Mensch, wie Veit sagt, verendet."

„Aber gerade das ist's, was ich bei dem Crefelder fürchte," sagte Engel und zupfte am Bändel ihrer Schürze, und ihre Stimme

wollte wanken vor Wehmuth. „Er ist so abgemattet," setzte sie hinzu, „und sein Körper ist nicht sehr kräftig."

„Er wird nicht sterben!" sagte feierlich die Blinde.

Da fiel ein Licht, strahlend und hell, auf Engels schöne Züge; die Wolke schwand, die seit mehreren Tagen auf ihrer weißen Stirne lag, und das Auge sah fröhlich wieder in die Welt. Sie glaubte ja so fest und vollends hier an der Mutter prophetisch Wort; — die Hoffnung glaubt ja so gerne.

Die Krankheit des jungen Mannes, dessen Namen nicht einmal der Schlosser aus Solingen kannte, da ihn der rothe Ehrengardist nur „Crefelder" genannt hatte, nahm aber immer nicht ab. Erst nach vielen Tagen trat eine Krisis ein; das Bewußtsein kehrte ihm wieder, aber zugleich stellte sich eine Mattigkeit ein, die Engel abermals beängstigte.

Es war rührend anzusehen, mit welcher Dankbarkeit sein Auge ihr folgte, an ihr hing, während Marie und der Solinger scherzten und sich neckten. Er sprach nicht, weil es ihm so schwer wurde. Es schien, als beobachte er nur seine Pflegerin, die oft durch seine sinnigen Blicke in Verlegenheit gerieth. Sie war so selten als möglich allein oben; aber sobald Marie in's Zimmer getreten war, hatte sie nur Augen für den Solinger, der schon nach vierzehn Tagen wieder rothe Wangen bekommen und frisch aussah wie das Leben.

Unter diesen Umständen mußte Engel sich mit dem Leidenden befassen, ihn besorgen und pflegen. Wie zurückhaltend das sittige Mädchen dies auch that, so blieb es doch ihrem Pflegling kein Geheimniß, wie innig und warm der Antheil sei, den sie an ihm nahm. Unvermerkt wurde auch Engel zutraulicher gegen den Jüngling. Sie tauschten Blicke, in denen jeder Eingeweihte in diese geheimnißvolle Zwiesprache unverdorbener Herzen mehr gelesen hätte, als ihr Mund sprach und hätte sprechen können, weil sie selbst sich ihrer Gefühle noch nicht bewußt waren.

Der Schmied war jetzt allzu sehr mit den Kriegsläuften beschäftigt, als daß er von dieser wachsenden Zuneigung etwas hätte wahrnehmen können. Täglich brachte er Kunde, wie es stand und was er vom rechten Rheinufer erfahren. Eines Tages aber hatte seine Freude gar kein Maß. Die rheinischen Schmuggler hatten ihm die Proclamation des alten Blücher gebracht. Wenn's auch mit dem Lesen bei ihm nicht eben rasch ging, und er lange mit der Brille auf der Nase daran studirt hatte, so war ihm doch endlich der Inhalt klar geworden. Er war nicht der Mann dazu, das in sich zu verschließen. Was ihm auf dem Herzen lag, das mußte, wenn's nicht eben ein ihm anvertrautes Geheimniß war, herunter. Der innere Drang ließ ihm keine Ruhe; war ihm indessen etwas vertraut, so lag's in seiner Seele verschlossen wie unter tausend Riegeln.

Kaum war diese Proclamation von ihm verstanden, so eilte er hinüber in Wallauer's, ließ die brennende Esse verlöschen und trat zu den Deserteuren, welchen eben die Mädchen das Mittagsbrod brachten.

Das war ein Jubel! — Es lag ja die Hoffnung der Erlösung so nahe: die Hoffnung, das Panier junger Herzen; es flatterte im Sonnenstrahle der Freiheit. Mit glühender Begeisterung nahm der Crefelder es auf. Seines Genossen Region lag tief unter der seinigen. Dieser faßte bloß die materielle Seite auf und — ergriff des Schmiedes Hand.

„Hört," sagte er, „Vater Schmied! Es ist mir lieb, wenn der alte Blücher kommt; aber in meiner Heimath hab' ich Niemand mehr. Ich bin eine Waise. Mein Handwerk versteh' ich aus dem FF. Wie wär's, wenn wir einmal ein Wörtchen mit einander im Vertrauen redeten? Eure Tochter — hab' ich lieb, und ich glaube, sie mich auch. Gebt mir Marie zum Weib, und — ich bleibe bei Euch. Wir schaffen selbander, so lange Ihr könnt und wollt, und Ihr sollt in mir einen guten Sohn haben!"

Marie stand in lichter Gluth da. Sie barg das Gesicht mit beiden Händen in ihrer Schürze.

Der Schmied sah den Jungen mit forschendem Blick an. „Für einen Scherz," sagte er, „wär' mir das zu bunt. Ist's aber Euer Ernst und Ihr seid eine ehrliche Haut, so hab' ich nichts dagegen, wenn anders Marie auch denkt wie Ihr."

„Mariechen!" rief der Schlosser. „Warum bedeckst Du Dein Gesichtchen? Hast Du mich doch gepflegt, wie eine Mutter ihr Kind, und hast mir's angethan, daß ich lieber wollte in der Franzosen Hände fallen, als leben ohne Dich."

Er trat zu ihr und schlang den Arm um sie, zog leise die Schürze von dem lieblichen Gesichtchen weg und fuhr plötzlich zurück.

„Du weinst?" sagte er. „Bist Du mir nicht gut? Hab' ich mich geirrt, als ich meinte, Du habest mich lieb?"

Aber Mariens Hand blieb in der seinigen, und ihr Köpfchen sank auf seine Schulter.

Und der Schlosser quälte sie mit Fragen, bis sie: „Ja" sagte. Dies Ja aber, so schwer gegeben, war längst gesprochen unter dem blauen Mieder, und nur die jungfräuliche Scham ließ es nicht über die frische Lippe.

Der alte Schmied gab seinen Segen, und sein Herz jubelte in der Doppelfreude, einen wackeren Schwiegersohn verwandten Handwerks zu haben, und über die Aussicht, daß bald das französische Joch gebrochen würde, das ihn so schwer drückte. Er pfiff den ganzen Tag seinen „Prinz Eugenius" und den „Jäger aus Kurpfalz"; aber rasten ließ es ihn nicht. Wenn er auch die erste Freude hinabdrücken mußte in die stillen Räume der Brust, so mußte die andere laut werden; und er trug Blücher's Proclamation fast ohne Scheu von Haus zu Hause.

Die beiden Glücklichen in Wallaner's Oberstube saßen derweile kosend beisammen und sahen nicht, wie der Jüngling, der heute

zum ersten Mal aus dem Bett sein konnte, seit seines Genossen glücklicher Freiwerberei so stille geworden war und wie ein wehmüthiger Ausdruck in seinen bleichen Zügen lag. Selbst die Freude über die Nachricht der nahen Befreiung des Vaterlandes, die seine Brust schwellte, konnte jenen Ausdruck nicht verwischen.

Und Engel? O wie freute sie sich des Glückes der Freundin! Aber als sie allein war, nur bei Gott und sich selber, da fiel sie nieder und betete inbrünstig: „Herr, stärke mich, daß ich es trage!" — Und sie preßte die gefalteten Hände vor die ungestüm wogende Brust, trocknete eine leise rinnende Thräne und trat, nachdem sie sich gesammelt, zu ihrem Rade, wo sie der Mutter den Hergang erzählte. — Die Mutter sah nicht, wie bleich sie war.

Die Blinde sagte: „Marie ist ein gutes Kind; aber ihr Sinn ist leicht. Gebe Gott, daß sie sich nicht täuscht in einem Menschen, den weder sie noch ihr Vater kennt! Ach, die Freude ist oft so kurz, — und das Weh so lang!"

Engel fragte hastig: „Mutter, ahnt Euch ein Unglück für Marie?"

„Nein," erwiederte die Blinde, „für sie nicht," — und sie seufzte tief.

So stand es im Häuschen am Walde.

Nicht ferne von diesem lag das schöne Gehöfte, worin des rothen Niklas Vater wohnte. Seit jenem Abend trug der tückische Bursche tiefen Groll im Herzen gegen den alten Schmied, der seinen Hochmuth so schwer verletzt hatte. — Doch nicht allein auf ihn warf sich sein Zorn, sondern auch auf die schuldlose Engel; denn sie wies seine Aufmerksamkeiten zwar nicht mit Worten ab; aber ihr Schweigen, ihr ganzes Benehmen zeigte ihm, wie wenig sie ihn leiden mochte. Der Spott, welcher ihm bei den Burschen im Dorfe deßhalb zu Theil wurde, stachelte seinen Zorn immer mehr. Seit jenem Abend war in seinem Innern ein Argwohn geblieben. Der

Veit sprach von einem Duzscheln zwischen dem Schmied und dem Deserteur. Der Schmied legte einen so ganz eigenthümlichen Ton auf die Worte: „Mögen Gott und gute Menschen sich ihrer erbarmen!“

Nicht ohne Bedeutung hatte er zu Engel gesagt, ob sie sie nicht aufnehmen wolle?

Das Auge der Arglist sieht scharf. Niklas konnte den Gedanken nicht los werden, der Schmied habe Verbindungen mit den Deserteuren gehabt, und ihr plötzliches Verschwinden deutete ihm darauf hin, er habe sie irgendwo untergebracht. An Wallauer's dachte er zwar zunächst noch nicht; wohl aber an des Schmieds Häuschen selbst, das freilich sehr klein war, oder an Veit, der als charakterloser Zwischenträger und Helfershelfer zu geheimer Praktik, wenn auch nicht gerade zu offenbar schlechten Streichen geneigt, bekannt war.

Niklas wollte gerne hinter den alten Schmied. Er umkreiste sein Haus zu allen Stunden der Nacht; aber es gelang ihm nicht, irgend etwas Zweideutiges zu entdecken. Nun beobachtete er das Haus Veit's; auch hier konnte er keine Spur finden, die ihm verdächtig erschienen wäre.

Eines Abends spät ging er an Wallauer's Wohnung vorüber. Es war ein wenig kälter geworden, und in allen Stuben, wo nicht Feuer war, sah man die Fenster gefroren. Nur an Wallauer's Oberstube war dies nicht der Fall, obwohl keine Laden an den Fenstern waren. Dort rann der Ansatz des Dunstes herunter an den Rauten. Es mußte dort Feuer im Ofen sein. Unten aber war die Spinnstube. Wozu sollte das geschehen sein, droben, wo doch Niemand wohnte?

Einmal argwöhnisch, verbarg er sich hinter einem Strohschober seines Vaters, der in der Bitz saß, die an Wallauer's Bitz und Gärtchen grenzte und den Blick auf die Thüre gestattete. Als es elf Uhr schlug, ging die Spinnstube aus einander. Veit und seine

Frau gingen mit Marie und ihrem Vater bis zur Hausthüre; aber kaum war Veit mit seiner Frau in ihr Haus getreten, als der Schmied wieder aus dem seinigen herauskam, unter Veit's Fenstern gebückt wegschlich und eilig in Wallauer's Thüre schlüpfte, die er hinter sich sorgfältig schloß. Der Vollmond begünstigte die Beobachtungen des Laurers.

Es lag in diesem Thun etwas so Räthselhaftes, daß der rothe Niklas mit jedem Augenblicke neugieriger wurde, hinter dieses geheimnißvolle Wesen zu kommen.

Der Hunsrücker Bauer hat meist seine Leitern an Holzhaken unter dem Vorsprunge des Strohdaches hängen, so daß man sie unbemerkt herabnehmen kann. Niklas' Vater hatte ebenso seine Leitern aufgehängt, und des Sohnes kundige Hand wählte eine, die gerade an die Fenster reichte, zu deren aufgethanen Fenstern er hätte hineinblicken mögen.

Er wartete, bis auch unten hinter den Laden das Licht erlosch; dann stellte er seine Leiter ohne Geräusch an und stieg hinauf. Der Mond schien hell, wie wenn es Tag wäre.

Der Rothe, wie er schlechtweg im Dorfe hieß, weil er der Einzige war, dessen Haupthaar die seltene, aber keineswegs beliebte Farbe trug, war von der Natur mit Augen beschenkt worden, die in der Farbe einiges mit seinem Haar Uebereinstimmendes, aber in ihrer innern Beschaffenheit einiges Verwandte mit dem Auge einer Katze hatten. Er konnte selbst im Dunkeln die wenigen Lichtstrahlen leichter aufnehmen, als ein anderes normal construirtes Menschenauge vermochte. Daher war er im Stande, zu sehen, wo ein anderer heillos im Finstern herumtappte und sich unbarmherzig an jede Ecke stieß.

Hier kam ihm sein Katzenblick herrlich zu Statten. Der Mond schien nicht unmittelbar in das Gemach; aber er verbreitete so viel Licht, daß er deutlich sah, wie der Schmied vor dem Bett auf einem Stuhle saß und bedeutend mit dem Kopfe nach vorne neigte, wie

Einer, den der Schlaf überwältigt hat. Auf einem Lager am Ofen sah er einen anderen Mann schlafen, und ohne Zweifel lag ein Dritter, Kranker vielleicht, im Bett; denn wozu sollte der Schmied sonst wachen?

Leise stieg er herab, trug seine Leiter weg und schlich auf seine Kammer. Er hatte genug gesehen, um zu wissen, daß er einen Punkt gefunden, wo er seinem Erbfeinde beikommen konnte.

Und wirklich geschah dies in jenen Tagen, als der Kranke in wilden Fieberträumen lag. Der Schmied wachte damals oft an seinem Bett und gerade auch in jener Nacht, wo es, da eine schnell vorübergehende Kälte eingetreten war, doppelt nöthig erschien, vor einer neuen Erkältung den Schwerkranken zu schützen.

Mehrere Tage ging Niklas herum und berieth seinen Plan im Herzen. Ueber das Wie? seiner Ausführung war er noch nicht mit sich selbst einig geworden.

Gerade in jenen Tagen geschah es nun, daß Stroh, Heu und Hafer geliefert werden mußte, um die Festung Mainz zu verproviantiren. Da kam die Reihe an die reichen Bauern, welche Pferde hatten, das Gelieferte gen Mainz zu bringen, und der Rothe mußte zu seinem nicht geringen Aerger für seinen Vater die höchst unangenehme Reise machen. Durch diesen unvorhergesehenen Umstand wurde die Ausführung seines Racheplans um einige Zeit verschoben.

Eben an jenem Tage, als der Solinger um seine geliebte Marie warb, kehrte zeitig der Rothe zurück. Er brannte vor Begierde, zu wissen, ob nicht etwa die Vögel ihm ausgeflogen wären, und wollte sich am Abend deß vergewissern. Die Ungeduld zu beschwichtigen, trat er in's Wirthshaus, wo mehrere Dorfpolitiker bei einem Schnappse saßen. Der Rothe war ihnen willkommen; denn er, der von Mainz kam, hatte sicher Manches gehört von den Dingen, die jetzt Jeder besprach.

Er war eben im Erzählen, wie man in Mainz auch an einen nahen Uebergang glaube, als voll seliger Freude der Schmied her-

eintrat. Zwar berührte ihn des Rothen Anwesenheit nicht zum Angenehmsten; allein dieser wußte schlau in die Vorstellungen des Schmieds einzugehen, und war freundlich gegen ihn. Und nicht länger fähig, seiner Freude Schweigen zu gebieten, zog er das ominöse Blatt heraus, das heute schon eine so unerwartete Folge gehabt hatte, und reichte es einem der Bauern hin, der es las.

„So haben wir denn die Befreier bald zu erwarten!“ sagte frohlockend der Schmied.

„Gewiß!“ bemerkte der Rothe. „Wie werden sich dann die armen Deserteure freuen, die von guten Menschen aufgenommen worden sind!“ sagte er und fixirte den Schmied, auf dessen Antlitz schier eine Flamme schlug. Er schwieg betroffen und sah unter sich. Er fühlte, daß der Rothe anzüglich rede; aber, fragte er sich, woher könnte er wissen, daß sie sich in Wallauer's befinden? Stichelte er auch vielleicht nur auf des Schmieds Franzosenhaß und auf jenes Wort, das er an jenem Abend geäußert, wo er ihm die Thüre gewiesen hatte?

Nach einiger Zeit ging der Schmied wieder weg. Je länger er des Rothen Worte erwog, je weniger Ursache konnte er finden, an ein bestimmtes Wissen von dessen Seite zu glauben. Seine Ruhe kehrte wieder, und seine Heiterkeit wurde nicht getrübt. Er glaubte seiner Sache völlig gewiß zu sein.

Den Rothen aber hatte des Schmieds Benehmen überzeugt, daß er noch Alles finde, wie er es verlassen, und noch Zweckdienlicheres dazu, nämlich die Vorlesung der Blücher'schen Proclamation.

Am anderen Tage schritt der Rothe gen Simmern. Er schien Eile zu haben; denn nirgends hielt er sich auf. Dort angelangt, schlug er sogleich den Weg zur Unterpräfectur ein. Als er so dahinschritt, ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf dem finstern Schlosse, das der Wassergraben umgab und das zu seiner Rechten lag. Dort waren ja die Gefängnisse, in denen bald sein Erbfeind

schmachten sollte zur Befriedigung seiner Rache, die ungesättigt wie ein Geier an seinem Herzen fraß.

Der Unterpräfect war ein allgemein beliebter und geachteter Mann. Gerecht, aber auch milde, so kannte man ihn. Jedem Bittenden stand seine Thüre offen, und das Volk liebte es, mit ihm selbst zu reden, wenn es ein Anliegen hatte, weil es freundliches Gehör, genaue Untersuchung und gewiß Recht fand, wenn seine Sache gerecht war.

Auch der Rothe verlangte ihn zu sprechen; aber er war abwesend. Offiziere der in Simmern liegenden Franzosen befanden sich bei den Unterbeamten.

Ohne Weiteres brachte der Rothe seine Anzeige bei ihnen vor. Mit großer Aufmerksamkeit und sichtlicher Freude vernahm der französische Oberst die ihm übersetzte Anzeige des Bürschen. Nach einer in französischer Sprache geflogenen kurzen, aber lebhaften Unterredung wurde ihm der Bescheid, er solle in einer Stunde wiederkommen, um dem Syndic (so hießen die Dorfschulzen jener Tage) Dietrich Brief und Befehl mitzunehmen.

Frohlockend über den Erfolg trat Niklas in ein nahes Wirthshaus, um die Zeit abzuwarten, die ihm gesetzt war.

Ehe sie noch abgelaufen, sah man Unteroffiziere hin- und hereilen, und bald darauf versammelten sich in der Allee vor dem Schloß etwa vierzig Mann Franzosen mit Waffen und Tornister.

„Wohin?" fragte der Wirth zum Fenster hinaus den ihm bekannten Sergeanten, der das kleine Detachement anzuführen bestimmt war.

„Auf ein Dorf in der Nähe," erwiederte dieser. „Wir sollen Deserteure und ihre Hehler einfangen, und warten noch auf den Boten."

Der Rothe vernahm dies Wort, und, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, sprang er auf und eilte, seine Briefe zu holen. Als er diese in Empfang genommen, zog er mit den Soldaten ab auf dem Wege nach Erbach.

Der alte Dietrich lehnte in seinem lederbezogenen Sorgenstuhle zur Seite des Ofens. Er hatte das noch immer nicht vollständig geheilte Bein, mit Hasenpelz umwunden, auf einem davorstehenden Stuhle liegen. Veit saß bei ihm, und Beide unterhielten sich von der Kunde, welche der Rothe mit von Mainz wollte gebracht haben. So zweideutig auch Veit in seinem Wesen war, so konnte er doch den alten ehrlichen Schmied, der sich, ungeachtet seines Hitzkopfes, allezeit als ein treuer Nachbar und Freund gegen ihn bewiesen hatte, durch Mittheilung dessen, was er von ihm erfahren, nicht bloß stellen. Am Fenster saß Andres still und in sich gekehrt. Er schien dem Gespräche der Beiden am Ofen durchaus keine Aufmerksamkeit zu schenken. Seine Seele war bei — Engel. Andres war Dietrich's letztes Kind. Alle seine Geschwister waren hingestorben, zuletzt die Mutter, eine stille, gottesfürchtige Frau, eine sorgsame Haushälterin und eine treue, liebevolle Mutter. Andres war das jüngste Kind, der Mutter das einzige, liebste. Die Härte des Vaters, seine Haustyrannei, seine Gefühllosigkeit wies die arme Mutter allein an ihr Kind. Sie suchte dessen ohnehin weiche Seele ganz an sich zu fesseln, und das war so leicht, da der rauhe Vater den zarten, mädchenhaften Knaben abstieß, weil er ihm nicht nachartete. So kam etwas Weibisches in den Knaben, das ihm vollends des Vaters Liebe raubte. Dieses innere Wesen prägte sich auch in seinem Aeußern aus. Er war zart gebildet, und wenn auch seine Züge regelmäßig schön waren, so hatten sie doch nichts männlich Schönes. Wenn er Frauenkleider würde getragen haben, so hätte ihn gewiß manches männliche Auge hübsch gefunden.

Als Kind waren Mädchen seine Gespielen. Unter diesen besonders Wallauer's Engel, damals schon in der kaum sich öffnenden Knospe die Rose der Zukunft verheißend.

Das entsetzliche Geschick, das Engel des Vaters und Ernährers beraubte, zerstörte selbst der Kinder Spiele, nicht aber die Zuneigung

des Knaben zu dem Mädchen, das in so vielfacher Beziehung ihm innerlich verwandt war.

In späteren Jahren, als ihre Mutter erblindete, mußte die jugendliche Engel frühe dazu mitwirken, daß nicht Mangel und Elend sie heimsuche.

Des Knaben Mutter starb. Mit ihr schwand seine letzte Stütze; denn seit die Mutter ihm den unvertilgbaren Abscheu vor der Jagd beigebracht, in der sie den Grund jenes Unglücks suchte, das an ihrem Herzen zehrte, behandelte ihn der Vater mit einer Lieblosigkeit, daß im wörtlichen Sinne seine Hunde ihm näher standen, als sein Sohn. Seinen tiefen Schmerz um der Mutter Tod verstand Niemand im Hause. Er war durch das stete Leben in der Nähe der Mutter selbst Anderen seines Alters im Dorf entfremdet. Auf seine Erziehung verwandte der geizige Vater nichts, weil er ihn einen Simpel nannte und ihm keine Fähigkeiten zutraute. So wurde das Wesen des Knaben scheu und abgeschlossen.

Er reifte zum Jüngling, und sein in sich selbst zurückgezogenes Wesen trat noch schärfer hervor. Für ihn gab es keine Freude, wie für die Jünglinge und Jungfrauen seines Alters. Die Musik auf der Kirchweihe stimmte ihn wehmüthig, und während Andere jubelten in wilder Lust, saß er da, und die Thränen rannen nicht selten über seine Wangen. Er war verarmt an Allem, was dem Leben Reiz, der Jugend Freude gibt. Seine Arbeiten that er still und in sich gekehrt, aber pünktlich, und des Vaters Ackerbau war in schwunghaftem Zustande, ohne daß dieser es anerkannte.

Andres kannte durch der Mutter Schilderung, durch das Ansehen und Anhören der Verhandlungen im Vaterhause, des Vaters unredliches Treiben, seinen Wucher; und er suchte durch Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende den Fluch zu entkräften, der tausendfach den alten Förster traf.

Der besondere Gegenstand seiner heimlichen Wohlthaten waren Engel und ihre Mutter. Es ist schon angedeutet worden, daß

Engel oft am Morgen Haufen Korn auf ihrer Tenne fand. Sie vermuthete, es komme von ihm, und seit sie ihn am Fenster gesehen, ahnte sie, daß die Zuneigung des Knaben in ein anderes Gefühl übergegangen sei, das sie — nicht erwiedern konnte. Sie war dem Armen gut, aber ein tieferes Gefühl sprach nie für ihn in ihrem Herzen. Hielt sie doch mit einer ehernen Gewalt den Gedanken zurück, daß er der Sohn des Mannes sei, der sie so unglücklich gemacht. Zwar war er so schuldlos an diesem Unglücke, wie sie; zwar hatte die gute Mutter durch ihre tiefe Frömmigkeit den Keim des Hasses, wenn ihr Herz dessen fähig gewesen wäre, in ihr längst erstickt; aber dennoch empfand sie ihm gegenüber etwas, was sie gewaltsam wegstieß.

Und er liebte sie mit der ganzen Kraft eines Herzens, dessen Gefühle um so stärker waren, je mehr sie verschlossen im Inneren lebten. — Sie kannte seine Liebe; denn Mädchenaugen sehen sehr scharf. Darum erglühte sie so tief, als sie vor ihm stand am Tage des Unglücks seines Vaters; darum floh sie wie ein gescheuchtes Reh aus dem Hause, in dem sie seit ihren frühen Kindertagen nicht mehr gewesen war und das sie nie ohne Schauder anzusehen vermochte. — Bei ihr und lediglich bei ihr waren seine Gedanken, wenn er so stille dasaß. Bei ihr waren sie auch jetzt wieder, als plötzlich die blanken Bajonnette der Franzosen ihm in die Augen blitzten.

Sie stellten sich vor den erstaunten Blicken des ahnungslosen Jünglings auf, und in die Stube trat mit dem Triumphe der Hölle im Auge der rothe Niklas.

Er reichte dem Förster den Brief.

„Woher?" fragte dieser.

„Les't nur, Ihr werdet's schon sehen," sagte mit einer Lache, die herzzerschneidend war, der Rothe.

Dietrich erbrach den Brief, las, las noch einmal, und allmälig stieg eine Röthe auf die eingefallenen Wangen des Alten, die von der innern Bewegung zeugte, und ein Ausdruck wurde in seinem

Auge sichtbar, der dem verwandt war, der in der Gluth des röthlichen Auges des Boten sich aussprach.

„Woher weißt Du das?" fragte der Alte freundlich den Rothen.

„Das gelte Euch gleich, Herr Syndic," sagte der, „es sei Euch genug, daß es so ist."

„Was denn?" fragte Veit, von einer peinigenden Neugierde getrieben.

„Du magst es wissen, Veit," sprach Dietrich. „Seit fast vier Wochen — sind zwei Deserteure im Hause der Wittwe Wallauer versteckt."

„Wer sagt das?" rief Veit und sprang auf. „Es ist eine gottverdammte Lüge!"

„Ich sage es, Veit, ich," sprach höhnisch der Rothe.

„Hallunke, Du lügst!" rief der alte Soldat. „Ich bin alle Abend dort, und nie ist mir eine Spur zu Gesichte gekommen!"

„Veit," sagte mit kalter, aber zermalmender Ruhe der Rothe, „wahret Eure Zunge. Ich habe hier zwei Zeugen, die mir vor dem Gerichte den „Hallunken" bezeugen. Habt Ihr Nichts gemerkt, so ist das eben kein sonderliches Zeichen für Eure Gaben; aber kein Beweis vom Gegentheil. Die Soldaten warten, Herr Syndic," setzte er, zu diesem gewendet, hinzu.

„Und tausendmal nenn' ich Dich einen Hallunken!" schrie Veit im rasendsten Zorn. „Auf! Ja laßt uns hingehen und untersuchen!"

„Das ist nicht Eure Sache, Veit!" höhnte der Rothe, „sondern die des Syndics, an den lautet der Befehl."

„Ich kann nicht gehen, Niklas," seufzte der Förster, dem es unaussprechlich leid that, auf eine so große Freude verzichten zu müssen.

In diesem Augenblicke trat der Sergeant herein.

„Was soll das Zaudern?" fragte der grobe Elsässer. „Sollen die Vögel erst ausfliegen, ehe wir sie fangen?"

„Andres!" rief der Alte seinem Sohne zu, der wie eine Leiche

daſaß und die Hände krampfhaft gefaltet hatte. Obwohl er überzeugt war, wie Veit, daß Alles erlogen ſei, ſo dachte er an Engels Schrecken, und das lag centnerſchwer auf ſeinem Herzen.

„Rufe den Adjuncten!“ befahl der Vater.

„Herr Syndic, das geht nicht,“ ſprach der Rothe. „Euer Andres ſagt's der Engel gewiß. Schickt einen Anderen, oder ich will ſelber gehen.“

Der Alte ſah die Richtigkeit der Bemerkung des rothen Niklas ein. Veiten, der ſich wegſchleichen wollte, vertrat der Sergeant den Weg.

„Du bleibſt hier!“ befahl er; „denn Dein bleiches Geſicht ſagt mir, Du willſt auch den Falſchen machen. Zurück!“

Der Rothe eilte hinweg, und nach wenigen Augenblicken trat der Adjunct herein, der nun den Befehl erhielt, den Schmied, die Engel und die beiden Deſerteure ſofort zu verhaften.

5.

In dem Häuschen der Wittwe Wallauer herrſchte ein Frieden an jenem Tage, an dem der Rothe ſeinen Streich ausführte, wie er nur da walten kann, wo reines Bewußtſein, lautere Frömmigkeit und Genügſamkeit dauernd wohnt. Die Blinde ſpann in ihrer heimlichen Ofenecke, und Engel ſaß wieder an ihrem Platz und ſpann manchen Seufzer hinein in die zarten, feinen Fädchen, welche ſie zog. Was ihr Herz preßte, war nicht Angſt, nicht die Furcht vor einer Entdeckung ihrer Schützlinge, — es war der Gedanke an die Trennung von Martini (denn ſo hieß der Creſelder), welcher ihr erzählt hatte, daß er einer armen Wittwe Sohn ſei, die zu ernähren ihm als eine Lebensaufgabe gelte. Und dieſe Trennung ſtand ſo nahe bevor. Der Schmied ſprach mit aller Beſtimmtheit und Sicher-

heit, daß am Morgen des 1. Januar 1814 die Deutschen über den Rhein gehen und das wurmzerfressende Franzosenthum zerstören würden; der Tag war nahe, — sehr nahe.

Ach, sie beneidete die glückliche Marie nicht, die den Mann ihrer Wahl nicht zu verlieren fürchten mußte; sie gönnte ihr ja das Glück so gerne! — aber — in ihrer Brust wohnte die reinste, treueste Liebe zu Martini, und er — schied in die Heimath zur verlassenen, darbenden Mutter; das wußte sie, und ihr Glück zerrann für immer. Ihn wiederzusehen, durfte sie nicht hoffen. Warum nicht? flüsterte eine Stimme in ihr. Warum nicht? — Zwar schweigt sein Mund und das Wort: „Liebe" ist nicht über seine Lippen gegangen, weil eine fast jungfräuliche Schüchternheit ein Grundzug seines Wesens ist, — aber redet sie nicht aus seinen treuen Augen eine so verständliche Sprache? Thut nicht seine seelenvolle Dankbarkeit sie kund? Ruht nicht sein vielsagender Blick auf mir mit einem Ausdrucke, der tief in die Seele mir dringt und die Gluth mir auf die Wangen treibt? Drückt er mir nicht oft die Hand so bedeutsam, daß ich sie rasch ihm entziehen muß?

Diese Fragen waren der Gedankenkreis, in dem sich Engel jetzt und oft bewegte, und die süße Hoffnung eines liebenden Herzens regte manchmal die Schwingen gar fröhlich; aber Zweifel stiegen dann wieder auf, nagende, quälende Zweifel, und sie wagte nicht, sie ihrer Marie zu sagen, die nur necken konnte, die auch jetzt nur an sich und an ihr Glück dachte und für Anderes keinen Sinn hatte. So spann sie ihre Hoffnungen und ihre Sorgen hinein in die Fäden ihres Gespinnstes, und nicht selten rann eine klare Perle aus dem schönsten Auge, — die Niemand sah.

Droben in der Stube saßen die beiden Jünglinge bei dem alten Schmied, während Marie drüben im Hause wirthlich thätig war.

Der Schmied brachte neue Nachrichten, und bedeutungsvolle.

„Ein Schmuggler sagte mir," fuhr er in seiner eifrigen Rede fort, „drüben überm Rheine rücke der preußische General von

Hühnerbein, sagt' er, gegen Emils vor. Ihr wißt ja, das liegt dort in den Bergen an der Pfalz. Dort, sagt' er, wolle Blücher übergehen, und die Russen, greuliche Kerle mit langen Bärten, arbeiteten schon bei Weisel an einer Brücke. Doch, mein' ich, der Bursche habe mir Eins aufgebunden."

„Warum denn," fragte Martini mit großer Theilnahme.

„Ja, lacht nicht, Herr Martini," erwiederte der Schmied; „er sagte, die Brücke sei von Linnen-Tuch."

Der Gegenstand wurde nun mit Eifer besprochen.

Die Deserteure stellten es in entschiedene Abrede und der Schmied auch; denn kupferne Pontons kannten alle Drei als allein geeignet für solche Flußübergänge.

Noch war dies Gespräch im Gange, als plötzlich ein gellender Schrei aus der unteren Stube vernehmlich in ihre Ohren drang.

„Was ist das!" rief der Schmied, „war das nicht Engelchens Stimme? Sollt' ein Unglück geschehen sein?"

Martini erblaßte, und Schraidt, so hieß der Solinger, sprang auf, um mit dem Schmied hinabzueilen.

„Seid ruhig!" rief der Schmied und eilte hinaus; aber auf der Stiege schon kam ihm der Sergeant entgegen und, das lange Bajonnett ihm vorhaltend, donnerte er ihm sein „Halt!" zu.

Der Schmied prallte zurück, und ein Todesschrecken ergriff ihn. Er wollte zur Stube eilen; aber es war zu spät.

Die Jünglinge waren, als sie das Waffengerausch hörten, zum Fenster geeilt und hatten gesehen, wie rings das Haus umstellt war. Der Gedanke an Flucht wäre eine Thorheit gewesen.

Die Franzosen drangen mit Brutalität in das Gemach und fesselten die Deserteure an einander, indem sie die Armen mit Hohn und Spott übergossen. Kolbenstöße blieben nicht aus, als Ausleger ihrer Gesinnungen.

Unter der Thüre stand der Rothe und sah mit seinen glühenden

Katzenaugen den Schmied an, als wollte er ihn durchbohren und sagen: Jetzt vergelte ich Dir!

Dieser jedoch ermannte sich bald wieder; er sah ihm fest in's Auge.

„Diesmal ist der Sieg Dein, rother Hallunke!“ rief er aus, und seine muskulösen Fäuste ballten sich, „aber — —“

„Für das „Aber“ ist gethan, Alter!“ höhnte der Rothe. „Die Proclamationen könnt Ihr in Zimmern lesen, aber —“

„Schweig, Du Bösewicht!“ rief ihm der Schmied zu, „Dein Judasstreich wird nicht unbelohnt bleiben. Kann ich's nicht, so rufe ich Gottes Gerechtigkeit über Dich!“

Der Sergeant stieß ihm den Kolben in die Seite.

„Willst Du schweigen, alte Mähre!“ herrschte er ihn an. „Ich denke, die Eisernen Eier werden Dir bald Deinen Mund stopfen. Das sind gewiß die letzten Deserteure, die Du verstaufst.“

„Ich fürchte die Kugeln nicht,“ sagte mit Stolz der alte Mann. „Ich habe sie zu oft um meinen Kopf pfeifen hören, als daß sie mir fremd sein sollten; aber von der Hand solcher Henkersknechte zu fallen, ist allerdings schwer für einen alten Soldaten.“

Ein derber Schlag des Elsassers machte ihn verstummen.

Seine Hände wurden gefesselt.

„Marsch!“ donnerte der Elsasser, und die Soldaten ließen die drei Gefesselten vor sich her, die Stiege hinab.

Ein herzzerreißender Anblick bot sich ihnen hier dar.

Die Blinde raufte ihr schneeweißes Haar, und aus den lichtlosen Augen schoß ein Strom von Thränen. Ihre Lippe zitterte. Sie vermochte kein Wort zu sprechen. So saß sie in ihrem Lehnstuhl, ein Bild des Jammers, das selbst den Rothen so sehr erschütterte, daß er sich unwillkürlich abwandte und wegschlich.

Engel saß, ein bleiches Todtenbild, mit geschlossenen Augen da, Thränen quollen unaufhaltsam hervor. Auch ihre Hände waren gebunden.

„Mit der alten Nachteule,“ sagte der Elsasser, „will ich mich

nicht plagen. Die hat schwerlich Schuld an der Geschichte. Aber Du, mein schönes Täubchen, mußt mit; denn Dir sind gewiß die Burſche an's Herz gewachſen!"

In dieſem Augenblicke ſtürzte mit fliegenden Haaren Marie herein. Sie ſchrie wie eine Wahnſinnige und ſtieß die Soldaten zurück.

„Vater! mein Vater!" rief das Mädchen aus. „O, mein Schraubt! Wo ſeid Ihr? Was wird aus Euch?"

„Nichts weiter," ſprach lachend der fühlloſe Sergeant, „als Galgenvogelſpeiſe, Vogelſcheuchen oder ſo etwas."

Die Soldaten drängten ſie zurück, und ohnmächtig ſank die Verzweifelnde zur Erde, wo einige herbeigeeilte Nachbarinnen ſie aufhoben.

„Marſch!" donnerte noch einmal der Sergeant, und die Soldaten zogen mit mehr Schonung, als ihr roher Führer bewies, die bleiche Engel empor. Die Achtung vor dem weiblichen Geſchlechte, welche ſelten der Franzoſe verleugnet, zeigte ſich auch hier. Viele ſahen mitleidig auf das ſchöne Mädchen.

Engel ſank vor ihrer Mutter nieder. „Mutter," rief ſie, „ſegne Dein Kind!"

Die Alte legte ihre zitternden Hände auf Engels Haupt, und in dieſem Augenblicke verklärte ſich ihr Angeſicht. Es trat eine wunderbare Ruhe in die vorher von Angſt entſtellten Züge.

„Gott ſegne Dich, mein Kind!" ſprach ſie in einem Tone, der ſelbſt den rohen Sergeanten überwältigte, daß er einen Schritt zurücktrat.

„Gott ſegne Dich, mein Kind! Verzage nicht! Der Herr ſucht uns heim. Die Prüfung iſt ſchwer; aber Er hilft ſie auch tragen, der ſie auflädt."

Engel barg ihr Antlitz in der Mutter Schooß und weinte.

„Ach, wer wird für Euch ſorgen, wenn ich nicht bei Euch bin?" rief ſie, das Geſicht erhebend, aus.

„Der, welcher auch die jungen Raben speist!“ sprach fest und vertrauensvoll die Blinde.

Engel schwieg und faltete betend die Hände, die unter dem Gelenke gebunden waren.

„Kind, achte die Schmach nicht!“ fuhr die Blinde fort. „Sie wird Dir zum Heile dienen. Bete! — Der hört, zu welchem die leidende Unschuld fleht. Fluche nicht den Feinden, die uns elend gemacht! Der Herr sei Richter zwischen ihnen und uns! Nun gehe, Gott wird mit Dir sein!“

Die Soldaten standen stille da. Die Gewalt dieses Auftrittes hatte ihre Herzen ergriffen, und selbst alte Schnurrbärte, die nicht eine Sylbe von dem verstanden, was die Blinde sprach, fühlten das, was hier vorging, und zeigten eine Rührung, welche bewies, wie auch das roheste Gemüth sich nicht alles besseren Gefühls entäußern und selbst durch die Macht entmenschender Einflüsse nicht ganz dessen beraubt werden kann, was als himmlischen Funken der Schöpfer in die Seele gelegt.

Sanfter, als es von seiner Rohheit zu erwarten gewesen, zog der Sergeant das Mädchen empor.

Getrösteter erhob sie sich, küßte die unglückliche Mutter und folgte wie das Lamm, welches zur Schlachtbank geführt wird, an des Schmieds Seite den Soldaten. In ihrem Pathen fand sie ihre Stütze; aber der Schmied war selbst erschüttert und gebeugt, — denn als den Urheber all' dieses Jammers mußte er sich anklagen. Das preßte sein Herz heftig, das raubte ihm all' seine Kraft. Er sah nun all' sein Glück in Trümmer fallen; denn daß er würde erschossen werden, schien ihm sicher; daß Schrandt nach harter Strafe wieder in ein Regiment gesteckt würde, war außer Zweifel. „Arme Marie,“ seufzte er leise, „wer wird Deine Thränen trocknen?“ Blickte er auf Engel, und dachte auch ihrer verlassenen Mutter, so wollte ihm schier das Herz bersten. Er hatte sie ja auch in diesen Jammer gestürzt. Der alte Mann, den man stets gefaßt und

ruhig zu sehen gewohnt war, ging jetzt gebeugt dahin. Sein Kind durfte er nicht mehr sehen, das verbot der Gefasser mit rauhen Worten.

Einen Blick voll unaussprechlichen Jammers warf er auf seine Wohnung, — dann wandte er sich ab und schritt vorüber; aber ein Blick, den er zum Himmel sandte, sagte mehr als Worte.

Das ganze Dorf rannte zusammen, als die Kunde von dem Ereignisse durch die Häuser lief. Auf dem Schauplatze, wo Bosheit und Tücke einen so schmählichen Sieg feierte, standen Haufen tobender Frauen, zornig blickender Männer. Nicht wenig Fäuste waren geballt, und aus den Augen sprach's: Laßt uns sie befreien!

Der Schmied sagte zu den Frauen: „Sorget für Engels Mutter und für mein Kind!"

Antworten konnten sie nicht vor Schluchzen; aber sie nickten Alle eine Zusage, die sicherer war als Brief und Siegel.

Und zu den Männern wandte er sich, denn er las in ihren Blicken, Mienen und Geberden, was in ihren Seelen vorging, und wußte, daß ein Funke eine Flamme hervorrufen könnte, die Allen Verderben bringen mußte.

Er sah sie an und schüttelte bedeutsam den Kopf. „Begeht keine Thorheit," flüsterte er Veiten zu; „aber hilf Du sorgen für die Verlassenen," und Veit drückte schmerzerfüllt seine Hand.

Was aber gebrand im Innern lag, forderte einen Ausfluß.

Während die Unglücklichen dahin geführt wurden, und dieser Zug einem Leichenzuge glich, warf sich der Zorn der Bauern auf den rothen Judas, wie ihn der Schmied genannt hatte. Veit, der den Zusammenhang mittheilte, bezeichnete ihn als den Verräther. Hätte sich der Verworfene nicht versteckt gehabt, so hätte wohl der erzürnte Haufen eine Rache an ihm vollzogen, deren Bitterkeit in solcher Bestrafung keine Befriedigung gefunden haben würde. Vergebens aber suchte man ihn, und der eigene Vater sprach seinen Fluch

über ihn auch, weil ihn die verworfene That empörte. In seinem Hause wollte er ihn nicht dulden, sprach zornglühend der Vater.

„Mag er seine Schmach hinaustragen in die Welt!“ rief er aus, „meinem Hause soll er weder die Schmach, noch den Fluch bereiten, daß es ihn herberge!“

Eine dumpfe Stille lag auf dem Dorf. Jedes Herz fühlte das Unglück, als ob es nahe davon berührt sei. Engel war von Allen geliebt, und wie sehr man den Schmied achtete, bewies sich erst jetzt.

Nur Einer, selbst noch heimgesucht mit Weh und Leid, saß in seinem Lehnstuhl und lachte satanisch in sich hinein. Es war der Förster.

Seine Seele empfand eine wohlthuende Befriedigung, daß sein Erbfeind nun endlich einmal von einem Schlage getroffen worden war, der ihn bis zum innersten Sitze des Lebens verwundete, ihn vielleicht für immer aus dem Wege räumte. Mancher Versuch, ihm beizukommen, war ganz vergeblich gewesen; jetzt spielte ein Anderer seine Rolle, und er konnte sich des Erfolges freuen. Selbst von einer anderen Seite kam ihm das Ereigniß willkommen. Von Weit wußte er, daß sein Andres Neigung für Engel fühle. Jetzt, wo Schmach und Schande sie getroffen, sie vielleicht lange im Hause sitzen mußte, fiel des Alten Furcht weg, daß diese Neigung ernsterer Art werden könne. Andres erkannte gewiß, daß er den Gedanken an das Mädchen aufgeben müsse. So dachte der Förster, weil er es wünschte; aber er kannte seinen Sohn nicht. Andres fühlte, er berechnete nicht, und je verschwiegener dies Gefühl in seiner Brust lag, desto tiefer wurzelte es; je mehr es das Einzige war, was ihn erfüllte, desto größer war seine Macht.

Engel war gefesselt vorübergeführt worden. Dieser Anblick warf ihn nieder. Es war Nacht in seiner Seele geworden, und kein Lichtstrahl erhellte sie. Als er Bait bestürmte mit seinen Fragen über das Zukünftige, möglichen Schicksal, zuckte dieser die

Achseln und meinte, sie würde wohl langes Gefängniß als Strafe erdulden müssen. Das beugte ihn vollends nieder. Anfänglich war er keines klaren Gedankens fähig. Als er aber ruhiger wurde, durchkreuzten abenteuerliche Rettungspläne seinen Kopf. Die Thatkraft fehlte ihm und er sah sie alle wie bunte, leere Seifenblasen zerplatzen. Die Nacht, die sich frühe auf alle die bewegten Herzen senkte, brachte ihm keine Ruhe, keinen Frieden.

Engel und der Schmied begrüßten sie freudig; Engel, weil ihr Schleier sie den Augen der Menschen entzog; der Schmied, weil er nun ungestört seinen Empfindungen sich hingeben konnte. Alle waren still auf ihrem traurigen Wege. Die beiden Deserteure waren von ihnen getrennt. Sie gingen, enger von Soldaten umschlossen, weit vor ihnen her. So lange es hell war, sandte oft Martini kummervolle Blicke auf die zurück, die so Vieles für ihn litt.

Niemand sprach ein Wort. Selbst der Elsasser ging neben den Deserteuren schweigend hin. Nach dem, was er in dem Dorf erlebt, hätte er es nicht ungerne gesehen, wenn der Greis und das Mädchen entsprungen wären; aber darum dachte Niemand. Engel ging ruhiger den Dornenweg, weil sie sich unschuldig wußte vor Gott. Sie hatte ja nur der Stimme der Barmherzigkeit Raum gegeben und jener Liebe, die retten und wohlthun lehrt, die aber auch Alles glaubt, Alles duldet, Alles hofft.

Ihrer Mutter Segen gab ihr Muth; ihr Gebet Kraft, zu dulden. Was sie quälte, war — Martini's Geschick, und das Schraudt's, mit dem das ihrer lieben Marie so eng verbunden war. Sie empfahl Gottes Gnade ihre Geliebten, und der Segen des Gebetes wurde ihr zu Theil in ihrem Herzen.

Auch der Schmied errang größere Ruhe auf gleichem Weg. Er sah nach oben, wo jetzt die Sterne aus dem tiefen Dunkel des Himmels hervortraten, und sprach leise in sich hinein: Soll mein Blut als Sühneblut fließen, so sei's in Gottes Namen. Ich hab'

es gut gemeint, und kein Verbrechen lastet auf meiner Seele. Gott wird für Marie sorgen!

Und als er das sich gesagt, schritt er fester fürbaß in die Nacht hinein.

Es war spät, als sie Simmern erreichten, und es fiel den Soldaten sehr auf, daß in der Stadt eine seltsame Unruhe bemerklich war, die sehr mit der Ruhe im Widerspruche stand, in welcher sie vor wenigen Stunden verlassen. Man bemerkte ein Hin- und Herlaufen der Beamten wie der Soldaten. Besonders auffallend war dies in der Unterpräfectur.

Der Sergeant lieferte seine Gefangenen an den Gefangenwärter ab. Die Thüren schlossen sich hinter ihnen. Der Sergeant eilte, dem Obersten zu rapportiren, wie er seinen Auftrag ausgeführt.

Mit Erstaunen sah er im Quartiere des Obersten die Hast, womit man packte. Als er zum Obersten eintrat und seinen Rapport begann, rief ihm dieser zu: „Schweig' nur; wir haben jetzt Anderes zu thun, als uns um die Marodeurs und Deserteurs zu bekümmern. Geh' zum Adjutanten!"

Dort vernahm er die Ordre, sich bereit zu halten, jeden Augenblick aufzubrechen, da die Deutschen wohl noch in dieser Nacht über den Rhein setzen würden. Das war nun freilich ein blinder Lärm. Es war die Nacht des 30. December; allein der Zustand in der Stadt blieb sich völlig gleich am anderen Tage. Die Massen wurden fortgebracht. Der Unterpräfect war von Coblenz mit derselben Nachricht zurückgekehrt, und auch er rüstete sich zum Abzuge. Die Dragonen vom Rheine trafen in Schaaren ein. Niemand dachte an die Gefangenen; Niemand fragte nach ihnen. Man war voll der eigenen Sicherheit und Rettung zu sehr beschäftigt; aber was man früher erwartet, das ereignete sich am Morgen des 1. Januar 1814.

Blücher's Heer war auf dem Gebirge des rechten Rheinufers zusammengezogen worden und erstreckte sich in seinen Standorten

von Caub bis Wiesbaden hin. Der Vortrab des Generals von Hillnerbein war vorgeschoben bis zu dem Dorfe Weisel, wo die Russen die Brückenschiffe gefertigt und mit gefrorenem Segeltuche die Eichenrippen überzogen hatten. Am Abend des letzten December wurden die Truppen dem Rheine nähen gerückt. Lützow's wilde, verwegene Jagd bildete den Vortrab und war bestimmt, zuerst den Fuß auf das französische Ufer zu setzen.

Blücher selbst war mit seinem Stabe bei Weisel eingetroffen. Als die Nacht herabsank, füllten sich die engen Gassen des Städtchens Caub mit Truppen. Kopf an Kopf standen sie, und doch herrschte eine Todtenstille. Auf dem linken Ufer hätte man glauben sollen, alles Leben in Caub sei erstorben; denn kein Licht war am Rheine sichtbar, wo doch die stattlichen Häuser ihre Fronte dem jenseitigen Ufer zuwenden. Man konnte deutlich das Plätschern der leichtbewegten Rheinfluth herüber hören. Doch bald vernahm man einen dumpfen, fernen Donner nicht unähnlichen Ton. Es waren die Munitionswagen, welche den Berg heraufkamen, und nun erst hörte man auch Waffenklirren und den Schlag der Hufe; denn immer mehr breiteten sich die Streiter am Rhein aus, um den nachrückenden Russen Raum zu geben.

Als die Thurmuhr die zwölfte Stunde schlug, stießen die Schiffer ihre Kähne in die Fluth. Lützow's Jäger sprangen hinein. Pistolenschuß durchschnitten sie den Strom und erreichten das jenseitige Ufer. Kein Feind war sichtbar. Kein Schuß machte die Landung streitig.

Kundschafter führten die Schaar über das Gebirge, um die in Macherach stehenden Franzosen abzuschneiden, während die Kähne rastlos neue Streiter dem ersten nachführten.

Die Jäger kamen zu spät. Der Feind hatte sich bereits zurückgezogen nach Simmern; aber die Macht der Deutschen war schon ansehnlich genug auf dem linken Ufer, um ihn zu verfolgen. Wohl kam es noch bei Rheinböllen zu einem kleinen Scharmützel, aber

die Franzosen hielten nicht Stich. Auch in Simmern, wo sie noch ansehnlich sich durch die kleinen Detachements verstärkt hatten, benutzten sie das Dunkel der Winternacht, um der rasch sie verfolgenden Macht der Deutschen zu entgehen.

Kaum graute der erste Morgen des neuen Jahres, als die Brücke geschlagen wurde, über deren leichtes Gebäude nun die Armee des greisen Helden zog.

Erst am Nachmittage verließ das Hauptquartier Caub, und am andern Tage gegen Abend traf Blücher in Simmern ein.

Ueberall begrüßte der Jubel der Bevölkerung die Befreiter. Selbst aus den fernen Dörfern eilte sie an die Landstraße, um sie zu sehen, ihre Grüße ihnen zuzurufen.

Unter diesen Zuschauern, die auch aus Erbach den Weg nicht gescheut, standen Zwei in heißem, aber lebhaftem Gespräch; es waren Andres und Veit.

Als nämlich die Kunde von dem Uebergange Blücher's in das Dorf kam, fiel ein Hoffnungsstrahl in die Seele des Jünglings. Seine Angst um Engel ließ ihr nicht mehr ruhen. Ihr Unglück war ein Wendepunkt für sein inneres Leben geworden. Die mädchenhafte Schüchternheit wich von ihm, und der Entschluß, Alles zu ihrer Rettung aufzubieten, gab ihm eine Entschlossenheit, die selbst nicht von den Drohungen eines rohen und heftigen Vaters besiegt werden konnte.

„Bis heute habt Ihr mich tyrannisch behandelt," sagte er fest zu dem Alten, „und mich gekränkt. Ich bin mündig geworden und fühle, daß ich das Unrecht gut machen muß, das Ihr an Wallenrode, wenn auch ohne Euren Willen, verübt."

Der Alte starrte ihn an. Solcher Sprache hatte er sich nicht zu ihm versehen. Er wollte die ganze Gewalt seiner wilden und leidenschaftlichen Weise entfesseln; aber Andres schwieg und handelte. Er kleidete sich an und ging mit Veit.

„Blücher ist noch nicht in Simmern," sagte Veit zu ihm,

denn er hatte einen Soldaten gefragt, — „aber er wird bald kommen.“

„So muß ich eilen!“ sagte Andres mit Bestimmtheit.

„Aber was willst Du thun?“ fragte Veit, nicht ohne Staunen über die Umwandlung des Jünglings.

„Ihn um Engels Befreiung bitten,“ erwiederte dieser mit ruhigem Nachdruck.

„Wenn aber die Franzosen sie mitgenommen, wenn sie nicht mehr in Simmern wäre?“ warf Veit ein, weil dieser Gedanke ihn selber quälte.

Andres sah ihn an mit einem Blicke, der Veit erschreckte.

„Das werden sie nicht gethan haben,“ sagte er. „Und wär' es geschehen, so folge ich ihr nach, bis ich sie finde.“

Er wandte sich und ging. Veit wollte ihn zurückhalten, aber er stieß seine Hand weg und verschwand in dem dichten Volksgedränge.

Als Andres in hastiger Eile Simmern erreicht, war sein erster Gang nach dem Schlosse. Er traf den Wärter. Eine Centnerlast fiel von seinem Herzen, als dieser ihm sagte, die Gefangenen seien noch alle da.

Frohlockend stürmte er in die Stadt zurück, wo eben unter dem Hurrahrufe der Soldaten und Bürger der Feldmarschall einzog.

Schon neigte sich der helle Wintertag zum Abend, als Blücher, umgeben von seinem Stab, in dem Saale des Hauses stand, wo er abgestiegen war. Ein Tisch stand in der Mitte, auf welchem Karten ausgebreitet lagen. Die glänzenden Uniformen seiner Umgebung warfen das Licht zahlreicher Kerzen zurück.

Unfern von dem Feldmarschall stand der Bürgermeister der Stadt, um Auskunft über Eins und das Andere zu geben.

Ein Adjutant trat jetzt zu Blücher'n und meldete, daß ein junger Mensch, dem Bauernstand angehörig, dringend um Gehör bitte.

Blücher befahl, ihn hereinzuführen, und Andres trat furchtlos vor den Feldherrn.

„Kennen Sie den Menschen?“ fragte er den Bürgermeister der Stadt.

Dieser bejahte und gab kurz die nöthigen Erläuterungen über die Person und Familie desselben.

„Was willst Du, mein Sohn?“ fragte ihn Blücher freundlich.

Wenn auch mit bebender Stimme, doch bündig und klar und mit der ganzen Wärme seines Herzens schilderte er das Ereigniß.

Blücher stampfte mit dem Fuß und rief: „Ist es wahr, Herr Bürgermeister?“

Dieser konnte die Angaben insofern bejahen, als er von der Einkerkerung gehört. Da jedoch die ganze Angelegenheit nicht in seinen Amtsbereich einschlug, so blieb ihm das Nähere unbekannt.

Noch einmal wandte sich Blücher an Andres. „Bürgst Du mir für die volle Wahrheit Deiner Aussage?“ fragte er, und in seinem Auge loderte eine jähe Gluth.

Andres legte seine Rechte auf's Herz und betheuerte: „So wahr mir Gott helfe!“

Blücher winkte einem Adjutanten, sagte ihm einige Worte, und dieser entfernte sich mit Andres.

Kaum vermochten sie auf dem Wege nach dem Schlosse durch die Soldatenmassen durchzukommen, und immer noch ertönten Reiterfanfaren und Trommelschlag vom Thore her, neue Regimenter ankündigend, welche sich der Stadt näherten.

Endlich erreichten sie das Schloß. Als der Wärter den Offizier sah, klirrten schnell die Riegel, und der Schmied trat heraus. Er glaubte, nun gehe es zum Tod. Als er aber Andres erkannte, der ihm die Hand reichte, als das Wort: „Frei“ deutsch aus dem Munde des Offiziers in sein Ohr klang, da wurde es ihm klar, wie es stehe, und die aufgegebene Hoffnung des Lebens drang wieder belebend in sein Herz.

„Wo ist Engels?“ fragte Andreas.

„Wie,“ lachte der Adjutant, „habt Ihr hier Engel in Fesseln?“

„Wahrlich, ein Engel schmachtet hier,“ sprach der Schmied. „Ihr sollt selber sagen, ob ich lüge.“

Der Adjutant befahl, das Mädchen zu befreien.

Und als sie nun heraustrat, bleich war, aber gerade dadurch noch unendlich reizender, rief der Adjutant: „Wahrhaftig, Alter, Du verstehst Dich auf Beurtheilung. Ich stimme Dir unbedingt bei.“

Aber wie bebte sie vor dem Offiziere! Wie zitterte ihre Hand, als sie der Schmied ergriff und ihr zurief: „Wir sind frei, mein Kind! Wir sind frei! Und siehst Du, der Andres hat uns die Freiheit erworben. Gott strafe mich, wenn ich das ihm jemals vergesse!“

Engels dankbarer Blick ruhte auf ihm, und eine Gluth bedeckte sein Antlitz dem Mädchen gegenüber. Sie reichte ihm ihre Hand und dankte ihm. Dann sah sie sich forschend um.

„Aha,“ sagte der Schmied, „ich merke wohl mich, daß noch etwas fehlt.“

„Wo sind denn die beiden Deserteure?“

„Sie werden auch frei, aber zuvor muß ich sie dem Feldmarschall vorstellen,“ sagte der Offizier. „Er wird sie noch über Einiges befragen wollen. Euch aber,“ fuhr er fort, „möchte ich rathen, heimzueilen, wenn Eure Heimath nahe ist; denn hier drängen sich die Truppen diese Nacht unglaublich.“

Engel flüsterte dem Schmied etwas zu.

„Werden sie auch gewiß frei?“ fragte dieser darauf treuherzig den Offizier.

Dieser lachte. „Alter,“ sagte er, „glaub's auf mein Wort. Nun machet, daß Ihr fortkommt.“

Der Schmied zog Engel fort, die leise widerstrebte. „Komm!“

nur," sagte er, „komm' nur, Kind. Wir haben eines Deutschen Wort, das ist mehr werth, als französische Eide. Morgen können sie uns noch, glaub's nur fest."

Und sie folgte mit pochendem Herzen und begleitet von Andres, der still geworden war, und dem ein Wehgefühl durch die Seele zog, weil — Engel so kalt gewesen, kehrten sie auf weiten Umwegen heim, wo sie der jubelnde Willkomm der Ihrigen empfing. Andres schlich sich unbemerkt von dannen.

Die beiden Jünglinge waren, nachdem sie von dem Gefängnißwärter die Befreiung Engels und das Schicksal erfahren, dem Adjutanten zu dem Feldmarschall gefolgt. Sie mußten aber lange warten, bis sie vor ihn geführt wurden; denn hier wogte es von Offizieren aller Waffen, Adjutanten, kommenden und gehenden Ordonnanzen.

Endlich rief sie der Adjutant, welcher sie hergeführt, und nach wenigen Augenblicken standen sie vor dem Manne, dessen Namen schon ein Schrecken für die Franzosen war. Er forschte lange nach der Macht der Franzosen im Rheinland und dergleichen; allein Martini, welcher das Wort führte, äußerte sein Bedauern, daß er außer Stand sei, die gewünschte Auskunft zu geben, was er durch die Erzählung seiner Ereignisse bewahrheitete.

Der Feldherr war unmuthig, daß er nichts weiter erfahren konnte; allein er zweifelte auch nicht an der Wahrheit dessen, was ihm gesagt wurde. Das Gespräch abbrechend, fragte er nach ihrer Heimath.

Als sie diese genannt, fuhr er fort: „Warum habt Ihr eure Fahne verlassen?"

Martini sagte erregt: „Excellenz, es war unsere Fahne nicht. Man zwang uns, ihr zu folgen. Unsere Fahne weht vor unseren deutschen Brüdern her."

„Brav, mein Junge," sprach Blücher, dessen Züge sich unwillkürlich erheiterten. „Das ist die Sprache, die mich gerne hört,

Geht heim, Kinder, und macht diese Gesinnung in Eurem Berufe geltend."

„Nein, Excellenz," rief Martini mit schnell aufloderndem Begeisterung, „ich mag nicht die Hände feig in den Schooß legen, wenn meine Brüder den blutigen Weg gehen für des Vaterlandes Freiheit. Nehmen Sie mich auf in Ihr Heer!"

Blücher lächelte beifällig und musterte des Jünglings schlanke Gestalt, indem er das linke Auge etwas zukniff.

„Wie mir's aber scheinen will, so kannst Du wenig ertragen, mein Sohn?" sprach er darauf.

„Ich bin stark, Excellenz," rief der Jüngling, „nur eine kurz überstandene Krankheit läßt mich schwächlich erscheinen."

„Bravo!" sprach der Feldmarschall und legte seine Hand auf Martini's Schulter. „Ich sehe, Dir ist's ein Ernst. Wähle Dir eine Waffe!"

„Lassen Sie mich unter den schwarzen Husaren fechten!" bat der Jüngling. „Ich war Husar und habe bei Leipzig gegen sie gefochten."

„Gewährt!" sagte Blücher heitern Antlitzes und rief den Adjutanten, ihm das Nöthige zu sagen. „Du bleibst einstweilen bei mir. Morgen wird sich das Nähere finden. Aber," fuhr er fort, „wie steht's um Deinen Kameraden?"

Schraubt machte ein Armesündergesicht und sah zur Erde.

Blücher fixirte ihn lächelnd und nicht ohne einen Zug von Satyre.

„Der hat keinen Heldenberuf," sagte er lachend, „und das Vaterland scheint ihm nicht an's Herz gewachsen?"

„Excellenz," entgegnete Martini, „urtheilen Sie mildez er hat seit drei Tagen eine schöne Braut hier in der Nähe, die sehnsüchtig seiner harrt."

„Ja, ja," lachte Blücher, „so sieht mir der Kerl gerade aus. Ich habe es ihm angesehen."

Einen Moment weidete er sich an Schraudt's Verlegenheit, dann sagte er:

„Na, geh' hin, mein Junge, und wenn Du Hochzeit hältst, dann trinke Eins auf meine und Eins auf Deines braven Kameraden Gesundheit!"

„Darf ich gehen?" fragte Schraudt höchst naiv. Der alte Held lachte, bejahte die Frage mit einem herzlichen: „Gewiß" und wandte sich zu den Offizieren, die unterdessen in lebhaftem Gespräch um die Karten gestanden.

„Willst Du wirklich wieder Soldat werden?" fragte leise der Solinger seinen Kameraden. „Was denkst Du nur? Es liegt ja nur an Dir, so hast Du auch eine Braut; denn die Engel hat Dich ganz erschrecklich lieb!"

Martini erröthete. „Laß das," sagte er tiefseufzend, „ich mußte handeln, wie ich gethan. Auch ich liebe Engel, und will's Gott, so sehe ich sie wieder. Sage ihr, daß ihr Bild mich begleite. Bitte sie, daß sie meiner in ihrem Gebete gedenke. Engel beten erhörlich. Bringe ihr diesen Ring, und sag' ihr, sie solle dabei meiner Liebe und Treue gedenken."

Er drückte Schraudt's Hand herzlich, und dieser eilte rasch von dannen.

Schon unter der Thüre faßte ihn aber die Schildwache, weil er französische Uniform trug, und der Adjutant mußte ihn befreien. Als er die Straße erreicht, verhüllte die Nacht sein Kleid, und es gelang ihm, in einem Bürgerhaus eine Unterkunft bis zum Morgen zu finden und, als dieser endlich kam, einen Kittel einzutauschen, der ihn den Bewohnern des Landes gleich machte.

6.

Wieder saßen Engel, der Schmied und Marie bei der Wittwe Wallauer, die in seliger Mutterfreude Engels Hand in der ihrigen hielt, und erzählten von ihrer Gefangenschaft und Befreiung durch Andres, als Veit hereintrat. Man sah es ihm an, daß er eine Neuigkeit zu bringen hatte.

„Was gibt's denn?" fragte der Schmied.

„Drüben im Forsthaus arge Geschichten," entgegnete Veit, indem er sich langsam niedersetzte. „Als gestern Abend der brave Andres in seines Vaters Stube trat, war ich gerade zugegen. Voll Freude über sein gelungenes Werk, erzählte er mir Alles. Hab' ich aber jemals einen Rasenden gesehen, so war's der Kümmel-Dietrich, als er des Sohnes Erzählung vernahm. Er schimpfte maßlos über den armen Jungen, weil er Euch befreit. Und als nach langem, geduldigem Schweigen der Andres sagte, er habe die Sünden seines Vaters gut zu machen begonnen, da ist der Alte aufgesprungen, hat in der Wuth auf seinen wehen Fuß getreten, als ob er gesund wäre, und hat eine Flinte von der Wand gerissen und auf ihn angelegt. Denkt Euch den Unhold! Da bin ich denn blitzschnell drein gefahren, habe den Lauf in die Höhe geschlagen, und die Kugel fuhr in die Decke."

„Großer Gott!" riefen die Frauen voll Entsetzen.

Der Schmied saß da wie eine Bildsäule; aber seine Augen rollten wie Feuerräder, und seine nervigen Fäuste waren krampfhaft geballt.

„Hast Du ihm nicht den Hals gebrochen, dem Unhold?" fragte er Veiten mit jener bebenden Stimme, die allemal ankündigte, wie es in seinem Innern stand.

Veit beachtete die zornmuthige Frage des alten Hitzkopfes nicht, sondern fuhr fort: „Ich dachte, was wird der Andres thun?" Aber der stand ruhig da und sagte: „Vater, Ihr habt das letzte Band

jetzt durchgeschossen, das mich an Euch knüpfte. Von heute an nennt mich nicht mehr Sohn."

„Der Alte schäumte. Er wollte nach einer zweiten Flinte eilen, die da hing, aber ich vertrat ihm den Weg und drückte ihn so kräftig in seinen Lehnstuhl, daß das Holz krachte. Da quoll ihm ein Blutstrom aus dem Munde, daß ich voll Schrecken zurückfuhr. Der Andres war hinausgegangen, ehe das geschah. Ich rufe nach Hülfe. Die alte Lisbeth kommt darauf herein, läuft aber heulend wieder hinaus, und das wollte kein Ende nehmen, bis er endlich todtbleich zurücksank. Ich war die Nacht bei ihm. Er redete irre. Gerechter Gott, was redet der Mensch! Heute früh ist er ganz hin; das Bein ist greulich entzündet. Ein Wundfieber rast in seinen Adern. Wenn er's bis Abend macht, lebt er noch hundert Jahre: aber ich glaube, er verendet bald."

„Mög' er zur Hölle fahren!" rief der Schmied aus.

„Nein, nein," sagte die Blinde, „so redet nicht, Gevatter; da redet kein Christ aus Euch. Gott sei seiner Seele gnädig! Amen."

Alle schwiegen, auch der Schmied. Nach einer Weile sagte er reumüthig: „Ihr habt doch immer Recht, Mutter Wallauer. Der böse Sinn ist immer noch mächtig in mir. Ja, ich sage auch: Möge Gott sich seiner erbarmen, um seines guten Andres willen."

„Habt Ihr denn auch schon gehört, Gumpeer," wandte sich Veit an den Schmied, „wie es mit dem rothen Niklas ging?"

„Nein," sagte dieser. „Marie hat mir Nichts gesagt. Die hat immer die Augen voll Wasser, weil ich den Solinger nicht mitgebracht! Da sitzen die Mädchen und seufzen alle beide, weil sie nicht wissen, was aus den Burschen geworden ist. Ich sage, sie sind frei und werden schon kommen; aber sie glauben's nicht. So sind sie aber Alle! Ich denke: wie werden sie frohlocken, daß sich unser Kreuz gewendet, unser Leid sich in Freude verwandelt hat; aber da sitzen sie nun heute Morgen an einem Stück und seufzen, als ob sie die Franzosen alle Beide todtgeschossen hätten. Und doch

ist's noch nicht halbweg Abend! Wie ist's denn mit dem Judas?"

„Ei," entgegnete Veit, „sein Vater fand ihn am Abend in seinem Bett, wo er sich stellte, als schliefe er. Ihr wißt, der versteht wenig Spaß. Da gab's denn eine Hetze, daß es eine Art hatte, und der Vater kündigte ihm an, mit dem grauenden Tage müsse er fort, er dulde keinen Judas in seinem Hause. Da ist er denn fort und hat sich in Bingen in die Post verdingt, und der Alte will nichts mehr von ihm wissen."

„Auch gut," sagte der Schmied, „ob's gleich viel zu gelinde für ihn ist. Er sollte —"

„Haltet ein," besänftigte die Blinde, denn sie merkte, daß wieder der wilde Sinn des alten Soldaten aufwodern wollte. „Ueberlaßt ihn Gott und seinem Gewissen."

„Ja, ja, gute Mutter," sprach ruhiger der Schmied, „das wollen wir auch; aber ich danke Gott, daß eben sein Gewissen nicht in mir steckt. Es mag übel darinnen aussehen, wahrhaftig übel!"

Die Blinde erzählte nun, wie freundlich die Bauern gegen sie gewesen; wie Marie Engels Stelle ersetzt habe, und wie sie zusammen geweint und sich zusammen getröstet hätten.

„Ach ja," sagte Marie, „sie hat immer gesagt: „sie kommen wieder;" und Gott vergebe mir meinen Kleinmuth und Verzweiflung in der Stunde der Noth. Gottlob! es ist wahr geworden!" Aber dabei seufzte sie so tief, daß man wohl sah, wie noch ein Stein auf dem Herzen lag, und Engel fiel ihr um den Hals, damit die Männer die Thränen nicht sähen, die aus ihren Augen hervordrangen und die sie zu beherrschen nicht im Stande war.

Die Blinde seufzte, denn ihrem scharfen Gehöre war es nicht entgangen, daß ein großer Schmerz des Mädchens Brust hob und ihr Seufzer auspresse.

Als es Mittag vom Kirchthurme läutete, kam ein Fremder auf das Haus zu, der einen blauen Kittel trug. Niemand erkannte ihn;

als er aber die Thüre öffnete, schrie Marie laut und stürzte ihm entgegen. Es war Schraudt. Die Thränen des Kummers wurden zu Freudenthränen an der Brust des Geliebten, und aller Schmerz war vergessen. Auch der Schmied sprang auf und drückte seine Hand in rechter Vaterfreude; denn diese Rückkehr zeigte, wie treu sein Herz und wie innig seine Liebe zu Marie sei.

Aber dort in der Ecke saß Engel mit gefalteten Händen, und über ihre lieblichen Züge legte sich die Blässe des Todes — denn Schraudt war ja alleine, ganz alleine, gekommen — und er nicht, den ihre Seele liebte!

Als der Freudensturm einem ruhigern Verkehre die Stätte räumte, und der Solinger neben seinem schönen Bräutchen saß und mit seinen Händen die ihrigen hielt, da fragte der Schmied: „Wo ist denn Martini?“

Jetzt erst blickten sie Alle unwillkürlich auf die bleiche Engel, die schnell das Antlitz in ihre Schürze barg und in ein leises Schluchzen ausbrach, und das tiefste Mitleid bewegte die Herzen.

Schraudt begann wahrheitstreu den Vorgang vor dem alten Blücher zu erzählen. Alle hörten mit gespannter Erwartung zu, und als er zum Schlusse kam und Martini's Worte wiederholte, reichte er dem weinenden Mädchen das Reiflein von Gold dar.

Sie nahm es, stand auf und wankte hinaus, und die Blinde richtete die lichtlosen Augen nach oben und sagte leise: „O, Herr, hilf, daß nicht das arme Herz bricht!“ Marie aber eilte ihr nach.

Es trat eine Stille ein, daß man den Holzwurm im Getäfel am Fenster konnte nagen hören. Niemand wagte, sie zu unterbrechen. Der Schmied sah starr auf den Boden. In seinem Innern quälten ihn jetzt bittere Vorwürfe. Wäre er geblieben, bis auch die Fesseln der beiden Deserteure gelöst gewesen, so wäre Martini nicht Soldat geworden, sagte er zu sich selbst. Hatte er ja doch gedrängt zur Heimkehr, als Engel noch zögern wollte! Das fiel jetzt auf des Schmieds Seele und preßte sie heftig. Ach, an

dem Mädchen hing ja sein Herz wie am eigenen Kind. Engels Freude war die seine, ihr Leid empfand er wie das eigene.

Als er sich aber von Schraudt noch einmal Alles hatte ruhig erzählen lassen, sagte er zur Blinden: „Mutter Wallauer, wenn ich es so recht überlege, so hat der Junge ganz nach meinem Herzen gehandelt. Ich will Schraudt damit nicht wehe thun; denn Einer ist nicht der Andere, und eine Braut ist ein überzeugender Grund; aber ich hätte auch wie Martini gehandelt. Ehrenhalber konnte er nicht anders."

Die Blinde hatte das Spinnen ruhen lassen. Sie stützte das Haupt in ihre Hand und sagte mit tiefer Bewegung:

„Es mag sein, Gevatter. Ihr Männer habt wohl andere Rücksichten und Gedanken, als wir; aber meine arme Engel! Ach, sie hat ihn so liebgewonnen; das merkte ich an ihren Reden, an ihrem Wesen, und ich ahnte wohl, daß ein großes Unglück hereinbreche über mich und mein armes Kind. Möge Gott ihr tragen helfen und überwinden!"

„Ich hab' einen guten Glauben an diesen Menschen. Er wird nicht spielen mit einem so guten Herzen. Zwar macht sich das Stadtvolk nichts daraus, ob es ein Herz bricht, lacht wohl noch über die Einfalt, die es eben gehänselt hat; aber so sieht er mir gar nicht aus."

„Wer kann das sagen, Schmied," erwiederte die Blinde. „Nun ist er wieder im wilden Kriegsleben. Kann ihn nicht eine Kugel treffen? Auch kennt Ihr ihn ja so wenig, daß Euer guter Glaube an ihn auf gar schwachen Beinen steht."

Der Solinger sagte: „Ich stimme mit meinem Schwiegervater. Der Martini ist ein feiner Mensch, und ich glaube, er hat einen vornehmen Stand absichtlich verborgen."

„Desto schlimmer," fiel die Blinde ein. „Ach, die vornehmen Leute mögen nicht ein Bauernkind in ihren Kreis als Tochter

nehmen. Sie schämen sich ihrer, und wär' sie ein noch besseres Kind, als meine Engel."

„Thut nichts," fuhr der Solinger fort; „er ist ein treues Gemüth. So verschwiegen er auch hier war, so wenig er seine Liebe zu Engel blicken ließ, der er ja niemals ein Wörtlein sagte, so hat er doch im Gefängnisse mir gebeichtet, wie lieb er sie habe und wie er ohne sie nicht glaube leben zu können."

„Wären's nicht so Reden, wie sie die Stadtherren aus den Büchern lernen, die sie lesen, so wollte ich ja gerne darauf bauen; aber — aber — —" die Blinde schwieg.

„Quält Euch nicht," sprach der Schmied aufstehend. „Er hat ihr ein Ringlein geschickt, das bindet. Und sollt's so sein, daß er untreu würde, so springt das Ringlein entzwei, und dann verdient er's nicht, daß Engel um ihn weint. Sie ist ein fromm und verständig Kind."

Veit hatte stille zugehört. Er schüttelte den Kopf leise und sah den Schmied bedeutsam an.

„Du," hob jetzt der Schmied an, indem er ihn fest in's Auge faßte, „kannst nicht gut schweigen. Du hast hier Dinge gehört, die nicht für Allermanns Ohren sind. Zeig', daß Du, wo's gilt, ein Schloß an Deinen Mund legen kannst. Hier im Haus ist Weh genug. Laß es diesseit der Schwelle, oder mit unserer Freundschaft hat's für immer ein Ende."

Veit reichte ihm seine Hand. „Cumpeer," sagte er, „ich kann schweigen, wo es gilt, und Gott weiß es, ich habe die lieb, der es hier gilt. Ich meine solche Liebesgeschichten, die vergingen. Der liebe Gott hat in seiner Apotheke einen Balsam gemacht, der heilt Alles, — ich meine die Zeit. Was sollte die Engel auch mit dem Stadtburschen thun, der nicht ackern und nicht pflügen kann? — Wenn sie auch nicht reich ist, so hat sie ein Gesichtchen wie Milch und Blut, eine Gestalt wie ein Tanne und ein Herz wie ein Engel.

Arbeiten hat sie gelernt und läßt's nicht fehlen. Da wird sie schon ihre Gelegenheit finden, auch ohne den Deserteur."

„Da hast Du Recht, Veit, und der Mutter Segen baut den Kindern Häuser," sagte der Schmied; „aber die Engel ist kein leichtsinnig Ding. Da liegt der Hund begraben!"

„Laßt's ruhen," versetzte Veit bedeutsam. „Ich weiß, was ich weiß, und sind einmal zwei Augen zu, so werdet Ihr etwas hören, woran Ihr jetzt nicht denkt."

Er ging zur Thüre hinaus mit einem Gesichte, das so eigenthümlich drein sah, daß der Schmied bei sich dachte: was mag der doch wollen?

In Wallauer's war eine stille Trauer eingekehrt. Engel trug ein Weh in ihrer Brust, das an ihrem Herzen nagte. Das Ringlein hing an einer Schnur um ihren Hals, und viel tausend Mal hat sie's besehen und heimlich an die Lippen gedrückt. Marie belebte die Hoffnung in ihrem Herzen. Sie plauderte mit ihr von ihm, sie malte ihr eine glückliche Zukunft, deren Bild sie von sich selber conterfeite, und ihrem Glück.

Aber die Mutter ließ oft Worte fallen, welche Engels Thränen hervorriefen. Sie wollte sie an ein Entsagen mahnen, weil sie nicht an des jungen Menschen Treue glaubte. Die Zeit milderte viel, wie Veit richtig vorhergesagt; aber Engels Züge trugen einen rührenden Ausdruck innern Wehes, daß Jedermann erkannte, ihr Herz leide. Die Wangen waren bleich, und das Auge blickte so traurig.

In des Schmieds Häuschen glühte die Esse, und die klingenden Hammerschläge, das schneidende Tönen der Feile zeigten an, daß sich da eine frische Thätigkeit rührte. So war's auch. Der Solinger regte sich mit dem Alten, der wieder jung wurde, und die Kundschaft floß herein wie ein Strom. Der Junge machte aber auch Schneidegeschirre, das schnitt wie Gift, und seine Aexte

und Bäche waren gehärtet, daß man Städte damit zerhauen konnte, und doch waren die Schneiden so zart wie Rasirmesser.

Vor vierzehn Tagen war Hochzeit gewesen, und zwei glücklichere Gatten trug die Erde nicht.

Aber diese Hochzeit! In die Freude klang ein Trauerton hinein, der in den befreundeten Herzen nachklang. Saß doch Engel so bleich und so stille da. Lag doch in ihrem Lächeln etwas so Wehmüthiges und Tiefergreifendes, daß sie es Alle fühlten, und jede laute Aeußerung der Lust, jede neckische Hänselei der rosigen Braut unterblieb, wie weh es auch Manchem that, der ihr nach alter Sitte gerne listig den Schuh vom kleinen Fuße wegstipitzt hätte. Das Alles unterblieb aus einer Schonung, einem Mitleid, welches in der Liebe und Achtung wurzelte, welche Jeder gegen die sanfte Engel empfand.

Nur einmal wurde sie tief bewegt, und es perlte unwillkürlich eine Thräne in das Glas.

Schraubt nämlich stand auf und nahm sein Glas, in welchem Rheinwein glänzte.

„Als ich," sagte er, „von dem Feldmarschall Blücher in Simmern entlassen wurde, da sagte er: „Hältst Du Hochzeit, Bursche, so trink' Eins auf mein Wohl, und Eins auf das Deines braven Kameraden." Ich habe das Wort nicht vergessen, und so segne denn Gott den alten Marschall Vorwärts und den wackern Kameraden, und gebe Beiden heute einen guten Tag!" Er leerte sein Glas.

„Bassa mamelko!" rief der Schmied aus, „Jacob, da hast Du eine gute Gesundheit getrunken! Wir wollen sie Alle mittrinken; aber ich will noch Eins zusetzen: Mögen unsere deutschen Brüder bald die alte Babel brechen und den Apollyon stürzen, wie ihn die Schrift und meine gute Mutter Wallauer heißt." Die Gäste klangen freudig mit an, und dieser Trinkspruch des Schmieds brachte die Nachrichten auf das Tapet, welche man vom Heere hatte und

welche der Gouverneur Justus Gruner in Coblenz in zahlreichen Abdrücken im Lande verbreiten ließ.

Die las der Solinger seinem Schwiegervater vor, und des Schmieds Herz hob sich in seliger Freude, wenn die Franzosen eine Schlappe bekommen.

Wohl zuckte dabei Engels Herz, aber der alte Pathe sagte beruhigend zu ihr: „Nicht alle Kugeln treffen!“

Auch jetzt theilte man sich die Kunde mit, die man empfangen.

„Die Armee steht nahe bei Paris,“ sagte Veit, dessen Napoleonische Gesinnung sehr abgenommen hatte. „Ich bin dort gewesen und kenne das Land. In Simmern sagten sie gestern, bei Brienne sei eine Schlacht gewesen.“

„Ha ha!“ rief der Schmied, „da hat der Neuntödter gelernt. Da wird er auch das Handwerk legen!“

„Jubelt noch nicht zu frühe,“ warf Veit ein. „Er wird wohl seine ganze Macht auf Paris werfen, und dort wird's blutige Köpfe setzen, ehe er weicht.“

„Bah,“ rief der Schmied, „er packt's nicht. Zu viel Hunde sind des Hasen Tod. Und ich glaube, der Muth ist ihm gesunken. In Rußland hat er an Jesum Christum glauben gelernt. Und da denke ich noch immer an Euer Wort, Mutter Wallauer. Wißt Ihr's noch? Ihr meintet: Gott habe gerichtet. Das glaub' ich auch. Bassa manelko! könnt' ich dabei sein, wenn sie Paris einnehmen! Da wird der alte Blücher schon sein Wort halten und es mit Stumpf und Stiel vertilgen, daß kein Stein auf dem anderen bleibt.“

Die Blinde, welche der Schmied selber herüber in das Hochzeithaus geführt, schüttelte leise den Kopf.

„Nicht so hart, Gevatter,“ sagte sie, „nicht so hart. Was können die viel Tausend Unschuldigen dafür, die dort wohnen?“

„In solchen Zeiten, Mutter Wallauer,“ rief er, „muß der

Unschuldige mit dem Schuldigen leiden, und am Ende taugt die ganze Sippschaft nichts!"

Der Schmied, welchen der Wein munterer als gewöhnlich machte, sprach noch lange fort; aber wie der Faden eines solchen Gesprächs sich oft wundersam wendet, so geschah es auch hier. Vom Krieg und von Paris kam man unvermerkt auf die Geschichten des Dorfes und die kleinen Ereignisse des Lebens, welche in engeren Kreisen sich um die Personen drehten, die hier saßen, und sie freudig oder schmerzlich berührten.

„Wie geht's denn meinem guten Freund, dem Kümmel-Dietrich?" fragte der Schmied seinen Nachbar Veit. „Du meintest vor etwa acht Wochen, wenn er selbigen Abend erlebe, so lebe er noch hundert Jahre? Da wär's dann wohl jetzt dran; denn er lebt noch!"

„Nehmt es nicht so streng, Gumpeer," erwiederte Veit. „Ich meinte damals so, weil ich sah, daß es stand, wie man eine Hand umwendet. Er hat aber ein Leben wie eine wilde Katze."

„Soll er denn davon kommen?" fragte der Schmied weiter.

„Das glaub' ich nicht. Wie viel Mühe sich auch der Doctor nuthut, der Fuß heilt nicht, und er ist abgezehrt, daß es unglaublich ist, und so matt, daß ich ihn heben und legen muß. Es wird bald aus sein."

„Wird auch ein schöner Engel im Himmel, der!" sprach leise der Schmied in Veit's Ohr, damit es die Blinde nicht höre. „Mach'," fuhr er fort, „daß Du seine Waldwärterstelle bekommst, aber hüte Dich vor seinen Streichen! Der Andres kann's nicht werden."

„Wollen sehen," sagte Veit abweisend, weil ihn die Bemerkung des Alten verdroß, er solle sich vor den Streichen des Kümmel-Dietrich's hüten.

Der Schmied bemerkte auch diesen Groll nicht und fragte: „Was macht denn der Andres?"

„Der redet viel von der Engel,“ flüsterte Veit zurück, „und hat sie entsetzlich lieb.“

„Hm!“ brummte der Schmied. „Er ist ein treuer Bursche, und ich bin ihm gut, seit er uns befreit hat. Auch die Engel ist ihm nicht feindlich gesinnt.“

„So?“ fragte Veit. „Ich glaube, wenn der Alte todt ist, freit der um sie. Glaubt Ihr, daß sie Ja sagt? Mit dem Deserteur ist's doch nichts.“

„Das Erste weiß ich so wenig, wie das Zweite,“ erwiederte der Schmied. „So ein Mädchen ist ein mordbarios Geschöpf. Man wird niemals klug aus ihnen; aber warum meinst Du, es sei nichts mit Martini?“

„Weil er nicht schreibt!“

„Veit! Veit!“ rief in diesem Augenblicke die alte Lisbeth zur Thüre herein. „Kommt geschwind, ich glaube, unser Herr stirbt!“

Da ließ Veit Alles im Stich und lief, was er laufen konnte.

Nach einer Stunde kam er wieder. Er war bleich und verstört. Alle Gäste sahen ihn an. Er setzte sich, trank ein Glas Wein und sagte dann:

„Das war die sauerste Stunde meines Lebens. Ich hab' Viele sterben sehen, die auch keine Engel waren; die dachten aber doch an Gott; allein so einen Tod sah ich nie!“ Er schüttelte sich und fuhr fort: „Der fluchte aller Welt, bis endlich der Tod ihn packte. Da heulte er. Da wollte er beten und konnte nicht. Herr meines Lebens, es war fürchterlich!“

„Hat er sich mit seinem Sohne ausgesöhnt?“ fragte Veit's Frau.

„Ja,“ sagte er, „der gute Junge stand an seinem Bett und betete laut ihm vor aus dem Paradiesgärtlein und dem Habermännchen. Darauf faßte er seine Hand und ließ sie nicht wieder los. Noch einmal sagte er: „Wallanar,“ dann endete ein Blutstrom seinen Kampf.“

Alle schauderten und schwiegen. Es wollte auch kein recht Gespräch mehr aufkommen, und die Gäste schieden, da der Abend nahe war.

Vielleicht drei Wochen später trat Veit eines Abends mit fröhlichem Antlitz in die Spinnstube, wo seine Frau diesen Abend fehlte. Marie und Engel aber saßen um den Lichtstock, der Schmied hatte sein Plätzchen eingenommen. Schraudt aber stand zu Hause am Feilstock und arbeitete unter fröhlichem Gesange.

Der Schmied lächelte, als Veit seinen guten Abend geboten, und sagte: „Ich wette, ich weiß, warum mein Nachbar so fröhlich ist! Der Storch hat auf seinem Hause geklappert. Gelt?"

Veit lachte, innerlich froh.

„Ist's wahr?" fragten die drei Frauen zugleich.

„Freilich ist's, wie der Cumpeer sagt," sprach Veit, „und weil das Taufkind die meunte Aber vom Göthchen kriegen soll, so möchte ich ein recht liebes und braves haben. Ein braveres aber gibt's nicht, als Dich, Engelchen. Willst Du unser Göthchen werden?"

Engel erröthete und sagte: „Gewiß, wenn Ihr mir die Ehre anthun wollt?"

Nun gab's Glückwünsche von allen Seiten.

„Aber," sagte der Schmied, „es ist nicht Sitte, daß ein Mädchen alleine zum Altare trete. Wer ist denn Pathe?"

„Dietrich's Andres," sagte Veit, pfiffig dem Schmiede zublinzelnd, „wenn's unserem Göthchen recht wäre?"

Engel erröthete abermals, aber nicht freudig; doch sagte sie ja. Der Grund aber, warum Engel nicht fröhlich erröthete, lag in dem Umstande, daß, seit der alte Kümmel-Dietrich todt war, Andres mehr sich ihr näherte. Er stand mit Schraudt in gutem Einvernehmen. War sie Sonntags dort, so durfte sie wohl darauf zählen, daß er auch kam. Engel hatte nichts gegen ihn. Sie war ihm

herzlich freundlich. Sie fühlte sich ihm verpflichtet zu Danke. Auch war er nicht mehr der blöde, stille, unterdrückte Knabe, wie sonst. Seit sein Vater gestorben, zeigte er sich ganz anders, ging unter die Menschen und war gerne gesehen, wohin er kam. War er doch reich und nicht stolz, sondern wohlthätig und freigebig. Manche Mutter hieß ihn herzlich willkommen, weil sie ein Töchterlein hatte, das der Haube entgegenwuchs.

Dabei war er bescheiden, und ein sittig Wesen zeichnete ihn aus. Still und in sich gekehrt, konnte er stundenlang dasitzen. Sprach er aber, so war's ein verständig Wort allemal.

Wie viel Empfehlendes auch der Jüngling hatte, in Engels Seele widerstrebte eine unbesiegbare Macht. Er war der Sohn des Mannes, der ihren Vater niedergeschossen. Das war Eins, und die Liebe zu Martini war das Andere. Eines Dritten bedurfte es nicht.

Hätte sie es abgelehnt, mit ihm bei Veit's Taufkind Pathe zu stehen, so wäre das ein Schimpf gewesen, den Andres um sie nicht verdient hatte. Und — doch — machte es ihr Unmuth. — Sie kannte seine heiße Liebe zu ihr und mochte sie nicht nähren. Sie bedauerte ihn herzlich — aber lieben konnte sie ihn nicht.

Als Veit weggegangen war, scherzte der Schmied und meinte, ob nicht am Ende, wie so oft, aus der Pathenschaft eine Hochzeit entspringe?

Eine dunkle Gluth übergoß Engels Gesicht. Unwillig sah sie den Alten an und sagte: „Euer Wort, Pathe, könnte mich zwingen, Veit's abzusagen!"

„Warum denn, Kind?" fragte verblüfft der Schmied. „Ich dachte mir, durch eine Hochzeit könnte des Vaters Sünde gesühnt werden. Andres ist brav, das weiß Gott und die Welt."

„Und wär' er noch einmal so brav, so will ich lieber ledig sterben, als seine Frau werden, lieber mein Leben hindurch darben, als seinen Reichthum theilen!" sprach Engel mit einer Entschieden-

hielt im Ton ihrer wohlklingenden Stimme, daß der Schmied wohl sah, hier müsse, wollte man das Plänchen, das er mit Veit wohl besprochen, erreichen, anders verfahren werden, — wenn's überhaupt gelänge.

Die Taufe war ein Fest. Marie kam frühe schon, ihre liebe Engel zu putzen. Sie wob ihr das Kränzchen in's schöne Haar, sie legte ihr das Halstuch in zierliche Falten. Und als das Mädchen so dastand in der ganzen Fülle ihrer Schönheit, rief die tolle junge Frau: „Wär' ich ein Bursche, ich würde mich in Dich verlieben, so schön bist Du," und küßte die Erröthende und Zürnende auf die süße Lippe.

Aber wer sie sah, fand sie zum Entzücken schön. Andres' Auge ruhte mit tiefer Gluth auf diesem reizenden Wesen, und als sie nach der Taufe zusammen saßen und die Frauen schäkerten und stichelten, und als der Zuckerwein des reichen Pathen die Köpfe wärmer, den Mund redseliger, die Rede freier, den Scherz kühner machte, da flog eine Röthe nach der anderen über Engels schöne Züge, und Andres wagte es, ihr leise zuzuflüstern:

„Wie oft hab' ich als Kind mit Dir gespielt, liebe Engel, und war so froh bei und mit Dir!"

„Es waren Kinderspiele," sagte Engel, der es so beklommen wurde.

„Wollte Gott," seufzte Andres, „sie hätten fortgedauert!"

Engel ermannte sich. „Andres," sagte sie, „damals hat sich der Tod meines armen Vaters zwischen uns gestellt und unser Spielen hörte auf. Er wird zwischen uns stehen bis an's Grab."

„Bin ich schuldig an dem Unglücke?" fragte er traurig.

„Nein," sagte Engel; „aber ich auch nicht daran, daß ich daran denke, wenn ich Dich sehe. Ich weiß, wie gut Du bist. Ich achte Dich von Herzen, — doch höre nicht auf die dummen Reden der Weiber dort."

„Engel," sagte er weich, „Du weißt nicht, wie traurig Du mich machst!"

„Es thut mir so leid, Andres, aber ich kann nichts dafür," sagte sie. „Laß den Gedanken an mich fahren, Dein — Weib kann ich nie werden!"

Es kostete ihr unendliche Mühe, das ihm zu sagen, aber sie dankte Gott, als es gesagt war, einfach und bestimmt; denn es war nöthig.

Die Frauen hatten das nicht gehört, nur Marie, die wohl ahnte, was es galt, sah wehmüthig herüber; denn Andres stand auf und ging weg, weil er das, was ihn bewegte, hier nicht sichtbar werden lassen wollte. Auch der Kindtaufvater ahnte, wie es stand.

Engel blickte düster in die Ecke des Zimmers und entfernte sich auch bald. Ihr war das Herz so voll. Sie bedauerte den Armen; aber sie konnte nicht anders, und die Berechnung der Klugen, die für sie ein Glück sahen in dieser Verbindung, konnte sie nur mit bitterm Unmuth erfüllen.

Marie folgte ihr in ihr Stübchen.

„Du hast ihm alle seine Hoffnungen genommen?" fragte sie.

Engel bejahte. „Marie," sagte sie, ihre Hand fassend, „Du bist glücklich; aber sage mir, hättest Du, wenn Dein Jacob nicht wieder gekommen wäre, einen Mann genommen, den Du nicht liebtest?"

„Nie!" sagte Marie.

„Du hast für mich geantwortet," sprach Engel. „Ich will, kehrt er nicht wieder, einsam sterben."

„Ach, der arme Andres!" sagte Marie.

7.

Wenn auch unbeachtet von den Meisten, waren doch noch andere Ohren, als die Marieus, offen gewesen für Das, was Andres mit Engel gesprochen, und die Mähr ging bald von Haus zu Haus, die Engel habe die Heirathsanträge des reichen Anders zurückgewiesen.

„Ei, was denkt doch die Dirne?“ fragte Diese, „sie ist doch so arm wie eine Kirchenmaus!“

„Ich glaub', sie ist stolz auf ihr Gesichtchen und meint, ein Graf käme,“ sagte spöttisch Jene.

„Sie hat noch den Deserteur im Kopfe,“ sprach eine Dritte. „Aber da kann sie lange warten, die Einfalt!“

„Heutzutage,“ sprach eine Vierte, „wollen die Dirnen nur Den heirathen, den sie lieb haben. Du lieber Gott, zu meiner Zeit war's anders; wenn da die Aecker der Väter zusammenlagen, oder die Wiesen; wenn das Mädchen ein Haus hatte, oder der Bursche eins, dann sagten die Alten zu einander: Hör' 'mal Du, unsere Kinder könnten sich heirathen. Ab, und zur Ruhe! Sie wurden ein Paar und lebten glücklich und zufrieden.“

„Das mein' ich,“ sagte eine Fünfte. „Ich hatte auch den Velten lieb, der die Margreth zur Frau hat, und er mich; aber unsere Eltern meinten anders, und siehe da, er ist wohl zufrieden, und ich hab' (freilich gab's Anfangs trübe Augen) die Kinderei bald vergessen, und wir führen die glücklichste Ehe. Aber heutzutage wollen sie's machen, wie die Herrenleute. Da lesen sie die Romanbücher und dadurch kriegen sie Flöhe in die Ohren.“

So wurde hart und bitter über das Mädchen geurtheilt, das, weniger roh wie sie, einem Gefühle folgte, das mächtig in ihrem Herzen sprach. Viele sagten es ihr selbst, und der Erfolg war, daß Engel sich überall zurückzog und einsam mit der Mutter und ihrer Marie verkehrte. Der alte Schmied, dem Marie Alles gesagt, sprach

nie ein Wort über dies Verhältniß, obwohl er Andres bemitleidete, der seinen Kummer stille trug, aber dem Leben ganz abstarb.

Auch Engels Seele wandte sich mehr und mehr der heiteren Seite des Lebens ab. Sie mied die Gesellschaften der Jugend ihres Alters, die an den Sonntag-Abenden wohl in befreundeten Häusern sich traf. Aber ihre Liebe war ihre Welt, ihre Erinnerung ihr Glück, ihr Ringlein ihr Reichthum. O, hätte es reden können, wie manchen Seufzer, wie manche Thräne hätte es verrathen. Nun war doch der Krieg zu Ende und der Friede in Paris geschlossen, das Friedensdankfest gefeiert, und doch kam er nicht!

„Höre Jacob," sagte einst der Schmied zu seinem Schwiegersohn, „entweder ist der Martini todt, oder es war einer von den lockeren Stadtvögeln, die mit einem Menschenherzen spielen wie Buben mit dem Balle."

Der Solinger sagte: „Ich weiß auch nicht, was ich davon denken soll; aber für seine Treue und Ehrlichkeit möcht' ich einstehen. Vielleicht hat ihn eine Kugel getroffen."

„Dann begraben wir die Engel noch vor ihrer Mutter," sagte der Schmied betrübt. „Hast Du nicht wahrgenommen, wie bleich sie ist, wie trüb ihr Blick?"

Schraubt wollte eben bejahend antworten, als Marie hereintrat.

„Das ist eine curiose Geschichte," sagte sie. „Eben ist eine alte Frau in Wallauer's gegangen. Sie ist ganz fremd und städtisch angethan. Wie sie hinein kommt und die Engel ansieht, lächelt sie, und doch stehen ihr Thränen in den Augen, und sie sagt: „Du bist also das Mädchen, das meinen armen Sohn gerettet hat, doppelt gerettet hat vom Tode?" Da zittert die Engel und ich auch, die ich bei ihr saß, und das Fragewort stirbt ihr im Munde. Die Frau tritt näher an die Engel, die ganz starr dasteht, fällt ihr um den Hals, küßt sie und weint.

„Was ist das?" fragte da die Blinde.

„Darauf tritt die Frau zu ihr und sagt, sie sei Martini's Mutter und komme, um zu danken. Und dabei weint sie fort und fort, und ihre Augen hängen an unserer Engel gerade so, wie eine Mutter ihr Kind in Liebe anschaut.

„Da fass' ich mir ein Herz, weil ich sehe, daß eine Todesqual die arme Engel zerreißt, und sage: „Madame, lebt er noch? Sagt's doch, denn seht nur, Engel stirbt schier vor Angst."

„Er lebt," sagte die Mutter, „aber —"

„Da kann sich Engel nicht mehr halten. Sie stürzt auf die Frau zu, faßt ihre Hand und fleht: „Sagt mir Alles, was soll das „Aber?"

„Du gutes Kind," sagte die Frau und küßte sie auf die Stirne, „er ist ein Krüppel geworden, der sich nicht mehr ernähren kann."

„O, ich kann arbeiten," ruft die Engel aus, „ich will arbeiten! O, er soll nicht darben, so lange ich eine Hand rühren kann! Ach, bringt ihn," spricht sie, „bringt ihn, ich will Tag und Nacht arbeiten für ihn und nicht klagen, wenn ich ihn nur wiedersehe."

„Was meint ihr, was nun geschieht?" —

Der Schmied war aufgestanden, Schraubt hatte sein Handwerkszeug hingelegt. Beider Augen starrten Marie in einer Spannung an, die nach Lösung des Räthsels verlangte.

„Nun, nun!" ruft der Schmied, „halt uns nicht hin!"

„Die Thüre geht auf," ruft Marie aus, „und — Martini stürzt herein, blühend, gesund und umschlingt das Mädchen."

„Sie will sich den Armen des Mannes entwinden.

„Da ruft er: „Engel, mein Engel, kennst Du mich denn nicht?" Und nun erst erkennt sie ihn."

Marie wischt sich Thränen aus den Augen, und die beiden Männer thun's auch.

„Herr Gott, dich loben wir!" ruft der Schmied, zieht sein Mützchen ab und faltet die Hände zum stillen Dankgebet.

„Weiter! weiter!“ ruft Schraudt aus, der das Ende nicht erwarten kann.

„Nichts weiter!“ ſagt Marie. „Ich bin weggelaufen, um es Euch zu ſagen.“

Nun hielt nichts die Drei ab, hinüber zu eilen und Martini zu begrüßen. Das war ein Jubel über die Maßen!

Aber Martini ließ das Mädchen nicht von ſich. Sein Arm umſchlang ſie, und er konnte das Auge nicht von ihr wenden. Auf ihrer anderen Seite ſaß ſeine Mutter.

Abends erſt kam's zum Erzählen. Er war glücklich aus allen Kämpfen hervorgegangen; aber in einem der letzten Scharmützel wurde er verwundet, lag lange im Lazareth und kehrte ſpät heim, wo er das Fabrikgeſchäft ſeiner Mutter ordnen mußte, welches in vielfache Zerrüttung gekommen war.

Noch an dieſem Abend ſegneten die Mütter den Bund der glücklichen Kinder.

Nach Jahresfriſt beſuchte Engel als glückliche Mutter mit ihrem Gatten den Ort ihrer Geburt, die Freundin ihres Herzens, ihre Marie. Sie trug Trauer, denn der Herr hatte ihre geliebte Mutter zum Lichte gerufen; aber ſie fand noch alle die treuen Freunde, und der alte Schmied ſchaukelte ſtolz ſeinen Pathen auf ſeinen Knieen, Engels Erſtgebornen. Beruhigend war es ihr, daß Andres glücklich verheirathet war. Veit war Waldförſter geworden, und in der Schmiede wohnte das reinſte Familienglück, welches der alte Schmied nicht genug preiſen konnte. „Der rothe Judas aber,“ ſagte er zu Engel, „ſchleicht herum und ſieht immer auf den Boden. Weißt Du warum? Engel! ich will Dir's ſagen: Er ſucht ſein gutes Gewiſſen, das er verloren hat, und kann's nicht mehr finden.“

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

Beruf und Neigung, zwei Hauptfactoren im Menſchenleben, hatten mich im Jahre 1843 längere Zeit in Rüdesheim gefeſſelt. Wer kennt nicht Rüdesheim und ſeine paradieſiſche Gegend? Wem iſt der Rüdesheimer nicht bekannt, womit ich freilich nicht den Philiſter meine, der dort ſeßhaft iſt, ſondern das edle Gewächs ſeiner Reben? — Ich geſtehe, daß Ort und Wein in vielfacher Wechſelbeziehung zu den genannten Hauptfactoren ſtanden, und zwar ſo: Ort und Beruf bezogen ſich auf einander; denn ich war im Auftrage der Domänen-Direction daſelbſt. Ort und Neigung berührten ſich doppelt; denn das ſchöne Fleckchen Erde mit ſeinen reizenden Umgebungen übte eine magiſche Gewalt auf mich aus; aber eine noch magiſchere die Reize einer holden Tochter des Städtchens. — Wein und Beruf ſtanden in Wechſelwirkung; denn mein Geſchäft war es, die Zehntweine gehörig zu beſorgen. — Wein und Neigung vollends trafen ſo wunderbar zuſammen, daß ich oft nicht wußte, wer die Schuld des Haarzopfs trug: der köſtliche Wein, oder die überwältigende Neigung zu ihm. Wer will es mir verargen, daß ich nicht heim eilte? Dort warteten meiner die triſten Acten, hier das friſche, heitere Leben. Ich ſchwelgte im Vollgenuſſe dieſes Lebens; aber auch das Volk war mir in ſeiner Eigenthümlichkeit intereſſant. Manche Stunde weilte ich in einer beſuchten Schenke am Strand und ergötzte mich an dem friſchen Humor, an dem ſprudelnden Witze dieſer Wrnigen Menſchen, deren Gutmüthigkeit und treuherzige Offenheit gleich ſchätzbar iſt.

Oft, wenn ich so unter ihnen saß, und sie die Schönheiten ihres Wohnorts einer Kritik unterwarfen, hörte ich den seltsamen Ausdruck: „Sie ist häßlich wie die Nacht von Bingen.“ Peitschte der Wind den Regen draußen, so hieß es: „Das ist doch ein Wetter so häßlich wie die Nacht von Bingen.“ Wollte man ein Ereigniß in seiner Furchtbarkeit bezeichnen, so sagte man: „Es war so entsetzlich wie die Nacht von Bingen.“

Daß da ein historisches Factum zum Grunde liegen müsse, das war außer Zweifel; Niemand aber wußte mir Etwas zu sagen. Auch die Bücher, des Deutschen letzter Trost, ließen mich hülflos. Meine Neugierde wuchs indessen immer mehr.

Einst lag Bingen vor mir im Morgensonnengold, und es war mir, als raune mir mein Spiritus familiaris in's Ohr: „Dort mußt du fragen, um einer Antwort theilhaftig zu werden!“

Ich war kurz angebunden, sprang in einen Kahn, winkte einem Schiffer, und bald glitt das leichte Fahrzeug über die sich kräuselnde Fluth hin, die im Goldglanze leuchtete. Wir landeten.

Wo hinaus nun? fragte ich mich, und antwortete mir selbst: Da in den Hotels findest du Nichts; denn da ebbt und fluthet die moderne Völkerwanderung; da pulsirt das fashionable Leben der Gegenwart der Zukunft hastig entgegen, und die Vergangenheit liegt so weit hinter ihm, wie die Diligence hinter dem Dämpfer und die Sänfte hinter der Eisenbahn. Im Volke mußt du suchen, um zu finden. Als ich so durch die Gassen schlenderte und die wechselnden Scenen eines bewegten Wochenmarkts an mir vorübergehen ließ, gewahrte ich einen mächtigen Tannenzweig über der Thüre eines Metzgerhauses, und erinnerte mich eben, daß ich oft gehört, wie die Binger in lobenswerthem Gemeinsinne sich einander ihren Wein abtränken. Das war so eine improvisirte Schenke in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Hier durfte ich mit Gewißheit darauf zählen, irgend einen ehemals zünftigen Menschen, einen kornigen Philister zu finden, der mir über meine Angelegenheit klaren Wein einschenken

könnte. Ich trat ein, und hatte die Freude, zwei Männer an einem Tischlein sitzen zu sehen, die mir die rechten zu sein schienen. Beide waren wohlgenährte, stattliche Bürger, der Eine ein Bäcker, denn die Farbe seines Rockes war hechtgrau; der Andere ein Schlosser, denn diverse Reste von Kohlenstaub verriethen das. Beide hatten Binger Schoppen mit goldner Fluth vor sich, die mit ihren rothen Nasen im Verhältnisse von Ursache und Wirkung standen — und Leberwürste waren bestimmt, die solide Grundlage des Frühtrunkes zu sein. Ich bestellte mir ein gleiches Frühstück, setzte mich zu ihnen, und die Huldigung, welche ich ihrem Geschmacke bewies, bildete die Brücke zur gegenseitigen Annäherung.

Mit dem Rheinländer von echtem Schrot und Korn ist man bald bekannt. Er ist dem Fremden freundlich, und sein offenes, biederes Wesen gewinnt diesen augenblicklich für ihn.

Ich wußte ziemlich schnell das Gespräch auf ihre Stadt zu bringen, und meine Kenntniß ihrer früheren Geschicke war geeignet, den Weg anzubahnen zu baldiger Befreundung. Im Laufe der Unterredung kam ich dann auch auf die „Nacht von Bingen". Der Schlosser wußte Nichts; aber der Bäcker lächelte mit jener reichen Selbstgenügsamkeit, die mir alsbald den Mann verrieth, dem die Sache nicht unbekannt war, der aber um seine Weisheit gebeten sein wollte.

Es machte sich ganz nach meinem Wunsche, daß der Schlosser sich entfernte. Nun rückte ich meinem Manne näher.

„Ich habe es Ihnen doch auf den ersten Blick angesehen," sagte ich, „daß Sie ein Mann von Kenntnissen sind. Sie wissen gewiß mehr von dieser Sache?"

„Da haben Sie sich nicht geirrt," sagte er.

„Das wußte ich wohl," war meine Gegenrede; „denn es spricht sich so viel Geist in Ihren Zügen aus, daß ich —"

„Sie sind ein feiner Menschenkenner," lächelte er selbstzufrieden, „fast wie — wie — potzblitz! daß mir der Namen nicht gleich einfällt!"

„Lavater, wollen Sie sagen?"

„Richtig; der war ja mein Landsmann.“

„Sie sind also kein Bingen Kind?“

„Aus Offenbach am Main bin ich gebürtig,“ sagte er, „aber meine Mutter war aus Bingen und stammte von den alten Lombarden ab.“

„So!“ sagte ich, und unterdrückte das Zucken in meinen Lachmuskeln über Lavater's Heimath.

„Ich hatte,“ fuhr er fort, „einen geistlichen Herrn Oheim, der ein großer Freund alter Geschichten war. Als er starb, hinterließ er mir viele Papiere, darunter auch eine gar schauerliche Geschichte der Nacht von Bingen. Wenn Sie mich begleiten wollen, so will ich sie Ihnen zeigen.“ Er griff nach der Mütze.

Als wir vor die Thüre traten, stieß ich auf einen Bekannten, einen Beamten aus Bingen.

„Guten Morgen, lieber Herr,“ sagte er, und schüttelte mir die Hand. „So frühe hier? Und beim Schoppen?“ setzte er nicht ohne einen ironischen Blick auf das Schild der Kneipe hinzu.

„Lassen wir das,“ sagte ich; „der Herr hier will mir eine wichtige historische Schrift mittheilen. Sie wissen, wie ich darauf eben Jagd mache.“

„Ah, Herr ***,“ sagte er, meinen Begleiter grüßend. „Kennen Sie diesen Herrn?“ fragte er ihn.

„Ich habe die Ehre, ihn nicht zu kennen!“ sagte verbindlich mein Mann.

Mein Freund lächelte und bemerkte: „Sie können ihm Alles anvertrauen. Ich leiste Bürgschaft für ihn.“

Das hatte ihm ein guter Geist eingegeben; denn nun fand mein Wunsch, das Manuscript mitnehmen zu dürfen, durchaus keinen Anstand. Sein Inhalt war so interessant, daß es mich ungemein fesselte. Styl und Sprache gehörten der Mitte des vorigen Jahrhunderts an. So aber war es nicht zu gebrauchen. Ich konnte indessen nicht widerstehen, den Inhalt in nachfolgender Novelle mitzutheilen, die ich überschreibe, wie auch meine Quelle überschrieben war.

1.

Es war im Anfange des Julius im Jahre 1802, als die Mittagssonne glühheiß auf ein kleines Vorwerk der Burg Klopp über Bingen schien, wo zwei Reisige saßen, denen die Langeweile heftig zusetzte. Beide nickten zu Zeiten im süßen Mittagsschläfchen. Das Vorwerk stand zur Seite des Burgwegs, und war bestimmt, diesen zu schützen. Wenn auch gerade das Land umher im Frieden war, so loderte doch die Flamme des Kriegs im Mainzer Gebiet. Albrecht von Oesterreich hatte seine Waffen gegen den Erzbischof Gerhard II. gerichtet, welcher aus dem alten Stamme der Eppsteiner seine Herkunft ableitete, und Albrechts starrer Sinn schien nicht ruhen zu wollen, bis er das Erzstift in seinem Herzen, dem schönen Rheingau, zerrüttet habe. So drohte doch nahe Gefahr, wenn sie auch gerade noch nicht da war, und die Reisigen hatten daher hier ihren Wachtposten erhalten, welcher ihnen übrigens zur Stunde nicht sonderlich am Herzen lag. Es waren zwei im Alter verschiedene Männer. Der Eine war alt. Das Gesicht war verwittert, vernarbt, tiefgefurcht, das Haar grau, die Haltung aber noch ungemein fest, und die Gestalt groß, fast riesenhaft. Der Andere mochte vier und zwanzig Jahre zählen. Sein Aussehen war jugendlich, frisch und sehr kräftig.

Der Alte fuhr zuerst auf und rüttelte seinen Genossen wach.

„Kunz," sagte er im tiefsten und rauhesten Baß, „wenn uns der Brömser also fände, so möchte ich auch lieber einen Schoppen Rüdesheimer leeren, als diese Brühe austrinken."

Der Angeredete lächelte und sagte: „Da möchte ich auch lieber Part halten mit Eurem Rüdesheimer, zumal der Erzbischof selbst da ist, der so lustig die Kaiser aus seinem Hörnchen bläst."

„Was willst Du damit sagen, Kunz?" fragte Guntram, der andere Reisige.

„Ei," sagte dieser, „man erzählt in Mainz, der Erzbischof sei

mit dem Albrecht von Oeſterreich zur Jagd geweſen in der Dreieich, und der Kaiſer habe ihm zugeſetzt, die erſchrecklichen Zölle herauszugeben, womit er den Rheinhandel belaſte. Da ſeien Beide gar tief in den Text gerathen, und es ſeien harte Worte gefallen zwiſchen Beiden. Darauf habe der Erzbiſchof in ſeinem Zorne ſein ſilbernes Hüfthörnlein von dem Rücken genommen und zu dem geſagt: „Zwei Kaiſer hab' ich da herausgeblaſen — es ſteckt vielleicht noch mehr als Einer darin!"

„Was hat darauf der Albrecht geſagt?" fragte der Alte, der grimmig die Fauſt ballte und mit den Zähnen knirſchte.

„Was knirſcht Ihr ſo, Guntram?" fragte Kunz erſtaunt.

„Du biſt ein junges Blut, Kunz," nahm Jener das Wort, „und weißt nicht, wie wehe es thut, ſeinen geliebten Herrn verderben zu ſehen. Ich bin ein Naſſauer, Kunz, und meinem Herrn Adolphus treu im Herzen. Darum überwallet dieſes mein Herz, wenn ich an ihn denke, und wie er treulos gemordet wurde, und wie ihn der Gerhard hob und fallen ließ, und war doch ſein eigen Blut. Ach, er war ein edler Herr! Und droben im Klopp ſitzen die Mörder jetzt zu Rath. Soll ich nicht knirſchen, wenn ich des Erzbiſchofs gedenke, der ihm die Krone gab und nahm, weil er nicht tanzen mochte, wie er das Liedlein pfiff? War's nicht der Wildgraf Raup, der ihm den Todesſtreich gab, der nun wieder mit dem Mainzer zuhält? War's nicht der alte Lombarde Pomaria von Bingen und ſein Schwäher, der Montemagno, die ihm das Sündengeld ſchoſſen, und auch jetzt wieder aushelfen müſſen, die dem Albrecht zuhielten und jetzt wieder dem Erzbiſchof, ſo recht nach Judenart dahin ſich wenden, wo's mit ihrem Gelde gut wuchern iſt? O, daß ſie Alle — —!"

„Still!" ſagte Kunz. „Sprecht den Fluch nicht aus. Die Wände haben Ohren und die Bäume Zungen." Er ſtand auf und blickte über die Zinnen des Vorwerks hinaus und hinauf in die grünen Zweige des alten Nußbaumes, der ſich über dem Vorwerke

wölbte. Als er jedoch nirgends eine Spur fand, die Angst einflößen konnte, sagte er: „Fahret fort! Warrt Ihr bei Göllheim dabei, als Euer Herr fiel?“

„Freilich!“ sagte der alte Kriegsmann, und eine düstere Wolke lagerte sich über das von Leidenschaften durchwühlte Gesicht; „freilich war ich dabei und sah, wie unser Herr zwei Ritter in des Oesterreichers Farben mit dem gewaltigen Schwerte niederschlug, ganz nahe bei Göllheim, als eben von allen Seiten die Macht der Feinde aus dem Hinterhalte hervorbrach. Muthiger drangen die Oesterreicher heran, und an ihrer Spitze der Albrecht. Beide Haufen, der unsere und der des Feindes, verwickelten sich eng in einander. Es war ein mörderisch Abschlachten, Kunz, wie Du keines erlebt, und ich nur das Eine, obwohl ich oft dabei war, wo's blutige Köpfe gab. Die Kämpfer waren sich so nahe, daß sie mit dem Dolche fochten.“

„Im Kampfgewühl,“ fuhr Guntram fort, „verlor Adolph seinen Helm. Jetzt stürmten die Feinde auf ihn ein, aber er warf sie rechts und links blutend zur Erde; und als er jetzt den Albrecht erblickt, spornt er das Roß auf ihn zu, und ich hörte die Worte noch, die er wie Donner hervorstieß mit seiner mächtigen Stimme: „Heute wirst Du mir nicht weiter entlaufen, allhier sollst Du mir Reich und Leben lassen!“ Der Adolph führt einen seiner Streiche, die allzumal einen Menschen spalteten; aber der Albrecht wich ihm aus und stieß ihm tückisch sein Schwert in das Auge, daß es herausbrach mit heftigem Blutstrom. Der Wildgraf Raup, der greuliche Unhold von der Kyrburg droben im Nahethale, führte von der Seite jählings einen fürchterlichen Hieb auf des Kaisers unbewehrtes Haupt. Da hatte er genug, stürzte herab und mit ihm sein Schlachtroß, dem ein Anderer die Vorderbeine zerhieb, und ein Knecht schnitt dem Kaiser die Gurgel ab. Verflucht seien sie in Ewigkeit.“

Kunzen durchschauderte es in wildem Entsetzen, und Guntram's Haupt sank in stummem Schmerz auf die Brust.

Nach einer stummen Pause hob endlich Hener wieder an:

„Wie kommt es denn, daß sich der Wildgraf Romp vom Albrecht trennte?“

„Wer kann das sagen?“ war Guntram's Antwort. „Wo der alte Mainzer die Hand im Spiele hat, ist nur ein Gewebe von Ränken und Schlänken. Ehrlich war er nie; aber dafür erntet er jetzt auch, und der Fluch Gottes wird die Königsmörder nicht unerreicht lassen. Wart's ab, Gesell, Du kannst's erleben; mich wird der Tod nicht lange mehr hier lassen. Wenn er nur so lange ausbleibt, bis ich meine Rache befriedigt habe! —“

„An wem denn?“ fragte Kunz, neugieriger geworden.

Ehe aber Guntram antworten konnte, gab es eine Störung der Stille, welche bis jetzt hier in der niederen Region gewaltet hatte. Reitknechte führten edle und reichverzierte Rosse den steilen Burgweg herab auf den am Ufer des Rheines hinführenden Leinpfad, der zugleich, da er breit war, als Heerweg diente. Sie grüßten die beiden Reisigen und gingen vorüber.

Darauf vernahm man lebhaftes Gespräch, und bald erschien der Erzbischof mit großem Gefolge.

„Wie der alte Fuchs noch so stattlich dahinschreitet,“ sagte Kunz. „Man sollte wirklich glauben, er könnte noch manchen Kaiser aus seinem Hörnlein blasen.“

„Sein Odem reicht nicht mehr weit, Kunz,“ sprach in dumpfem Tone Guntram, und stellte sich gerade, indem er seine Hellebarde mit festem Arme von sich hielt, während sie unten an seinem Fuß einen Widerstand hatte.

Der Erzbischof schritt für seine Jahre sehr fest einher. Stolz lag in seiner Haltung. Der rothsammtne Hut mit dem Hermelinbesatze, der rothe, weite sammtne Mantel mit dem Pilgerkragen aus Hermelin kleideten die stolze Figur gar stattlich. Fiel der Kurfürstenmantel vorn aus einander, so gewahrte man das Schwert, welches an einem einfachen Wehrgehänge befestigt war.

„Sieh' da," flüsterte Kunz, „der Mann der Kirche und das Schwert! Der sollte den Hirtenstab führen und segnen."

„Das war nie seine Sache," flüsterte Guntram; „sieh' ihm nur in das Gesicht; wie er das dunkle Auge zukneift, so siehst Du den falschen Judas, der für Geld seinen Vetter verrieth. Geh' nur, Du Satan," brummte er in den Bart, „Du entgehst Deinem Herrn nicht."

Der Erzbischof war jetzt nahe gekommen. Er schlug ein Kreuz gegen die Reisigen. Kunz beugte das Haupt, den Segen hinzunehmen; Guntram that, als sähe er's nicht.

„Dein Segen ist Fluch!" brummte er in den Bart; „komme er auf Dein verdammtes Haupt zurück!"

In einiger Entfernung hinter dem Erzbischof schritt der Wildgraf Raup, ein Mann von riesigen Formen, aber mit dem Ausdrucke roher Wildheit in seinen harten Zügen. An seiner Seite ging der Ritter Brömser von Rüdesheim, der in Klopp den Befehl führte. Hinter diesem gingen zwei Männer in dem dunkeln Anzuge des Bürgerstandes, aber goldene Ketten mit Schaustücken zierten Beide. Der Eine war hoch betagt, der Andere dagegen noch jugendlich. Mit Beiden redete angelegentlich des Erzbischofs Kanzler.

„Die machen jetzt echte Judenhändel," sagte Guntram zu seinem Gefährten. „Ich wette, es galt ein Anlehen für den Krieg und seine Rüstungen. Das sind drei Vögel, wie sie die Galgen umflattern, wenn in stiller Nacht ein armer Sünder daran baumelt, dem sie das Herz aus dem Leibe hacken wollen."

„Wer ist's denn?" fragte Kunz; „den Einen kenne ich nicht, doch scheint es der Kanzler zu sein, wohl aber die Pomaria's."

„Das ist des Gerhards Kämmerer und Kanzler, der zur Rechten geht. Was der Erzbischof nicht weiß, das weiß dieser Gaudieb. Der Alte im schwarzen Wamms ist der reiche Lombarde Andrea Pomaria, und der junge schöne Mann sein ältester Sohn. Beide sind jene Todtenvögel Adolphs von Nassau — denn sie

schossen das Geld zu seinem Verderben, und der Alte half die Stimmen werben, die Albrecht klirten. Ich weiß," fuhr er ingrimmig fort, „ich weiß, daß sie das Fest, das Gerhard im Lande ausschrieb, als Adolph gefallen war, mit besonderer Lust feierten. Von Albrecht versprachen sie sich größere Vortheile. Wehe ihnen, wenn er an den Rhein, wenn er je als Herr nach Bingen kommt. Es ist bekannt, daß sie jetzt gegen ihn handeln, seit er auf der Fahrt nach Aachen sie schnöde behandelte. Doch Du kennst sie ja genau als Binger Kind!"

„Woher wisset Ihr nur das Alles?" fragte, als nun das Gefolge vorüber war, Kunz mit albernem Gesichte den Alten.

„Narr," sprach dieser, „wenn Du einmal so lange gelebt wie ich, und Augen und Ohren am rechten Flecke hast, so wirst Du auch mehr wissen, wie heute. War ich doch Zeuge, daß Albrecht den Pomaria damals nicht ansah, und er war doch Schultheiß von Bingen, wie denn dies Amt bei den Lombarden ist, seit die Rheinboten ausstarben. Das ärgert auch die Binger nicht wenig, da die Fremden über sie herrschen, während sie auch noch Leute haben, die das Schultheißenamt zu verwalten im Stande wären."

„Das mein' ich," sagte Kunz. „Ich bin ein Binger Kind, und kenne brave Männer dort, zum Beispiele meinen Pathen, den Rathsherrn Klein."

„Aber warum ist's?" fragte Guntram. „Das Geld, das die Strolche besitzen durch ihren Handel, das ist's, was ihnen bei dem Erzbischof Gewicht gibt. Sollt's 'mal in Bingen drunter und drüber gehen, dann gnade ihnen Gott! Und Albrecht kommt. Wir können ihn erwarten. Das hörte ich gestern Abend den alten Fuchs von Mainz zum Brömser sagen. Kommt er, so ist Bingen sein. Ob Klopp, ist schwer zu sagen; denn der Brömser ist ein Eisenfresser, dem so leicht Keiner an das Wamms kommt. Es wird noch harte Nüsse zu krachen geben, ehe die da über uns reif sind." Er deutete auf den weitastigen Nußbaum, der das Vorwerk beschattete.

„Sagt, Guntram, da Ihr doch Alles wißt," fragte Kunz, „wie kamen diese Lombarden hierher? — sie sind doch weit von hier, in Italien, glaub' ich, zu Hause!"

„Das ist leicht zu sagen, Kunz," nahm Jener, ruhiger geworden, das Wort im belehrenden Tone. „In dem Lande Italia, das so weit hinter den hohen Bergen der Schweiz liegt, gibt's viele geschickte Leute. Daher kamen schon vor langer Zeit Handelsleute, die ihre Waaren in Deutschland, zumeist in den Städten, feil boten, Seide, Sammt und Meßgewänder, auch Gold- und Silberzierath, schöne Dolche und dergleichen. Die zogen umher mit ihren Saumrossen; bald aber fanden sie es bequemer und sicherer, sich in den Städten niederzulassen, da die Raubritter ihnen gar oft die Waaren abnahmen. Nun ließen sie sie über die Schweizerberge bringen, oder auch zu Wasser bis Köln, und holten sie dann unter besonderem Schutze. So sind auch die seit mehr denn vierzig Jahren in Bingen seßhaft, die Pomaria, Montemagno, Broglio und Ottini heißen, und nur unter einander heirathen, damit das Geld schön zusammenbleibt. Wo Vögel sind, da fliegen Vögel hin. So wuchs ihr Reichthum, und nun sitzen sie im warmen Neste, und der Erzbischof hegt sie wie seine Schoßkinder."

Das Gespräch der beiden Reisigen wurde durch den Schloßhauptmann unterbrochen. Es war der Ritter Brömser von Rüdesheim, dem der Erzbischof das Schloß Klopp zur Vertheidigung anvertraut hatte, und die Vogtei Bingen.

Brömser war ein Mann von etwa dreißig Jahren. Aufgewachsen im wilden Treiben des Kriegs, hatte er jene rauhen Sitten, jenes wilde Wesen, jene zügellosen Leidenschaften, welche die meisten seiner Standesgenossen in seinen Tagen auszeichneten. Der Krieg war seine Lust. Hätte er sich nicht dem Erzbischofe verpflichtet, als seinem Landes- und Lehensherrn, hätte nicht Albrecht von Oesterreich jetzt seine Waffen gegen sein eigenes Heimathland gewendet, er würde gewiß sich nicht in das Schloß Klopp eingeschlossen haben.

Eine Belagerung war freilich eine Luft neuer Art, die er wohl in kleinerem Maßſtabe drüben in der Niederburg bei Privatfehden dann und wann erlebt, nur ſo nicht, wie ſie jetzt bevorſtand; denn Albrecht kam mit ungeheurer Macht und mit dem auserleſenſten Kriegsgeräthe. Als Adolph von Naſſau Kaiſer war, hielt er es mit ihm. Bei Göllheim gefangen, kaufte ihn der Mainzer Erzbiſchof los, und das hielt ihn bei ſeiner Sache, für jetzt wenigſtens. Er gehörte zu jener Klaſſe verwegener Abenteurer, die ihre Waffen jeder Sache bereitwillig liehen, wenn eben nur Kampfesluſt und Kampfesbeute zu erzielen war.

Mit lachendem Munde trat er die Stufen herauf, die zu dem Vorwerke führten. Guntram war einer ſeiner Lieblinge. Der Alte war kriegserfahren, pfiffig, und wußte recht tapfer zu kämpfen, überdies war er in allen Fugen gut zu gebrauchen.

„Nun, Alter,“ rief er ihn an, „bald wird's einen Tanz geben. Der Albrecht naht ſich dem Rheine. Dem alten Fuchs in Mainz wird's um ſeine Höhle bange. Er war hier, um ſich Klopp anzuſehen. Wenn's ihm in Mainz nicht geheuer wird, kommt er zu uns.“

„Iſt denn der Kaiſer ſchon ſo nahe?“ fragte Guntram den Ritter.

„Freilich,“ rief dieſer, „morgen kommt er noch nicht, aber ich glaube, wir werden auf die Feuerſäulen im Rheingau nicht allzu lange warten müſſen. Wenn's dort brennt, dann ſind die Ungarn nicht weit, und die Troßbuben mit ihren langen Fingern werden ſich anmelden. Meine Vettern und Brüder drüben in der Niederburg werden Albrechts Mauerbrecher eher zu begrüßen haben, als wir in Klopp. Es iſt indeſſen dem Oeſterreicher nicht ganz zu trauen. Geh' in die Rüſtkammern und unterſuche die Waffen. Laß den verdeckten Weg aufräumen, der da unten in das Rattenneſt führt. Den Krämern wackelt der Boden ſchon unter den wälſchen Beinen. Biſt Du im Reinen, ſo komm in mein Kloſet. Ich habe

Wichtiges mit Dir zu reden. Du, Kunz, magst derweile allein hier Wache halten, daß die Mäuse die Nüsse nicht an dem alten Baume fressen, denn Anderes ist doch jetzt hier nicht zu thun, auch hast Du dazu allerdings noch Muth genug."

Er ging guten Muthes von dannen, und schleuderte pfeifend den Weg zur Burg hinan.

Guntram sah ihm kopfschüttelnd nach. „Bist auch Einer von Denen," sagte er halblaut, „die Treue und Handschlag nach dem Gelde messen, das dafür geboten wird. Fast glaubte ich, er führt einen Streich im Schilde, den ich längst vermuthet. Schwarzer Augen Gluth brennt tiefer hinab, als siedend Blei. Wenn's Dir gilt, Lombarde, so bin ich bereit, zu thun, was in meinen Kräften steht."

Kunz hatte dies Selbstgespräch nicht gehört. Ihm war des Ritters Wort tief in das Herz geschlagen. Erst seit neun Monaten trug er die Pickelhaube und Hellebarde nebst dem Waffenrocke, der auf der Brust das Mainzer Rad als Zeichen trug. Krieg war ihm noch fremd, und das Mutterſöhnchen zagte bei dem Schreckgedanken an die Gefahren des Kampfes; dabei hatte er ein Liebchen, das im Hause Ottini als Magd diente, das ihm nahe am Herzen lag. Während Guntram ebenfalls den Weg zur Burg einschlug, hing Kunz seinen Gedanken nach und sah trübe in eine Zukunft, deren Ereignisse ihn mit Schrecken bedrohten.

2.

In dem Hause Andrea Pomaric's hatte das rege Geschäftsleben mit der Vesperglocke sein Ende erreicht. Die Gewölbe und Magazine waren geschlossen, und der alte Handelsherr saß in seinem Lehnstuhle in tiefen Gedanken. Der Tag heute war nicht ohne

Bedeutung gewesen. Der Erzbischof bedurfte nicht unbedeutende Summen, da er Kriegsvolk anwerben mußte. Pomaria mochte das geahnt haben, denn er wußte wohl, daß des Erzbischofs Schatzkammer seit des Kaisers Adolph Wahl schon geleert war. Daher hatte er mit den zu einer großen Innung verbundenen Landsleuten Montemagno, Broglio und Ottini Fürsorge getroffen, daß eine ansehnliche Summe vollwichtiger Turnosen in ihrer Handelskasse lag; daher waren die Zinsen, die Unterpfänder schon berathen, ehe der Erzbischof kam, um Klopp einzusehen und jenes wichtigere Geschäft in's Klare zu bringen.

Schlau und eigennützig, wie der Krämergeist seine Knechte macht, war Pomaria darauf bedacht, auch noch einen anderen Vortheil zu erzielen. Er selbst war alt. Kamen kriegerische Zeiten und Händel, so mochte die Last des Schultheißenamts ihm schier zu schwer werden; die Vortheile jedoch waren zu groß, zu wichtig, welche mit dem Amte verbunden waren, als daß der schlaue und umsichtige Handelsmann sie hätte mögen aus seiner Hand lassen.

Einer seiner Söhne war in Asti, um die Verbindung mit seiner Familie zu erhalten und die neuen An- und Einkäufe jenseit der Alpen zu besorgen. Der älteste, Giambattista Pomaria, war bei ihm. Er war Bräutigam der Tochter Ottini's, und diese Verbindung sollte erst dann geschlossen werden, wenn der jüngste Sohn aus Italien heimkehrte und — wenn Giambattista das Schultheißenamt würde erlangt haben. Nur Eins stand im Wege, der Umstand, daß Giambattista kaum vier und zwanzig Jahre zählte, doch rechnete der Alte darauf, daß der Erzbischof in jede Bedingung willigen würde, welche er an die Darreichung seiner bedeutenden Geldmittel zu knüpfen für gut finden möchte.

So war dann der Tag gekommen, an welchem der Erzbischof eintreffen sollte, und bald nach seiner Ankunft berief ihn ein Diener zu dem Kirchenfürsten, dessen ränkevollen Charakter Pomaria längst

kannte, und gegen den ihn nur seine eigene, echtmainzische Natur schützen mochte.

Der Erzbischof begrüßte ihn mit herablassender Freundlichkeit, welche in tiefster Ehrfurcht der Kaufmann erwiederte. Wenn er auch im Herzen blutwenig auf den Segen eines Mannes gab, dessen Seele den niedrigsten Gesinnungen anheimgefallen war, so nahm er ihn doch so andachtsvoll hin, als sei Erzbischof Gerhardus II. ein Heiliger, wie weiland sein Vorgänger in früherer Zeit, der heilige Bonifacius.

„Ich bedarf Deiner schon wieder, Andrea Pomaria," sprach mit einer gewinnenden Freundlichkeit der Prälat, und kniff dabei sein linkes Auge halb zu, als wolle er in des Kaufmanns innerste Seele hineinblicken.

Dieser verbeugte sich tief und sagte: „Ihr wisset, gnädigster Herr, daß Ihr keinen treueren Diener in Eurem Lande habet, als Andrea Pomaria, dem es ein rechter Segen ist, Euch zu dienen, wenn anders seine erschöpften Kräfte und Mittel ausreichen, Eurem Befehle zu genügen."

„Du willst den Preis Deiner güldenen Waare recht hoch stellen, Andrea," sagte der Erzbischof und lächelte schalkig. „Ich kenne das schon. Meine Mainzer Juden hatten auch zu Zeiten des Erzbischofs Ruthard kein Geld, bis Emich von Leiningen und Hans von Trifels ihnen Daumschrauben ansetzten."

Den alten Pomaria verdroß der Vergleich. Der Scherz war bitter, und der Wink, welcher darin lag, verletzte noch tiefer. Der Kaufmann, seines Gewichtes sich bewußt, richtete seinen etwas gekrümmten Nacken schnurgerade auf, sah scharf in das zugekniffene Fuchsauge und sagte:

„Wir sind freie Leute im Lande, Herr Erzbischof, denen Daumschrauben nur nach Urtel und Recht, nicht nach Willkür anzusetzen sind; Juden aber verriethen den Heiland; wir sind gute Christen und keines Verraths uns bewußt! Doch, denke ich, gereicht

uns der Vergleich nicht zur Schande, da Ihr Euch mit Ruthards verglichet, den die Schmach des Mordes, der Treulosigkeit und schnöder Gewinnsucht traf. Die Chroniken lügen nicht, wie Ihr wisset!"

Es war gerade, als hätte man siedendes Wasser über den Erzbischof gegossen, so übergoß ihn eine Glath. Es lagen in des Kaufmanns Worten so viele giftige Spitzen, die tief eindrangen in's wunde Fleisch, daß eine drastische Wirkung nicht ausbleiben konnte. Der Trotz auf das Freisein berührte empfindlich. In ihm kündigte sich auf's Entschiedenste das Bewußtsein der Unentbehrlichkeit an; aber die Anspielung auf den Judasverrath, an Ruthards Schmach, schlug tiefer noch in das Gewissen, denn der Bürst der Kirche und des Reiches mochte unwillkürlich an Adolph von Nassau denken. Einen Augenblick war er verwirrt. Bald ordneten sich seine Gedanken wieder, und er sagte:

„Pomarin, Du siehest Deinem Landesherrn und dem Würdenträger der Kirche gegenüber, vergiß das nicht, und poche nicht auf den vollen Geldsack. So wenig er vor Thorheit und Frevel schützt, so wenig ist er eine Bußwehr gegen verdiente Strafe. Brechen wir kurz ab. Hast Du Geld? Ich brauche viel!"

„Wenn das ist," sagte der Kaufmann, „so kann ich nicht helfen."

„Wir kennen uns, Andrea," lachte der Erzbischof einlenkend und seinen Zorn bemeisternd. „Du willst hohe Zinsen und einige Vortheile. Sag' an, wie lautet Dein Vorschlag?"

„Ich vermag kaum etwas zu leisten," versetzte der Kaufmann, „denn meine Baarschaft floß in Euren Säckel, als Ihr für Adolph von Nassau warbt; doch könnten vielleicht meine Vettern helfen; aber —"

„Bis zum Schwanz ist das Füchslein sichtbar," rief Eberhard von Mainz mit satyrischem Lächeln aus; „warum hältst Du das zurück?"

„Weil nicht pro canto Hunden daran hängen, gnädigster Herr. Ihr seht, ich gehe in Eure Schreibstube ein, wenn sie auch Gitter hat.“ So sprach Pomaria.

„Nicht zu leugnen ist seine Wahrheit, und der bittern Wahrheiten gibt es mehr, als der süßen. Die Hunden seien Dir zugestanden, da mir die Noth im Nacken sitzt und wie ein wilder Reiter spornt. Was war das für ein „Aber“, das des Schwanzes Spitzchen gierte?“

„Es betrifft mich, gnädigster Herr; ich bin alt, gebrechlich und für die Kriegsläufte nicht mehr geschickt, den Stab des Schutzherren zu führen. Daher wünschte ich, als Lohn langer Treue, daß Ihr das Amt meinem ältesten Sohne, Giambattista, in Gnaden verliehet.“

„Das ist also noch eine Bedingung des Geldes?“

„Erlaubt, das zu bejahen.“

„Es sei! Dein Sohn soll noch heute von mir belehen werden mit dem Amte.“

„Noch Eins, gnädigster Herr!“

„Ist das Schwänzchen noch nicht zu Ende?“

„Entfernt den Brömser von der Burg! Mein Sohn und er sind alte Feinde! Was sollt' es geben, wenn er in Bingen, dieser in Klopp zu befehlen hätte?“

„Du verlangst Ungehöriges, Andrea; Brömser ist ein wackerer Degen. Er bleibt hier in Klopp und Dein Sohn in Bingen. Er mag lernen, sich dem Edlen fügen. Merk' Dir das, und gehe zum Manzler, die Sache zu beenden.

Obgleich die Weisung, sich zu entfernen, kategorisch genug war, so schien doch Pomaria nicht große Lust zu haben, sie zu beachten.

„Ihr habt wohl Recht, gnädigster Herr,“ hob Pomaria wieder an, und drehte seinen braunen Filzhut in den Händen; „aber es ist wohl leichter gesagt, als gethan. Brömser ist ein wilder Mensch,

der rohe Gewaltthat nicht scheut, wenn es gilt, seinen Willen durchzusetzen oder sein Gelüsten zu befriedigen. Die Feindschaft der Beiden ist nicht eben von heute."

„Ihr reichen Kaufleute macht Euch aber auch gar leicht patzig," rief, noch eingedenk der verletzenden Worte des alten Kaufherrn, der Erzbischof. „Am Ende verlangt Ihr, die Ihr doch bebt, wenn Ihr eine Schwertklinge sehet, der Ritter solle Euch huldigen."

„Euer fürstlich Wort in Ehren," versetzte nicht ohne bitteres Gefühl der Kaufherr; „aber wisset Ihr nicht, wie mein Giambattista bei Göllheim mitfocht; daß er es war, der Adolphs Fall begünstigte, als er des Pferdes Vorderfüße durchhieb? Er zitterte nicht vor einer Schwertklinge, sondern führte sie wacker, das müsset Ihr selber bezeugen."

„Ich weiß! Ich weiß!" rief ärgerlich der Erzbischof. „Mußt Du mich denn immer wieder an den Adolph erinnern?"

„Verzeiht, wenn ich einen wunden Fleck traf," bat der Kaufmann; „es war meine Absicht nur, mich gegen falsche Voraussetzungen zu wahren."

„Es mag das Alles sein," versetzte der Würdenträger der Kirche; „aber Brömser bleibt hier. Er ist mir treu, das wiegt Alles auf."

„Wie lange?" fragte Pomaria listig.

„Wenigstens so lange, als ich ihm seinen Sold zahle. So liegt also das „Wie lang" in meiner Hand. Es kann nicht sein! Lieber halte Dein Geld und laß Dir's von Albrecht rauben!" Ueber des Erzbischofs Stirne zog eine Wolke. Die Ader schwoll. Sein zugepreßter Mund zuckte. Pomaria kannte so gut diese Vorzeichen eines heftigen Sturmes, als die Schiffer am Rheine die am Abend- oder Morgenhimmel.

„So will ich es lieber in Eurer Hand wissen," sagte er und verbeugte sich tief. „Habt Ihr Eurem Cancellarius geboten, die Urkunden aufzusetzen?"

„Geh'," herrschte ihm der Kurfürst zu, „Du findest ihn im Vorgemache. Mach' mit ihm die Sache zu Ende!"

Er drehte dem Kaufmann den Rücken, und dieser zog sich schnell zurück, froh, dem Sturme entronnen zu sein.

„Vermaledeiter Schächer!" rief zornig Gerhard von Eppstein aus, als der Kaufmann sich entfernt hatte. „Das ist eine recht italische Molchsnatur. Keck wird das Krämervolk über die Maßen, seit sie ihre Kraft gefühlt, und, auf ihre Goldstücke sich stellend, wollen sie hinaus über den Adel. Trotzt mir der Strolch!? Wagt es, mir spitze Worte zu geben! O, braucht' ich jetzt Dein Geld nicht, ich wollte Dir Moses und die Leviten gelehrt haben!" Er trat an's Fenster des hochgewölbten Saales und blickte über den Rheingau hinaus. Ein Seufzer stieg aus seiner Brust auf. „Adolph, Adolph!" rief er, „warum ließ ich Dich fallen und hob den tückischen Albrecht? Jetzt beginne ich die reife Frucht meiner Saat zu ernten. Wie bald wird er nahen und den schönen Gau verwüsten?" — Er schwieg, und sein Auge fiel auf die Abtei Johannisberg, die aus dem Golde der Sonne hervorleuchtete. Der Erzbischof seufzte tief auf. Sollt' ich Ruthards Loos theilen und fliehen müssen?

In diesem Augenblicke trat Ritter Brömser ein.

„Glaubt Ihr, daß dies Schloß gegen Albrechts Waffen sich halten kann?" fragte er ihn.

„Es ist noch eine Jungfrau," lachte der Brömser. „Ich werde ihr den Kranz nicht rauben lassen!"

„An Eurem Muthe zweifle ich nicht," sagte der Erzbischof.

„Woran denn sonst?" fragte der Brömser.

„An der Kraft der Mauern!"

„Herr Erzbischof," rief der rohe Ritter, „ich habe nichts dagegen, wenn Ihr an der Macht Eures Segens und Eurer Formeln zweifelt, aber nicht an der Festigkeit dieser Mauern dürft Ihr Zweifel hegen. Sie sind felsenfest. Sorgt mir nur noch für Reisige, so mag der Oesterreicher kommen!"

„Wo könnte Ich denn mein auch Arme, hier Zuflucht zu suchen?“

„Das wäre mir nicht klug,“ sagte ernst der derbe Brömser, „aber Ihr müßtet denn gar nicht befehlen wollen, sondern nur gehorchen, und zwar mir. Wo Zwei Befehle geben, da gehorcht selten der Dritte, und ist das in einer belagerten Burg, so lacht der Feind in's Fäustchen; denn er findet offene Pforten. Bleibt, wo Ihr wollt, nur hier laßt mir freie Hand und Ruhe.“

Der Kurfürst zwang sich, zu lächeln. „Nun,“ sagte er, „es wird sich Alles finden.“

Die Thüre ging auf, und Pomaria mit dem Cancellarius trat herein. Dieser hatte die Urkunden bereits gefertigt bis auf die Bedingungen. Der Erzbischof unterzeichnete und siegelte, und befahl alsdann, den jungen Pomaria zu holen.

Das Brömser's Gesicht wurde bleich vor Grimm. Er wollte sich entfernen; aber der Erzbischof nöthigte ihn, zu bleiben. In der Pause deckte Pomaria die Urkunden in sein Wamms. Giambattista erschien mit drei Dienern, welche die Geldsäcke trugen. Der Kanzler zählte und strich ein, und als dies geschehen war, beschenkte der Kurfürst den jungen Mann mit der Schultheißenwürde zum größten Aerger des Ritters Brömser und zum nicht kleinen Triumphe des jungen, wie des alten Pomaria. Es war noch früh am Tage. Der Erzbischof trug Lust, die Gesellen, die ihn, statt er mit Pomaria verhandelt, durchwogen, in echtem, altem Johannisberger zu ersäufen. Daher lud er alle Anwesenden zu einem Trunke ein. Der Wildgraf Raup von Kyrburg, der Mörder Adolphs von Nassau, war auch in der Burg. Er hatte derweile die Mauern und Thürme betrachtet, und trat jetzt ein, um dem Erzbischof seine Zufriedenheit mit ihrer Tüchtigkeit zu äußern.

Als er Giambattista Pomaria erblickte, drückte er ihm die Hand mit einem bedeutsamen Blick. Er erinnerte sich an Adolphs Fall bei Göllheim.

Der Erzbischof, der das sah, fuhr mit der Hand über die

Stein, als wollte er die Reihe der Vorstellungen wegtilgen, die sich an diesen Aufstand knüpften. Die Becher klirrten, aber die Unterhaltung war und blieb stockend, bis endlich der Erzbischof aufbrach, um gen Mainz zu reiten.

Das Alles ging jetzt noch einmal an des alten Pomaria Seele vorüber, als er in seinem Lehnstuhle saß nach der Stunde der Vesper. Alle die bitteren Empfindungen, die des Erzbischofs Worte und das Mißlingen seines Planes, den Ritter Bömser zu entfernen, ihm bereiteten, gingen unter in der Freude über das Gelingen seines Planes mit seinem Sohn und über die glänzenden Geldgeschäfte, die er gemacht. Nur einen Wunsch hatte er jetzt, den, daß Giambattista Maria Ottini zum Weibe nehme, und an den reihte sich der andere, daß Antonio aus Asti heimkehre, ehe der Krieg sich in diese Nähe zöge. Kam er gerade in das Gewirre des Kampfes, so stand die Summe in Gefahr, Alles einzubüßen, was er aus Italia brachte, und das war ein hoher Werth.

Während diese Gedanken seine Seele erfüllten, trat Giambattista herein.

„Setze Dich auf einen Schemel zu mir, mein Sohn," sprach der Greis, und der Sohn gehorchte schweigend.

„Deine kühnsten Wünsche sind heute erfüllt worden, mein Sohn," hob der Greis an. „Du bist eines Amtes theilhaftig geworden, in einem Alter, in dem ich noch nicht daran denken durfte. Morgen werde ich Dich den Schöffen der Stadt vorstellen und den Stab in Deine Hände legen. Daß Du aber auch nun als Glied in unsere Gemeinschaft treten könntest, fehlet noch Eins, Deine Vermählung mit Maria Ottini."

Ueber das Gesicht des bildschönen jungen Mannes zog eine Todesblässe. Der Vater mochte es bemerken, aber schwieg, und ließ ihm Zeit, sich zu sammeln. In Giambattista's Brust begann ein schwerer Kampf. Er liebte Maria Ottini nicht. Zwar war sie schön wie ein Engelbild; aber in ihrer Seele lag Stolz, Herrsch-

sucht, Härte und eine Gluth sinnlicher Leidenschaftlichkeit, wie sie wohl nur unter dem glühenden Strahl einer italischen Sonne reifen mag. Schon als Kinder hatten sich Beide abgestoßen. Maria aber mochte gerne die Bemerkungen Anderer annehmen, und besonders des Ritters Brömser bei Rüdesheim. War es eine persönliche Abneigung oder das Bewußtsein, daß ihre Eltern sie längst für einander bestimmt; kurz, ihre Herzen entfremdeten sich in späteren Jahren immer mehr. Um Maria's Heftigkeit zu mildern, hatte sie Ottini in das Kloster Ruppertsberg gebracht. Dort war sie seit einem Jahre. Giambattista hatte sie nur selten gesehen, aber nie das gefühlt, was das Herz zum Herzen zieht. Und wie hätte das sein können? Trat ja doch immer zwischen ihn und Maria ein bleiches Bild, das tiefen Schmerz verrieth, ein Bild aus früheren Tagen, ein Bild von jenseit der Alpen! —

„Du schweigst," hob endlich der Alte wieder an. „Ist die Thorheit noch nicht besiegt? Ich glaube, Du würdest aus Dank gegen den Vater, der Alles für Dich that, der sein ganzes Leben nur seinen Kindern weihet, thun, was seine Seele wünscht, was des Hauses Bestehen und Wohlstand heischt. Hab' ich mich betrogen in Dir?"

„O, mein Vater!" seufzte der Sohn.

„Du willst sagen, Du hegest für Marien keine Neigung? Thor! Ist sie nicht das lieblichste Wesen, das Dein Auge sehen kann?"

„Wohl, mein Vater," sprach Giambattista; „aber habt Ihr sie beobachtet? Kennt Ihr ihr Herz? Ihre Denkweise? Habt Ihr ihre Abneigung zu mir erwogen?"

„Weil Ihr in kindischer Laune Euch nicht verstandet, weil Ihr mit einander wohl einmal hadertet, solltet Ihr in den verständigen Jahren nicht mit einander leben können?" rief der Vater. „Toller Wahn! Deine Mutter liebte mich auch nicht; ich sah wohl auch eine Andere lieber; aber ich gehorchte meinem Vater, und nie war eine Ehe glücklicher, als die unsere. Traurig, daß sie der Tod so

frühe trennte! Ueberdies haſt Du Maria ſeit einem Jahre nicht geſehen, nicht geſprochen. Maria iſt eine Andere geworden, ſagt die Aebtiſſin."

„Nur gegen mich nicht," verſetzte der Sohn.

„Giambattiſta," ſprach wehmüthig der Vater, „ſoll mein graues Haupt mit Herzeleid belaſtet werden, und mit Herzeleid in die Grube fahren? Soll die Innung durch Dich zerſtört werden, die ſo lange und ſo herrlich blühte? Sollen die Lombarden deutſches Blut mit dem ihren miſchen? — Soll des Vaters Fluch auf Dir laſten?" Die letzten Worte ſprach er mit herber Strenge.

Der Sohn fühlte einen Schauer durch ſeine Adern rieſeln. „Ich will gehorchen!" rief er, und faltete ſeine Hände in ſtummer Trauer.

„Gut," ſagte froh der Vater. „Gottes Segen wird auf Dir ruhen mit dem meinen, und an ihn gebunden."

„Aber," ſchob der Sohn ein, „eilet nicht. Laßt mich wenigſtens mit Maria Ottini näher bekannt werden. Geſtattet eine Friſt!"

„Die ſei Euch zugeſtanden, wenn Ihr die Verlobung vollzogen habet."

Der alte Pomaria verließ den Sohn, dem er die Hand herzlich reichte, um zu Ottini zu gehen, daß er ihm Giambattiſta's Einwilligung, zugleich ſeine Belehnung mit dem Schultheißenamte melde. Giambattiſta blieb allein in ſtummer Verzweiflung zurück. „Vergib mir, arme Annunciata, betrogenes, armes Kind, vergib mir!" rief er endlich aus, ſeine Hände ringend. „Warum bin ich nicht arm, wie ſie? Warum bin ich heimgekehrt aus dem Lande der Väter? Dort, bei ihr, hätte ich bleiben ſollen!"

3.

Es war ungefähr um dieselbe Zeit, als Putz vor dem Eintritte des Zwielichts in einer kleinen und engen Gasse an der Stadtmauer von Asti sich eine Thüre öffnete, aus welcher ein kleines, seltsam aussehendes Männlein trat. Eben als er die gebrechliche Thüre schließen wollte, kam eine kleine Hand zum Vorschein, welche die seinige faßte und festhielt.

Unwillig fuhr das Männlein herum und sagte halblaut: „Hab' ich denn keine Ruhe vor der vermaledeiten Dirne!" — Es half jedoch nichts, er mußte wieder in die Thüre treten. Eine weiche, ungemein melodische Stimme bat flehend das Männlein:

„Ach, theurer Oheim, forschet doch genau bei dem Deutschen, und lasset mich nicht lange warten! Und noch Eins, guter Oheim, betrinkt Euch nicht!"

Das schien das Männlein über Gebühr zu ärgern. Es schmiß die Thüre zu, rannte schnell das Gäßchen hinab, brummend und grollend. „Maledetta!" stieß er im Grimme hervor. „Geb' ich ihr dafür das Gnadenbrod, daß sie mich meistern will? Mir vorzuschreiben, wie viel ich trinken soll von dem edlen Montefiascaner! Nein, Du vorwitzige Närrin, so weit sind wir Beide eben noch nicht gekommen." Er stieß den langen Stock mit dem Elfenbeinknopfe, den er einst von einem Vetter Canonicus bei der Kirche bei Angers bekommen, giftig auf das Straßenpflaster. „O, hätt' ich Dich vom Halse," fuhr er fort, „wie manch' Schöppchen könnte ich mehr trinken. Ich müßte doch nicht immerdar die Thränen sehen, die das dumme Ding vergießt, weil ihm der junge Deutsche davongelaufen ist. — Schließt sich ein, wie eine Nonne, und will doch in kein Kloster gehen. Ist hübsch, wie eine heidnische Göttin, und läßt sich nicht sehen, daß einmal ein braves Kind von Asti sie freien könnte! Ja, werde Einer aus dem Weibsvolk klug! Dank

allen Heiligen, daß ich mir's nicht einfallen ließ, ein Weib zu nehmen; die sollte mir erst meinen Lebensmut vergällen!"

Er war unter diesen Ausrufungen, die jedoch keineswegs so laut geschahen, daß ein neugieriges Ohr sie hätte vernehmen können, in eine ansehnliche Entfernung vom seinem Häuslein gekommen, und bei jedem weiteren Schritte schien sein Herz ruhiger zu werden und sein Zorn milder. Die herrschende Gutmüthigkeit siegte endlich ganz, und er schloß den Monolog mit den Worten: „Was will ich machen? Sie ist doch meiner Schwester einziges Kind, und ohne mich ganz verlassen. Auch thut sie mir ganz gute Dienste, wäscht und säubert, kocht mir mein Süppleia und pflegt mich wie einen Vater. Sie meint es wohl gut, weiß aber noch nicht, was einem alten Manne zukommt, der sein Leben hindurch viel und sorglich gehandelt und gearbeitet hat. Ich will nur thun, was sie will. Gebe es mein Patron, daß ich ihr Nützliches erfahre, oder doch Angenehmes!" —

Das Männlein, dessen Unterredung mit seiner Nichte und Selbstgespräch wir vernommen, war ein Kleinhändler, der sich aus den Geschäften mit einigem Vermögen zurückgezogen, und nun, nachdem das Häuschen sein eigen geworden, auf seinen Lorbeeren ausruhte und sein Fläschlein Montefiasconer täglich mit Behagen trank. Er war ein Junggeselle aus Grundsatz, wie er zu sagen pflegte. Hörte man aber die arge Welt, so lagen andere Bestimmungsgründe vor, und zwar die, daß er mehrmals mit Feuer gefreiet, aber jedes Mal mit einem großen Korbe abgezogen sei. Letzterer unangenehme Umstand hatte in einigen anderen Umständen seinen Grund, deren zwei an seinem Kopf, einer am Rücken, und der vierte in seiner Gestalt überhaupt begründet zu sein schienen, wenigstens meinten das die Frauen so, die freilich immer etwas Besonderes wissen und haben wollen. Der erste Umstand an seinem Kopfe bestand darin, daß er ungemein dick und eckig war, und ein Haar darauf wuchs, das eher den Namen der Haare verdienen

mochte, welche das Fell der Thiere bedecken, welche das Volk des Alten Bundes verabscheut. Dieses Haar hatte noch eine andere Eigenschaft, die den Frauen mißfiel, es war nämlich so abnorm roth, daß man hätte glauben können, es brenne. Ueberdies hatte er zwei Augen wie andere Menschenkinder, aber die Farbe dieser Augen war schier auch röthlich, und das eine sah rechts, das andere links hinaus in die Welt, so daß eigentlich Niemand wußte, wohin er blicke, ausgenommen er selber. Sein Rücken war mit einem Verdrusse behaftet, was so viel heißt, als, er hatte einen Höcker, der, spitz und hoch an sich, auch noch die besondere Eigenschaft hatte, daß der Grat sehr scharf war. Dabei war er nur zwei und einen halben Schuh hoch, befliß sich sehr possierlicher Manieren, und suchte besonders durch sehr rasche Drehungen den Höcker Demjenigen zu verbergen, der eben mit ihm sprach. Außerdem war er ein erzkomischer Schalk, der nichts lieber that, als die Leute hinter einander zu hetzen. Er lachte in der Regel dann in die Faust; bereitete aber Anderen viel Kurzweil. Sein Witz war scharf und beißend, obwohl er Niemanden damit verletzen wollte; denn dazu war er zu gutmüthig. Sein Name war Bartholomeo Malvoglio.

Als er nun so brummend die Straße hinabsegelte, sahen ihm die Leute lachend nach.

„Er geht wieder zum Montefiasconer," rief eine Frau der Nachbarin zu; „wenn er sich nur in Acht nimmt, daß er nicht in der Trinkschale ersäuft!"

„Die müßte doch groß sein," lachte diese, „denn sein Kopf allein füllt den Taufstein der Kirche bei Angeli aus."

„Man sollte immer Wasser hinter ihm hertragen," bemerkte eine Dritte, „weil es gefährlich ist, mit seinen Haaren an Holz und Stroh vorbeizugehen. Wenn einmal ein Stadtbrand entsteht, so hat ihn Malvoglio gewiß mit seinem Kopfe verursacht!"

Die Erste versetzte darauf: „Mit dem Wasser befreundet er

sich nicht; dagegen ist er gesellig. Wenn er auch allein aus seinem Hause weggeht, kommt er doch immer zu zwei wieder heim, und es ist allemal ein Montefiasconer, der mit ihm kommt."

„Freilich wohl," bemerkte die Zweite, „allein das Schlimmste ist, daß er stets schief geladen hat, denn die Straße ist ihm zu enge."

„Wäre er von Glas," sagte die Dritte, „so wäre er längst an unserer Hausecke zerbrochen; denn er rennt jedabendlich dawider."

Ein lautes Gelächter beschloß das Gespräch in dem Momente, wo Malvoglio um die Ecke bog.

Hatte er es nicht gehört, oder mochte er es nicht hören? Es blieb jedenfalls zweifelhaft; denn er achtete nicht im mindesten darauf, und arbeitete sich mit seinen kleinen Beinchen aus der argen Gesellschaft weg. Durch mehrere Gassen der alten Stadt war er schon gegangen. Gegen manche Osteria hatte er liebäugelnde Blicke geworfen; aber sein Antlitz blieb sich gleich. Als er in der Nähe der Kirche bei Angeli ankam, klärte sich plötzlich das Antlitz auf. Der Purpur der Nase schien leuchtender zu werden. Die Augen irrten in ihren Höhlen herum, wie zwei Feuerräder — denn — die Osteria des Montefiasconers lag vor ihm, die Thüre stand offen, und er sah die Gäste in bunter Mischung da sitzen an den rohen Tischen, die umher standen. Malvoglio trat rasch ein.

Alsobald ließ er seine beiden Luchsaugen herumspazieren und musterte sich seine Leute, indem er, auf die Spitzen seiner Zehen sich stellend, unbemerkt umherschaute. Da saßen sie, die alten Genossen seiner seligen Zechstunden, da saß auch der Gesuchte, die riesiggroße blondhaarige, blauäugige deutsche Gestalt des Jost von Kempten bei Bingen, des wohlbekannten Dieners des jungen Giambattista Pomaria. Damit hatte es nun folgende Bewandtniß.

Seit in Bingen die Lombarden oder Gewertschen, wie man sie allgemein in Deutschland nannte, sich niedergelassen, pflegte jährlich ein Glied des Hauses nach Asti zu gehen, wo ein anderer Zweig der Familien-Innung das Geschäft betrieb, die Einkäufe machte,

und dergleichen mehr. Man müßte ihnen meist die jüngeren Familienglieder, um sie in das Innere des Geschäfts einzuweihen, mit den Familiengliedern jenseit der Alpen bekannt und vertraut zu machen, und überhaupt ihnen einen freieren Ueberblick zu gewähren. Vor einem Jahre war Giambattista Pomaria in Asti gewesen, und hatte sich lange Zeit dort bei seinem uralten Großvater aufgehalten. Der Greis bewohnte ein stattliches Haus, welches jedoch in einer Nebenstraße Asti's lag, wo sich seine Magazine in der Nähe befanden. Dem Hause gegenüber befand sich die Wohnung eines Schneiders, Namens Ghisberti, der selber längst gestorben war. Seine Wittwe war arm und nährte sich als Wäscherin; aber sie besaß einen Schatz, wie Asti keinen zweiten aufzuweisen hatte, in ihrer kaum sechszehnjährigen Tochter. Annunciata war schön wie ein Engel, und, was mehr ist, sie war rein wie ein Engel. Wohl suchten die Jünglinge der Stadt Buhlschaft mit ihr, aber sie wies Alle mit sichtlichem Ernste zurück. Da kam der junge Pomaria, das Ideal eines schönen jungen Mannes, und seine Schlaf- und Wohnstätte war ihrem Fenster gegenüber.

Giambattista sah das schuldlose Engelsbild und wurde bezaubert von den Reizen, die sein Auge erblickte. Wäre Annunciata ein Mädchen gewesen, wenn sie den Eindruck nicht mit Vergnügen wahrgenommen, den sie auf das Herz eines Jünglings gemacht, dem sie selbst so ungemein schön fand? Unter diesen Umständen bildete sich bald ein heimlicher Augenverkehr. Das Herz begehrte bald mehr, und da die Augen bereits vermittelt hatten, blieb der Umgang nicht aus, und die Herzen schlossen den Bund der Liebe. War es ein Wunder, daß Giambattista nicht über die Alpen eilte? Mit der Meinung der Seinigen am fernen Rheine jedoch stand die seine nicht im Einklange. Dort drängte der Vater auf des Sohnes Rückkehr. In Asti ahnte Niemand dies Verhältniß zur Annunciaten, am wenigsten der dem jungen Manne nahestehende Greis. Niemand wußte darum, als der treue Diener Giambattista's, jener Jost aus

Kempten, der jetzt wieder in der Osteria des Montefiasconers saß. Er liebte seinen jungen Herrn, er hatte selbst in Kempten ein Treuliebchen. Warum sollte er ihm ein Glück mißgönnen, dessen Größe er selber kannte? Auch fand er kein Unrecht darin, daß ein so reicher junger Mann ein blutarmes, aber durch seine blendende Schönheit so hochgestelltes Mädchen freie, zumal sie so gut und fromm war wie eine Deutsche. An etwas Anderes aber, als an eine ehrliche Heirath konnte Jost nicht denken, und zwar um so weniger, als er selbst etwas Anderes sich nicht denken konnte. Zur Ehre seines Herrn sei es aber gesagt, daß er andere, bloß Tändeleien bezweckende Absichten nicht hegte. Seine Liebe für das schuldlose, liebenswürdige Kind der Natur war echt, treu, wahr. Mit den heiligsten Eiden gelobte er ihr, sie als Gattin heimzuführen nach Jahresfrist. So schied er unter heißen Schwüren und Thränen.

Für das arme Mädchen brach eine schwere Zeit alsbald herein. Die Mutter starb. Das Häuschen war verschuldet, und nichts blieb ihr übrig, als die Zuflucht beim alten Oheim an der Stadtmauer, dem weinseligen Malvoglio. Er nahm sie auf; aber ihre Tage waren nicht rosig bei ihm.

In jenen Tagen war der Verkehr in die Ferne nur ein mündlicher und persönlicher. Wie sollte das liebende Mädchen von dem Geliebten Kunde erhalten? Sie liebte mit der tiefen, heißen Gluth, wie sie das Herz hegt unter dem südlichen Himmel Italiens. Sie glaubte fest, wie sie an Gott und die Heiligen glaubte, an seine Treue und an die Lösung seines Wortes. Sie zählte die Tage, die Monate bis zur Wiederkehr; aber er kam nicht.

Dort am Rheine stand es anders, als er es sich geträumt im Arme der Liebe. Er fand den ungemessenen Geldstolz seines Vaters, den Plan, ihn mit Maria Ottini zu vermählen, dieser Maria, deren Leidenschaftlichkeit, deren Eigensinn, deren feindseliges Gemüth er kannte, die ihn nicht liebte, die er verabscheute!

Wohl merkte der Vater, daß ihn ein Band im Lande der Heimath

feſſele. An den dummen, ehrlichen Joſt machte er ſich nun, um ihm das Geheimniß abzulauſchen oder ſelbſt abzunöthigen.

Joſt hatte nicht Urſache, es zu verheimlichen, weil er glaubte, ſein Herr habe es ſeinem Vater geſtanden. Der ſchlaue Pomaria entlockte ihm die kleinſten Umſtände. Danach nahm er ſeine Maßregeln, ohne dem Sohn eine Andeutung zu geben, daß er wiſſe, wie es in Aſti ſtehe. Nur einmal, da nämlich, als er ihm mit kluger Berechnung das Ja abnöthigte, ließ er eine Andeutung fallen, als könne Giambattiſta eine Andere lieben.

Der Sohn wagte es nicht, ſeine Gefühle auszuſprechen, und verſchloß in den Schrein des Herzens, was er in deſſen Grunde hegte. Er hoffte durch den Aufſchub das zu erhalten, was er wünſchte.

Als nun der Sommer gekommen war, wo wieder ein Sohn des Handels nach Aſti reiſen ſollte, kam ein Brief vom alten Großvater, welcher heiſchte, daß Antonio, der jüngſte Enkel, komme, auf daß ihn ſein Auge ſähe, ehe es ſich im Todesſchlafe ſchlöſſe. Das war ein ſchlau gelegter Schlupf für den armen Giambattiſta. Er mußte bleiben, und Antonio zog. Der Großvater aber wußte nichts von einem Briefe.

Am Tage vor der Abreiſe ließ Pomaria den Knecht Joſt in ſein Gemach kommen.

„Joſt," ſagte er, „Du haſt unſerem Hauſe ſeit Jahren treu gedient, Du ſollſt jetzt meinen jüngſten Sohn nach Aſti begleiten. Es iſt Deine letzte Reiſe. Sobald Du zurückkommſt, will ich Dir ein Häuschen in Kempten kaufen oder bauen, wo Du Dich ſetzen kannſt; aber Eins iſt die Bedingung."

Joſt's Herz pochte bei dieſer Eröffnung mit Heftigkeit. Er ſah ſich ſchon im Beſitze ſeines Liebchens, am Ziele ſeiner Wünſche.

„Was fordert Ihr denn von mir, Herr?" fragte er. „So ich kann, will ich's gewißlich erfüllen."

„Du weißt," ſagte er zutraulich, „daß Annunciata Ghisberti,

das blutarme Schneiderskind von Asti, nicht für meinen Sohn ist. Er wird, ehe ein Monat vergeht, Maria Ottini heimführen, die reiche, schöne Maria!"

Jost erstarrte. Er gedachte des armen liebenden Mädchens und seiner Hoffnungen, und bejammerte sie; allein er sah erst jetzt, daß sein alter Herr eine Wahrheit sagte, als er fortfuhr:

„Uns gilt es Alles, guter Jost, den alten Ruhm unseres Hauses zu erhalten, und er ruht allein auf Geld und Redlichkeit. Die Innung aber geht aus einander, wenn Fremde hineinheirathen und das Geld in andere Hände kommt; darum kann aus dem nichts werden, was Giambattista dort angeknüpft hat."

Wenn auch ein Zweifel in seiner Seele aufstieg, ob das Alles so sei, Jost war zu sehr gewöhnt, zu thun, was man ihm sagte, daß er nicht auch gehorsamte, wie er denken sollte, was Andere dachten.

„Höre," fuhr Pomaria fort, „ich gelobe Dir, Haus und Hof zu gründen, wenn Du zurück die Kunde bringst, Annunciata sei wirklich gestorben, wie sie denn jetzt schon für ihn todt sein muß."

In Jost's deutscher Seele regte sich eine Macht gegen dies Ansinnen; aber der gewandte Italiener wußte ihm die Sache so augenfällig als Pflicht hinzustellen, daß er am Ende gelobte, es also zu machen.

Wohl sah der Alte ein, daß, wenn Giambattista mit Jost rede, und ihm, wie kaum zu zweifeln, Aufträge ertheilte, der dumme ehrliche Jost das ganze Ränkegewebe entdecke; daher wußte er es so zu leiten, daß Giambattista gen Köln fuhr in Handelsgeschäften, und während dieser Zeit reisten Die ab, welche mit Antonio den Zug nach Asti machen sollten.

Sein Plan war erreicht. Antonio ahnte nichts von seines Bruders Händeln in Asti, und Jost durfte ihm nichts davon vertrauen.

Nach langer Fahrt langten sie in Asti an.

Jost eilte am anderen Morgen in die wohlbekannte Wohnung

der Witwe Ghisberti. Freunde Leute sahen ihn verwundert an. „Wo ist Frau Ghisberti?“ fragte er.

„Todt!“ war die Antwort.

„Wo ist Annunciata?“ fragte er weiter.

„Wir wissen es nicht,“ sagten sie; „wir glauben, daß sie auch todt ist; denn man sieht nichts mehr von ihr.“

Da wurde es dem ehrlichen Burschen von Kempten leicht um die Seele. Er betete ein Vaternoster und Ave für ihre arme Seele, und dankte seinem Schutzheiligen, daß er nicht zu lügen nöthig habe.

Annunciata war wohl todt für die Welt. Sie sah sich als ihres Geliebten Verlobte an; mied es, sich öffentlich zu zeigen, und als nun Giambattista nicht kam, sie sich betrogen sah, begrub sie sich und ihren Schmerz in das kleine Hüttchen Malvoglio's, und kaum ahnte man in der Nachbarschaft ihre Anwesenheit, wenn man nicht die edle Gestalt tief verschleiert hätte vorüberschweben sehen zur Kirche bei Angeli.

Eines Tages war sie dort hingegangen, und — schier wäre sie zusammengesunken — dort erblickte sie des Geliebten Diener, den treuen Jost von Kempten — aber — Giambattista fehlte! Wie konnte sie Auskunft erhalten?

Da hörte sie eines Tages den alten Oheim von dem Deutschen reden, der eine so weite Gurgel habe, daß er ein ungeheures Maß Montefiasconers trinken könne. Nun bat, nun flehte sie ihn an, daß er Jost ausfrage über seinen Herrn. Darum stellte sich Malvoglio auf die Spitzen seiner Zehen, als er in die Osteria seines Freundes aus Montefiascone trat. Kaum hatte er seinen Freund aus früheren Tagen erblickt, als er mit seinen spitzigen Ellenbogen die Leute zur Seite schob, und mit seiner kleinen Gestalt rasch zur Seite des Deutschen sich einen Platz erobert hatte.

Unter den wenigen hervorstechenden Eigenschaften Jost's von Kempten war diese die eminenteste, daß er den ansehnlichen Durst seiner Heimath mit sich über die Alpen genommen hatte, und zu

vom edelsten Muskateller, welcher im Patrimonium Petri wuchs, nämlich bei dem Städtchen Montefiascone, eine warme Neigung im Herzen trug. Sein junger Herr war kein Knicker; und so wurde es ihm möglich, regelmäßig jeden Abend sich ein anständiges Räuschchen in der Osteria zu holen. Auch heute saß er da voll Lust und Freude, und zog an seiner Kanne mit unsäglichem Behagen den süßen Saft des gesegneten Landes. Nur Eines fehlte noch für ihn. Er war eine jener behaglich heiteren Naturen, die es lieben, daß Lust und Kurzweil um sie herumhüpfen, und sie selbst dabei nichts weiter thun, als aus dem innersten Fundamente des Herzens zu lachen. Dazu fehlte der rechte Mann noch, nämlich Malvoglio. Nach ihm, dem gewohnten Gaste und Lustigmacher, sah sich Jost mit Sehnsucht um; aber er nicht allein, sondern auch andere Gäste und der Wirth selbst, der diesen Juwel seiner Osteria wohl kannte, und in ihm einen nicht geringen Magnet für viele seiner Gäste schätzte.

Als mit einer ihm eigenthümlichen Schnellkraft der kleine Kobold neben Jost auf die Bank hüpfte, reichte ihm dieser fröhlich seine breite Hand hin und rief ihm ein herzliches Willkommen zu.

Jost hatte so viel Italienisch begriffen, daß er sich ziemlich gut darin ausdrücken konnte.

Auch Malvoglio begrüßte seinen alten Zechgenossen, neben dem er freilich wie ein Pigmäe saß, und drückte ihm die mächtige deutsche Hand.

„Auch wieder bei uns, Signor Josto?“ fragte er freundlich, „und seit wann?“

„Nun, seit drei Tagen,“ sagte Jost in seinem Phlegma, aber ungemein erfreut durch die ehrende Anrede Malvoglio's.

„Ist auch Euer vielehrter Herr wieder bei Euch, Signor Giambattista Pomeria?“ fragte Malvoglio.

„Habt Ihr den auch gekannt?“ war Jost's Gegenfrage.

„Gewiß!“ versetzte der Kleine.

„Dieſes Mal iſt ſein Bruder Antonio hier," redete Joſt weiter.

„Wie kommt es denn, daß er Aſti nicht wieder beſucht hat?"

„Er iſt Schultheiß der Stadt Bingen geworden," antwortete Joſt.

„Was iſt das denn?" fragte unſchuldig Malvoglio.

„So viel wie Euer Podeſta; aber das iſt's nicht alleine. Er iſt jetzt ein junger Ehemann, verſteht Ihr, und darf das ſchöne Weibchen in den Honigwochen doch nicht verlaſſen."

Malvoglio ſtutzte. „Wen hat er denn heimgeführt?" fragte er weiter.

„Maria Ottini, das ſchönſte und reichſte Mädchen der Stadt, ſeine längſt erkorne Braut."

Malvoglio wußte genug. Einen Augenblick flog eine düſtere Wolke über ſein Geſicht; er dachte an das arme, betrogene Mädchen, gedachte ihres Leides, und das trübte ſeine Stimmung; indeſſen war Malvoglio nicht der Mann dazu, lange einem Gefühle Raum zu gönnen, das ihn ohnehin ſelten beſchlich.

Der Wirth ſtellte ihm ſeine Kanne Monteſiasconer vor, ſagte ſein Profit! und fragte: „Was iſt Euch denn für ein Läuslein über die Leber gelaufen, Signor Malvoglio, daß Ihr Eure gute Laune daheim gelaſſen habet?"

„Ja, ja!" riefen mehrere Gäſte zugleich. „Erzähle, Malvoglio, was Dir begegnet iſt."

„Nichts, gar nichts," lachte der Kleine, der in dieſem Momente den erſten belebenden Zug aus ſeiner Kanne gethan, und mit dieſem Cardinalzuge ſeine ganze überſprudelnde Necklaune wieder gewonnen. „Das Eine nur machte mich traurig, daß ich im Vorbeigehen Lizzi's Frau keifen hörte über ihren Saufaus von Mann, der wieder in der Oſteria ſitze und die Nadel ruhen laſſe. Sie meinte, ſie müſſe wohl wieder dem Ziegenbock das Fell ausklopfen, wenn er mäkernd heimkehre. Ich bedaure Dich, armer Lizzi," ſprach er

mit schalkiger Miene zu einem langen und sehr dürren Manne, der ihm gegenüber saß und ein Schneider seines Zeichens war; dabei wirbelten seine verdrehten Augen in ihren Höhlen herum, als hätten sie den Veitstanz, und seine ohnehin absonderlichen Züge nahmen den Ausdruck an, der Jedermann zum Lachen reizte, der ihn ansah.

Jost brach in ein wieherndes Gelächter aus, und die ganze Gesellschaft stimmte mit ein, nur Lizzi, der Schneider, nicht, der ärgerte sich über die Maßen, und konnte das auch nicht bergen. Zwar schwieg er, und that einen tüchtigen Zug aus seiner Kanne; aber sein Antlitz verfärbte sich und wurde gelb vor Ingrimm.

„Armer Lizzi," hob Malvoglio wieder an, „Du hast ein Hauskreuz, wie irgend Einer in Asti. Allemal, wenn ich Deine Holde keifen höre, gelobe ich eine Kerze in die Kirche dei Angeli, zu deren Kirchspiel wir gehören, daß ich mir nie einfallen ließ, zu heirathen."

„Schweig, Du Galgenvogel," schrie jetzt Lizzi, dem der Aerger überquoll, „dafür hast Du ein schönes Dirnchen Dir heimlich in's Haus geholt."

Malvoglio lachte. „Hast Recht, Lizzi, und es gereicht mir nicht ganz zur Schande, daß meine Schönheit diesen Sieg noch so spät errang." Abermals brach das Gelächter los.

„Du aber," fuhr Malvoglio unermüdet fort, „konntest nur in Deiner Jugend das Zankeisen erlangen, die wahrscheinlich sonst Keinen bekommen konnte; denn jetzt siehst Du aus wie eine dünne Wurst, die Jahre lang im Rauchfange hing, und hast eine Farbe wie eine unreife Citrone vom Gardasee. Jetzt gelänge Dir's nicht, meinst Du nicht, Annibaldi?"

Mit diesem Anrufe wandte er sich an einen lustigen Schuster, einen untersetzten, dicken Burschen, dessen Antlitz leuchtete wie der rothe Abendhimmel, der besonders mit Lust es ansah, daß der ärgerliche Schneider aufgezogen wurde, dessen nächster Nachbar er war.

Der Schneider war außer sich vor Zorn.

„Sieh' Dich an, Zwergel," rief er zornig aus, „daß Du erröthest vor Dir selber. Stecke Deinen Kopf in eine Pfütze, daß er nicht in heller Lohe brenne!"

Malvoglio lachte hell auf. „Hätt' ich eine Frau, wie die Deine, so wäre der Brand schnell gelöscht."

„Wie so?" fragte Jost von Kempten.

„Deutscher Säufer," schrie Lizzi, „was mischest Du Dich drein!"

Jost wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Laßt hier den Annibaldi reden," sprach Malvoglio, „der wird Euch die Geschichte erzählen."

„Erzählet!" schrien augenblicklich zehn Kehlen.

„Ihr wisset, Freunde," hob pathetisch der Schuster an, „daß ich das Unglück habe, Lizzi gegenüber zu wohnen. Jüngst hatte Freund Lizzi hier mehr getrunken, als sein Durst auswies, und kam mit mir, der ich stets nüchtern bin, heim. Während meine liebe Frau mich mit freundlicher Miene einläßt, mußte Lizzi poltern an der Thüre, als wolle er sie zerschmeißen. Er wird leicht giftig, wie Ihr eben sahet. Hier wurde er's auch, und schimpfte ergötzlich auf seine theure Hälfte und tobte wie ein Unsinniger. Bald darauf öffnete sich das Fenster über seinem Kopfe, und ein ganzer Kübel kaltes Wasser ergoß sich über meines Nachbars kahlen Kopf. Das that Wunder. Plötzlich war seine Hitze verflogen, und er flehte nun wie ein kananäisch Weibchen um baldigen Einlaß, der ihm auch wurde."

Das war Oel in's Feuer. Lizzi raste und wollte Annibaldi an den Leib. Der ganze Troß der Gäste aber lachte, daß das Haus bebte, und Jost's Bärenstimme war vor Allen hörbar.

Annibaldi duckte sich, als der dürre Schneider seine langen Finger nach ihm ausstreckte, und schob Jost vor. Dem fuhr Lizzi in die langen blonden Haare, und raufte sie, blind vor Wuth.

Jost aber, nicht faul, wenn ihm Einer zu nahe kam, zog ihm eine deutsche Maulschelle, daß er heftig zurückprallte.

„Laß mich in Ruhe, Ziegenbock," rief er. „Ich habe nichts mit Dir zu thun."

„Friede! Friede!" rief Malvoglio. Der Wirth faßte Lizzi, und hielt dem Schäumenden die Hände.

Während dies geschah, sah Annibaldi wieder an seiner Stelle.

„Warte, Du Pechvogel," rief Lizzi, „ich will Dir's gedenken."

„Und Du, deutscher Lümmel, was schlägst Du mich?"

„Bleib' aus meinen Haaren!" sagte lakonisch der Deutsche, und war wieder so ruhig wie vorher.

Der Strom seiner Schimpfreden ergoß sich nun über Annibaldi, bis ihm der Athem ausging. Dabei schoß er fortwährend wüthende Blicke auf den Deutschen.

„Sag' doch an," hob endlich Malvoglio wieder an, sich an Annibaldi wendend, „was war das neulich für eine Geschichte mit dem Pater Ambrosio?"

„Du weißt's ja selbst," entgegnete dieser. „Erzähle es nur!"

Wiederum forderten Alle die Erzählung von Malvoglio.

Dieser sträubte sich zuerst, dann erzählte er:

„Ihr kennt Lizzi's schönes Weib. Stellt die in Euren Weinberg, und acht Tage nachher geht keine Krähe hinein. Auf dieses Weib, meinte nun Lizzi, habe der Pater ein Auge. Er trifft ihn eines Tages, wird stößig gegen ihn und faßt ihn am Ende an der Kutte, um ihn hinaus zu werfen; der Pater aber ist ein wohlgenährter Patron, der bläuet ihn weidlich durch, und seine Frau hilft liebevoll dem Pater. Acht Tage war er nicht hier, weil seine blauen Knochen Noth gelitten hatten. Ich kehrte gerade mit Annibaldi aus dieser Osteria heim, als sie sich liebkosten, wie Signor Pulcinello und seine Colombine."

„Was war denn die Ursache?" fragte Jost, dem es Spaß machte, sich an dem Schneider zu reiben.

„Narr," rief Malvoglio, „der Pater küßte die Donna in allen Ehren, und das verdroß den Herrn Gemahl!"

„Lüg' Du und der Teufel!" schrie Lizzi, und griff nach Malvoglio. Dieser schlüpfte unter den Tisch, und der zornblinde Lizzi faßte abermals den breiten Jost. Dieser fuhr grimmig auf, und zog dem Schneider eine noch derbere Maulschelle, als die erste gewesen. Er taumelte. Malvoglio benutzte den günstigen Moment, hob ihm die Füße unter dem Tisch auf, und Lizzi stürzte der Länge nach in die Stube.

Das Gelächter hatte nun den höchsten Grad erreicht, und Jost ließ ihm vollen Lauf. Der Schneider raffte sich auf. Sein Antlitz war erdfahl vor Wuth. Kein Wort konnte er hervorbringen, aber er riß ein Messer hervor, und ehe Jemand zu Hülfe kommen konnte, stieß er es dem Jost in das Herz, daß er nur einen Schrei ausstieß und todt zur Erde fiel.

Plötzlich hatte das Lachen ein Ende. Wie ein Blitz fuhr der verstummende Schrecken unter die Gäste. Lizzi verschwand, und nach wenigen Augenblicken war die Osteria leer.

Der Wirth aus Montefiascone, dem derlei Vorkommnisse nicht ganz selten waren, faßte schnell mit einem Knechte den Leichnam und schleppte ihn auf die Stiege der nahen Kirche bei Angeli, und ließ ihn da liegen. Die Mägde wuschen schnell das Blut weg, und bald war jede Spur vertilgt, und, wie man zu sagen pflegt, kein Hahn krähte weiter danach.

Am anderen Morgen fand man die Leiche des Deutschen. Die Brüderschaft der Kirche begrub sie, und Niemand folgte ihr, als der junge Herr Antonio Pomaria aus Bingen, der zu nicht geringer Verwunderung der Leute in Asti wirklich um seinen Diener trauerte, der doch nur ein Deutscher war.

Er ließ Seelenmessen lesen, stiftete ein Anniversarium in der Kirche, auf deren Stufen man den todten Jost mit dem Herzstiche gefunden, und am Abend darauf saßen wieder alle Gäste in der

Osteria, wie früher auch; nur wollte die gute Laune bei Malvoglio nicht aufkommen; und Lizzi hielt sich möglichst stille. Des Ereignisses vom vorigen Abend gedachte Niemand mehr mit einer Sylbe, und um den armen Jost trauerte Keiner, als sein Herr, der ihn als eine treue Seele kannte und nun ohne Diener war.

4.

Etwas verstört und völlig ohne Rausch wanderte Malvoglio nach dem Ereigniß in der Osteria des Montefiasconers nach seinem Häuschen an der Stadtmauer. Es wollte ihn doch ein schmerzlich Gefühl anwandeln, daß sein Necken einen so schlimmen Ausgang genommen; allein er war ein Italiener, dem eben so eine Begebenheit nicht lange schwer auf dem Herzen liegt. Auffallend war es ihm, daß in seinem Stüblein kein Licht brannte. Er klopfte mit Aengstlichkeit; allein bald öffnete ihm Annunciata.

Ach, sie hatte im Dunkel allein gesessen, und das Auge schwamm wieder in Thränen. Malvoglio fühlte aufrichtiges Mitleid, als er das schöne Wesen ansah, und bedachte, wie er ihr den Dolch des Wehes in das arme, ohnehin schon blutende Herz stoßen müsse.

„Ihr kommt ja frühe, Oheim?" sagte sie, und der Ton der Stimme verrieth es deutlich, daß sie geweint hatte.

„Freilich," sagte der Alte. „Es gab eine schlimme Geschichte. Der Schneider Lizzi erstach den Josto, den Diener des jungen Pomaria."

„O, all' ihr Heiligen!" rief das Mädchen, und schier wäre ihr das Licht zur Erde gefallen, welches sie eben angezündet hatte; „was sagt Ihr da?"

„Es ist eine Osteriageschichte, nichts weiter. Er ist mausetodt, ohne Beichte und Absolution, das ist das Schlimmste."

„Armer Josto!“ sprach traurig das Mädchen. „Er war ein treuer Diener und ein guter Mensch und Christ.“

„Nun, wenn Du ihm den Sermon hältst,“ bemerkte Malvoglio, „so wird ihm sein Herr ja auch Seelenmessen lesen lassen.“

„Ohne Zweifel!“ versetzte Annunciata, die durch Malvoglio's Erzählung ganz sich selbst und ihre Herzensangelegenheit vergessen hatte. „Aber ach, wie steht es nun mit dem, was ich so sehnlichst zu wissen wünschte? Ist Giambattista hier?“

„Es ist gesorgt, Kind,“ sprach Malvoglio. „Ich habe den Deutschen ausgefragt, ehe er den Todesstoß von Lizzi empfing.“

„O redet, redet, theurer Ohm,“ flehte sie in der größten Erregung. „Ist er hier?“

„Nein, Annunciata, er ist nicht hier, sondern sein Bruder, den Josto begleitete.“

Sie faltete ihre Hände vor der hochwallenden Brust. Es schien, als wolle der Athem stocken. Sie wagte nicht weiter zu fragen.

„Du sollst Alles hören, Kind, wie schlimm es auch ist. Den Gedanken, ihn je als Gatten Dein zu nennen,“ sagte Malvoglio, „mußt Du aufgeben. Bedenke, er ist reich, Du arm; er ist ein Podesta in seiner Stadt, Du die Tochter eines Handwerkers. Kind, da ist keine Hoffnung. Ueberdies ist er — vermählt.“

„Vermählt?“ rief das liebende Mädchen aus, und die Todesblässe überzog das liebliche Antlitz; das Feuerauge erlosch; die Gestalt brach in sich zusammen, und leblos sank sie in den Lehnstuhl zurück.

Der alte Malvoglio erschrak. Ein ähnlicher Fall war ihm noch nicht vorgekommen; darum wußte er auch nicht, was er zu thun hatte. Eine der spitzzungigen Nachbarinnen zu rufen, trug er um so mehr Bedenken, als er von keiner sehr geschätzt war, weil seine neidische Zunge keine derselben geschont hatte. Von seinem Instincte geleitet, lief er an ein Gefäß mit Wasser und wusch das

schöne Bild des Todes an. Durch dies einfache Mittel gelang es ihm, das arme Mädchen in's Leben zu rufen.

„Vermählt, sagtet Ihr, Oheim; ist das wahr?“ fragte sie, und die Thränen perlten über ihre schneeweiße Wange herab, und das Licht brach sich drinnen, daß sie wie goldene Perlen anzusehen waren.

„Ja, Annunciata, so sagte Josso. Als ich ihn fragte, warum doch Herr Giambattista Pomaria nicht wiedergekehrt sei, da sagte er: Wie konnte er in den Honigwochen sein junges Weibchen verlassen, das schön ist wie Milch und Blut?“

„O Maledetto! Maledetto!“ rief das Mädchen wüthend aus, und es schien, als wäre sie in diesem Moment eine ganz Andere geworden. Ihr Auge loderte in einem unheimlichen Feuer; sie raufte verzweifelnd ihr schönes Haar, daß es wild um ihren Kopf flog; ihr Wesen war in einer Aufregung, daß es Malvoglio Schrecken verursachte.

Nach einer an völlige Raserei grenzenden Wildheit wurde sie wieder ruhiger; aber diese Ruhe war entsetzlich anzusehen. Sie saß stille da, starrte in eine Ecke und gab kein Zeichen des Lebens von sich, als von Zeit zu Zeit ein tiefes Stöhnen, das erschütternd auf den alten Malvoglio wirkte.

„Geh' schlafen, Kind,“ bat er sie endlich, „Du bedarfst der Ruhe, wie ich.“

„Ruhe?“ fragte sie, ihn anstarrend, und ging.

In Annunciata's Benehmen zeigte sich der Unterschied zwischen dem deutschen Gemüth und dem italienischen. Die Liebe der Italiener ist Gluth, verzehrende Gluth, in der ihr ganzes Sein aufgeht.

Mild und zart, schwärmerisch und innig liebt das deutsche Herz. Wie jedes Gefühl auf dem Extreme leicht zu seinem Gegentheile wird, so die Liebe der Italienerin. Wird sie getäuscht, betrogen, so ist ihre Liebe Haß — ebenso tief und leidenschaftlich

ihr Wesen durchwühlend, wie es ihre Liebe gethan, und dieser Haß fordert Rache, und rastet nicht, bis er sie gefunden.

Wird die Deutsche getäuscht, betrogen, so ist ihr Schmerz unendlich groß, aber er tödtet die Liebe nicht, und könnte man in die Tiefe ihrer Seele schauen, man würde auch dann noch Liebe bis zum Tode finden, wenn auch der Betrug noch so tief verwundete.

Malvoglio konnte die Empfindungen Annunciata's nicht mißbilligen, aber ein tiefgefühltes Mitleid erfüllte seine Seele, und er nahm sich vor, gegen das unglückliche Mädchen desto sanfter und schonender von nun an zu sein.

Am anderen Morgen, als Malvoglio aufstand und erwartete, daß ihm, wie das sonst zu geschehen pflegte, Annunciata sein Morgensüpplein brächte, war es ihm auffallend, daß Alles im Häuschen so stille war. Da es nur zwei Stüblein und einen Raum für die Küche enthielt, der zugleich die Hausflur bildete, so konnte man jede Bewegung vernehmen, die im Hause stattfand. Sollte sie krank sein? dachte er, und der Gedanke beunruhigte ihn heftig. Er trat in die Küche; da stand noch Alles, wie es am vorigen Abend gestanden. Keine Kohle glomm auf dem Herde. Keinerlei Anstalt bewies die sonst so rührige Sorgfalt des Mädchens für den Oheim.

„Annunciata!" rief er hinauf gegen die Thüre ihres Kämmerleins. Alles war und blieb stille.

Da durchrieselte ein heftiger Schrecken das Herz des Alten. Sollte sie sich ein Leid zugefügt haben? dachte er mit Entsetzen. Diese Vermuthung steigerte sich fast zur Gewißheit. Er wagte es nicht, in das Kämmerlein zu treten, wie man sich eben fürchtet, eine entsetzenerregende Vermuthung sich verwirklichen zu sehen. Doch drängte ihn die Angst wieder vorwärts. Er stieg die Stiege hinauf und drückte an die Thüre. Plötzlich sah er, daß sie von außen zugeriegelt war, daß also das Mädchen die Stube verlassen hätte. Jetzt öffnete er, und siehe, das Stüblein war nett und sauber,

wie immer, das Bett unberührt, und ihre Kleidung lag da, als ob sie sich zu Bette gelegt, und doch war dies nicht geschehen.

Wer konnte dies Räthsel lösen?

Rathlos stand Malvoglio eine Weile da.

„Sie hat sich in das Wasser gestürzt!" sagte er dann zu sich. „Armes Kind, Du jammerst mich!"

Uebrigens hatte er jetzt, wie er meinte, Gewißheit, und nun fand sich seine Seele leichter darein. Er ging zum Pfarrer der Kirche bei Angeli, welche seine Pfarrkirche war, bestellte einige Seelmessen, und trat guten Muthes in seine beliebte Osteria, trank daselbst seinen Montefiasconer und tröstete sich als guter Christ und verständiger Mann in Bälde, obwohl ihm eine Leere im Hause blieb, die er erst jetzt recht schwer empfand. War ihm doch die weibliche Pflege, die sorgende Vorsicht, die ordnende Besonnenheit etwas so Neues gewesen und doch schnell so behaglich geworden, daß er jetzt sie nur mit Bedauern entbehrte. Von Annunciata vernahm er nur noch das seltsame Gerücht, man habe ein reiches und schönes Frauenhaar irgendwo in der Stadt gefunden, und er dachte wohl, daß es das ihre sei.

An einem der folgenden Morgen trat in das Haus des alten Herrn Pomaria zu Asti ein Bauernknabe von höchst einnehmendem Aussehen. Das Gesichtchen war fast weiblich zart, und die Spur eines Bartes noch nirgends ersichtlich, obwohl der schlanken, schönen Gestalt nach er seine siebenzehn Jahre zählen mochte. Seine Farbe war bleich, das Auge trübe, und eine auffallende Trauer umschwebte die Gestalt. Er trug die Kleidung der armen Leute der Umgegend von grobem braunem Tuch und einen groben spitzigen Filzhut mit breiter Krempe auf den kurz abgeschnittenen schwarzen Haaren.

Als man ihn fragte, was er wolle, bemerkte er in großer Demuth und Schüchternheit, er sei eine Waise, und wolle in Asti Dienste suchen. Nun hätten ihm, fuhr er fort, die Leute gesagt,

der junge Herr Pomaria habe seinen Diener verloren; deßwegen wolle er sich ihm zu Dienst anbieten.

Der alte Diener des Hauses ging sofort hinauf, und zeigte solches dem jungen Herrn an, welcher den jungen Burschen heraufkommen ließ.

Er besah sich ihn und fand Wohlgefallen an ihm, fragte ihn, wie er heiße und wo er zu Hause sei.

Der Bursche nannte sich Tommaso Albertini und als seine Heimath ein Dorf in der Nähe von Asti.

„Hast Du aber auch bedacht," fragte er weiter, „daß ich innerhalb dreier Tage dies Land verlasse, die beschwerliche Reise über die Alpen mache und am fernen Rhein, in Deutschland wohne, wo Niemand Deine Sprache spricht, als meine Familie, und daß Jahre vergehen, ehe Du dieses Land wiedersiehst?"

„Ich habe es bedacht," sprach mit einer ungemein melodischen Stimme Tommaso. „Hier habe ich Niemanden mehr, der mich angeht, und keine Habe bindet mich. Ob ich hier lebe und sterbe oder dort, ist mir gleichviel."

„Du sprichst vom Sterben," sagte Antonio Pomaria, „als sei Dir das Leben nichts werth. Ist Dir Dein Liebchen gestorben oder untreu geworden?" Er lachte dabei. Als aber eine hohe Gluth das Antlitz des Jünglings überzog und heiße Thränen zur Erde rannen, da wurde es ihm schier weich um das Herz, und er bedauerte es sehr, daß er, wie es schien, einen so wunden Fleck bei dem armen Jungen berührt hatte.

„Sei ruhig," sagte er, „ich habe Dir nicht wehe thun wollen. Ich will es mit Dir versuchen."

Mit wenigen Worten waren sie des Handels einig, denn Tommaso forderte, außer Wohnung, Speise und der nothdürftigen Kleidung, gar wenig Lohn.

So blieb er denn gleich im Hause, war schlichtern und bescheiden, aber so aufmerksam auf seines Herrn Wünsche, daß er sie

ihm schier an den Augen ansah; allein heiter und mittheilend wurde er nicht. Immer verschlossen und in sich zurückgezogen, nahm er nicht Theil an der Lust der übrigen Diener des Hauses, mied ihre Genossenschaft und lebte so für sich dahin. Herr Antonio Pomaria aber erklärte wiederholt, so treu auch Jost gewesen, so sei sein Tausch doch noch befriedigender.

5.

Guntram, der alte Kriegsknecht des Ritters Brömser, stieg gedankenvoll den Burgweg hinan. Am Pförtlein neben dem Burgthore blieb er eine Weile stehen. „Ja," sagte er nach seiner Gewohnheit, laut zu denken, zu sich selber, „der Ritter führt ein Stücklein im Schilde, das ich zu kennen glaube. Er sieht die Tochter des reichen Ottini gern, und würde wohl kein Bedenken tragen, den Flecken in sein Wappen zu bringen, wenn der Alte ihn übergoldet. Sie ist im Kloster Ruppertsberg drüben wohlbewacht und wohlverwahrt. Ob er nicht am Ende gar einen Anschlag hat, sie zu rauben? Das käme mir unlieb; aber sie ist die Braut des verdammten Lombarden. — Doch, was zerbreche ich mir den Kopf!" Er trat ein in den Burghof und begab sich in die Waffenkammern. Nachdem er Alles durchsucht und zur Zufriedenheit gefunden, nahm er zwei junge Burschе mit Pechfackeln und untersuchte den Gang nach der Stadt.

Seit Jahren war dieser vernachlässigt. Die meisten Söldner der Burg kannten ihn nicht. Guntram allein war gehörig eingeweiht. Er führte hinab in mehrfach gewundener Richtung, und ging in einem Hause, das zur Pfalz des Erzbischofs gehörte, zu Tage, und zwar in einem langhin sich dehnenden Keller. Hier fand er freilich viel Unrath und Schutt, und behielt es sich vor, am anderen Morgen das Nöthige vorzunehmen.

Der Brömser saß in seinem Kloset, und hatte einen großen, bauchigen Krug des edelsten Rüdesheimers vor sich stehen, als Guntram eintrat.

„Wie hast Du die Waffenkammer gefunden?“ fragte der Ritter.

„Gut,“ sprach Guntram. „Es ist Wehr da für siebenzig Reisige mehr, als hier sind.“

„Die werden auch dieser Tage noch eintreffen,“ versetzte Brömser.

„Der Steinkugeln sind eine Menge da,“ fuhr Guntram fort, „und die Schleudern sind wohl im Stande. Acht Tonnen Oel zum Sieden sind voll, und Pech zu Kränzen ist mehr vorhanden, als wir in drei Jahren brauchen. Sandsäcke sind zu Hunderten bereit. Laßt sie nur bald füllen. Nur Mundvorrath fehlt.“

„So gehst Du morgen zu dem Lombarden, der Schultheiß geworden,“ sprach Brömser, „und forderst, was fehlt an Fleisch, Mehl und Wein. Fordere mehr, als wir brauchen. Er muß es herbeischaffen. Warst Du in dem verdeckten Gange?“

„Ich war bis zur Ausgangsthüre in dem Keller des Hauses des Erzbischofs; allein ich fand eingestürzte Mauern und so viel Schutt, daß man schier keinen Tritt mehr thun konnte, ohne zu fallen.“

„So laß ihn schnell herstellen,“ sagte Brömser; „aber durch vertraute Leute; wir könnten ihn vielleicht noch brauchen, ehe der Albrecht kommt.“

„Wie so?“ fragte Guntram.

„Setze Dich, alter Geselle!“ sprach jetzt vertraulich der Brömser. „Ich will mit Dir ein Wörtlein reden. Du weißt, daß die Binger die Lombarden nicht lieben, am wenigsten den hochmüthigen Burschen, der heute zum Schultheißen gemacht wurde. Nehm's ihnen nicht übel, denn ich hasse ihn auch aus dem Grunde meiner Seele. Da nun viele ihn hassen unter den Bürgern, so sähe ich's gerne,

wenn Du ihm ein Steinchen in den Garten würfest, ihm ein Bein stelltest bei den Bürgern. Du könntest mir einen Anhang werben für kommende Tage. Hier hast Du eine Hand voll Turnosen; verwende sie gut. Suche sie auf in den Schenken und wirf Schwefel in die Flamme. Zahle ihnen den Trunk und mache sie flößig."

„Und was ist der Zweck, Herr Ritter?"

„Zweck?" rief Brömser aus. „Ich trage alten Haß. Er ist ein heimlicher Anhänger Albrechts — und —"

„Ist der Bräutigam eines holdseligen Mägdleins, das er bald heimführen wird!" fiel Guntram keck in die Rede des Ritters.

Unter anderen Verhältnissen würde wahrscheinlich der Ritter den kecken Dienstmann mit aller Härte, zu der ihn sein ritterlicher Stolz geführt haben würde, abgewiesen haben. Jetzt war es anders. Er bedurfte seiner, er hatte es erkannt, daß er nur mit Hülfe des schlauen Alten, den gleicher Haß mit ihm vereinigte, sein Ziel erreichen konnte, den stolzen Lombarden zu demüthigen, wo möglich zu verderben.

Brömser lächelte auf Guntram's Rede und sagte: „Da Du es weißt, warum sollte ich's verheimlichen, daß mir das schöne Lombardenkind lieb ist. Ich würde sie heimführen als Gattin, und mich nicht bedenken, wenn nicht jener Verhaßte ihr Verlobter wäre, zumal sie mir gut ist und ihm gram von Herzen."

„Macht die Sache kurz, Herr Ritter, und holt sie Euch aus dem Neste da drüben heraus!" lachte der alte Guntram.

Brömser faltete die Stirne. „Das mag ich nicht, wenigstens jetzt nicht, Guntram," sagte der Ritter; „lieber aber, als ich es zulasse, daß sie der Pomaria heimführt, führe ich sie heim ohne Weiteres. Doch, kommt Zeit, kommt Rath."

Er reichte dem Alten den Becher hin, der ihn auf Einen Zug leerte, und sagte: „Schwenke damit das Andenken an das, was wir hier sprachen, hinunter für andere Leute. Du sollst von heute

an mein getreuer Rottmeister sein. Geh' aber jetzt und thue, was ich Dir auftrug."

Guntram dankte und ging.

Am anderen Tage saßen Schiffer, Winzer und Gewerbsleute der Stadt im Lämmlein, einer Schenke am Strande des Rheines, zusammen, und verhandelten Welthändel, Stadtgeschichten, Handel und Weinwachs in den mannigfaltigsten Weisen, während sie dazu ihr Kännlein Nahewein tranken.

Der nahende Krieg mit seinem Ach und Weh war bereits vielfach besprochen. Alle Binger entschieden sich gegen Albrecht von Oesterreich. Guntram, der unter ihnen viele Bekannte besaß, hatte seinen Platz mitten unter ihnen genommen. Er war, als begeisterter Lobredner Kaiser Adolphs, Allen lieb. Er hatte auch jetzt wieder seine Partie mit heiligem Feuer genommen, hatte seinen Fall wieder erzählt. „Und wer meint Ihr, daß es gewesen sei, der seinem Rosse die Beine durchhieb," fragte er, „daß der edle Herr nicht mehr aufkonnte?"

Niemand wußte es.

„Es war ein Lombarde aus Bingen!" sagte er mit Nachdruck.

„Aus Bingen?" riefen die Leute.

„Wohl," versetzte Guntram; „aus Bingen, und zwar der, der gegen Recht und Ordnung Euer Schultheiß ist."

„Giambattista Pomaria?" riefen sie fragend aus, und sprangen von ihren Sitzen auf.

„Eben der!" betheuerte Guntram. „Dafür, und weil er ihm wieder Geld lieh, ist er vom Kurfürsten zum Schultheißen gemacht worden."

„Gott verdamme Beide!" schrie ein derber Schiffer.

„Es ist eine Schande," sprach ein feuriger Winzer, „daß man den fremden Italiener uns zum Schultheißen wieder aufdringt, während sein Vater und Großvater schon mit Unrecht diese Würde trugen."

„Verdammt sei der hochmüthige Milchbart!“ schrie ein Handwerker. „Er läßt nimmer bei uns ein Kleidungsstück machen, sondern sich Alles aus Asti bringen.“

Guntram wußte Vieles zu erzählen aus anderen Städten, wo sich die Bürger gegen ihre Obrigkeit auflehnten, und meinte, sie sollten ihn seiner Würde entsetzen. „Jetzt,“ sagte er, „wird Euch der Kurfürst nicht züchtigen, weil er fürchtet, Ihr möchtet dem Albrecht die Thore öffnen. Ueberdies ist Pomaria ein Anhänger Albrechts.“

„Was sagst Du?“ schrien die Männer.

Guntram betheuerte das.

Jetzt wuchs der Unwille in immer anschwellenderem Strome.

„Auf,“ rief der Schiffer, „wir gehen vor das Rathhaus, wo er jetzt eben die Rathsglieder in Eid nimmt, und widersprechen seiner Wahl!“

Das Wort fuhr wie ein zündender Funke in das brennbare Material der erhitzten, weinseligen Köpfe. Alle stürmten hinaus. Knaben, Weiber und Männer schlossen sich an. Der Zug wuchs wie eine Lawine bis zum Rathhause. Dort hielt er an.

„Heraus, Pomaria!“ schrie der Schiffer, „heraus mit Dir! Wer gab Dir den Stab der Ordnung?“

Würdevoll hatte eben der greise Vater Giambattista's diesen den Vätern der Stadt als ihren wohlbelehnten und bestallten Schultheißen vorgestellt, und sie aufgefordert, ihm im Namen des Kurfürsten und Erzbischofs Treue zu geloben mit Mund und Hand, als draußen der wüthende Lärm des Volkshaufens losbrach. Die Pomaria's erblaßten; denn sie verstanden wohl den Ruf und seine Bedeutung.

Der Altschultheiß trat auf den Balkon.

„Was wollet Ihr, Bürger,“ sprach er, „daß Ihr wie Aufrührer daher stürmt und die heilige Handlung des Treugelöbnisses stört?“

„Still! still!“ rief der Schiffer Weinert mit seiner Stentorstimme.

„Du hast nichts hier zu reden. Wir wollen weder Dich, noch Deinen Sohn als Schultheißen. Es soll aus unserer Mitte ein Schultheiß erwählt werden."

Pomaria versuchte umsonst zu reden. Der Haufen schrie immer wilder und drohender.

Schon drängten sich die Wildesten gegen die Thüre des alten Rathhauses, das die Stadtwaibel besetzt hielten; schon wuchsen der Volkswuth hundert Arme und Hände, und Steine flogen gegen die Fenster des Rathhauses, als Eines der ältesten Rathsmitglieder in das Thor trat und sie anredete:

„Ihr Männer, beginnet nicht Thorheit zu so bedenklicher Zeit. Vor der Thüre ist der Feind, und Ihr wollt Hader säen in unserer Stadt, die allein durch Eintracht mit dem Herrn des Landes bewahrt bleiben kann."

„Der Kaisermörder bewahrt uns nicht vor Unheil," schrie Weinert; „er ist Albrechts Freund. Herab mit ihm!"

Nochmals wollte der Rathsherr reden, aber das Volk schrie: „Herab mit Pomaria!"

Der Rath begann sich der Furcht hinzugeben, als das älteste seiner Glieder erklärte, er vermöge nicht, den Sturm zu beschwören, der immer drohender daherbrause. Das Volk verlange, Giambattista Pomaria solle den Schultheißenstab ablegen.

„Ich bin vom Kurfürsten belehnt," rief Giambattista aus, „und wie könnte ich, ohne durch den Kurfürsten entbunden zu sein, meiner Würde entsagen?"

„Thut, was Ihr wollt," riefen einige Rathsglieder aus, die selbst lüstern nach der Würde waren; „aber wir waschen unsere Hände wegen deß, was erfolgen kann."

Draußen tobte das Volk. Einzelne Steine flogen in den Rathssaal. Eine stumme Pause trat dort ein. Die Pomaria's konnten zu keinem Entschlusse kommen.

Da brach der Haufe durch die Thüre in das Gebäude, und

stürmte die Stiege hinauf. Der Schiffer Weinert an der Spitze stürmte in den Saal mit einer Anzahl seiner Genossen.

Er stand jetzt vor Pomaria: Sein Angesicht glühte heftig und sprach die Losgebundenheit aller rohen Leidenschaften aus.

„Leg' Deinen Stab nieder, Lombarde!" herrschte er dem jungen Schultheißen zu. „Seit wann sind wir Bürger so unbrauchbar geworden, daß ein Fremder uns regieren müsse?" rief er aus. „Ist es an der Ordnung, daß ein Milchbart, der nicht einmal Hausvater ist, der Stadt vorstehe? Wer gibt dem Erzbischof ein Recht, uns den Schultheißen zu setzen? Und zuletzt soll kein Anhänger des Feindes, der bald vor unseren Thoren stehen wird, das Stadtregiment führen!"

„Du lügst!" schrie Giambattista.

„Wie?" fragte Weinert, und ein boshaftes Lächeln spielte um seinen Mund, „warst Du es etwa nicht, der unserem Kaiser Adolph bei Göllheim das Pferd tödtete? Leugne es, wenn Du kannst, Lombarde!"

Dies Wort entwaffnete Giambattista Pomaria völlig. Er erbleichte.

„Ha!" rief Weinert, „seht nur das Armesündergesicht dort, wie es sich entfärbt! Geld ist Alles, was Dich auszeichnet. Fort mit ihm!"

Er machte Miene, den Lombarden zu fassen. Der alte Vater trat vor den Sohn.

„Der Weg geht über mich!" sagte er fest, und das verwirrte die Anführer.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und Ritter Brömser trat mit zwölf Reisigen in den Saal.

Guntram war nämlich, als seine Saat so herrlich aufging, schnell hinaufgeeilt, und hatte Brömser'n das Alles gemeldet. Der Erfolg war freilich zu rasch und gewaltsam gewesen, hatte selbst den Ritter überrascht, und war weit über seine Absichten hinausgegangen. Er wollte eine Partei, um die Schritte des Schultheißen

zu entkräften, ihn zu demüthigen und nöthigenfalls zu verderben, weil er ihn haßte, als Gegner in politischer Meinung und in Herzensangelegenheiten. Als er vernahm, wie die Sachen standen, entschloß er sich schnell, den Mantel nach dem Winde zu hängen. War er ja doch „Advocatus de Pinguia", Vogt des Kurfürsten, der das Saalgericht zu hegen hatte in der Camera des Erzbischofs, in welche jener geheime Gang ausmündete, der von Klopp herabführte. In der größten Eile wappnete er sich, ließ zwölf Reisige, unter dem Rottmeister Guntram, sich wehrhaft machen und eilte in die Stadt. Schon sein Erscheinen vor dem Rathhause machte den imponirendsten Eindruck auf das Volk.

Sein rollender Blick scheuchte die muthigsten Schreier.

„Geht nach Hause," sagte er milder, als man es erwartete, „Ihr sollt Eures guten Rechtes nicht ermangeln; aber ich fordere, als Euer Vogt, vollen, unbedingten Gehorsam und stilles Abwarten dessen, was geschehen wird."

Das Volk entfernte sich stille, und bald war der Markt leer.

Brömser stieg nun die Stufen zum Rathsaale hinauf. Sein Erscheinen wirkte verschieden.

Weinert und seine Genossen drückten ohne Hehl ihre Freude aus, weil sie durch Guntram die Gesinnungen des Ritters kannten. Die Rathsherren waren ebenfalls froh, daß sie aus der fatalen Lage befreit wurden, worin sie sich befanden; allein das Einmischen des Vogts mit gewaffneter Hand wollte ihnen denn doch nicht zusagen, weil sie darin einen Eingriff in ihre Freiheiten sahen. Der Vogt durfte in dem Saale der Camera tagen und Recht sprechen, aber in der städtischen Curia sollte er nicht handeln dürfen. Protest einzulegen, war denn aber doch der Augenblick zu kritisch, und konnte die Sache leicht noch verwickelter werden. Sie, wie Weinert, ahnten nicht, daß das Volk bereits aus einander gestäubt war.

Auf die beiden Pomaria's wirkte indessen sein Erscheinen am schlimmsten.

„Was gibt es hier?“ donnerte Brömser in den Saal hinein. Der alte Pomaria ermannte sich und sagte, ihm entgegentretend: „Was wollt Ihr hier?“

„Euch sagen,“ entgegnete Brömser lächelnd, „daß Ihr hier nichts zu sagen habet, sintemal Ihr keine Schultheißenrechte zu vertreten habet. Seid so gut und entfernet Euch; denn seit Ihr in des Herrn Hand Euren Stab legtet, hörte Euer Amt auf.“

Der Greis fühlte die Wahrheit so tief, daß er nach seiner Kopfbedeckung griff und stillo aus dem Saale schied.

Jetzt trat Giambattista vor. „Da Ihr, Herr Vogt,“ sagte er, „es so strenge mit dem Rechte haltet, so habe ich unbezweifelt das Recht, die Frage meines Vaters zu wiederholen?“

„Ich gestehe Euch unbedenklich dies Recht zu,“ sagte Brömser mit jenem noch fortdauernden ironischen Lächeln, „allein —“

„Wir nicht!“ rief Weinert mit seinen Genossen, deren etwa zwanzig um ihn standen. „Die Bürgerschaft fordert das Recht, mit dem Rathe den Schultheißen zu wählen, wie es früher Recht und Brauch war; aber der Erzbischof hat uns abermals einen Lombarden aufgedrängt. Zudem, Herr Vogt,“ fuhr er fort, „ist dieser ein Anhänger Albrechts von Oesterreich.“

„Schweig', Lügner!“ rief Giambattista Pomaria aus, „ich habe dem Erzbischof Treue geschworen!“

„Das haben schon mehr Leute gethan,“ entgegnete Weinert, „und doch den Eid gebrochen. Hast Du nicht Kaiser Adolphs Pferd bei Göllheim zusammengehauen?“

„Ich kämpfte als ein Anhänger meines Herrn, des Erzbischofs und Kurfürsten, und mußte meinem Gegner schaden, wo ich konnte. Dir bin ich keine Rechenschaft schuldig.“

„Also wär' es nicht länger im Zweifel, wer der Unbekannte war?“ sagte grollend Brömser.

„Auch Ihr, Herr Vogt, seid mein Richter nicht,“ sagte der Lombarde.

„Das muß sich zeigen," sagte mit ruhiger Kälte der Ritter; „allein hier ist mein Richterstuhl nicht. Folgt mir nach der Camera, daß ich das Saalgericht hege."

Der gesammte Rath erhob sich.

„Ich bin Schultheiß," sagte Pomaria, „und widerspreche; denn es liegt kein Grund zum Saalgerichte vor."

„Das steht nicht Dir, sondern mir, als des Herrn Vogt, zu, zu erkennen. Es ist Aufruhr in der Stadt. Das Recht hat aufgehört. Der Vogt tritt in seine Rechte ein. Voran also, Giambattista Pomaria!"

Der junge Mann sah wohl ein, daß er der Gewalt nicht widerstreben könne.

„Ich weiche nur der Gewalt!" rief er aus. „Wehe dem Rath und der Bürgerschaft, welche Gewalt in ihrem Rathhause duldet!"

„Ich fordere Euch auf," sprach Brömser zu den Rathsherren, „daß ihr freiwillig in die Camera ziehet, auf daß ich im Namen des Herrn untersuche, wo das Recht ist. Die Bürgerschaft hat sich im rechten Gehorsam gefügt, wollt Ihr, die Ihr die Väter der Stadt heißet, in Aufruhr Euch gegen Eure Obrigkeit stellen, wie dieser Lombarde da?"

„Das lügt Ihr!" schrie Pomaria. „Eure Rechte habe ich nicht in Abrede gestellt. Nur hier habe ich des Rathes Rechte, die Rechte der Stadt als Schultheiß zu wahren."

„Du bist unser Schultheiß nicht!" rief Weinert.

Der Rath stand rathlos da. Er wußte nicht, was er in dieser verzweifelten Lage thun sollte.

Endlich erhob sich der älteste Rathsherr, Hans Klein, und sagte: „Höret mich an, Herr Vogt und Ihr, Bürger der Stadt; daß die Bürger sich erhoben, erkenne ich als ein Unrecht. Es soll nicht der gemeine Mann sich selber die Macht anmaßen, wo ihm kein Grund vorliegt, und wenn einer vorliegt, so soll er klagen

und Spruch und Urtel erwarten nach Brauch und Sitte. Aus den Schenken kommt weder Recht, noch Heil. Daß Ihr, Herr Vogt, einschrittet, war Eure Pflicht, aber daß Ihr hier dem Rathe gebieten wollt, steht Euch nicht zu. Haben wir falsch gerichtet, so erkennet Ihr im Saalgerichte. Da wir aber gar nicht gerichtet und gehandelt haben, also weder recht, noch unrecht, so ist das Gericht nicht nöthig. Sintemal aber ein Zwiespalt bestehet über des Herrn Pomaria Schultheißenamt, so lasset mich und noch Zwei des Rathes gen Mainz gehen und dem Herrn das vorlegen, was hier geschah. Er wird richten, wie es uns frommet."

„Wohlgesprochen," sagte Brömser, der wohl einsah, daß er keinen Grund hatte, den verhaßten Pomaria zu verhaften, auch selber wußte, daß ihn der Kurfürst belehnet mit dem Schultheißenamt. „Ich bin," fuhr er fort, „Eurer Meinung".

„Auch wir!" riefen die Bürger.

„So hebt die Sitzung auf," sagte Brömser; „aber das verlange ich, daß Ruhe und Frieden in der Stadt bleibet. Sollten neue Händel ausbrechen, so muß ich das Saalgericht hegen, und werde es, ohne Ansehen der Person!"

Hierauf verließ er den Saal mit seinen Reisigen. Die Rathsherren wählten zwei zu Hans Klein, und darauf ging Jeder in seine Wohnung, und in Bingen war's wieder so stille, als zuvor, ehe nämlich der Aufstand ausgebrochen war.

Ehe indessen die Rathsherren die Stadt verließen, war bereits Giambattista Pomaria auf seinem besten Rosse auf dem Wege nach Mainz.

Als der Erzbischof die Geschichte vernahm, gerieth er in einen heftigen Zorn, weil er darin ein Hohnsprechen gegen seine landesherrliche Macht und Gewalt sah. Sein Ingrimm wälzte sich gleichzeitig und gleichmäßig auf Brömser und die Bürger. Als sich sein Zorn gelegt, und der schlaue Politiker an die Stelle des erzürnten Gebieters trat, fand er indeß wohl, daß er säuberlich verfahren

müſſe. Brömſer durfte er nicht erzürnen, wollte er nicht gefährden, daß er Klopp an Albrecht übergebe; die Bürger durfte er nicht verlehnen, ohne ſich bloßzuſtellen gegen Vorkommniſſe, wie er ſie bei Brömſer'n befürchten mußte. Er entließ den jungen Schultheißen wohlwollend, und bat ihn, mit der Verſicherung heimzukehren, daß er jedenfalls Schultheiß bliebe. Das war es, was der ehrgeizige Pomaria wollte, was er Brömſer'n gegenüber glühend wünſchte.

Als nun endlich der weiſe und beſonnene Klein mit ſeinen Genoſſen ankam, war bereits Gerhard über ſeine Maßregeln einig.

Siebenzig Geharniſchte brachen ſogleich nach Bingen auf, und beſetzten die erzbiſchöfliche Camera nebſt dem Hofe. So waren die Bürger, zumal die Geharniſchten erprobte Leute aus der Herrſchaft Eppſtein waren, in ſeiner Gewalt, ehe nur irgend ein Spruch erfolgte.

Gerhard fuhr die Geſandten wild an. Er glaubte wohl, daß das die Weiſe ſei, ſie einzuſchüchtern; allein dafür war Hans Klein nicht der Mann.

Ruhig und würdevoll trug er die Beſchwerden der Bürger vor, daß Fremde über ſie gebieten ſollten, und bat dringend um das Recht der freien Wahl, das ſie auch ſonſt ausgeübt.

Indeſſen fand das keinen Eingang. Der Erzbiſchof beſchied ſie kurz, er habe geſorgt, daß der Aufruhr nicht wieder ſein Haupt erheben könne, und er verlange Gehorſam von dem Bürgerſtande, widrigenfalls er ſelbſt kommen und ein Blutgericht hegen werde. Auf die Beſchwerde, daß der junge Pomaria ein Anhänger Albrechts ſei, bemerkte er auf's Entſchiedenſte, es ſei dies üble Nachrede. Er wiſſe, mit welcher Treue er ihm und ſeiner Sache ergeben ſei. Das konnte nun freilich der Erzbiſchof aus dem Darlehen ſchließen, daß die Lombarden ſein Unterliegen nicht wünſchten.

Der Erzbiſchof entließ die Geſandten mit der dringenden Mahnung, Gehorſam zu beweiſen.

So war die Abſicht geſcheitert. Pomaria hatte geſiegt, und

Brömser's wie der Bürger Haß lohete desto grimmiger in der Verborgenheit.

Pomaria erhielt den Treuschwur, und die siebenzig Reisigen in der Camera des Erzbischofs, welchen er reiche Spenden an Geld und Wein zufließen ließ, waren seine Stütze. Weinert verbiß seinen Zorn und vertagte ihn auf bessere Zeiten. Brömser freute sich der Belagerung, weil er dann freie Hand gewann. Im Aeußeren kam Alles in ein gutes Geleise. Pomaria lieferte die Lebensmittel in die Burg so, daß Brömser nicht klagen konnte, wenn er auch gewollt hätte.

Ein lauer Abend hatte sich auf die Landschaft herabgesenkt; aber eine Dunsthülle umflorte den Himmel, und ließ einen jener Nebel erwarten, den in diesen Tagen des August der Winzer so gerne sieht, weil er die Hülle der reifen Traube erweicht. Ein linder Westwind kräuselte die Wellen der Nahe an ihrer breiten Mündung in den Rhein.

Eine tiefe Stille lag auf der Gegend. Deutlich vernahm man vom Rheine her das Brausen des Stroms am Mäusthurm, und von der Höhe herab, wo die hohen Giebel des Klosters Rupertsberg in den Abendhimmel hinauf ihre Glieder gleich Riesen reckten, vernahm man die leisen, aber melodischen Klänge des Vespergesanges der Nonnen.

Unten am Fuße der Felswand, auf welcher das Kloster stand, rieselte aus dem zerklüfteten Gestein eine krystallhelle Quelle.

Die Sage berichtet, die heilige Hildegard habe, da dem Kloster eine Quelle fehlte, einst hier, wo dichtes Gebüsch eine kühle Stätte bildet, gekniet und gebetet, und in diesem heißen Gebet um eine Quelle gefleht. Der vollen Erwartung gewiß, habe sie mit ihrer schneeweißen Hand in den Felsen gegraben und die losen Steine ausgebrochen, und siehe, alsbald sei diese Quelle hervorgebrochen. Seit dieser Zeit nannte man sie Hildegarden-Quelle oder Brünnlein.

Dort pflegten die Nonnen und die Laienschwestern den Trunk zum Abendbrode zu schöpfen.

Heute war der Dienst an Maria Ottini, welche im Kloster lebte, um ihre Erziehung vollendet zu erhalten; eigentlich aber, um sie vor den Bewerbungen des Ritters Brömser zu bergen und sie geneigt zu machen, dem ältesten der Söhne des alten Pomaria ihre Hand zu reichen, denn das war längst der Plan der Väter, welchem nur die Kinder, um die es sich eben handelte, mit aller Kraft widerstrebten.

Die Nähe Rüdesheims hatte von jeher eine häufige Verbindung der Bewohner hervorgerufen, die der Handel mächtig förderte. War in Bingen bei der Kirchweihe ein Tanz, so sah man Rüdesheims vornehme Jugend herüberschiffen und die Lust theilen; war ein Fest in Rüdesheim, so fehlten nie die Binger dabei.

So war es gekommen, daß der junge Brömser, der letzte Sprosse eines hochadeligen uralten Geschlechtes, das jene kolossale Burg am Rheinufer bewohnte, die junge Maria Ottini sah und liebte. Zwar war er älter, als das eben frischblühende Mädchen; aber gerade dieser Umstand war es, der der gefallsüchtigen Lombardentochter schmeichelte. Einen Mann, wie Ritter Brömser, der mit Ruhm und Ehren genannt wurde, sich huldigen zu sehen, war eine so große Auszeichnung, daß ihr leidenschaftliches Herz davon überwältigt wurde, das ohnehin schon darum, weil es sollte, den Eltern widerstrebte, welche die Verbindung mit Giambattista Pomaria wünschten. Sie war das einzige Töchterlein, die Erbin eines unermeßlichen Vermögens, erzogen von der überschwenglichsten Elternliebe, und daher verzogen und eigenwillig bis zum Aeußersten; beherrscht von einer Leidenschaftlichkeit, wie sie nur die Gluth des Südens zu erzeugen fähig ist.

Brömser war ein schöner Mann. Seine Art zu sein und zu leben hatte wohl jene glättere Außenseite angenommen, wie sie das Ausland, Frankreich und Italien, lehrt, wo er sich umhergetrieben.

Ihm gefiel das reizende Geschöpf. Ihn sagte noch mehr der Reichthum zu, dessen Erbe sie werden mußte; denn seine Hülfsmittel waren erschöpft. Wenn auch ein bürgerlich Kind, so konnte sie der Kaiser ebenbürtig machen. Deßwegen knüpfte er mit ihr ein Band der Liebe, und das Mädchen umfing ihn bald mit aller Gluth ihres Wesens.

Diese Verbindung blieb den Eltern kein Geheimniß. Die Bewerbungen Brömser's würden unter andern Verhältnissen ihnen geschmeichelt haben; aber bei dem Grundsatze der Lombarden-Innung, nur unter sich zu heirathen und so das Vermögen lediglich zu einem Familiengut zu machen, konnten sie sie nicht billigen, und wendeten Alles an, sie zu entkräftigen. Das goß Oel in das Feuer. Maria fühlte und sprach unverholen ihre Abneigung gegen die berechnenden Handelsleute aus und ihre Vorliebe für ritterliches Wesen. Darum zog, veranlaßt durch seinen Vater und Maria's Vater, Giambattista mit dem Erzbischof gegen Adolph von Nassau zu Feld; allein Maria's Widerwillen gegen den aufgedrungenen Bräutigam konnte dadurch nicht vermindert, ihr Eigensinn nur vermehrt werden. Sie wies Giambattista überall zurück und behandelte ihn mit Verachtung. Endlich reiste er nach Asti. Wohl hatte man gehofft, daß diese Entfernung wohlthätig wirken würde; allein das Geschick verschwor sich gegen die elterlichen Pläne; denn Brömser wurde Vogt in Klopp, und Giambattista kam aus Asti zurück und trug ein anderes Bild in seiner Seele, umleuchtet von einer Glorie, wie sie Maria nie gewinnen konnte.

Je näher durch Brömser'n die Gefahr rückte, desto dringender die Eltern die Verbindung wünschten; aber Maria blieb sich gleich. Giambattista's weicheres Wesen gab den steten Einwirkungen seines Vaters endlich nach. Er wurde Schultheiß. Maria war schon früher in das Kloster Ruppertsberg gebracht worden, um vor allen Annäherungen des Ritters sicher zu sein.

Der alte Vater war im Kloster gewesen. Reiche Spenden

bestimmten die Aebtissin dazu, Alles aufzubieten, Marien zu bewegen, einzuwilligen. Sie hatten endlich ihr das Ja abgerungen, und glücklich war der Vater heimgekehrt. Die Verlobung sollte nun in diesen Tagen stattfinden.

Wenn aber Ottini sich dem Glauben hingab, Maria sei abgeschlossen von allem Verkehr mit dem Ritter Brömser, so irrte er. Brömser hatte einen Weg gefunden, der sicher zu seinem Ziele führte. Sein Knappe Kunz hatte ja ein Liebchen, das im Hause Ottini's als Magd diente, ein kecks, schlaues, verschlagenes Ding, selbst liebesiech und voll Mitleid mit ihrer liebesiechen Herrin, die ihr längst ihr Leid geklagt. Martha hatte ihren Kunz zum Boten und Kunz seine Martha. Jeden Schritt Ottini's kannte Brömser; jedes Begebniß, das Maria's Seele bewegte, wußte er. So kannte er Tag und Stunde, wann sie an dem Hildegarden-Brunnen die klare Fluth schöpfte, und dann war er sicher im Gebüsche, das den Brunnen umgab, und was sonst lästiges Geschäft gewesen wäre, wurde zum längst ersehnten, viel gewünschten Gekose der Liebe.

Auch heute war die Kunde durch Kunz zu dem Ritter gelangt, Maria schöpfe Wasser zur Vesperstunde und harre sein.

In den umhüllenden, dichtbelaubten Hollunderbüschen, deren Frucht schon reifte, stand Brömser, harrend seiner Maria. Ihm war das Verhältniß, das Anfangs nur auf sinnlichem Wohlgefallen beruhte, nachgerade ein theures geworden. Des Mädchens heiße Liebe hatte die seine entflammt. Mit glühendem Verlangen erwartete er sie; denn es war ja Wichtiges zu besprechen, die Verlobung war nahe. Durfte, konnte er sie sich entreißen lassen? Was einst der alte Rottmeister Guntram angedeutet, das lag in seiner Seele als letzte Zuflucht, als letztes Hülfsmittel, wenn Alles brechen sollte. In tiefem Sinnen verloren, lehnte er sich an den Felsen, als er plötzlich den Tritt des leichten Fußes auf den Stufen vernahm, welche in den Felsen gehauen waren. Bald nahte sie sich. Ihr Auge schien das Gebüsche durchdringen zu wollen. Ihr hüpfender

Gang wurde zögernd. Sie sah sich nach allen Seiten um. Jetzt erblickte sie ihn. Schnell wurde der Krug zur Erde gesetzt, und in die Arme des Mannes flog das Mädchen, und die glühendsten Küsse besiegelten die frohe Gewißheit des Wiedersehens und Wiederhabens.

„Ich fürchtete, Du seist nicht da!" sagte sie, ihre runden Arme um seinen Nacken legend.

„Wie hätte ich ausbleiben können?" flüsterte er, sie an sich pressend. „Du solltest mir entrissen werden können?" sagte er.

„Nie!" erwiederte sie.

„Aber Du hast Dein Ja gegeben?"

„Das hab' ich, aber ich wurde gezwungen; am Altare noch sage ich: Nein."

„Soll es dahin kommen?"

„Ach, wie soll ich vorbeugen? Wie kann ich?"

„Wohl wüßte ich einen Weg," sagte Brömser.

„Welchen?" fragte das Mädchen mit heftiger Erregung. „Nenne mir ihn, mein Lieb!"

„Du flehst mit mir nach Klopp, und ein Priester traut uns dort!"

Maria senkte das glühende Köpfchen auf die Brust. Sie sann. „Ist keine andere Hülfe?" fragte sie.

„Keine, Marie! Du bist umgarnt. Was will es helfen, wenn Du auch am Altare noch Nein sagst? Nie werden es Deine Eltern zugeben, daß Du mein Weib wirst, weil das Geld sie verblendet. Wenn wir nicht durch Selbsthülfe unser Ziel erreichen, so ist es unerreichbar."

„Wohlan!" sagte darauf das Mädchen mit der ihr eigenen Festigkeit, „was frage ich nach der Welt? Ich bin die Deine, so sei's denn auch, daß ich mit Dir fliehe."

Ein Handkuß besiegelte dies Wort und lohnte den Entschluß, der so sehr mit Brömser's Wünschen übereinstimmte.

„Wann, Marie, ſollen meine Wünſche erfüllt werden?“ fragte haſtig und ſtürmiſch der Ritter, und preßte das glühende Mädchen an ſich.

„Wann Du willſt!“ ſagte ſie.

„So höre, Marie,“ fuhr er fort, „was ich Dir vorſchlage. Die Gefahr einer Belagerung iſt nahe, wo Du ohnehin das Kloſter verlaſſen mußt. Jetzt ſcheint der Mond noch ziemlich helle. Sobald er nicht mehr ſcheint, laſſe ich Dich durch Kunz und Martha benachrichtigen, zu welcher Stunde ich Dein hier harre. Du kommſt, und wir ſind raſch in der Camera und durch den verdeckten Gang in Klopp. Ich hülle Dich in einen Mantel und ſetze eine Pickelhaube auf deine Locken, und keine Seele ahnet, wer der ſchmucke Knappe iſt, der mir folgt.“

„Jetzt muß ich fort,“ ſagte ſie, „denn der Geſang der Vesper iſt verſtummt. Droben im Kloſter werden ſie mich vermiſſen.“ Noch einmal wurden Küſſe gewechſelt, dann ſchnell der Krug mit perlendem Waſſer gefüllt, und dahin ſchwebte die ſchöne Geſtalt.

Brömſer kehrte ſinnend zu dem Kahne zurück, der unten in den Weiden lag, ſaß da ſtille, bis die tiefere Dunkelheit herabſank, und ließ ſich dann von Weinert leiſe an der Felswand hinauf rudern bis in die Nähe der Druſusbrücke, wo er ausſtieg und ſchnell in den Weinbergen verſchwand, die hier ein Fußpfad durchſchnitt, welcher zur Camera führte.

Die Reiſigen waren luſtig und guter Dinge; denn der Schultheiß hatte ſie wieder mit Wein verſorgt. Keiner ahnte des Ritters Nähe, der, von Guntram erwartet, ſchnell in dem Seitengebäude verſchwand. Guntram zündete, nachdem er den Keller wieder ſorgfältig verſchloſſen, eine Fackel an, und Beide traten in den verdeckten Gang, der ſorglich gereinigt war, und erreichten ungefährdet den Thurm, in welchen er mündete. In des Ritters Kloſet traten darauf Beide, um bei einem Becher edlen Scharlachbergers das Weitere zu beſprechen.

„Guntram," hob der Ritter an, „Dein Mahnwort ist nicht umsonst gewesen, ich hole mir das reiche, schöne Lombardenkind, sobald der Mondschein aufhört."

„Recht so, Herr Ritter," rief der Rottmeister; „da habt Ihr nicht mehr lange zu warten; denn nur noch drei Tage wird es währen, dann wird das Dunkel vollkommen sein; aber habt Ihr auch die Reisigen in der Camera bedacht?"

„Sind wir nicht heute unbemerkt heraus- und hereingekommen?"

„Wahr! aber gelingt das immer?"

„Schlimmsten Falls machst Du sie trunken aus meinem Keller; dann spart es der Lombarde, und sie neigen sich zu mir."

„Gut, doch wie soll das Alles bewerkstelligt werden?"

„Du trägst Kunzen's Pickelhaube und Mantel hinunter und gibst sie Weinert, der mit dem Kahne in den Weiden an der Brücke meiner harrt. Du schleichst Dich heimlich zu den Reisigen und machst sie kirre; gibst ihnen tüchtig zu trinken und schleichst Dich dann weg in den Keller, wo Du mich erwartest. Aber noch Eins; ich bedarf eines Priesters, der uns sogleich trauet, Du und Kunz mögt Zeugen sein. Euer Lohn wird reich sein: denn meine Braut wird mir reichen Mahlschatz und Morgengabe bringen. Weißt Du Rath?"

„Warum nicht, Herr Ritter, wenn Ihr Geld bietet," sagte Guntram. „Da ist der Pfaff in Kempten, ein armer Frühmesser, der nach guten Tagen lechzet, wie der Durstige nach einer Erquickung. Biet' ich ihm Geld, so ist er zur Stunde hier."

„Du sollst zwanzig Turnosen haben, besorge mir Alles," sagte Brömser, und Guntram versprach's.

Brömser sah sein Plänchen herrlich reifen. Nie war er fröhlicher, nie milder gegen seine Mannen. Mit Sehnsucht sah er dem Verschwinden des Mondlichts entgegen.

Guntram besorgte seine Aufträge pünktlich. Der arme Frühmesser von Kempten war augenblicklich bereit, die Trauung zu vollziehen. Weinert erhielt Mantel und Pickelhaube, und Kunz trug

seiner Martha die Kunde, Martha ihrer Herrin nach Ruppertsberg. So stand Alles günstig, wie der Ritter und sein leichtsinnig Lieb es nur wünschten.

6.

Die Reise über die Alpen hatten Antonio Pomaria und sein treuer Diener Tommaso nach vielen Mühseligkeiten glücklich überstanden und zurückgelegt. Ihre Waaren trugen viele Saumrosse, und auch sie waren ohne Verlust bis Constanz gebracht worden, wo ein Schifflein bereit lag, sie aufzunehmen und den Rhein herab gen Bingen zu schiffen.

Tommaso's verschlossenes Wesen, aber auch seine Treue und Ergebenheit waren sich gleich geblieben, und Antonio hatte den treuen Jüngling überaus liebgewonnen, obwohl er sich mit eigenthümlicher Schüchternheit jeder Annäherung eines freundlichen Verhältnisses zu seinem Herrn entzog, gerne sich fern hielt, und nur zu Diensten sich in seiner Nähe befand.

Antonio sah es als eine Eigenthümlichkeit des schönen Jünglings an, und ließ ihn gewähren. In Constanz ruhten sie aus von den Mühen der Reise. Hier aber traf sie eine beängstigende Kunde. Man erzählte in der Herberge, wie der Kaiser Albrecht mit dem Erzbischofe Gerhard von Mainz zerfallen und in einen heftigen Kampf gerathen sei, und wie der Kaiser sich nun dem Rheine nahe mit verheerender Kriegsmacht. Man erzählte ferner, wie heftig der Kaiser den Lombarden zürne, weil diese, und besonders in der Stadt Bingen, ihm abgeneigt, dem Erzbischof die Gelder geliehen, um den Krieg mit Nachdruck zu führen.

Diese Kunde setzte den jungen Pomaria in Schrecken. Er ließ schnell am anderen Morgen das Schifflein laden, und schiffte nicht ohne große Besorgniß der rheinischen Heimath zu. Ihm ahnte nicht, daß bereits Albrecht den Rhein erreicht hätte.

Dieß war indessen wirklich geschehen. Der Kaiser hatte das Erzbisthum erreicht und, wo er hinkam, Spuren seines Zorns in gänzlicher Verheerung des Landes hinterlassen. Zwischen Oppenheim und Mainz befand sich sein Lager, und der Gedanke, Mainz zu erobern, schien alle seine Thatkraft in Anspruch zu nehmen. Das Lager zog sich bis nahe an das Ufer des Rheines, und kein Fahrzeug mochte sich der Stadt nähern, ohne daß es des Kaisers „Buben", wie man die Söldner damals zu nennen pflegte, erspäht und mit den Kähnen, die man erbeutet, genommen hätten.

So nahte sich denn das Fahrzeug des jungen Lombarden der Gegend, wo das Lager sich befand. Schon bei Worms vernahm er die nahe Gefahr; aber nicht den Umstand, daß sich das Lager so nahe am Ufer des Rheines befände. Auch trösteten ihn die Schiffer mit dem Nebel, der Morgens auf des Rheines Fluthen liege.

Ruhig glitt das Schiffslein den breiten Strom hinab. Zwar pochte sein Herz, als er Oppenheim vorüberfuhr; indessen verbargen die dichten Weidenbüsche des Ufers das kaiserliche Lager dem Auge Antonio's.

Als sie sich der Stelle näherten, wo es stand, und kein feindseliges Anzeigen zu erkennen war, fuhren sie rüstig zu. Bald aber tauchten am Ufer starkbemannte Kähne aus den Weiden auf, die pfeilschnell das Fahrwasser gewannen. Umsonst ruderten die rüstigen Schiffer mit aller Kraft. Umsonst flog das Schifflein über die bewegten Wellen des Stromes dahin. Umsonst blähte ein frischer Südwestwind die Segel und trieb das Fahrzeug mit Blitzesschnelle abwärts; die Kähne voll wilder Ungarn und deutscher „Buben" erreichten es von hinten und von vorne, schlugen die Mannschaft nieder und führten es an's Ufer, wo eine zahlreiche Masse Söldner jubelnd den Sieg der Brüder pries.

Auch Pomaria hatte einen betäubenden Schlag auf den Kopf bekommen. Nur Tommaso war unverletzt.

Als sie das Ufer erreichten, wurden die Waaren in das Lager geschleppt, die Gefangenen gebunden und unter lautem Jubel eingebracht.

Der Kaiser ließ die Beute vertheilen und Pomaria mit seinem Diener in einem Zelte bewachen, weil er ihn als Geißel bei Bingen gebrauchen zu können hoffte. Die Lage Antonio Pomaria's war nicht beneidenswerth. Fest gebunden an Händen und Füßen lag er auf einem Gebund Stroh an der Wand des aus Linnentuch verfertigten Zeltes. Neben ihm lag Tommaso, nur an den Händen gefesselt. Antonio wehklagte laut über den ungeheuren Verlust seiner Innung, über sein eigenes Mißgeschick. Der Diener redete ihm zu, sich zu trösten.

„Seid doch ruhig, Herr," sagte er zuversichtlich, aber flüsternd mit seiner melodischen Stimme; „die Stunde der Erlösung ist näher, als Ihr glaubt. Meine Stricke sind weniger fest, und wenn ich meine Hand zusammenziehe, kann ich durchschlüpfen. Laßt uns nur Geduld haben; wenn diese Nacht der Ungar schläft, welcher uns bewacht, dann schlägt die Stunde der Rettung."

Antonio staunte über diese Rede; allein Tommaso zog ohne Mühe seine Hand aus der Schlinge, und zeigte sie ihm frei und ohne Schlinge.

Jetzt begann er zu hoffen. Ruhiger sah er der Nacht entgegen. Sie kam endlich und hüllte Alles in ihren Schleier. Ein dichter Nebel zog sich über die feuchte Ebene hin bis zu den Bergen, wo Reben und Wald abwechselten. Ein ungarischer Reiter war als Wache zum Zelte bestellt. Kaum kam die Nacht, so traten Mehrere in dasselbe. Sie hatten einen Steinkrug voll Wein, der in seinem weiten Bauche mehr barg, als nöthig war, die Genossen ihrer Sinne zu berauben. Unter wilden Gesängen brachten sie mehrere Stunden hin. Als der Krug leichter wurde, begannen ihre Augenlider schwerer zu werden. Allmälig siegte die Gewalt des Getränkes über die physische Kraft der Zecher. Einer nach dem Anderen sank

in das Zelt nieder, zuletzt auch die Wache. Die Gefangenen hatten sie ohnehin längst vergessen.

Als die widrigen Töne anzeigten, daß die Trunkenholde schliefen, streifte Tommaso leicht seine Fesseln ab, und blies die Ampel aus, welche auf einem kleinen Feldtische stand. Jetzt löste er mit Hülfe des messerartigen Schwertes, welches er dem einen der Schläfer abschnallte, Antonio's enggebundene Fesseln. Ein zweites Schwert bewaffnete diesen, und leise traten sie aus dem Zelte heraus. Hier und dort im Lager tönte lauter, brüllender Gesang. In den meisten Zelten war es dunkel und stille; nur in der Nähe des Gezeltes, wo der Kaiser herbergte, war großes Gedränge. Schlau wählte Tommaso die Richtung nach den Bergen. Er zog seinen Herrn nach sich, denn er vermochte kaum zu gehen, so hatten die Bande seine Füße verletzt.

Nach einer langsamen Wanderung lag endlich das Lager hinter ihnen. Jetzt erst athmete Tommaso frei auf.

„Wenn Ihr nur gehen könnet, daß wir vor Tagesanbruch den Wald erreichen, den ich jene Höhen bedecken sah, die sich dort hinziehen müssen, so sind wir gerettet," sagte er.

„Ich will meine ganze Kraft aufbieten, guter Tommaso," sprach Antonio. „Bist Du aber auch Deiner Richtung gewiß?"

„Seht," sagte der Jüngling, „dort ragen die Thürme von Mainz in die Nacht, und Euer Ohr kann das Rauschen des Stromes vernehmen."

Antonio sah nichts; wohl aber konnte er das Rauschen der Wellen des Rheines wahrnehmen. Er bewunderte die Schärfe der Sinne seines Dieners und überließ sich nun zutrauensvoll seiner sicheren Leitung.

Immer gegen das Gebirge hin richteten sich ihre Schritte. Die Felder waren leer von Früchten; das erleichterte ihr Vorwärtsschreiten. Nach Mitternacht zog sich, von einem leichten Winde getrieben, der Nebel gegen den Rheinstrom hin. Aus dem massen-

haften Gewölke traten einzelne Stellen des Firmaments in schwarzdunkler Bläue hervor, und die Sterne leuchteten in wundervoller Pracht und Klarheit den beiden Wanderern, die unermüdet fortschritten.

Antonio fühlte zu seiner großen Freude, daß seine Füße nur durch die Hemmung des Blutumlaufs, welche die festgezogenen Schlingen verursacht, anfänglich unbrauchbar schienen. Allmälig war das Blut wieder in Umlauf gekommen, und mit jedem Schritte wurde ihm das Gehen leichter, das er ohnehin in den Alpen der Schweiz tüchtig geübt hatte.

Es zeigte sich jetzt in voller Gewißheit, wie richtig Tommaso's Blick gewesen war. Vor ihnen lag das Gebirge, dessen Seiten mit Reben bekleidet waren, dessen Gipfel Hochwald krönte.

„Laßt uns jetzt noch in der Ebene bleiben," sagte Tommaso. „Mainz liegt hinter uns, und die Gefahr ist schon größtentheils besiegt. Kommt der Tag, so wird es uns leicht, uns in den Rebbergen zu verstecken, wenn es nöthig ist."

„Aber woher nehmen wir Speise?" fragte Antonio. „Die vermaledeiten Ungarn haben uns vor Ueberfluß bewahrt, aber Mangel in Ueberfluß uns leiden lassen. Meine Kräfte reichen ohne Nahrung nicht mehr weit aus."

„Es ist ein Glück für uns, daß schon reife Beeren in den Reben zu finden sind," tröstete der Diener. „Damit müssen wir uns freilich begnügen."

Antonio sah zwar sauer, aber es half ihm nichts.

So wanderten sie fort, bis der Tag im Osten heraufstieg. Jetzt krochen sie in die dichtbelaubten Weinstöcke, suchten sich Beeren und stillten wenigstens den brennenden Durst. Die Nacht war kalt gewesen. Der Morgen war kühl, der Thau stark. Antonio's feinere Kleidung wurde durchnäßt. Dies hinderte ihn jedoch nicht, bald in einen tiefen Schlaf zu sinken. Auch Tommaso gab dem Gebote der Natur nach.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Beide fast zu

gleicher Zeit erwachten. Tommaso richtete sich auf, um zu spähen. Man sah pflügende Bauern hier und dort; aber nach kurzer Berathung zogen Beide es vor, sich bis zur Dämmerung verborgen zu halten. Der klare Himmel, der starke Thau des Morgens verhießen eine sternenhelle Nacht. Sie kam ungewöhnlich milde. Das Blitzen am Saume des Horizonts beängstete Tommaso. Er fürchtete mit Grund ein Gewitter. Sie waren kaum einige Stunden gewandert und dem Rheine wieder näher gekommen, als das Gewitter mit allen seinen Schrecken losbrach. Es war eine räthselhafte Erscheinung für Antonio, daß Tommaso, der in schwierigen Lagen einen unbeugsamen Muth an den Tag legte, wie ein Kind vor dem Gewitter bangte.

Wenn auch am Tage das Gewitter etwas Grausenhaftes für schwache Gemüther hat, so ist ein Nachtgewitter etwas Entsetzenerregendes für sie. Die lautlose Stille läßt den Donner schrecklicher erscheinen, die Blitze verfolgt das Auge unwillkürlich in allen ihren zackigen Windungen. Ihr Strahl ist greller, ihr Zücken wilder, ihre Bahn länger, ihr Glanz blendender, ihre Gewalt anschaulicher. Alles das empfand Tommaso in hohem Grade, ja in noch höherem, als er zu erkennen gab. Der Wind brüllte bald als Orkan daher und drohte die Bäume zu entwurzeln, unter deren dichtbelaubten Aesten sie Schutz gesucht. Tommaso kauerte sich bebend an den Stamm. Bald stürzte der Regen, mit Hagel vermischt, in Strömen vom dunkeln Himmel. Nur dürftig schützte des Holzapfelbaumes Bewaldung vor seiner Gewalt. Beide wurden durchnäßt.

Als endlich das Gewitter hinter dem riesigen Feldberg weg den Wetterau zuzog, sagte Tommaso:

„Wir müssen eilen, daß die innere Wärme angeregt wird, sonst dürftet Ihr erkranken, so nahe der schirmenden Heimath.“

„An Dich denkst Du dabei nicht, guter Junge,“ sprach, vor Frost bebend, Antonio, „und doch ist Dein Körper weniger rüstig, als der meine.“

„Und doch wohl ausdauernder," lächelte der Jüngling, und schritt muthig auf dem nassen Boden vorwärts.

Er hatte Recht; denn bald nachher schüttelte ein Fieberfrost Antonio's weichlicher gewöhnte Glieder.

„Haltet Euch um Gotteswillen auf den Beinen," bat Tommaso. „Sind wir denn noch weit von Bingen?" fragte er ängstlich; denn er sah schon im Geiste schlimme Folgen dieser Nacht voraus.

„Wir müssen es Morgens erreichen!" versicherte der vom Froste schauerlich gerüttelte Antonio.

Mit Aufbieten aller Kräfte wanderte er fürbaß. Als der Tag graute, schimmerte von der kahlen Höhe das uralte, kleine Kapellchen des heiligen Rochus wie ein Bote des Friedens den erschöpften Wanderern entgegen, und unten am Rheine barg sich im Baumgrün das kleine Kempten, aus welchem Jost stammte, den der Tod in Asti ereilte. In seines Vaters Hause, als Bote der Trauer zwar eintretend, fand dennoch der leidende junge Lombarde Erquickung; aber er vermochte nichts zu genießen. Nur einen Kahn forderte er, der ihn schnell in das Vaterhaus bringen könnte, weil er die zerrüttete Arbeit der Krankheit in seinem Innern fühlte.

Bald war der Kahn bereit, und unter kräftigem Ruderschlage schoß er die glatte Bahn dahin, der Vaterstadt des jungen Leidenden zu, den Tommaso sorglich gebettet hatte.

7.

Dieselbe Nacht, welche Antonio so nachtheilig wurde, sah Brömser's Entführungsplänchen reifen.

Bereits mehrere Tage vorher war Kunz zu seinem Liebchen geschlichen und hatte ihr die Kunde gebracht, daß der Ritter zur Zeit der Dämmerung am Hildegardenborn des Liebchens harren werde. Zugleich brachte er dem Schiffer Weinert seinen Mantel und seine

Pickelhaube, um das lieblichste Mädchen in einen Kriegsknecht zu verwandeln. Martha trug Geschenke zu Marien in das Kloster, und brachte das lieblichste Geschenk, die Hoffnung der Errettung vor der verhaßten Verlobung und der Vereinigung mit dem geliebten Manne.

Alles war wohl vorbereitet, das Gelingen konnte nicht fehlen. Der Pfaffe war auf der Burg Klopp, die Kapelle hell erleuchtet. Das Bräutchen wurde sehnlichst erwartet.

Früh am Nachmittage machte sich Guntram Geschäfte in den Kellern der Camera des Erzbischofs; jenen aber, wo der heimliche Gang begann, hielt er weislich verschlossen.

Die Reisigen witterten die Fässer voll Zins- und Zehntwein, die ihr Herr dort barg, und über die der Vogt von Klopp die Oberaufsicht führte.

Guntram kannte mehrere, deren verbrannte Leber ihm Hoffnung gab, ihnen beizukommen. Sie folgten seinem Winke. Andere bemerkten das auch, und folgten. Das Versuchen weckte die Lust zu trinken. „Holt Euch Gefäße," sagte Guntram, „mein Herr ist die beste Seele im Lande. Weil er selbst die Qualen des Durstes haßt, so will er sie auch uns nicht empfinden lassen!" Das war ein Wort, das Wunder that. Wie der Blitz waren Krüge da, so groß, als sie nur Giambattista Pomaria den Reisigen gefüllt. Guntram ließ sie vollaufen und hinaustragen. Als nun die Dämmerung kam, lag auf Vieler Augen bereits das Dunkel völliger Trunkenheit, und der Zweck war vollständig erreicht.

Weinert stieß zeitig mit seinem Kahn und seinen Netzen vom Rheinufer ab. Er ruderte in die Nahemündung hinein, und warf dort, aufwärts fahrend, seine Netze bis zur Drususbrücke, wo er auf dem rechten Ufer landete, gleich als wolle er einen tieferen Schatten abwarten, um das Volk der feuchten Tiefe in seine Netze zu locken.

Auf dieser Seite zogen sich mächtige Weidenbüsche hoch das Ufer hinan. Wo heute blühende Gärten, stattliche Gebäude, belebte Geschäftsstätten sind, war damals Dorngebüsch verbreitet, das bis

zu dem Korkulumenmal sich hinzog, der schützend die Stadt umgürtete. Das jähabfallende Ufer bedeckten aber wogende Weiden. Unter diesen Weiden barg Meinert seinen Kahn, bis der Ritter nahen würde.

Endlich kam die Dämmerung. Die purpurne Gluth des Abendhimmels, verglomm eben im Westen, und gab dem dunkeln Grau Raum, das die leuchtenden Tinten bedeckte und in sich saugte, als langsam daherschleichend Brämser der Stelle nahte, dreimal halblaut hustete und sein Zeichen ebenso erwiedern hörte. Er trat nun rasch zu, und der Kahn stieß schnell ab. Mit wenigen Ruderschlägen erreichte er das hohe Ufer jenseits, in dessen Schatten er jetzt leise hinabglitt, der Stelle zu, wo das Hollundergebüsch die Hildegarden-Quelle schützend und bergend umgab.

Seit Maria Ottine von ihrer treuen Martha die Botschaft vernommen, beherrschte sie eine nie gekannte Unruhe. Hohe Gluth der Wangen wechselte mit Bläße. Oft saß sie in düsterem Nachdenken, und plötzlich brach, wie wohl an trüben Herbsttagen ein grelles Sonnenlicht durch die Wolkenmassen, die den Himmel einhüllen, hindurchbricht, ein Strahl leuchtender Freude aus ihrem großen, brennschwarzen, italienischen Auge.

Die Aebtissin, die auch nicht ohne die Kämpfe des Herzens durch die Tage der Jugend gegangen war, besaß Menschen- und Herzenskunde genug, um etwas Außergewöhnliches zu argwöhnen.

Solche Erscheinungen konnte die nahende Verlobung mit dem ihr, das wußte sie sicher von Marien — verhaßten Bräutigam nicht hervorbringen. Da mußte eine andere Hoffnung aufgetaucht sein, das war außer Zweifel. Aber welche? das war die Frage. Sie sann nach. Jener Zustand Maria's begann mit Martha's letztem Kommen. Sollte das in seinem Wesen so entschiedene, in seinen Empfindungen so leicht über die besonnene Grenze hinausspudelnde, in seinen Unternehmungen so wenig wählerische und die Grenzen weiblicher Sitte nicht immer scharf beachtende Mädchen eine Absicht hegen, die mit denen ihrer Eltern im Widerspruche stand? Sollte

sie gar den Plan zu einer Flucht hegen, die das Kloster beschimpfen, das Vertrauen zu seinen heiligen Mauern tödten mußte?

Die Oberin war eine Frau von gereiftester Erfahrung. Sie kannte das weibliche Herz überhaupt, sie kannte Maria Ottilii genau. Von nun an beobachtete sie sie mit dem scharfsehenden Auge des Argwohns, und je näher der verhängnißvolle Abend kam, desto mehr reifte ihre Vermuthung der Gewißheit entgegen, daß Maria einen Plan zur Flucht vorbereite. Sie zog eine der älteren Schwestern in den Kreis ihrer Vermuthungen hinein, und auch sie befestigte ihren Argwohn; denn Schwester Veronika war gerade an jenem Abend an der Reihe, das Trinkwasser an der Hildegarden-Quelle zu schöpfen. Warum bat Maria so dringend, ihr diese Dienstleistung an jenem Abend abzutreten? Warum erglühte sie so bei dieser Bitte?

Als Veronika das der Oberin sagte, war diese völlig überzeugt. Sie gab Maria den Befehl, in ihrer Zelle zu beten an diesem Abend, und ließ die Thüre derselben verschließen.

So war Alles vorüber. Maria geberdete sich wie eine Rasende. Hätten nicht Eisenstäbe ihr Zellenfensterlein geschützt, sie würde sich hinab in den Klosterhof gestürzt haben — aber hier war kein Entkommen, aber auch kein Erbarmen.

Während Maria Thränen der wildesten Verzweiflung vergoß, schritt die Schwester Veronika in stillem Sinnen die Felsstufen hinab zur Hildegarden-Quelle.

Da umfassen sie plötzlich zwei kräftige Arme. Glühende Küsse ersticken den Angstruf. Halb ohnmächtig wird sie in den Kahn gebracht, dort umhüllt sie ein Reitermantel, eine Pickelhaube deckt ihren Kopf, und überwältigt von Angst und Schrecken sank sie ohnmächtig in die Arme ihres Entführers.

Brömser schreibt diesen Zustand der weiblichen Scham zu, und ahnt nichts Schlimmes. Der Kahn landet endlich drüben am Ufer. Brömser's kräftiger Arm faßt die Ohnmächtige und trägt sie auf

dem wohlbekannten Pfade der Camera zu, wo ihn an der Kellerpforte Guntram erwartet.

Ohne sich aufzuhalten, läßt er die Kellerthüre von innen schließen, und eilt, von Guntram mit brennender Fackel begleitet, den verborgenen Gang hinauf. Zwar drückt ihn seine Last; aber es ist ja Maria, die liebliche Tochter des reichen Lombarden; das macht Alles leicht.

Nach einem höchst beschwerlichen Steigen ist endlich die Burg erreicht. Der Ritter eilt mit Aufbieten aller Kraft in sein Kloset und legt dort die Ohnmächtige in einen Lehnstuhl, um ihr die Verhüllung des groben Mantels abzunehmen, die schönen Locken der Geliebten von der lastenden Pickelhaube zu befreien.

Da stößt er plötzlich einen wilden Schrei aus.

Guntram eilt mit der Lampe herzu — und — steht erstarrt, denn unter der Pickelhaube erblicken sie das gelbe, eingefallene, tiefgefurchte Gesicht einer alten Nonne!

Erstaunen, Schrecken und Zorn wechseln in rascher Folge.

Brömser's Flüche, die kein Maß kennen, wecken endlich die arme Nonne auf, und ihre Vorwürfe, ihre heftigen Reden, ihr gellendes Schreien mischen sich mit den wilden Aeußerungen des Ritters.

Guntram hatte nie mehr mit dem Lachreiz zu kämpfen; denn war das nicht eine Fastnachtsposse, so komisch, wie nur eine sein konnte? Doch wagte er es nicht, bei dem wilden Wetterleuchten des Zornes seines Herrn, der Macht dieses Reizes nachzugeben.

Brömser rannte wie ein Verrückter in seinem Kloset auf und nieder, während die Nonne auf's Schauerlichste schrie und den Himmel um Rache anflehte ob des an ihr, der hochbetagten Himmelsbraut, begangenen unerhörten Frevels.

„Herr Ritter," hob endlich Guntram an, „Ihr müßt einen Entschluß fassen."

Der Ritter stampfte auf den Estrich, daß die runden Scheiben an den Fenstern rasselten.

„Sag' vor Allem dem Pfaffen, er solle sich fortmachen. Laß die Lichter löschen. Was werden sie über mich lachen!" rief er, und schlug sich vor die Stirne.

„Wie kommst Du aber auch dazu, an diesem Abend Wasser zu schöpfen?" fragte er ingrimmig die trostlose Veronika.

„Weil es mich die Oberin hieß und die Reihe an mir war," schluchzte die arme Alte. „Bringt mich in mein Kloster!" schrie sie dann wieder.

„Still, Nachteule!" donnerte Brömser. „Gib selbst Rath, wie ich Dich vom Halse bringe!"

„Führt mich wieder an die Quelle!" flehte die Alte.

„Könnt' ich Dich hinüber blasen!" höhnte Brömser, „aber das kann ich nicht, und der Kahn ist nicht mehr da. Muß mich denn der böse Feind plagen, daß ich sie mit Küssen bedeckte! Pah! Mir graut's!"

Jetzt regte sich selbst in der Himmelsbraut die weibliche Eitelkeit. Sie schoß wüthende Blicke auf ihn und sagte keifend: „Hab' ich Euch gerufen oder verlockt? War's nicht Euer freier Wille? Wollet Ihr mich nicht küssen, so hättet Ihr Eure sündhaften Augen aufthun sollen! Ihr Ausbund von Höllenbrand!"

„Schweig', Eule!" donnerte noch einmal der Ritter; aber plötzlich brach er in ein wieherndes Gelächter aus. Die Situation war zu komisch, als daß sie sich nicht hätte geltend machen sollen. Er wollte sich ausschütten vor Lachen.

Da trat Guntram ein. Er hatte sich bereits in convulsivischem Lachen bei dem Frühmesser Luft gemacht, als er diesem die Geschichte erzählte, und dieser stimmte mit ein, froh, daß er aus der Falle kam, deren Gefahr er erst während des Alleinseins und Harrens in der Kapelle bedacht haben mochte.

Noch war der Lachreiz nicht ganz überwunden, als er eintrat, und seinen Herrn sich wahrhaft närrisch geberden sah. Unwillkürlich riß ihn dessen Lachen in denselben Strom, und Beide konnten kein

Ende finden, obwohl verschiedene Zustände des Lachens Grund waren.

Nichts glich dem Zorne Veronika's. Wie eine Furie schimpfte und haderte sie das ganze zahlreiche Register der Schimpfreden durch, an denen die Binger Frauen des niederen Standes zu allen Zeiten nicht arm waren.

Dieser Zorn und diese Fluth von Schimpfreden steigerten nur noch Brömser's und Guntram's Lachreiz, bis Beider Thränen rannen und die Muskeln schier den Dienst versagten.

„Nun ist's genug," sagte endlich Brömser, und trat vor Veronika. „Schöne Jungfrau," sprach er, „da ich an Euren Schimpfreden auf's Haar erkenne, daß Ihr ein Binger Kind seid, so seid so gut und folgt diesem Guntram hier. Er wird Euch unversehrt bis an die Drususbrücke geleiten, und von da mögt Ihr ohne Gefährde den Weg auf den Ruppertsberg finden. Grüßt mir die Frau Oberin und sagt, es sei ein rechter Fastnachtsstreich, den sie mir gespielt; aber ich würde ihr in den kommenden Tagen Kapital und Zinsen zurückgeben. Vergebt mir, daß ich irrthümlich Eure süßen Lippen geküßt, und betet für meine arme Seele!"

„Zur untersten Hölle mit ihr!" schrie die Schwester Veronika, die das Gleichgewicht ihrer Seele gar nicht mehr finden konnte, seit ihrer Eitelkeit eine so bittere Schmach war angethan worden.

Guntram faßte sie indessen kräftig am Arm und zog sie zum Gemache hinaus, ohne daß er vermocht hätte, den Strom ihrer sprudelnden Schimpflust zu dämmen.

Guntram geleitete sie bei mattem Sternenlichte, das eingetreten war, durch die Weinberge am Scharlachberge hin, und brachte sie, unterhalten von ihrem endlosen Keifen, zur Brücke. Ihr Zorn hatte unterdessen eine andere Richtung genommen, seit sie den unmittelbaren Verursacher ihrer schmählichsten Katastrophe nicht mehr vor sich sah. Er ergoß sich ungehemmt über Maria Ottini, das verruchte Welt- und Höllenkind, dessen Schönheit der Köder des

Teufels geworden. Sie stieß Drohungen aus, vor denen Guntram's Seele schauderte.

Er schwieg, um sie nicht noch mehr zu reizen; aber gerade dies Schweigen, der Mangel gänzlichen Widerstandes, machte sie am Ende nur noch rasender. Sie begann auch ihn nun in den Kreis ihres Zornes zu ziehen.

Zum Glück war die Brücke erreicht. „Höre, Alte," sagte er, „hätte ich Zeit, ich möchte Dich wohl etwas in die Nahe tunken, um Deinen Zorn abzukühlen; aber jetzt sag' Deiner Schutzheiligen Dank, daß es mir an Zeit gebricht. Geh'!"

Ohne sich weiter um sie zu kümmern, trat er seinen Rückweg an. In den Weinbergen aber blieb er stehen, um zu erfahren, was sie begönne. Bald hörte er jenseit der Brücke ihre gellende Stimme einen lateinischen Gesang anstimmen, der sich bald mehr und mehr entfernte; sie sang ihre Furcht weg.

Froh, daß ihr Zorn sich so schnell gewendet, und daß sie den rechten Weg gefunden, kehrte er zum Schlosse zurück, wo er seinen Herrn in der rosigsten Laune hinter dem bauchigen Steinkruge voll Scharlachberger fand und nun mit ihm die fatale Geschichte nochmals abhandelte.

Im Kloster auf dem Ruppertsberge aber war ein völliger Aufstand. Als Veronika mit dem Tischtrunke von der heiligen Quelle ausblieb, und die nach ihr ausgesendeten Schwestern am Börnlein nichts von ihr fanden, als ihren Rosenkranz, den sie verloren, und den Wasserkrug, da ging erst recht der Aebtissin ein Licht auf. Ihr instinctartiges Vermuthen brachte sie der Wahrheit ziemlich nahe. Sie betrat, begleitet von dem ganzen Schwesterconvente, die Zelle der trostlosen Marie.

Des Mädchens Jammer hatte sich gelegt, ihre Verzweiflung hatte Thränen Raum gegeben, wie es überhaupt bei leidenschaftlichen Naturen zu geschehen pflegt.

Obwohl im höchsten Zorn, als sie eintrat, besänftigten doch

diese Thränen die Aebtissin, und machten sie um Vieles milder. Sie nahm sie für Thränen der Reue, während sie doch nur Thränen des Schmerzes waren, daß ihr Plan mißlungen, und nun keine Hoffnung mehr war, dem Elende zu entgehen, wozu sie ihre Eltern verdammt hatten.

Der salbungsvollen Strafrede folgte Maria's Geständniß, und nun erst stand es fest, daß Veronika an ihrer Statt von Ritter Brömsen entführt worden war.

Wer wollte es den Nonnen verargen, daß auch auf sie das Komische des Ereignisses mit unkräftiger Gewalt einstürmte, daß selbst um die ernsten Lippen der Oberin einige Muskeln sich in einer Weise verzogen, die nichts mit dem heiligen Ernst ihrer Amtsmiene gemein hatte? Sie fand es daher rathsam, schnell die Reuige zu verlassen, die Thüre ihrer Zelle zur Buße wieder zu verschließen, und die Nonnen in ihre Zellen zu entlassen, wo jede sich zwanglos der eingeschlagenen Richtung überlassen konnte, die wahrscheinlich noch langehin herrschend blieb und durch Veronika's Erzählung am anderen Tage neue Nahrung gewann.

8.

In dem Hause des alten Pomaria war seit Kurzem der Himmel aller jener Heiterkeit bar, in welcher er sonst glänzte.

Der Bürgeraufstand hatte dem Greise, der mit schlauer Kunst lange die Gemüther beherrscht hatte, den Beweis geliefert, daß der Glanz des Reichthums weder die Liebe an sich fesseln, noch den Haß in Banden legen konnte, der tief im Innern seine Wurzeln schlägt. Der Glaube an die große Geltung, welche die Bombarden-Innung bei dem Volke habe, war in seinen Grundtiefen bei ihm zerrüttet. Er sah klar, daß weder er, noch sein Sohn und Amts-

nachfolger von dem Volke geliebt waren. Was daraus werden konnte in einer Zeit, wie sie bevorstand, wo ein grimmiger Feind vor den Thoren erschien, blieb ihm nicht lange im Zweifel.

Es war ihm zur Kunde gekommen, wie Albrecht von Oesterreich erfahren, daß eben diese Innung dem Erzbischofe bedeutende Summen geliehen, und wie er darob einen glühenden Haß auf sie geworfen. Es war ihm kein Zweifel, wie schlimm es um die Summe stand, für die Erzbischof Gerhard den Zoll in Ehrenfels und den Judenzoll in Bautsberg verpfändet, wenn Albrecht diese Zölle brach, was seine Absicht war, und das beste Land des Erzbisthums, die edelste Perle des Kurhutes, den Rheingau unheilvoll verwüstete, wie er es weiter im Reiche mit dem Mainzer Gebiete gethan.

Zu diesem Kummer gesellte sich der Umstand noch, daß dieser Brömser, der alten Haß nährte, Vogt auf Klopp war, und im Belagerungsstande der Stadt unumschränkter Gebieter an des Erzbischofs Statt wurde. Daß von dieser Seite nur Unheil und Verderben kommen konnte, sah der klare Blick des Alten unverhüllt.

Und nun endlich sah er Giambattista's heimlichen Kummer, und kannte den Grund, der nirgends anders zu suchen war, als in der erzwungenen Verbindung mit Maria Ottini. Um aber das Maß seiner Sorge voll zu machen, nahte Albrechts Heereszug, und sein Sohn Antonio mußte bald kommen mit der reichsten Waarenladung, welche die Innung seit langer Zeit aus Italien erwartete. Kam er nicht vor dem Kaiser in Bingen an, so konnte leicht das Unglück die Innung treffen, daß Albrecht die Waaren weg- und den Jüngling gefangennahm.

Das Alles folterte den alten Schultheißen auf's Heftigste. Seine Nächte waren schlaflos, seine Tage sorgenschwer.

So saß er am Frühmorgen jenes Tages in seinem Lehnstuhl, an dem der Kahn mit dem kranken Sohn im Hafen landete, und

stützte das sorgenumwölkte Haupt in die zitternde Hand. Plötzlich stürzte Giambattista in das Gemach und rief:

„Vater, Antonio ist da, aber auf den Tod krank!“

Der Greis sank bleich in den Sessel zurück, richtete den Blick nach oben, faltete seine Hände und seufzte unter hervorbrechenden Thränen: „Herr, Du suchest mich schwer heim!“

Giambattista war wieder hinweg und nach dem Hafen geeilt. Schon brachten vier Männer den Kranken daher. Unter lautem Wehklagen fiel er über den sehr matten Bruder her und bedeckte ihn mit seinen Küssen, die jener nur schwach, aber mit dem wehmüthigen Lächeln der Liebe erwiederte.

Aller Augen wurden feucht. Niemand aber bemerkte, wie bei Giambattista's Anblick Tommaso erbleichte, wie er beide Hände krampfhaft gegen die Brust preßte, als wolle er ein im Innern tobendes Gefühl zurückpressen; wie er nach Athem rang und an allen Gliedern heftig zitterte.

Der Kranke wurde schnell in das Vaterhaus gebracht, wo er der pflegenden Hand einer Matrone übergeben wurde, die seit Pomaria's Wittwerstande dem Hauswesen ordnende Pflegerin war.

Unter den Beweisen der zärtlichsten Vater- und Bruderliebe schien der Kranke neu aufzuleben; aber am Abend stellte sich das hitzige Fieber wieder stärker ein.

Tommaso ließ es sich nicht nehmen, bei ihm zu wachen; vorher aber genoß er eines stärkenden Schlafes, wenigstens sagte er so.

Während der Stunden des Tages berichtete Antonio dem Vater und Bruder seine Geschicke.

So herbe auch Beide der bedeutende Verlust schmerzte, der Gedanke, aus welcher Gefahr Antonio errettet worden, der Gedanke, daß sie ihn wieder hatten, den sie so innig liebten, ließ jenen Schmerz nicht überhand in ihrem Herzen nehmen.

Als Giambattista nach dem treuen Jost fragte, den er noch nicht gesehen, erzählte Antonio auch sein tragisches Ende, und wie

er zu einem ebenso treuen Diener gekommen sei. Hieran knüpfte er die Erzählung seiner Rettung durch Tommaso, und empfahl diese treue Seele ihrer Liebe und Sorgfalt. Beide wichen nicht von seinem Bette, bis der Arzt, ein alter Laborant, der eine Badstube am Mainzer Thore hielt, gekommen, einen kühlenden Trank bereitet und versichert hatte, daß Ruhe, gute Behandlung, besonders ein erquickender Schlaf Vieles im Zustande des Kranken bessern würde. Vorzüglich aber forderte er Ruhe und bat Vater und Bruder, ihn allein zu lassen und vor der Nacht nicht mehr durch ihre Nähe und Gespräch ihn aufzuregen.

Beide gehorchten und gingen hinweg. Als aber Giambattista in sein Gemach gehen wollte, trat ihm Tommaso entgegen. Der Lombarde warf einen Blick auf das bleiche Gesicht, und — ihm schwindelte, daß er sich an der Wand halten mußte. Tommaso stand wie erstarrt vor ihm und schlug das große, schöne Auge nieder.

Der Diener Antonio Pomaria's sammelte sich zuerst wieder, und wollte an dem jungen Lombarden vorüberschleichen, aber dieser faßte ihn krampfhaft am Arme und rief bebend aus:

„Wer bist Du, Knabe?"

„Herr, warum erschreckt Ihr mich so?" sprach Tommaso mit einer schwer errungenen Ruhe und gewaltsam das Zittern der Stimme unterdrückenden Festigkeit; „ich bin ja Eures Bruders Knecht."

„Ich weiß es, ich weiß es!" rief Pomaria; „aber Deine Züge, o mein Gott, an wen erinnern sie mich!"

„Das weiß ich nicht," sagte Tommaso, der allmälig sich sammelte.

„Wie heißest Du, mein Sohn?" fragte heftig Giambattista.

„Tommaso Albertini!" war die kalte Antwort.

„Bist Du aus Asti?"

„Nein, aus einem Dorfe bei der Stadt."

„Warst Du dort? Hast Du Verwandte dort?“

„Nein,“ sagte ebenso fest als kalt Tommaso. „Sie sind todt!“

„Kennst Du Leute dort?“

„O ja!“

„Kennst Du eine Familie Ghisberti?“

„Die Wittwe des Schneiders Ghisberti, Eurem Oheim gegenüber?“

„Ja, sie! Was weißt Du von ihr?“

„Daß meine Base todt ist.“

„Und Annunciata?“ fragte mit einer Angst, die kalten Schweiß auf seine Stirne trieb und alles Blut nach dem Herzen drängte, der junge Mann.

„Sie starb auch, ehe wir Asti verließen. Ich war bei ihr bis zu ihrem Ende.“

Dies Wort wirkte so erschütternd auf Pomaria, daß er schier umsank. Ein Strom von Thränen rollte über seine Wangen. Er hatte seine Hände gefaltet, und der Kopf sank auf seine Brust.

„Ach,“ sagte er nach einer Pause, „komm' mit mir herein, ich habe viel zu fragen!“

Tommaso stand wie fest gebannt vor ihm, und folgte willenlos. Aber auch in seinen Zügen malte sich eine Regung seines Innern, die jedes Auge entdeckt haben würde, nur das Pomaria's nicht, das durch Thränen umflort war und für die Außenwelt keine Sehkraft zu haben schien.

Er sank auf einen Stuhl nieder und verhüllte sein Antlitz mit beiden Händen, sich dem tiefsten Schmerze hingebend.

Tommaso's Thränen rannen mit den seinigen; seine Brust hob sich in wilder Bewegung. Umsonst schien er nach Ruhe zu ringen. Und nur dadurch, daß Pomaria selbst rang, gelang es ihm endlich, sich einigermaßen zu sammeln.

„Du warst bei ihr in den letzten Stunden,“ hob Pomaria endlich an; „sag', woran der Engel litt!“

„Ich glaube, das Herz war gebrochen durch eine herbe Nachricht," antwortete Tommaso.

„Durch welche, Kind?" fragte aufspringend Pomaria.

„Meines Herrn Knecht, Josto, erzählte, daß ein junger Mann Euer Familie, der ungefähr vor einem Jahre in Asti war, geheirathet habe. Sie muß ihn heiß geliebt haben — und er damals auch sie."

„O all' ihr Heiligen!" rief Giambattista, und rang verzweifelnd seine Hände. „Ich habe sie gemordet!"

„Ihr?" fragte kalt wie der Tod Tommaso.

„Ja, ich, ich!" rief Giambattista. „Sie liebte mich mehr als ihr Leben. Sie mußte mich für untreu halten, weil Josto ihr das sagte. Und er log, er log schrecklich! Ich liebte sie heiß und innig. O, meine Liebe wird nur mit meinem Leben enden. Mein Vater wollte mich zwingen, Maria Ottini zu heirathen — und doch ist sie weder mein Weib, noch meine Braut. O, meine Annunciata, hör' es droben im Reiche der Seligen, daß ich nur Dich liebte, nur Dich liebe, nur Dich lieben kann!"

In diesem Augenblicke wurde die Thüre aufgerissen, und ein Diener rief: „Herr Schultheiß, Euer Vater will Euch den Augenblick sehen. Eilt, eilt!"

Heftig erschreckend, vernahm Giambattista diese Kunde. Er wischte schnell seine Thränen ab, und ohne auf Tommaso zu blicken, flog er hinweg, gewöhnt an einen blinden Gehorsam gegen den eisernen Willen des Greises.

Bei den letzten Erzeugungen seines tiefen Schmerzes war Tommaso immer bleicher geworden, aber sein großes, funkelndes Auge sprach eine Liebe aus, ein Entzücken, das unbegreiflich bei dem Knaben war. Er hielt sich an einer Stuhllehne, um dem Eindrucke nicht zu erliegen; als aber Pomaria hinweggeeilt war, sank er in den Stuhl nieder. Lange saß er so in einem dumpfen Hinbrüten, bis die wiederkehrende Besinnung ihn wie aus einem

Traum wachte. Er ſah ſich erſtaunt um, als müſſe er ſich alles Geſchehene erſt in's Andenken rufen. Dann aber ſank er auf ſeine Kniee nieder und betete mit heißer Inbrunſt, und über ſeine Züge ergoß ſich der Ausdruck eines himmliſchen Friedens, einer Seligkeit, die das ganze Weſen durchdringen und erfüllen mußte. Darauf verließ er ſchnell das Gemach und begab ſich an das Krankenbett ſeines Herrn, der jedoch ſchwerer erkrankt war, als es der Arzt erwartete. Er lag in wilden Fieberträumen, und ſeinen wirren Geiſt beſchäftigten jene Scenen, die er bei der Gefangennehmung und im Lager des Kaiſers erlebt hatte. —

Noch in der Nacht, nachdem Veronika in das Kloſter zurückgekehrt war und in der an Raſerei grenzenden Aufregung die Vorgänge am Hildegarden-Brünnlein und auf Klopp berichtet hatte, ſannte die Aebtiſſin, die nun die Perſon mit Gewißheit kannte, welche den Frevel verübt, einen Boten an Ottint, welcher nicht lange auf ſich warten ließ und bei der Oberin erſchien.

Heftig erſchrak der reiche Handelsherr, als er das Alles erfuhr und aus der kecken Wagniß die Größe der Leidenſchaft ſeines verzogenen Kindes, wie die Rückſichtsloſigkeit Brömſer's erkannte. Gewohnt, alle Umſtände zu berechnen, gab er ſich auch hier ſeiner Berechnung hin. Wird es offenkundig, dachte er, was Maria wollte, ſo könnte leicht aus der Vermählung mit Pomeria nichts werden. Schnell zu handeln, gebot die Klugheit. Er unterdrückte deßwegen ſeinen Zorn gegen Maria, wollte ſie ſelbſt nicht ſehen, und kehrte nach der Stadt zurück, um frühe am anderen Morgen zu Pomeria zu gehen und ihm, dem bewährten Handelsfreunde, Alles klar und vollſtändig mitzutheilen.

Er that das.

Pomaria entſetzte ſich ſehr über das Unangenehme, was ihm Ottini mittheilte. So keck hatte er Brömſer'n nicht geglaubt, ſo heftig und hartnäckig nicht Maria.

Die beiden Väter berietben ſich lange und ſorglich, und

einigten sich alsdann dahin, daß die Vermählung heute noch stattfinden müsse, und zwar, wenn der Abend würde gekommen sein.

Ottini ging, um Alles vorzubereiten. Er ließ Marianna aus dem Kloster in seine Wohnung bringen; aber statt den Weg sanfter Ueberredung, weiser Hindeutung auf ihre verletzte Ehre und deren nothwendige Wiederherstellung einzuschlagen, wurde das störrige Mädchen, das ohnehin auf das Aeußerste gebracht war, mit den bittersten Vorwürfen überhäuft, Bösewicht mit Namen belegt, die ihr in's innerste Herz verwundend drangen. Das brachte sie in die heftigste Aufregung, und gab ihrem Gemüth eine noch größere Bitterkeit. Auch die äußerste Verzweiflung gibt eine Ruhe der Seele, aber es ist die Ruhe des Todes, es ist eine Erstarrung der Seele, die gegen Alles unempfindlich macht, was äußerlich auf sie eindringt.

In diesem Seelenzustande war Maria Ottini. Sie ließ sich schmücken als Braut. Sie betrachtete sich als ein Opfer, das zur Schlachtbank geführt wird. Sie sah ihren Ruf zerrüttet, und ein Entschluß gewann in ihr die Oberhand, der ihr wahre Luft gewährte und sie äußerlich selbst heiter erscheinen ließ, ein Entschluß, vor dem die Seele bebt, der Glaube erzittert, und über den er ein dreifaches Wehe ruft.

So nahte äußerlich friedlich der Abend, der an schrecklichen Folgen so reich, so unheilbringend werden sollte.

Als Giambattista in des Vaters Gemach stürzte, fand er den Alten ruhig und sinnend in seinem Lehnstuhle sitzen.

„Du hast geweint?“ fragte überrascht der Greis seinen Sohn, dessen Antlitz die deutlichen Spuren eines lebhaft empfundenen Schmerzes nachwies.

„Der Schmerz um Antonio —“ stotterte Giambattista in seiner Verlegenheit.

„Glaubst Du denn, daß sein Zustand so gefährlich sei?“ fragte mit Angst der alte Vater.

„Ich weiß das nicht," sprach, noch mehr in Verwirrung gerathend, der Sohn; „aber — sein Leiden hat mich tief ergriffen — und mit Angst erfüllt."

„Nun, beruhige Dich, wenn es weiter nichts ist," sagte der alte Pomaria. „Ich hoffe, daß seine Jugend die Macht der Krankheit bricht. Ich habe Anderes mit Dir zu reden."

„Du kennst meinen Wunsch, daß Maria Ottini Dein Weib werde. Sie hat eingewilligt; auch Du hast der Stimme der Vernunft und Weisheit Gehör gegeben. Es sind Umstände eingetreten, die es dem Vater wünschenswerth machen, sein Kind unter den Schutz eines Gatten zu stellen, und der nahende Krieg, der uns plötzlich erreichen wird, hat nicht wenig Antheil daran. In wenigen Stunden wird die Trauung sein, sobald die Dämmerung eingetreten ist. Richte Dich darauf und kleide Dich an; ich erwarte Dich."

Giambattista's Herz wollte zerspringen. Kaum hatte er die Nachricht von dem Tode Annunciata's empfangen, und nun sollte er schon den Ehebund schließen mit dem Mädchen, das er verabscheute.

„Ach, warum gerade heute schon?" fragte er endlich mit zitternder Stimme.

„Der väterliche Wille ist Dein Gesetz," sprach zornig der Vater, „nun gehe!"

Giambattista ging; aber in seinem Innern lag der Schmerz des Todes. In seinem Kloset fiel er in den Sessel nieder und gab sich dem ganzen Schmerz seiner Seele hin.

So fand ihn Tommaso, der ihn zu dem kranken Bruder rufen sollte. Er folgte.

Antonio hatte so eben einen Moment des Bewußtseins.

Weinend warf sich Giambattista über ihn. „Weine nicht," sagte weich Antonio. „Noch lebe ich ja."

„O, Du wirst nicht sterben," sprach Giambattista. „Ich bedarf ja Deiner zu meinem Troste!"

„Was ist Ihr denn?“ fragte der Kranke.

„Ach, Du weißt,“ nahm Giambattista das Wort, „daß mich der Vater zwingen will, Maria Ottini zu ehelichen. Mein Herz widerstrebte, weil ich — eine Andere liebte; weil ich Marien verabscheue, die Du ja auch kennst. Heute wird mir nun des Vaters Befehl, daß ich diesen Abend noch mich mit Marie muß trauen lassen, und heute wird mir die herzzerreißende Kunde, daß Annunciata in Asti starb, weil unser Knecht Jost ihr sagte, ich habe Maria Ottini zum Weibe genommen.

„Das ist schrecklich!“ sprach Antonio; „aber fasse Dich und sei Mann. Es ist des Vaters Wunsch, erfülle ihn. Jenes Band ist gelöst. Ergieb Dich, Bruder, und mache dem Vater diese Freude — ich werde ihm bald betrüben müssen; denn meine Stunden sind gezählt, bald muß ich scheiden.“

„O zerfleische mein Herz nicht noch mehr!“ flehte Giambattista. „Du stirbst nicht! Gott wird Dich mir erhalten!“

„Wann soll die Trauung sein?“ fragte Antonio.

„Diesen Abend noch in der Dämmerung,“ sagte Giambattista. „O mein Gott, mein Gott, erbarme dich mein!“ rief er verzweifelnd aus.

„Geh', mein Bruder, geh',“ bat Antonio mit schwacher Stimme. „Erfreue den Vater, bring' ihm das Opfer! Deine Liebe ist ja doch zu Grabe gegangen, und mit ihr Deine Hoffnung. Geh', ich bete für Dich!“ Er drückte ihn sanft von sich, weil er fühlte, wie ihn die Unterredung angriff.

Giambattista küßte ihn noch einmal und stürzte zum Gemache hinaus.

Tommaso war Zeuge dieser Unterredung gewesen; aber sie mußte tausend Dolche in seine Brust gestoßen haben. Mehrmals sprang er auf und wollte zu dem Bett eilen, wo die Brüder sich befanden; aber eine unsichtbare Hand schien ihn zurückzuhalten. Krampfhaft waren seine Hände geballt. Starr wie eine Leiche

stand er da und sah hinaus auf die Straßen der Stadt. Er nahm nicht wahr, daß die Sonne herabsank und die Dämmerung kam.

Da erschallte plötzlich das volle melancholische Geläute vom Thurme der Pfarrkirche, und wiegte seine ergreifenden Töne in der lauen Abendluft.

Jetzt durchbebte ein furchtbarer Gedanke seine Seele. Ein gewaltiger Schmerz durchzuckte ihn — das war die Stunde, wo er getraut wurde. Er fuhr mit der Hand unter das Wamms, wo der Dolch verborgen war — aber die Hand erlahmte, ehe sie ihn ergriff. Ein herzzerreißender Schrei durchzitterte das Gemach — und Tommaso lag leblos am Boden.

Der Kranke fuhr voll Entsetzen auf, sank aber schnell wieder zurück, denn ein Blutstrom entquoll seinem Munde, und mit ihm floß das Leben dahin, das die Jugend nicht zurückzuhalten vermochte.

Langsam bewegte sich vom Hause Ottini's ein Zug gegen das Ufer der Nahe, welche hoch angeschwollen war. Am Ufer des Flusses aber liegt die Pfarrkirche.

Es waren ernste Männergestalten und eine betagte Frau, Mariens Mutter. Sie ging zwischen den Vätern. Die Glieder der Innung folgten, Alle unter einander durch vielfache Familien-Verbindungen verzweigt. Voran ging das Brautpaar; Maria, stolz, fest, trotzig; Giambattista, mit gesenktem Haupte, traurig, Todesschmerz im Herzen.

Jetzt hatten sie die Pfarrkirche erreicht. Lichtglanz quoll blendend aus dem geöffneten Portale hervor. Das Geläute verstummte in diesem Augenblicke.

„Das hat mir zu Grabe geläutet!“ rief plötzlich Maria, und flüchtig, wie das gescheuchte Wild, flog sie dem Flusse zu, sprang, ehe irgend Jemand sich aus der Betäubung erholte, auf die Brüstung des Ufers und mit einer mächtigen Wucht in die gelben Wellen, die sich schäumend über ihr schlossen.

Ein Schrei des Schreckens entfuhr Allen zugleich. Alle stürzten dem Ufer zu. Umsonst aber stießen rasch zwei Schiffer mit Stangen vom Ufer; das Schreckliche war geschehen, die Fluth gab ihre Beute nicht mehr zurück.

Schmerzgebeugt kehrten die armen Eltern, die sich den Vorwurf machen mußten, ihr eigenes Kind hingeopfert zu haben, spät am Abend zurück, nachdem alle Versuche gemacht worden waren, den Leichnam zu finden. Erst am anderen Morgen fand man die Unglückliche und trug sie in das verödete Vaterhaus.

Das Ereigniß hatte auch den alten Pomaria schwer getroffen. Die ihm schreckliche Wahrheit, daß nicht die Habe das Lebensglück baue, drängte sich seinem erschütterten Herzen auf, und mit einem Blicke nach oben legte er stille das Gelübde ab, nie wieder den Versuch zu machen, ein Ehebund seiner Kinder ohne die Zustimmung des Herzens zu schließen.

Als er und sein Sohn sich von den Unglücklichen trennten, die nun verlassen dastanden mit der Fülle ihres Reichthums und elend im Ueberflusse, da ahnte Pomaria nicht, was ihn erwartete.

Aber sein Schritt war nicht mehr so fest, als auf dem Hinweg zur Kirche. Der Kopf war nicht mehr so stolz erhoben. Das Ereigniß hatte ihn gleich einem Blitzstrahle getroffen, dessen blendendes Licht die Verhältnisse grell und eigenthümlich beleuchtete.

An der Thüre seines Hauses empfing ihn weinend die Matrone.

„Habt Ihr auch schon das Leid gehört, das uns betroffen?“ fragte er sie.

„Ach, was ist Euch denn noch Schlimmes begegnet?“

„Maria Ottini, meines Sohnes Braut, hat sich in der Nähe ersäuft, vor der Thüre der Kirche,“ sagte dumpf der Alte.

„So erbarme sich Gott Eurer doppelt!“

„Wie so, Weib, was redet Ihr?“

„Antonio ist unter dem Geläute der Glocken entschlafen!“

„Todt?“ riefen Vater und Bruder zugleich, und das bejahende Wort der Matrone bekräftigte das niederschmetternde Ereigniß.

Und das Grab nahm einen Tag später die Leichname derer auf, welche so namenlosen Jammer über zwei verwandte Familien brachten.

9.

Auch auf der Burg Klopp war das Lachen verstummt, als die Kunde von Maria's tragischem Ende den Ritter Brömser erreichte.

Wenn auch der Ritter nicht der Mann war, den Ereignisse tief zu ergreifen vermochten, so war doch Maria ihm theuer gewesen, und das Mißglücken eines Planes, wie dieser, lag ihm doch schwer auf dem Herzen. Er widmete dem Mädchen ein trauerndes Andenken; aber das Rachegefühl seiner Seele gegen die Lombarden trat sogleich in den Vordergrund, und um so stärker, als sie die Urheber von Mariens Tod und seinem Mißgeschicke waren.

„Hast Du die Geschichte gehört, Guntram?“ sprach er zu seinem getreuen Rottmeister, der eben eintrat.

„Wohl,“ entgegnete dieser. „Schlagt Euch die Dirne aus dem Sinn. Ist doch der verdammte Lombarde so gut gepellt, als Ihr, und er noch so viel mehr, als Albrecht von Oesterreich seinem nun auch verstorbenen Bruder alle die kostbaren Paramente und Waaren bei Mainz abnahm, die er aus Italien brachte. Die Strafgerichte beginnen, Herr, und ich denke, der Bote, welchen der Alte von Mainz so eben sandte, gibt ihnen durch Eure Hand neue Erweiterung.“

„Wie so?“ fragte Brömser.

„Lest diesen Brief, den der Kanzler des Erzbischofs sendet,“ sagte Guntram und reichte dem Ritter ein Schreiben, welches er

kurz vorher, ehe er in das Kloſter des Ritters getreten, von einem Eilboten empfangen, der alsbald wieder gen Mainz entſprach.

Brömſer, eine der ſeltenen Ausnahmen ſeines Standes in ſeiner Zeit, da er in der Schuljunkerſchaft in Lorch ſeine Erziehung und Bildung gewonnen, war des Leſens und der lateiniſchen Sprache kundig. Er machte das ſchließende Band los, nachdem er das Wachsſiegel entfernt, und las die Botſchaft.

Der Kanzler ſchrieb, daß er auf Brömſer's Anträge, Gelder zur Zahlung der Reiſigen und Söldner zu ſenden, um ſo weniger eingehen könne, als der Kurfürſt ſeiner Mittel alle bedürfe, um Diejenigen treu zu erhalten, die er zur Vertheidigung der Stadt nöthig habe. Der Vogt möge nur getroſt bei den reichen Lombarden ſich das Nöthige holen, deren Säcke jederzeit hinlänglich mit dem verſehen wären, weſſen er benöthigt ſei, zumal der Feind eheſtens nahen würde.

„Das iſt ja herrlich!“ rief Guntram, als er den Inhalt des Schreibens durch Brömſer's etwas holperige Ueberſetzung ſich klar gemacht hatte. „Da habt Ihr ja alle Vollmacht, die Euch nothwendig iſt, das Krämervolk in aller Weiſe zu zwicken.“

„Wären nur die Reiſigen in der Camera mir zugethan!“ ſprach Brömſer.

„Dafür laßt mich ſorgen,“ entgegnete der ſchlitzohrige Guntram. „Während die Trauer das Haus erfüllt, denkt der junge Schultheiß nicht dran, ſich dieſe getreu zu erhalten. Ich will ſie ſchon herumbringen und ihnen ſagen, der Erzbiſchof habe mit Unwillen gehört, daß ſie ſich auf des Krämers Seite neigten. Ohnehin,“ fuhr er fort, „wäre mein Rath, Ihr dächtet nun ernſtlich daran, die Stadt zu beſetzen, die Thore zu verrammeln, die Kähne aus dem Hafen bringen zu laſſen. Auch laſſet den Vicedom wiſſen, daß er jenſeits das Seinige thue; mir ſchwanet's: der Oeſterreicher iſt uns bald im Geſichte.“

Brömſer fand den Rath ebenſo zweckmäßig, als geeignet, den

ihm verfolgenden Gedanken an Maria's Tod zu entfernen, weil er ihm einen weiteren Kreis der Thätigkeit eröffnete.

Schon am anderen Morgen, ehe noch die beiden Leichname ihre Ruhestätte gefunden, rückten Reisige vom Schlosse herab und besetzten die Mauern und die Thore der Stadt unter Guntram's Führung.

Brömser erschien auf dem Rathhause, wohin er den Rath versammelt hatte, und stellte ihm die Nothwendigkeit der größten Vorsicht vor. Darauf ritt er hinüber in das Kloster auf dem Rupertsberg, um der Oberin anzukündigen, daß eine Schaar Rheingauer, die er vom Vitzdom des Rheingaus verlangt hatte, sofort das Kloster besetzen würde, dessen Lage viel zu wichtig sei, um sie bei Vertheidigung der Stadt zu übersehen.

Brömser hatte allerdings einen triftigen Grund zu diesem Verfahren; aber die Botschaft, welche er der Aebtissin durch die ihm höchst unselig gewordene Schwester Veronika sandte, lag allerdings mit dabei zu Grunde.

Vergebens protestirte die Aebtissin gegen jede Gewaltmaßregel. Brömser blieb einfach bei seinem ausgesprochenen Worte. Endlich sah die Gottesbraut wohl ein, bei diesem eisernen Menschen sei nichts weiter übrig, als der pünktlichste Gehorsam. Sie versprach, sich zu fügen; aber welch' ein Bild des Jammers bot sich ihr bald genug dar. Die Rheingauer rückten ein unter Anführung eines Anverwandten Brömser's. Schon ihr erstes Auftreten war verderblich; denn sie rissen die Außengebäude nieder, oder steckten sie in Brand, erbrachen Keller und Vorrathskammern, und schalteten schlimmer, als es der Feind hätte thun können. Die Nonnen flohen in den ersten Tagen schon, und überließen das Kloster den Reisigen, und Brömser freute sich höchlich gelungener Rache.

Wie er sie hier suchte, so in der Stadt selbst. Täglich verlangte er Lebensmittel, Geldsummen und Stoffe zu Kleidern für seine Besatzung. Die Bürger mußten die Mauern bewachen helfen.

Aller Verkehr stockte, und die Lombarden mußten täglich neue Opfer bringen.

Giambattista Pomaria kam nicht mehr von dem Rathhause herab, so hielt er ihn in angestrengter Thätigkeit.

So war die Mitte des Julius 1301 vorübergegangen, als eines Morgens Guntram den Ritter mit dem Rufe weckte: „Geisenheim brennt an allen Ecken! Albrecht ist da!“

Und schon trugen Kähne und Schiffe das Heer herüber, das alsbald seine Stellung um die Stadt nahm und das Kloster Ruppertsberg angriff. Hartnäckig vertheidigten es die Rheingauer, wohl unterstützt von Brömser's Mannen. Mehrere Tage wiederholte sich der Kampf, bis endlich fast alle Gebäude, außer der Kirche, durch Brand vernichtet oder doch unbrauchbar geworden waren. Jetzt erst wichen die Rheingauer und ließen, in der Nacht sich nach Bingen zurückziehend, dem Feinde das Kloster.

Bingens Lage war eine bedrängte von allen Seiten. Eng war es eingeschlossen. Keine Zufuhr war möglich, und das, was an Lebensmitteln vorräthig war, nahm Brömser nach Klopp, wo Ueberfluß und Ueppigkeit herrschte.

Und dennoch wehrte die tapfere Bürgerschaft mit den Reisigen zahllose Stürme des Kaisers ab, die sich alltäglich und allnächtlich erneuerten und seinem Heere großen Verlust zufügten.

Als der Kaiser einsah, mit Gewalt könne er wenig ausrichten, beschloß er, die Stadt auszuhungern und das Schloß ebenso. Durch tägliche Kämpfe die Besatzung erschöpfen und endlich mit zwei ungeheuern Mauerbrechern, die er bei Kempten erbauen ließ, die Mauern zertrümmern, dieser Plan vereinigte sich mit jenem und verhieß ein sicheres Ziel.

Wochen kamen und gingen, die Lebensmittel nahmen ab. Die Noth begann mit Riesengewalt hereinzubrechen über die durch stete Kämpfe völlig ermattete Bürgerschaft. Brömser schaltete mit rücksichtsloser Gewalt. Sein Wille war Gesetz. Die Lombarden ver-

mochten kaum mehr, seinen Erpressungen zu genügen und seinen Hohn zu ertragen. Der junge Schultheiß war der Gegenstand seiner Quälereien. Ueberall mußte er sein; überall die Gemüther beruhigen, die nun allmälig erkannten, wer es treu mit ihnen meinte; überall so Tag als Nacht auf den Mauern sein, um zu ermuthigen die Streitenden, zu sorgen für die Verwundeten und Rath zu schaffen, soweit es möglich in dringenden Fällen. Gewannen die Feinde einen Vortheil, so schalt Brömser ihn einen feigen Krämer vor allem Volke, und häufte Schimpf und Verdruß auf ihn. Weinert unterließ es nicht, im Pöbel, dessen Führer er war, ihm Feindschaft zu bereiten und manche wohlthätige Einrichtung zu hintertreiben, indem er seine Gesinnung verdächtigte.

Oft drangen Brömser's Reisige in die Häuser, und erlaubten sich Handlungen zügelloser Rohheit und Gewaltthat.

Der Becher war geleert bis zu den Hefen. Schon erhoben sich hier und da einzelne Stimmen, die von Uebergabe sprachen. Die Stimmung der leidenden Bürgerschaft wurde mit jedem Tage schlimmer.

Wagte es irgend Jemand, zu klagen, so ließ Brömser ihn in ein Gefängniß werfen und mißhandeln. Er und Guntram waren oft in Verkleidungen unter den Haufen, um die Gesinnungen auszuhorchen; besonders aber waren sie darauf aus, irgend etwas gegen den Schultheißen zu finden.

Giambattista kannte diese Nachstellungen. Klug und besonnen entging er ihnen; aber sein inneres Leben war verarmt, die Welt bot ihm nichts mehr. Kam er einmal in's Vaterhaus, so mußte er dem Alten erzählen. Es that ihm wohl, sein Herz ausschütten zu können und Rath zu holen bei dem Vater; aber mehr sehnte sich sein Herz nach dem italischen Knaben, zu dem ihn eine zauberähnliche Gewalt hinzog. Auf diesen Zügen wollte so gerne sein Auge ruhen, diese Laute sein Ohr hören. Es war ihm, als sähe er die Geliebte, als höre er ihre Stimme, und die Blicke dieses

Tages waren so wie die der Heimgegangenen; aber den Knaben umzog sich ihm überall, und seine Augenblicke waren gezählt für das Vaterhaus, da ihn die Sorge für die Stadt ganz in Anspruch nahm.

Der Gedanke, daß vielleicht in diesem Kampfe sein Ende nahe, konnte ihn mit stiller Seligkeit erfüllen, während es für Alles, was so unangenehm auf ihn einstürmte, ziemlich gefühllos wurde.

In dem Benehmen Tommaso's lag für ihn viel Räthselhaftes. Während er sich in den Momenten ihm entzog, wo er etwa auf vergangene Zeiten konnte zu reden kommen, und danach strebte, den Fragen nach Annunciaten zu entgehen, fand er ihn oft in den Kämpfen auf den Mauern, so in der Nacht, wie am Tage, in seiner Nähe, sich furchtlos jeder Gefahr aussetzend. Ging er am Abend oder in der Nacht über die Straßen der Stadt, so folgte ihm in einiger Entfernung eine Gestalt, die er schnell für Tommaso erkannte. Es schien, als habe er alle Liebe für seinen Bruder auf ihn übergetragen und als wolle er, wie sein Schutzgeist, über ihm wachen. Trat er aus dem Rathssaale, so stand Tommaso in der Nähe, und ein freundlicher Blick, den er ihm dankend zuwarf, ein wohlwollend Wort schien ihm unendlich zu beglücken. So gewöhnte sich Giambattista, den schweigsamen Tyroler in seiner Nähe zu wissen, und es lag für ihn etwas recht Erquickliches darin. Nur begriff er nicht das scheue Zurückweichen, das absichtliche Heimliche in dem Wesen des jungen Menschen. Darüber nachzudenken, blieb ihm keine Zeit; denn nur wenige Stunden konnte er sich dem Schlaf überlassen, und selten kam er aus den Kleidern.

Immer enger zogen die Belagerer den Kreis um die Stadt. Immer lockerer wurde das Unterminiren der Mauern versucht. Man sah, Albrecht wollte Ernst gebrauchen, denn er mochte fürchten, der edle Gerhard falle ihm mit Heeresmacht in den Rücken. Brömser saß guten Muthes auf Klopp, im Bewußtsein seiner Stärke, und saugte nur aus Bingen alle Lebensmittel heraus, die er nur irgend noch finden konnte. Es war kaum zu zweifeln, daß er die Stadt

preisgeben wollte; denn selbst die Reihen, welche bis jetzt die Stadt hatten vertheidigen helfen, zog er unter dem Vorwand, er habe viele Kranke in der Burg, nach Klopp, und nöthigte darum die Bürgerschaft, ihre letzte Kraft aufzubieten. Greise, Weiber, Jungfrauen und Knaben sah man in den Reihen der Vertheidiger. Der alte Pomaria kämpfte mit Jugendkraft in ihren Reihen.

Jener Abend, an dem Antonio starb, war der schrecklichste für Tommaso gewesen. Das Geläute klang ihm wie Grabgeläute in's Ohr. Auch ihn ergriff eine Krankheit in Folge der erschütternden Momente; aber seine Jugendkraft brach ihre Gewalt schnell, und als er vernahm, wie Maria Ottini ihr Leben geendet, schien neues Leben ihn zu durchdringen.

Rasch drängten sich nun die Ereignisse in Bingen.

Tommaso folgte überall dem Schultheißen, weil er erfuhr, wie von Klopp aus Verderben geschmiedet wurde. Eines Abends nämlich, als er sich in der Nähe des Rathhauses aufhielt, sah er zwei Männer nahen, die leise flüsterten. Er trat in den Schatten eines jener Pfeiler, welche das uralte Gebäude des Rathhauses stützten und eine Art Säulengang vor demselben bildeten, über welchen der Rathhaussaal, als zweites Geschoß, vortrat.

„Er hat mehr Anhang, als Du meinst," sagte Weinert zu Guntram, denn Beide unterredeten sich, „und mit dem Tode der Maria Ottini ist ihm kein Elend bereitet worden, er haßte sie."

„Wie konnten die Bürger so schnell seine Freunde werden, die ihn doch haßten?" fragte Guntram.

„Er ist ihr Wohlthäter geworden, und Ihr da droben treibt es zu arg!" entgegnete mit dem Tone des Vorwurfs Weinert.

„Nun, Du wirst doch nicht am Ende auch abfallen?"

„Ich?" fragte zürnend der liederliche Schiffer. „Ich bin keines von den Wankelmüthigen! Ich hasse ihn, und wehe ihm, wenn er im Kampfe in meine Nähe kommt!"

„Recht so, Weinert," versetzte frohen Sinnes der Rottmeister;

„mein Dolch ist auch für ihn geschliffen, und soll sich färben mit dem schwarzen Lombardenblut. O, daß ich die Kraft Simson's hätte," sagte er, beide Fäuste ballend, und mit Zähneknirschen nach dem Rathhaussaale hinaufblickend, „ich risse diese Säulen ein und begrübe ihn und alle die Rathsherren unter den Trümmern ihres Saales! Hast Du nichts gehört," fuhr er fort, „ob der Schultheiß auch mit denen einstimmt, die lieber die Stadt übergeben, als vertheidigen wollen?"

„Ehrlich gesagt, nein; dafür halte ich ihn zu tapfer. Du solltest sehen, wie er mit Todesverachtung kämpft!"

Guntram schwieg; einige Augenblicke später sagte er: „Höre, Weinert, ließe sich ihm denn nicht einmal heimlich beikommen?"

„Das mag ich nicht!" sagte Weinert entschieden.

„Dummer Bursche!" rief halblaut der Rottmeister, „bist doch sonst ein Strolch, dem nichts zu schwer ist!"

„Wohl recht, aber zu einem Meuchelmörder machst Du mich nicht!"

„Pah," lachte Guntram, „ich möcht's auch nicht; ich wollte nur hören, ob Du auch ehrliche Gesinnung hättest."

Weinert schüttelte den Kopf. „Bleib mir damit vom Leibe," sagte er unwillig. „Wir am Rheine lieben die heimlichen Waffen nicht. Offen, Feind gegen Feind, das ist unsere Art."

Ein Geräusch innerhalb des Rathhauses und das Toben eines am Salzthore begonnenen Kampfes störte die unerfreuliche Unterhaltung.

Tommaso hatte genug gehört, um die Gefahren zu kennen, welche Giambattista Pomaria drohten. Von nun an folgte er ihm wie sein Schatten. — Auch jetzt, wo ein Bote dem Rathe den neuen Angriff meldete, und Pomaria kampflustig zum Thor eilte, folgte er ihm in den Kampf, der sich wild entsponnen hatte. Er war hartnäckiger als gewöhnlich, aber er wurde nach mehrstündiger Anstrengung abgeschlagen.

Tomaschek verschloß das Gehörte in seine Brust; aber seine Aufmerksamkeit wurde schärfer und sorglicher, seine Angst aber größer mit jedem Tage.

Albrecht, dessen Gezelte auf dem Ruppertsberge standen, wurde indeß nachgerade der langen Belagerung müde. Er wollte die Stadt und Burg erobern, es koste, was es wolle. Nicht minder müde war sein Heer der langen Unthätigkeit. Die „Buben" verlangten ein Ende. Es gab keinen reichen Raub für sie. Da beschlossen sie, den Kaiser zu bitten, es ihnen zu gestatten, die Stadt zu erobern; aber auch, sie zu plündern. Eine Deputation ihrer Rottmeister begab sich in das kaiserliche Zelt; aber Albrecht wies schnöde und stolz dies Ansinnen weg. „Die Beute gehört den Rittern!" war sein Urtheil. Indessen ersah er aus diesem Ansinnen, daß er einem meuterischen Geiste durch rasches Handeln begegnen müsse.

So wurden denn alle Anstalten in der größten Stille getroffen. Die beiden ungeheuren Mauerbrecher wurden von Kempten her in der Stille der Nacht gegen die Stadt gebracht. Alles rüstete sich zum allseitigen Angriff.

In dem Vorwerke standen eine Anzahl Reisige. Sie wurden durch das dumpfe Geräusch der anrollenden Werkzeuge der Zerstörung und durch das ungewöhnliche Herumirren der Lichter im Lager der Ungarn, das zwischen Kempten und der Stadt lag, aufmerksam, und meldeten es in die Burg.

Kunz, dem eine unbestimmte Angst sagte, es bereite sich ein wichtiges Ereigniß vor, schlich sich hinweg und eilte in die Stadt, es seinem Mütterlein und seinen Angehörigen warnend mitzutheilen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, diese Nacht noch werde von allen Seiten gestürmt.

Brömser warnte die Stadt nicht, vielmehr zog er alle Reisige hinauf nach dem Schlosse, und überließ die Bürger sich selbst.

Kaum hatte der Schultheiß die Kunde erhalten, als er auf das Rathhaus eilte und den Rath zusammen berief, um die Maßregeln zu berathen.

In großer Aufregung standen überall Gruppen von Bürgern, welche das Ende der Berathung mit Sorge und Angst erwarteten.

10.

Die Kunde von dem nahenden Sturme, der von allen Seiten her unternommen werden sollte, führte einen Theil der wehrhaften Bürger auf die Mauern, denen zu Hülfe, welche an der Reihe waren, Dienste zu thun. Der allgemeine Zorn brach überall gegen des Vogts Treulosigkeit aus.

„Er will Klopp retten und die Stadt preisgeben!" schrie das Volk, das sich in immer größeren Massen auf dem Markte sammelte.

„Vielleicht wäre es noch Zeit, uns durch Uebergabe zu retten," sagten hin und wieder ältere Männer, die einen unheilbringenden Erfolg ahnen mochten. Waren ja doch auch die Kräfte der Bürger in der That durch Tod und Verwundung vielfach unzulänglich geworden. Da nun auch Brömser seine Leute zurückzog, fehlte es an Vertheidigern.

Noch war der Rath versammelt, und kein Resultat seiner Berathungen bekannt. Wie es schien, waren auch in seinem Schoaße mannigfach verschiedene Ansichten vertreten.

Die Angst und Spannung der Bürger wuchs von Minute zu Minute. Man vernahm schon das Kampfgebrülle der Ungarn von ferne; man hörte deutlich die furchtbar dröhnenden Schläge der riesigen Mauerbrecher gegen die Stadtmauer; man sah vom Rheine und der Kemptener Seite her Pechkränze in die Stadt werfen, und die Angst wuchs in raschem Fortschritte.

Plötzlich erschallte die Sturmglocke der Pfarrkirche. Der Thürmer sah an drei Stellen Brand und that seine Pflicht, das Unglück anzuzeigen; aber die Wirkung der Sturmglocke war entsetzlich. Immer dichter drängte sich das jammernde Volk auf dem Markte zusammen.

Bei dem Schalle der Sturmglocke stürzte der Rath aus dem Rathhause hervor unter das Volk.

Brömser sah den Brand, hörte den Lärm und sandte Guntram mit zehn Reisigen hinab, die Uebergabe der Stadt zu wehren.

Er theilte eben die Reihen des Volkes, als Andrea Pomaria das Wort nahm:

„Es ist vielleicht noch Zeit," rief er mit einer Stimme, die mächtig durch all' das wirre Geschrei drang, „die Stadt vor dem entsetzlichen Unglück, das uns droht, zu retten, wenn wir sie dem Kaiser übergeben. Ist es nicht besser, vom Feinde leiden, als uns von unseren Freunden, von der Besatzung der Burg Klopp, verderben zu lassen?"

„Er hat Recht," rief das Volk einstimmig.

„Verräther!" rief Guntram, „nimm das für Dich!" und ein entsetzlicher Hieb mit dem riesigen Schwerte spaltete den unbewehrten Kopf des Greises. Entsetzt wich das Volk zurück und floh theilweise.

„Die Lombarden sind Verräther!" rief der Rottmeister abermals, und drang auf Giambattista Pomaria ein, der sein Schwert zog, des Vaters Tod zu rächen. Schon führte Guntram den zweiten Todesstreich mit den Worten: „Ha, endlich vergelte ich Dir, was Du an Adolph von Nassau thatst!" — als Tommaso seinen Arm unterlief und ihn rücklings niederwarf, aber auch mit der Schnelle des Gedankens den Dolch in seine Brust grub, da er regungslos blieb und starb. —

In diesem Augenblicke drängte sich Weinert hervor und führte mit einer Keule, die er trug, einen Streich nach Giambattista's

Kaiser; jedoch er streifte ihn bloß, da die Rathsherren auf ihn eindrangen. Dennoch stürzte der Schultheiß bewußtlos nieder.

„Wehe!“ rief der biedere Rathsherr Klein, „wenn Mord und Todtschlag in der Stadt herrscht, wer soll dem Brande wehren, wer dem Feind entgegenkämpfen? Bingens letzte Nacht ist da! Herr, erbarme dich!“ Mit lautem Jammer stürzte das Volk hinweg, und wenige Augenblicke später war der Markt leer und die gräßlichste Beleuchtung des an drei Stellen furchtbar auflodernden Brandes erhellte nur noch eine Gruppe — Tommaso und den leblosen Giambattista Pomaria. Der Jüngling hatte Wasser geschöpft am Brunnen des Markts und Pomaria angewaschen, aber es gelang ihm nicht, ihn in das Bewußtsein zu rufen. Wegtragen konnte er ihn nicht; die Kräfte reichten nicht aus, und doch wuchs mit jedem Augenblicke die Gefahr. Gegen den Rhein hin hörte man das Toben der „Buben“ und den wüthendsten Kampf; von Kempten her brüllte immer mächtiger der Kampfruf der Ungarn und das Dröhnen der Mauerbrecher, und gegen Klopp stürmte der Kaiser selbst an mit den auserlesensten Schaaren seines Heeres. Steinkugeln, die von Klopp herabgeschleudert wurden, fielen zerschmetternd selbst in die Stadt, und die Sturmglocke heulte fort und fort in die schauerliche, vom Brande erleuchtete Nacht hinaus.

In den verschiedensten Richtungen drängten sich jammernde Menschen. Dort sah man Todte und Verwundete vorübertragen, hier kamen Flüchtlinge, welche Theile ihrer dem Brande entrissenen Habe trugen; wieder Andere flohen heulend der Kirche zu, ein Asyl in ihr zu suchen. Es war ein Zustand in der Stadt, den umsonst die Feder zeichnen will. Das Wort bleibt in unermeßlichem Abstande von der Wirklichkeit. Umsonst rief flehend Tommaso jeden Vorübergehenden um Beistand an.

Wer dachte an Andere in dieser grausenhaften Nacht?

Jetzt stürzten Massen des Volkes vom Kemptener Thore her

und ſchrien: „die Mauer iſt gebrochen, der Feind in der Stadt! Rette ſich, wer kann!“

Todesangſt durchbebte den armen Tommaſo. Er betete und ſchrie um Beiſtand Jeden an, der vorüberfloh.

Ein Vorübereilender hörte ihn, und ſtand. Es war ein Diener des Hauſes Pomaria.

„Hilf unſeren Herrn retten,“ rief ihn Tommaſo an. Er erkannte ihn und den Schultheißen. Raſch griff er an, und Beide trugen die Laſt der Kirche zu.

In Tommaſo's Kopfe reifte ein anderer Gedanke. Er mochte ſelbſt dem geheiligten Gotteshauſe keine rettende Macht zutrauen, denn er kannte ja dieſe Horden, die jetzt ſiegend eindrangen und der Stadt einen achtwöchentlichen Widerſtand gewiß nicht vergeben konnten. Er hatte am Ufer der Nahe die umgelegten Kähne geſehen. Einen derſelben wollte er flott machen und ſo ſeinen Herrn retten. Das theilte er ſeinem Gefährten mit, und dieſer konnte es nur billigen.

Als ſie in die Nähe der Kirche kamen, lagen dort Betten und Geräthe in Menge, welche die Unglücklichen aus dem Brande hierher gerettet hatten. Hier betteten ſie den noch immer bewußtloſen Pomaria, und während der Andere bei ihm wachte, eilte Tommaſo dem Ufer zu, ſeinen Rettungsplan auszuführen.

Er fand ſchon eine Gruppe in gleicher Abſicht dort beſchäftigt.

„Gebt mir Theil an dem Kahne für mich und einen Verwundeten,“ bat er, „und ich helfe getreulich. Er iſt groß genug für uns Alle!“

„Hilf nur zu!“ ſagte der Jüngere der beiden arbeitenden Männer, und Tommaſo griff an mit aller Kraft. Es gelang ihnen, den Kahn umzuſtülpen und der Nahe zuzuſchieben.

„Spute Dich, Kunz,“ rief eine Mädchenſtimme. „Hörſt Du, der Feind naht!“ Es war Martha.

Jetzt überließ Tommaso die Arbeit den Beiden und lief zurück, den Verwundeten zu holen.

Die beiden Männer konnten indessen nicht allein ihr Werk vollenden, sie haderten mit Tommaso; aber bald kehrte er zurück mit seiner theuern Last, die er in den Kahn legte. Nun griffen die vier Männer an, und bald war der Kahn im Wasser. Zwei Frauen, Martha, die Magd Ottini's, und Kunzens Mutter, stiegen ein, und die Männer stießen ab.

Pfeilschnell glitt der Kahn den Fluß hinab, und bald verschwand er um die Ecke, welche das „Binger Grün", reich mit schattenden Weiden bedeckt, an der Nahemündung bildet, und das süße Bewußtsein ihrer Rettung durchdrang Alle, besonders Brömser's Neffen Kunz, den die Furcht vor dem Kampfe schier um den Verstand gebracht hatte. Weithin leuchtete die brennende Stadt den Schiffenden. Glücklich lenkte Kunzens Vater, ein erfahrener Schiffer, den Kahn durch den Strudel des „Binger Loches", und, Gott dankend, landeten sie am Ufer bei Aßmannshausen.

Während dies sich zutrug, waren bereits die stürmenden Ungarn und von der anderen Seite „die Buben" in die unglückliche Stadt eingedrungen. Die Kämpfenden zogen sich bis auf den Markt zurück, wo ihnen die „Buben" in die Seite fielen, welche die Salzgasse heraufstürmten. Alle wurden niedergehauen, und es begann ein furchtbares Gemetzel in der Stadt, dem kein Alter, kein Geschlecht entging.

Mit Leichenhaufen waren die Straßen bedeckt, und das Blut floß, wörtlich wahr, dem Rheine in Bächen zu.

Nachdem das Morden vorüber war, drangen die Sieger in die Häuser, und die schreckliche Plünderung begann. Der Wein, welchen sie dort fanden und in dessen Genuß sie sich berauschten, entfesselte noch mehr ihre Begierden und erstickte den Rest von Menschlichkeit in ihren Herzen.

Während so der Mensch würgte, raubte und Gräuel aus-

ihre, vor denen die menschliche Natur sonst schaudert, schleuderte Brömser unausgesetzt seine Steinkugeln zerstörend auf Freund und Feind, und der Brand wüthete ungehemmt und angefacht von einem frischen Bergwind in dem südlichen Theile der Stadt, welche er schier ganz in Asche legte.

In der Stadt hatte der Kampf geendet; aber nicht bei Klopp. Albrecht rief die Ritter und Buben dorthin, wo er ihrer bedurfte; aber die Strahlen der Morgensonne waren Zeugen eines schmählichen Rückzugs Albrechts, und der Berg von Leichen um die Burg gab Zeugniß von Brömser's unermüdeter tapferer Vertheidigung. Auch die Camera des Erzbischofs war in einen Aschenhaufen verwandelt. Nur das Rathhaus stand noch. Dorthin verlegte der Kaiser sein Quartier; aber die Steinkugeln, welche Brömser unausgesetzt herabschleuderte, nöthigten ihn, die Stätte zu verlassen und die Belagerung des Schlosses durch seinen Rückzug aufzuheben. Die Beute war reich. Das Heer frohlockte; — aber Bingen hatte die schrecklichste Nacht erlebt, welche seine Geschichte aufzuweisen hat und wie es eine zweite niemals sah. Der Anblick der Zerstörung war grausenerregend. Mehr als die Hälfte der Stadt lag in Asche und Trümmern. Von den stattlichen Gebäuden der Lombarden stand nur noch das Haus Montemagno's neben der Pfarrkirche. Alle, welche sich in diese Kirche geflüchtet hatten, wurden gerettet durch des Kaisers Befehl; aber ach, wie fanden sie ihre Vaterstadt wieder! Wo waren ihre Lieben, die sie suchten? Wer könnte den Jammer beschreiben, als sie sie zerstümmelt, von Hufen der Rosse zertreten wieder fanden? Wer könnte das Maß des Schmerzes schildern, als sie sie begruben in die gewaltigen Gräber, deren Eins an hundert Leichname faßte?

Albrecht konnte selbst den Anblick nicht mehr ertragen, den Jammer nicht hören. Die rohen Urheber aller dieser Gräuel erbebten selbst, als sie im Lichte des Tages die Werke dieser „Nacht von Bingen" erblickten.

Brömser empfing den Dank seines Gebieters; aber der Fluch der Bewohner der Stadt lastete wohlverdient auf ihm. Er hätte die Stadt retten können, wenn er gewollt, das stand fest.

Auf Klopp hatte er fortan keine Ruhe mehr. War es sein an ein unstätes Umherfahren gewöhntes Wesen, oder war es der das Gewissen stets weckende Anblick der zerrütteten Stadt — er gab die Vogtei in Gerhards Hand zurück, und verließ bald nach der schrecklichen Nacht von Bingen die Burg, um über die Alpen zu gehen und dort in den steten Kämpfen des unruhigen Landes — Vergessenheit dessen zu suchen, was ihm stets neue Vorwürfe bereitete.

11.

In einem kleinen Bauernhause des Dörfchens Aßmannshausen hatte der Name des reichen Lombarden Thür und Thor geöffnet. Dort legte der Diener, während Tommaso einen Verband für den Betäubten besorgte, ihn in ein Bett, und alsdann kam Tommaso und legte den Verband an. Der Diener entfernte sich, um der Ruhe zu genießen, und Tommaso blieb bei dem Leidenden.

Scharf beobachtete er seinen Zustand. Seit der Verband mit kalter Compresse auflag, stöhnte er nicht mehr, und es schien, als ginge die Betäubung in einen sanften Schlaf über.

Tommaso kniete betend vor dem Bett seines Herrn, und als er so sanft schlief, beschlich auch ihn die Schwäche der Natur. Die Erschütterungen der letzten Nacht, die in eben dem Grade den äußern wie den innern Menschen getroffen, hatten seine Kräfte auch erschöpft. Der schöne Kopf sank auf das Bett, und der Schlaf senkte sich mit bleierner Schwere auf die Augenlider. Die Bilder, welche das Auge geschaut in der Nacht, gingen alle noch einmal im Geiste vorüber; aber allmälig gaben sie freundlichen Bildern einer früheren Zeit Raum.

Die hellen Sonnenstrahlen der Morgensonne fielen durch ein kleines Fensterlein auf das Bett, als mit einem tiefen Seufzer Giambattista Pomaria erwachte. Er besaß sein volles, klares Bewußtsein wieder; aber die Begebnisse der letzten Nacht lagen traumartig hinter ihm.

Er sah sich erstaunt um in dem Gemache, worin er sich befand, und konnte nicht begreifen, wie er hierher gekommen.

Jetzt blickte er vor sich nieder, und — da lag ja Annunciata's Engelskopf vor ihm in sanftem Schlummer.

Er starrte sie zitternd an.

Da bewegten sich die Lippen.

„Giambattista, mio caro!" flüsterte sie leise.

„Sie ist's!" rief er, und drückte im Uebermaße des Entzückens einen Kuß auf die schwellende Lippe.

Tommaso fuhr auf aus dem Schlaf und wollte die umschlingenden Arme abstreifen.

„Wie habe ich so blind sein können?" rief Pomaria aus. „Wie konnte ich verkennen, wer Du warst, o meine Annunciata!"

Sie lächelte, und doch rannen heiße Thränen über ihre Wangen. Sie legte stumm den schönen Kopf an seine Brust. Es war ein seliger Augenblick!

Darauf sah sie ihn an mit dem zauberischen Blick und fragte: „Hab' ich Dich wieder?"

„Für ewig!" rief er aus, sie umarmend; „denn Du hast mich treuer erkauft; aber warum quältest Du mich so, warum sagtest Du, meine Annunciata sei todt; und nahmest meinem Auge seine Schärfe?"

„Ach," sagte sie, „ich hörte, Du habest einer Anderen Hand und Herz geschenkt und mich betrogen. Da wollte ich Rache nehmen an Dir, dem Treulosen, und schnitt mein Haar ab und wurde Deines Bruders Diener. Als ich kam, wollte ich erst Dein Herz prüfen. Ich sah Dich umgarnt, aber voll Liebe zu mir. Ach, wie that mir's

so wehe, Dich täuschen zu müssen, und wie mußte ich Dich fliehen, um nur nicht erkannt zu werden; denn ich sah ja, Du wurdest das Opfer Deiner Familie. Ich würde entflohen sein und in einem Kloster mich begraben haben, hätte ich's vermocht, hätte ich aus der belagerten Stadt gekonnt. Da fiel mir ein anderes Loos. Ich wurde Dein Schutzgeist, denn ich kannte Deine Feinde, diesen Guntram und Weinert, die Dir nach dem Leben standen. — Gottlob, daß es mir gelang, Dich zu retten! Gottlob, daß Du so glücklich dem Streiche Weinert's entgingst."

„Erst jetzt wird mir Alles klar," sagte er; „ach, wie steht es um meine Vaterstadt?"

Sie erzählte ihm, was sie theilweise gesehen. Er wollte aufstehen, und nun erst floh das Mädchen, sich bewußt, daß sie als Tomaso ihre Rolle ausgespielt, schen von dannen.

Aber Giambattista durfte nicht zurückkehren, bis die Feinde abgezogen waren. Das enge Bauernhäuschen umschloß sein Glück, und die wenigen Tage des Aufenthaltes daselbst entschädigten ihn für ein Jahr voll unsäglicher Leiden.

Nachdem Albrecht abgezogen war, kehrte Pomaria heim. Ach, wie fand er die Stadt! wie seiner Väter Wohnungen! Im Hause Montemagno's fand er Obdach.

Er mußte Annunciata geloben, sie als seinen Diener fort zu behandeln, bis er den Plan ausführen könne, Bingen zu verlassen und wieder nach Asti zu gehen, um wieder ein Haus zu gründen.

Er hielt's wohl eine Weile; dann aber konnte er's nicht, und der bildschöne Diener strahlte bald im vollen Reize der Jungfrau, und Alle verehrten die seltene Treue in ihr. Noch im Laufe des Winters wurde sie sein glückliches Weib.

Bingen erhob sich wieder aus seinem Schutte. Die von dem Erzbischofe zurückbehaltenen Summen gaben dem Lombarden die Mittel, neue, prachtvolle Gebäude zu errichten, und als der Sommer

kam, zog das glückliche Paar hinüber nach Asti, wo der Großvater Giambattista's gestorben war, das reiche Erbe zu holen.

Es war im Sommer 1302, als sie in Asti anlangten. Bald erfüllte die Stadt der Ruf von Pomaria's reizender Gattin.

Eines Tages sah man die beiden Gatten die Straße an der Kirche bei Angeli hinaufschreiten, dann einbiegen in das Gäßchen, wo Malvoglio wohnte. Annunciata's Antlitz leuchtete vor innerer Seligkeit, als sie sich dem Häuschen nahten, wo sie einst in schwerer Zeit Schutz gesucht.

Als sie eintraten, erhob sich die koboldartige Gestalt Malvoglio's aus einem Lehnstuhle, wo er eingeschlummert war, und starrte die stattlich erscheinenden Gestalten an, die so unerwartet über seine Schwelle schritten.

„Mein Gott," rief er aus, in den Anblick Annunciata's versunken, „hätte ich nicht Seelmessen für das arme Kind lesen lassen, ich würde schwören, Ihr wäret, mit Vergunst, schöne Dame, die Tochter meiner Schwester, Annunciata Ghisberti; aber die hat sich vor etwa zwei Jahren ersäuft; Gott gnade ihr!"

„Die Todten sind wieder auferstanden, Oheim," sprach Annunciata, „denn ich bin's mit Fleisch und Blut."

Malvoglio that einen großen Sprung zurück, schlug ein Kreuz und betete: „Alle guten Geister loben ihren Meister!"

„Ich lobe ihn in Ewigkeit, Amen!" sprach Annunciata; „aber sagt, warum muß ich mich denn ersäuft haben?"

„Muß, muß! Schöne Dame, dazu zwingt Euch kein Mensch, ich am wenigsten; aber meiner Schwester Kind, Annunciata Ghisberti that's, weil sie verliebt war in den Pomaria."

„Der hier als mein Gatte bei mir steht," — sagte lachend die schöne Frau.

„Mein Gott auch," rief in der größten Verwirrung Malvoglio, „ich weiß nicht, was ich von der Geschichte denken soll? Wär' ich bei meinem Freunde, dem Montefiasconer, gewesen, so dächte ich, es

würde mir sein vortreffliches Tröpflein zu Kopfe gestiegen; aber seit Annunciata weg ist, ist auch das Glück weg. Ich pfeife auf dem letzten Loche, und kann nur noch Sonntags meine Schale Montefiasconer trinken, und das auch nicht mehr lange; dann denke ich, ist es Zeit, daß ich mich hinlege und sterbe."

„Nein, Oheim," sagte fast wehmüthig Annunciata, denn auch in Malvoglio's Worten klang ein Ton der Wehmuth durch — „das sollt Ihr nicht. Gott hat mich gesegnet, und mein guter Gatte wird dem Manne nichts entgehen lassen, der seine Annunciata aufnahm, als ihre Mutter gestorben war und sie dem Elend und der Schande hätte anheimfallen können."

„Wie sprecht Ihr doch! Seid Ihr denn Annunciata Ghisberti?"

„Ich sehe wohl, daß ich Euch Alles erzählen muß," sprach das schöne Weib, und setzte sich auf den Schemel, den sie einst eingenommen in früheren Tagen. Sie that es denn auch. Der Alte hörte mit wachsendem Erstaunen der Erzählung zu. Als sie zu Ende war, sagte er:

„Hätte ich das ahnen können, ich würde keine Seelmessen haben lesen lassen; denn sie sind theuer bei dem Pater bei Angeli," sagte Malvoglio. „Aber ich danke meinem Schutzpatron, daß Ihr lebt."

Giambattista hatte, mitunter herzlich lachend, der Unterredung zugehört. Jetzt sagte er zu Malvoglio:

„Verlaßt dies Häuschen und ziehet zu uns. Ihr werdet es gut haben bis an Euer Ende; auch wenn wir wieder an den Rhein zurückkehren."

„Nein," versetzte Malvoglio; „das muthet mir nicht zu. Dies Häuschen ist mir lieb und theuer. Ich will nur hinausgetragen werden; aber wollt Ihr eines alten Mannes Tage vor Mangel schützen, so will ich's nicht verschmähen von Eurer Hand."

Dabei blieb es denn auch, und Pomaria sorgte, daß er seine kräftige Nahrung erhielt und täglich wieder in die Osteria seines

Freundes gehen und mit Annibaldi und Ugzi seine Späße machen konnte, bis eines Morgens Malvoglio das Zeitliche gesegnet hatte. Seine Freunde trugen ihn zu Grabe; seine reichen Verwandten folgten der Leiche, und seine Nachbarn beklagten es, daß sie die spukige Gestalt nicht mehr vorüberwandeln oder taumeln sehen konnten. Der Montefiasconer aber sagte: „Ich habe meinen besten Kunden verloren.“ Und das war eine Wahrheit.

Nachdem Pomaria mehrere Jahre des Handels Geschäfte für die Innung in Aßi besorgt hatte, kehrte er nach Bingen zurück, und brachte zwei Kindlein mit und ein Weib, das noch schöner geworden war, denn früher. Alle Spuren der Zerstörung waren verschwunden in Bingen, und die Stadt war schöner aus ihren Trümmern erstanden. Von Ritter Brömser vernahm man nichts mehr. Wahrscheinlich war er in einer Fehde gefallen. Weinert hatte bei dem Sturme der Stadt den Tod gefunden.

Der tapfere Kunz sagte dem Kriegshandwerk Valet, heirathete seine Martha und nährte sich redlich, nicht wenig gefördert durch die Wohlthaten einer schönen Frau, die er einst als Knaben im Kahne gen Aßmannshausen gefahren in jener Nacht, die ihres Glückes nächste Veranlassung geworden, aber stets im Andenken fortlebte als die schrecklichste „Nacht von Bingen“.

Die Meergeusen.

Novelle.

1. Die Studenten von Löwen.

Löwens, durch Herzog Johann den Vierten von Brabant im Jahre 1426 gestiftete und höchst freigebig mit Privilegien versehene Hochschule genoß um das Jahr 1567 eines außerordentlichen Zusammenflusses von studirenden Jünglingen, aus allen Gegenden der Niederlande, wie auch Deutschlands und Frankreichs und anderen Theilen Europa's. Alle Vorzüge, aber auch alle jene Mängel der damaligen Einrichtung der Hochschulen theilte Löwen mit ihren Schwestern. Insbesondere aber offenbarte sich damals durch die eigenthümlichen Verhältnisse der Niederlande ein bedenklicher Geist der Ungebundenheit, Gesetzlosigkeit und Widersetzlichkeit unter den Studirenden. Auf diese Jünglinge, insbesondere auf die Niederländer, konnte der aufstrebende, nach Freiheit ringende Sinn des Volkes, die ganze, durch den Geusenbund hervorgerufene Stimmung der Nation nicht ohne Wirkung bleiben, und war es nicht geblieben. Viele unter diesen Jünglingen gehörten den ersten Familien des Landes an, und theilten den Geist der Väter, die den so traurig untergegangenen Geusenbund gebildet hatten. Sie fühlten sich berufen, der Nation zu werden, und in besserem Sinn und Geiste zu werden, was der Väter Thun nur verheißen, oder doch nur im Beginne gelassen hatte; aber es konnten auch Jünglinge nicht fehlen,

die durch Familienverbindungen auf die Seite des Hofes, und durch ihren Glauben zu ihm neigten. Was im kühlen Leben die Menschen so schroff schied, wie viel mehr mußte das in jenem freien, warmen, idealen, phantastischen Leben der Hochschule, wo der Jüngling das, was er ergreift, mit ganzer Seele und unzersplitterter Kraft ergreift, hervortreten? Leicht zu erachten war es indessen, daß Letztere nur eine sehr kleine Anzahl bildeten, während die Mehrzahl von glühendem Hasse gegen Spanien erfüllt war.

Es konnte auch nicht fehlen, daß die Jünglinge den wärmsten Antheil an den politischen Angelegenheiten ihres Vaterlandes nahmen; daß sie mit Wärme sowohl an den öffentlichen Orten, als in den Collegien, wo die Studirenden gemeinsam wohnten, verhandelt wurden, zum nicht geringen Mißvergnügen der Magister, die in den Spaltungen der Meinung und Ansicht nur den nachtheiligsten Einfluß auf das Pflegen der Wissenschaften erblickten.

An der Spitze derjenigen Partei, die es mit den Rechten und Freiheiten der Nation hielt, stand damals der junge Prinz Philipp Wilhelm von Oranien, Wilhelms des Schweigsamen ältester Sohn, den der Vater, hoffend, daß er unter dem Schirme der Freiheiten Löwens sicher sei vor Alba's mörderischer Faust, bei seiner Abreise nach Breda und Dillenburg dort gelassen hatte, und Wilm van Straalen, des Bürgermeisters von Antwerpen Neffe und Mündel, ein Jüngling, dessen Muth, Kraft und Biedersinn die Liebe Aller sich erworben hatte.

An der Spitze der anderen Partei stand Albert von Barlaimont, des Grafen von Barlaimont ältester Sohn, durchdrungen von des Vaters fanatischem Eifer und engherziger Anhänglichkeit an Spanien.

Die Spannung der Gemüther wurde immer größer, zumal jetzt die Nachricht von Alba's Annäherung allgemein verbreitet war, und man das traurige Loos ahnte, das unter seiner Verwaltung den Provinzen fallen würde.

Es war in den heißen Tagen des Juli 1567, als in einem öffentlichen Garten in Löwen, der sich auf der einen Seite an die Straße lehnte, an der anderen bis an das Ufer der Dyle erstreckte, eine Anzahl Studirender unter dem Schatten weitästiger Linden auf dem grünen Rasen sich gelagert hatte und den schäumenden Becher des köstlichen brabantischen Biers unter fröhlichem Gesange kreisen ließ. In einiger Entfernung von dem Orte, wo die Jünglinge sich gelagert hatten, standen leere Tische mit Bänken, die in den Boden befestigt waren. An einem dieser Tische saß ein Mann von etwa fünfzig Jahren, starkem Gliederbau und untersetzter Gestalt. Ein breites, aber offenes, treues Gesicht und eine einfache, höchst reinliche Kleidung, sowie die rücksichtsvolle Behaglichkeit, welcher er sich sogleich überließ, verrieth den wohlhabenden Holländer. Er schien sich an dem Anblicke des fröhlichen, jugendlichen Treibens zu erfreuen und, obgleich von den Studenten nicht beachtet, besonderen Antheil an ihren Gesprächen zu nehmen.

Unter den Jünglingen ragte besonders Einer durch seine Größe und schöne Gestalt, durch das Feine seiner blühenden Züge, durch den offenen und einnehmenden Ausdruck derselben, sowie durch den schönen Klang seiner kräftigen Stimme hervor. Er saß mit dem Rücken gegen eine alte Linde gelehnt. Ein hellblaues Wamms von feinem Stoffe lag eng an den schönen Formen seines Körpers. Weite Pluderhosen von gleichem Stoffe trug er, und Stulpstiefel darunter. Der schöne Hals war frei; ein weißer, feingestickter Kragen umgab ihn und lag über die Schultern, ein Baret bedeckte das lockige, reiche Haar, und ein langer Stoßdegen, von guter Arbeit, ein Meisterstück von Nunnur, hing an seiner Seite. In malerischen Stellungen lagen die Uebrigen um ihn herum — mehr oder minder in Kleidung und Wesen ihm ähnlich, doch bizarrer in den Farben und im Schnitte der Gewänder. Eines jener Lieder, Freiheitsinn und Haß gegen Spanien athmend, welche unter dem Namen der Geusenlieder, als noch der Bund bestand,

mit Begeisterung in den Niederlanden gesungen worden, jetzt aber, nachdem Gewaltherrschaft ihr blutiges Panier auf den freien batavischen Boden pflanzen wollte, scheu verstummt waren, und nur noch im Munde dieser freikräftigen Jugend erklangen, war eben geendet, die Augen glühten noch von Begeisterung — da erhob der Jüngling, der mit dem Rücken gegen die Linde saß, sein Glas hoch und rief: „Dem Horte des Vaterlandes, der Stütze unserer Freiheit — Wilhelm von Oranien!"

„Er lebe!" hallte es im Chore nach. Die Becher klangen hell und lustig zusammen.

Der Mann am Tische sprang auf, ergriff sein Glas und trat herzu. „Ihr erlaubt es wohl, daß ich mit anstoße?!" fragte er.

Die Jünglinge sahen ihn zwar verwundert an, aber sie klangen doch kräftig mit ihm an, und er setzte sich wieder ruhig an die Stelle, wo er gesessen.

„Und Alba ein Pereat, ehe er unseres Vaterlandes Boden betritt! Möge er zermalmt werden von den Alpen der Schweiz, oder mögen ihn Helvetiens Männer, oder Coligni's Tapfere aufreiben!" rief wieder der Jüngling.

Der Holländer trat wieder herzu. „Möge Gott wahr machen, was Ihr wünscht!" sagte er, und stieß auf's Neue mit ihnen an. Als sie getrunken, goß der Holländer sein Glas wieder voll, und trat noch einmal herzu.

„Ihr erlaubt es wohl, daß auch ich einen Trinkspruch vorbringe," sagte er, und ohne die Zusage abzuwarten, hob er sein Glas mit den Worten: „Mögen viele solcher Herzen in den Niederlanden schlagen, wie die Eurigen — dann wird einst ein Morgen der Freiheit tagen, groß und herrlich. Wir wollen dafür wirken, und wenn auch das Ende der Despotie das Ende unseres Lebens ist!"

So sprach kräftig der Mann, und die Jünglinge sprangen

vom Boden auf und stießen an mit ihm, und schüttelten ihm freudig die Hand.

Der Holländer ging zu seinem Sitze zurück. Jener Jüngling aber folgte ihm, und ließ sich freimüthig an seiner Seite nieder.

„Mich dünkt, wir haben zu gute Bekanntschaft gemacht," sagte er zu dem Manne, als daß wir sie sollten fahren lassen. „Wer so denkt und spricht, wie Ihr, der ist mein Freund, dessen Liebe möchte ich wohl mir erwerben und verdienen."

Der Mann ergriff seine Hand und sagte: „Ihr habt in meinem Herzen schon ein Kapital auf guten Zinsen stehen, junger Mann, das dürft Ihr mir glauben. Mich freut es überhaupt, solche Gesinnungen hier zu hören."

„Die könnt Ihr wohl überall hören" — meinte der Jüngling.

„Nicht überall, mein Sohn," sagte der Holländer, „denn sie haben nicht Alle den Muth, zu sagen, was sie denken, und wie Viele hängen den Mantel nach dem Wind, oder wissen nicht, was das schönste Sprüchwort sagt, das ich einst in Deutschland gehört und zum Wahlspruche meines Lebens gemacht habe: „Schwarzbrod und Freiheit!"

„Herrlich!" rief der Jüngling — „das soll auch meines Lebens Wahlspruch sein: „Schwarzbrod und Freiheit!"

„Dann haben wir uns nicht zum letzten Male gesehen," sagte Jener, „wie weit aus einander auch unsere Wege liegen mögen!" Er stand auf, um sich zu entfernen.

„Euren Namen aber, bitte ich, sagt mir; wenn ich Euch jemals wieder begegne, möchte ich keinem Fremden begegnen."

„Ich bin Wilm van Strahlen, des Bürgermeisters von Antwerpen Neffe."

„Mein Name ist De Ryk," versetzte der Andere. „Noch hat er keinen guten Klang im Lande, aber die Zeit wird kommen, daß er ihn haben wird; wenn Spaniens Ketten gebrochen sind, so ist sie da!"

Er hatte sich bei diesen Worten mit dem Bewußtsein seines eigenen Werths und der eigenen Kraft stolz aufgerichtet, und schien in dieser Stellung gar nicht mehr der zu sein, welcher vor Kurzem noch so gleichgültig geschienen.

„So lebt wohl, Herr De Ryk, bis zu besseren Tagen!“ sprach Wilm, und schüttelte seine Hand. Der Holländer ging, und Wilm sah ihm mit Achtung und herzlichem Wohlwollen nach, wie er sich in dem Theile des Gartens verlor, der gegen die Dyle lag.

Der Jüngling begab sich zur Gesellschaft seiner Freunde zurück, die unterdessen das Thema aufgefaßt hatten, welches in dieser Zeit der ausschließliche Gegenstand der Unterhaltung in den Niederlanden war — Alba's Heerzug gegen ihre Grenzen, seine Absichten und Pläne.

Die Unterhaltung wurde mit Lebhaftigkeit geführt, und es sprach sich in den Reden der Jünglinge Bitterkeit und Haß gegen Philipp II. aus, zumal der Mord an dem Marquis von Bergen und dem Baron Montigni den allgemeinen Abscheu vermehrt und die Nation sattsam belehrt hatte, welche Maßregeln sie von Alba zu erwarten habe.

Während dieser Unterredung trat Albert von Barlaimont mit einigen seiner gleichdenkenden Freunde in den Garten. Sie nahmen die Bänke an dem Tisch ein, wo eben erst der Holländer gesessen, und führten ein begonnenes Gespräch fort, ohne auf Strahlen und seine Freunde zu achten.

Albert von Barlaimont war ein kräftiger, gewandter Jüngling, der bereits längere Zeit am Hofe Carls des Neunten von Frankreich gelebt, gegen die Hugenotten mitgefochten und ganz jenen ausschweifenden Geist eingeathmet hatte, welcher diesen Hof auszeichnete. Liebesabenteuer und Zweikämpfe und politisches Ränkeschmieden bildeten die Grundzüge des französischen Hoflebens jener Zeit. In Letzterem war eine Sittenlosigkeit herrschend geworden, die nichts Heiliges mehr kannte, noch achtete. Die Zweikämpfe waren die tägliche Unterhaltung des Adels. Man hatte die Fechtkunst völlig

in Regeln, das Duelliren in ein System gebracht; in der Fechtkunst den Ehrengrad eines Raffinirten erlangt, recht viele Gegner niedergestoßen zu haben, galt für die ehrenvollste Auszeichnung. Diesen Ruhm brachte Albert von Barlaimont, nebst dem eines grenzenlos ausschweifenden Lebens, mit nach Löwen.

Er war kürzlich in Antwerpen gewesen, und klassifizirte nun mit kecker, schonungsloser Zunge Antwerpens Jungfrauen.

„Keine hat mich mehr angezogen," fuhr er lustig fort, „als Elisabeth, des Bürgermeisters Strahlen Töchterlein. Hast Du das Mädchen gesehen, Lyssenacque?" fragte er einen der jungen Männer seiner Gesellschaft.

„Ich kenne sie als das schönste, aber auch züchtigste Mädchen Antwerpens," erwiederte dieser.

„Ha, ha, ha!" lachte der Wüstling, „züchtig? — züchtig sind die Mädchen alle vor den Augen der Welt, wie Diana — aber vier Augen ändern die Sache. Da flimmern die Aeuglein, und dort flammen sie; hier spricht der Mund heilige Wörtchen, dort gibt er die brennendsten Küsse. Wenn Du lernen willst, wie man die Sprödeste zu einem kirren Täubchen macht, dann komm zu mir."

„Und auch Elisabeth hättest Du kirre gemacht?" fragte ungläubig Lyssenacque.

„Pah!" rief der Prahler, „das poppernde Herzchen verrieth schnell die Festung, schneller, als ich selbst gedacht!"

Bei diesen Worten fuhr eine männliche Faust mit solcher Gewalt auf Barlaimont's Scheitel herab, daß er urplötzlich hintenrücks zur Erde stürzte und betäubt auf dem Rasen lag.

Von Strahlen's Hand war der Schlag gekommen. Er hatte Barlaimont's schändliche Verleumdung und Prahlerei gehört. Fürchterlich war sein Zorn aufgebraust, denn er liebte Elisabeth treu, rein und innig, und sein Glaube an ihre Reinheit war seines Herzens höchstes Gut. Da hörte er, wie der gute Ruf der Jung-

frau gelästert, ihre Unschuld verdächtigt wurde, und er vermochte nicht mehr den Wallungen seines Zornes zu gebieten.

Das Niederstürzen Barlaimont's war das Signal des Ausbruchs einer wilden Rauferei. Plötzlich waren alle Klingen frei. Wildes Geschrei erschütterte die Luft. Die Hiebe und Stiche fielen hageldicht. Bald lagen Verwundete von beiden Seiten auf dem Rasen. Der Lärm im Garten zog mehr Studenten herbei von beiden Parteien; doch die Barlaimont's war die schwächere. Sie zog sich fechtend zurück.

Barlaimont hatte sich indessen erholt. Schäumend suchte er Strahlen, den er endlich fand. Kaum waren die beiden Gegner einander gegenüber, als ihre Freunde einen Kreis um sie bildeten und ihre Waffen ruhen ließen. Der Zweikampf ward mit Erbitterung, ja von Barlaimont's Seite mit blinder Wuth geführt. Schon beim dritten Gange lag er in seinem Blut auf der Erde.

Jetzt fielen seine Anhänger wieder wüthend die Freunde Wilm's an. Der Kampf zog sich auf die Straße. Blitzschnell durchflog das Gerücht davon ganz Löwen. Immer mehr nahmen Theil an dem Kampfe, der zuletzt allgemein wurde und den blutigen Charakter eines Treffens annahm.

Der Rector der Universität, die Magister eilten herbei, flehten, ermahnten, drohten. Vergebens war Aller Bemühen. Immer wilder tobte der Kampf. Leichen und Verwundete bedeckten den Ort. Erst da, als eine Partie Studenten selbst mit den Magistern sich verband zur Herstellung der Ordnung, gelang es, die streitenden Parteien aus einander zu bringen.

Erst jetzt sah man auch die Folgen dieses unseligen Haders. Viele waren mehr oder minder gefährlich verwundet, mehrere Todte deckten den Wahlplatz. Allgemeine Zerstörung war in Löwen. Man befürchtete nicht ohne Grund einen neuen Ausbruch der Unordnungen. Die Magister der Universität, mit dem Rector an der Spitze, vereinigten sich mit den angesehensten Bürgern der Stadt und jenem

Theile der Studenten, der sich neutral in diesem Kampfe gehalten hatte. Die Verwundeten, unter denen sich auch Barlaimont befand, brachte man in Sicherheit und Pflege, die Todten schaffte man weg, und als die Nacht sich über die Stadt lagerte, herrschte eine dumpfe Stille in derselben, die fast einen neuen Sturm ahnen ließ.

Die kräftigen Maßregeln des Rectors und des Gerichts der Magister der vier Nationen erhielten jedoch die Ordnung. Man leitete eine Untersuchung der Vorfälle ein.

De Ryk, den ein Auftrag Oraniens, wegen seines Sohnes Sicherheit, nach Löwen geführt hatte, und der Alba's Schritte zu beobachten bestimmt war, hatte nicht sobald den Waffentumult im oberen Theile des Gartens vernommen, als er herzueilte und gerade zu rechter Zeit kam, um Strahlen, von einem Kopfhiebe verwundet, niedersinken zu sehen. Der Kampf zog sich allmälig gegen die Thüre, welche auf die Straße führte, indem die Anhänger Barlaimont's sich kämpfend zurückzogen. Unbemerkt nahte er sich dem Jünglinge, der ihn so sehr für sich eingenommen. Er war ohnmächtig. De Ryk lud ihn auf seine Schultern und trug ihn tiefer hinab in den Garten, wo er ihn auf den Rasen legte und seine Wunde untersuchte.

Ohne gerade gefährlich zu sein, war sie dennoch bedeutend genug, um De Ryk Besorgnisse für den Jüngling einzuflößen, welcher seine Liebe sich durch seine Gesinnung und Offenheit so schnell und so herzlich erworben hatte. Er dachte auf Hülfe. Die nahende Kühle des Abends durfte leicht einen nachtheiligen Einfluß auf die Wunde äußern. De Ryk hatte sie bereits ausgewaschen mit Wasser aus der Dyle, und nahm nun den Jüngling auf seine Schultern, um ihn sicherer und bequemer auf einer Rasenbank zu betten, welche er unfern von dem Orte sah. Dort band er noch ein Tuch um die Wunde, und wollte in die Stadt eilen, als Wilm die Augen aufschlug, sich schnell erheben wollte, aber ermattet wieder zurücksank.

Er sah sich verwirrt um. De Ryk rief ihm die Aufreitte in's Andenken und bat ihn dringendst, sich ruhig zu verhalten, bis er würde mit Hülfe zurückgekehrt sein, um ihn nach seinem Quartiere zu tragen.

Er verließ nun den Verwundeten, und begab sich in die Stadt, wo es unterdessen ruhiger geworden war. Der wilde Kampf der Parteien hatte sich gelegt. Die meisten Studenten waren in ihre Wohnungen gegangen; viele aber standen auch noch gruppenweise auf den freien Plätzen und Straßen.

Zum Glück erkannte De Ryk einen von den Jünglingen, die erst vor Kurzem so freudig mit ihm angestoßen hatten, und theilte ihm Strahlen's Lage mit. Sogleich sorgten die Freunde des Verwundeten für eine Tragbahre, mit welcher sie De Ryk folgten, der bereits wieder nach dem Garten zurückgekehrt war. Man hub nun Wilm auf diese Bahre, und trug ihn mit sorglicher Schonung in sein Quartier, wo ein Wundarzt herbeigeholt und des Jünglings Wunde gehörig verbunden wurde.

De Ryk wich nicht von seinem Bett. Er bewies Strahlen die aufopfernbste Freundschaft. Durch seine sorgfältige Pflege, die ärztliche Behandlung, mehr aber noch durch die Jugendkraft und Gesundheit ging es mit Wilm's Herstellung über Erwarten günstig.

Der Graf von Barlaimont, den die Statthalterin beauftragte, den Herzog von Alba an der Grenze der Niederlande zu empfangen, eilte auf die Nachricht von seines Sohnes Unglück in Person nach Löwen, wo er diesen an dem Stiche Strahlen's, wenn auch nicht tödtlich, dennoch aber hart daniederliegend fand. Des Grafen wilder, jähzorniger Charakter ließ für Strahlen die bedenklichsten Folgen fürchten, zumal sein Oheim und Pflegevater, der Bürgermeister von Strahlen, in Antwerpen sich weder der Gunst Barlaimont's, noch der Margarethens von Parma zu erfreuen hatte. Wirklich drang er auf eine strenge Untersuchung und Bestrafung, sowohl jenes Aufruhrs selbst, als der Verwundung seines Sohnes.

Der Rector, ein Mann, dessen Charakter jener Festigkeit entbehrte, um, auf die Freiheiten der Hochschule sich stützend, vor dem Gerichte der Nationen der Universität die Bestrafung der Schuldigen zu behaupten, ließ sich von Barlaimont einschüchtern und ergab sich darein, als Barlaimont einen Befehl der Statthalterin vorwies, die Schuldigen den weltlichen Gerichten zu überliefern. Die Untersuchung, welche bereits eingeleitet worden war, deren Milde und Schonung aber bei dem Geiste, der unter Löwens Schülern herrschte, Barlaimont befürchten mochte, wurde auf sein Anregen mit größerer Strenge verfolgt, und das Resultat der angestellten Verhöre war, daß van Straalen, sobald er nothdürftig hergestellt war, in gefängliche, enge Haft gesetzt und De Ryk's Umgang, der sich für einen Verwandten von ihm ausgegeben, streng untersagt wurde.

Man hatte bei diesem Verfahren nicht gehörig erwogen, welchen Eindruck es auf die Jünglinge machen mußte, deren freier, auf die Freiheiten der Hochschule sich stützender Sinn eine solche despotische Behandlung nicht dulden mochte; noch weniger aber, daß der Funken, der noch vor Kurzem zu so lichter Flamme aufgelodert war, nur unter der Asche glomm. Man hatte es außer Acht gelassen, wie die Parteilichkeit für den mächtigen Grafen von Barlaimont, dessen Sohn so viel Schuld trug, als Straalen auch, die Jünglinge empören mußte; hatte vergessen, in welchem Ansehen van Straalen stand, daß er in so hohem Grade die Liebe der Jünglinge genoß, daß ein ihm zugefügtes Unrecht als ein gegen Alle begangenes angesehen werden würde.

Kaum verbreitete sich die Kunde von Wilms Verhaftung unter den Studenten, als auch schon wieder der alte Geist sich regte; rottenweise sah man sie versammelt; Einzelne haranguirten die Menge, setzten das Verhältniß in helleres Licht, und riefen zum thätigen Einschreiten auf. Je näher die Nacht kam, je lauter, kühner, drohender die Jünglinge ihre Absicht aussprachen, den Gefangenen zu befreien. Da keine Truppen sich in der Stadt

befanden, so bot Barlaimont die Bürger auf, das Gefängniß bewaffnet zu schützen; allein hier hatte sich der Graf verrechnet. Die Bürger weigerten den Gehorsam, da sie nicht gegen die Glieder der Universität streiten dürften. Der Eilbote, den Barlaimont nach Brüssel abgefertigt, dort bewaffnete Hülfe zu holen, wurde, als er bei nahender Dämmerung aus den Thoren ritt, von den Studenten aufgehoben. Die ganze Stadt war in Unruhe und Gährung — die mit jeder Stunde wuchs und gegen zehn Uhr des Abends eine Höhe erreicht hatte, die den Ausbruch roher Gewalt nicht lange erwarten ließ.

Mit fürchterlichem Ingrimm, ohnmächtig der gewaltsamen Selbsthülfe der Jünglinge zusehen zu müssen, vernahm Barlaimont, wie sie drohend nach dem Gefängnisse zogen, Strahlen triumphirend herausführten und dann sich wieder in ihre Wohnungen begaben. Unerwarteter aber war ihre Handlungsweise am kommenden Morgen. Schaaren von Studirenden verließen Löwen, um in Paris, Prag oder Bologna ihre Studien fortzusetzen, und mit Trauer sahen Löwens Magister, mehr aber noch die Bürger der Stadt, den Verlust der Universität, der den ihren im unmittelbaren Gefolge hatte.

Mitten im dicksten Haufen der Studenten, die nach dem Gefängnisse stürmten, sah man im schwachen Lichte des Mondes einen Mann, der in einen dunkeln, weiten Mantel gehüllt war, dessen Antlitz ein breitkrempiger Hut verdeckte. Kaum war die Thüre des Gefängnisses gesprengt und Wilm herausgeführt, als er diesen bei der Hand faßte, ihm den Mantel überwarf, den Hut in die Stirn drückte und ihm in's Ohr raunte: „Geht vor das Brüsseler Thor und erwartet mich dort!“

Strahlen folgte dem Befehl. Unangefochten ging er durch die Straßen, die voll Bürger standen. Niemand achtete auf ihn, da er nichts von der Kleidung eines Studenten an sich trug. Er kam vor das Thor und setzte sich auf einen Baum, der dort lag.

Die Einsamkeit, die Stille der Nacht, die ihn hier, nach dem wilden Lärm, dem er eben erst entronnen war, umgab, versenkte des Jünglings Gemüth in ernstes Sinnen. Die Auftritte der jüngsten Vergangenheit gingen an seinem Geiste vorüber. Die seltsame Lage, in die er sich jetzt versetzt sah, das zweideutige Licht, in welchem sie seinem geliebten Pflegevater erscheinen oder dargestellt werden konnten, der Schatten, den sie in Elisabeths Augen auf seinen Charakter, sein Leben in Löwen werfen mußten, beunruhigten ihn sehr.

Ein kräftiger Schlag auf seine Schulter weckte ihn aus seinem Nachdenken auf. „Jetzt ist nicht Zeit zum Nachdenken," rief ihm De Ryk in's Ohr — „handeln müssen wir, wenn nicht die Reue hintenbrein kommen soll! — Darum laßt uns nicht unnütz die Zeit vergeuden. Habt Ihr die Pferde gesehen? —"

„Ich habe nichts gesehen," sagte nicht ohne Erstaunen Wilm.

Ein greller Pfiff schnitt durch Wilms Ohr.

Er wurde in einiger Entfernung beantwortet.

Schnell ergriff De Ryk Wilms Hand, und zog ihn nach der Gegend hin, wo sein Zeichen beantwortet worden war.

Sie fanden zwei stattliche Rosse daselbst, die ein Mann hielt.

De Ryk flüsterte ihm etwas in's Ohr, was Jener mit einem Nicken des Kopfes beantwortete; dann nahm De Ryk Kleidungsstücke aus einem daliegenden Bündel, und reichte sie Wilm, der ihn fragend ansah.

„Zieht Ihr es etwa vor, nach Löwen in's Gefängniß zurückzukehren?" fragte ihn lächelnd De Ryk, „dann fahrt in Eurer säumigen Weise fort. Ich dächte," setzte er hinzu, „Ihr besönnet Euch ein andermal, und vertauschtet jetzt Euren schmucken Studentenanzug mit diesem ehrbaren Kleide, das Euch übrigens nicht schlechter kleiden wird, als das Eurige auch, etwas jugendlichen Schnak abgerechnet!"

Wilm sah das Richtige dieser Ermahnungen ein. Die Weise,

mit welcher ihn der Mann behandelte, die Vorgänge der letzten Nacht — Alles wirkte zusammen, ihn zu einem fast willenlosen Werkzeug in De Ryk's Händen zu machen.

Er sputete sich nun, und bald stand er und De Ryk, der indessen auch sich umgekleidet hatte, in fast gleichen Anzügen da.

„Nun bist Du mein Sohn, Wilm," sagte lachend De Ryk, „und wir Beide heißen Simonssohn, und sind für's Erste — Kornhändler von Amsterdam, bis es uns beliebt, Namen und Gewerbe, Gewand und Sprache zu wechseln!"

Der Mann, welcher die Zügel der Rosse gehalten, raffte die abgelegten Kleidungsstücke zusammen, und schnürte sie zu einem Bündel, das er um seinen Nacken hing, und ergriff einen großen Stab, der im Grase lag. Grüße mir den Prinzen, rief ihm De Ryk zu, und schwang sich auf's Roß. Wilm folgte dem Beispiel seines Begleiters, und bald jagten die schnaubenden Rosse mit ihnen in die Nacht hinein.

Der Andere stand noch eine Weile horchend da, bis der Hufschlag der Rosse in der Ferne verhallt war; dann horchte er, ob es gegen das Thor der Stadt stille sei, und streckte sich dann auf den Rasen hin, wo er ruhig einschlief, bis er, als der Tag zu grauen begann, erwachte und als ein Reisender, ohne bemerkt zu werden, in die Stadt hineinging.

---

2. Der Kundschafter.

In einem der schönsten Gebäude am Markte zu Antwerpen lehnte ein Mann an einem der großen Fenster, und blickte ernst und sinnend in das Gewühl betriebsamer Menschen, das unten auf dem Markte herrschte. Es war ein angehender Sechsziger, der aber für sein Alter noch immer sehr rüstig und kräftig war; ja, hätte

nicht des Lebens Winter seinen Schnee auf das Haupt gelegt, man hätte ihn noch für einen starken Vierziger halten mögen. Ein in hohem Grade einfaches, aber dennoch kostbares, schwarzes Kleid trug der Mann. Den kahlen Scheitel deckte ein kleines Baret von gleicher Farbe. Der Ausdruck des Gesichtes war sanft und freundlich, obwohl das große dunkle Auge auch verrieth, daß es fähig, in leidenschaftlicher Erregung zu flammen. Der sonst so heitere Ausdruck seiner Züge war heute ernst, ja düster, und die Stirne lag in sorgenvollen Falten. Bisweilen sah das Auge starr und fest in das Menschengewoge des Marktes, wo Jeder eifrig seinem Verdienst und Gewinne nachjagte, als erwarte es Jemanden. Dann trug das schöne Gesicht den Ausdruck angestrengter Aufmerksamkeit und Spannung — bald aber, wenn er sich getäuscht, kehrte der frühere Charakter zurück, nur um ein schmerzliches Zusammenziehen des Mundes vermehrt.

Es war der Bürgermeister der Stadt Antwerpen, van Strahlen, ein Mann, dessen edler Charakter und biedere, freie Denkart Oranien seit langen Jahren schätzen gelernt, der aber darum nicht von Denen geliebt war, die es mit dem Hofe hielten. Die Edelsten der Nation waren seine Freunde, und Antwerpens Bürgerschaft verehrte in ihm den patriotischen Bürger, den freigebigen Unterstützer nützlicher und wohlthätiger Anstalten, den streng rechtlichen Verwalter, den parteilosen Richter in streitigen Punkten, den unermüdet thätigen, den Flor des Handels fördernden Handelsherrn. Zwar warf man ihm vor, und insbesondere thaten das die Katholiken, er sei ein Anhänger der Glaubensneuerungen, ein Feind der Inquisition, der Plakate, ja geradezu ein Feind Spaniens — und habe bei der Untersuchung der Bilderstürmerei in Antwerpen viel zu milde gehandelt und manchen Strafwürdigen straflos entwischen lassen; allein man erkühnte sich doch nicht, diese Beschuldigungen laut auszusprechen, da das überwiegend viele Gute in seiner Denk- und Handlungsweise selbst seinen Feinden Achtung abnöthigte.

Schon lange hatte Strahlen in der Stellung am Fenster verharrt. Der Erwartete kam noch nicht. Er trat vom Fenster zurück und ging mit gefalteten Händen und gesenktem Haupt in dem Zimmer auf und nieder.

Wilm! Wilm! sprach er dann leise und in weichem, wehmüthigem Tone vor sich hin, Sohn meines einzigen Bruders, treues Ebenbild meines geliebten Cornelius, den ich zu früh verlor, mußt denn auch Du den Kummer häufen, der mich drückt? Mußtest denn auch Du meine schönen Pläne durchkreuzen? Mußte ich denn auch von Dir Undank ernten für die Liebe, mit der ich Dich, die vater- und mutterlose Waise, an mein Herz nahm, die mich so Vieles von Dir hoffen, mich glauben ließ, Du seist mein Kind? — — O, wie hatte ich mir das Bild meines Lebensabends so schön gedacht, wenn ich Dich mir im Geiste als Gatten meiner Elisabeth, als Erben meiner Habe, als Stammhalter meines Namens und Geschlechtes sah und Deine und ihre Sprößlinge auf meinen wankenden Knieen zu schaukeln hoffte! — Und nun ist das Bild zerronnen, das schöne Bild, das mich so oft beglückt, das alle meine Sorgen scheuchte, meine trübsten Stunden erheiterte, alle meine Mühen mir versüßte! Er ging rascher auf und nieder. Plötzlich blieb er stehen, hob das Haupt empor, und ein Strahl von Heiterkeit, wie der letzte klare Sonnenblick auf die dämmernde Gegend fällt, verklärte seine Züge.

Warum doch glaube ich so leicht dem Gerüchte? Warum überrede ich mich von der Verworfenheit eines Herzens, dessen schöne Blüthen sich unter meinen Augen entwickelten? Warum verdamme ich ihn, ehe ich genaue Kunde habe? Nein, sagte er, meines Cornelius Sohn, der seine Züge trägt, konnte so tief nicht fallen! Jan wird mir bessere Nachrichten bringen. Gewiß, er wird es; er hat ihn ja so lieb, und seine Treue habe ich ja erprobt. Er ist mit ihm aufgewachsen! Wo er aber auch so unerträglich lange weilen mag, da er doch meine Sehnsucht kennt?

Strahlen war, von Unruhe gefoltert, wieder an das Fenster

getreten und verfiel in ein dumpfes Hinbrüten. Die Schicksale seines Neffen in Löwen, die verruchten Handlungen, die man ihm Schuld gab — sie verwoben sich in seinem Geiste zu einem Ganzen mit den traurigen Aussichten, die das Vaterland hatte bei Alba's Annäherung, und traurige Ahnungen in Bezug auf ihn selbst und seine Familie gesellten sich dazu. Er bemerkte es darum auch nicht, daß leise die Thüre sich hinter ihm öffnete und ein junger Mann, fast schleichend wie eine falsche Katze, hereintrat. Das Gesicht des jungen Mannes hätte man regelmäßig schön nennen können, wenn nicht etwas Verstecktes, Falsches und Heuchlerisches darin gelegen hätte, dessen unangenehme Wirkung jeden anderen Eindruck verscheuchte. Er schien indessen vollkommen Herr seiner Physiognomie zu sein, denn eine schlaue Freude leuchtete aus seinem irrenden Auge, und das Bewußtsein einer gelungenen Unthat stand mit einer Teufelsfreude in seinen Zügen geschrieben, als er die Thüre öffnete; bei dem Erblicken van Strahlen's jedoch nahm das Gesicht schnell den Ausdruck tiefen Schmerzes und aufrichtiger Trauer an. Ein Blick, den er hinter des Anderen Rücken in einen großen Spiegel warf, der in goldenem Rahmen die Wand zierte, mochte ihm zu seiner Zufriedenheit sagen, es sei gut so, wenigstens schien er nichts zu ändern zu haben. Seine Kleidung trug die Spuren einer ziemlich langen Reise.

Es war Jan van der Does, des Bürgermeisters Neffe von Seiten seiner Gattin, der, fast von gleichem Alter mit Wilm van Strahlen, gleichzeitig mit ihm, durch einen Schiffbruch, den eins der Schiffe der Maskopei van Strahlen und van der Does in der Bai von Biskaja erlitten, zur Waise geworden war, da Beider Väter sich auf jenem Schiffe befanden, und beide in den Wellen umkamen. Beide Knaben hatte Strahlen zu sich genommen und erzogen. Van der Does hatte sich dem Handelsstande gewidmet und bisher fast allein des Oheims Handelsgeschäfte geleitet, und viele Reisen gemacht, war in Spanien und Frankreich gewesen, und sprach beider

Länder Sprachen rein und geläufig wie die eigene Muttersprache. Obwohl Jan ganz sich in die Weise seines Oheims fügte, ihm Alles zu Liebe that, so konnte er dennoch nie sich dessen Liebe in dem Grad erwerben, wie sie Wilm besaß, der sich nicht einmal darum zu bemühen schien. Die niederschlagenden Nachrichten, die von Löwen über Wilm eingegangen waren, hatten den Oheim, der selbst sich nicht entfernen konnte, bewogen, Jan zur Erkundigung dorthin zu senden.

Er war jetzt eben zurückgekehrt. Ein Geräusch, das er machte, verkündete dem Oheim seine Nähe. Dieser fuhr herum, und so sehnsüchtig er ihn auch erwartet hatte, so erschrak er doch plötzlich vor dem Gedanken, die niederschlagende Wahrheit zu vernehmen.

„Bist Du endlich da, Jan!" rief Strahlen. „Ich habe Dich mit Sehnsucht erwartet. Die Ungewißheit ist in solchen Fällen schrecklich wie die Folter der Inquisition. Wie steht es um Wilm? Ist er gefährlich verwundet? Sprich!"

„Vergebt vorerst, Herr Oheim," begann der Neffe, „daß ich in meinen Reisekleidern, von Schmutz und Staub bedeckt, zu Euch hereintrete. Ich dachte mir, daß Ihr mit eben der bangen Sorge mich erwartet, mit der ich nach Löwen flog."

„Laß das, guter Jan," sagte van Strahlen, indem er zu ihm trat, „ich kenne Dein Herz ja. Sage mir nur schnell: ist Wilm gefährlich verwundet?"

„Ich danke Gott," begann Jan, „daß ich Euch von dieser Seite nur eine gute Botschaft bringen kann. Wilm ist von seiner Wunde, wie ich vernahm, vollkommen geheilt."

„Wie Du vernahmst? Jan, um Gotteswillen, sahst Du ihn nicht?"

„Weil er nicht mehr in Löwen war."

„O, dann ist er vielleicht auf der Reise hierher, und Ihr verfehltet Euch?" rief er freudig aus.

„Freuet Euch nicht umsonst, theurer Oheim," sprach Jan.

„Wilm ist schon seit acht Tagen nicht mehr in Löwen — weiß er — von der Universität verwiesen und verjagt ist und sich mit einem Menschen entfernt hat, dessen Charakter von der zweideutigsten Art ist! Wollte Gott," fuhr er fort, als Strahlen sich erbleichend an einem Stuhle hielt, „ich könnte, ich dürfte Euch verschweigen, was mir die bittere Pflicht auferlegt, Euch mitzutheilen; weiß ich ja doch, wie Ihr uns mit Vaterliebe umfaßt und wie wehe es Euch thun muß, Euch in Wilm so bitter getäuscht zu haben!"

„Laß das!" sagte Strahlen, tief aufseufzend, „und träufle nicht langsam das Gift in den Becher, gib es auf einmal, gib es schnell!"

„So muß ich denn!" seufzte Jan, und hob an: „Um die sicherste Kunde zu erlangen, begab ich mich in Wilms Wohnung. Das Collegium war fast leer. Nur etliche Brabanter wohnten noch drinnen. Sie waren Freunde von Wilm gewesen und erzählten mir, daß Wilm, von einem unruhigen Geiste beseelt, mit Absichten umgegangen sei, die nichts Geringeres bezweckt hätten, als Aufruhr und Aufrichtung eines dem Geusenbunde ähnlichen Bundes. In diesen schwindelnden Plänen habe ihn ein Mensch bestärkt, der sich längst in Löwen aus unbekannten Gründen aufgehalten, der aber Wilms Leichtgläubigkeit gemißbraucht habe, da er ursprünglich ein Spion Alba's sei, der darum nur sich mit den offenherzigen Jünglingen eingelassen, um durch sie in die geheime Denkart der ersten Familien des Vaterlandes zu bringen. Seit Wilm mit dem Verruchten umging, war sein Wandel immer schlimmer geworden. Seine Studien versäumte er stets, um seine Zeit in den Schenkstuben zuzubringen. Eines Tages nun, wo Wilm an einem öffentlichen Orte sich befand, entspann sich zwischen ihm und Albert von Barlaimont ein heftiger Streit, und jener Unbekannte schürte lustig die flackernde Flamme, bis —"

„Barlaimont? — Und was war des Streites Ursache?" — fragte bleich van Strahlen.

„Eine Dirne — theurer Oheim — eine Metze der verworfensten Art, mit der Wilm in fast öffentlichem Umgange lebte — Barlaimont wurde beinahe das Opfer dieses Streites — denn Wilm zog seinen Degen und durchstieß Barlaimont's Brust, der heute noch nicht der Gefahr ganz entronnen ist."

„Gott! Gott!" rief Strahlen, und seine Hände falteten sich, und die Thränen des unendlichen Schmerzes eines liebenden Vaters um das moralisch verlorne Kind rannen über des Greises bleiche Wangen.

„Der Graf Barlaimont," fuhr Jan fort, „kam gerade nach Löwen, auf seiner Reise nach der Grenze, dort Alba im Namen der Statthalterin zu begrüßen. Wie er wüthete gegen den Mörder seines Sohnes, könnt Ihr wohl begreifen. Der unglückliche Wilm wurde nun in die strengste Haft genommen, aber sein Complot erbrach das Gefängniß, Wilm folgte ihnen, beschimpfte den Rector, Barlaimont und alle Magister der Universität, und verließ dann mit den meisten Studenten, die seiner Art waren, die Universität. Jener Spion Alba's, sagt man, habe ihn mit sich genommen, um ihn, dem die Rückkehr zu Euch durch seine Verworfenheit nicht mehr offen steht, ganz in sein verruchtes Treiben hineinzuziehen. Grenzenlos ist der Nachtheil, den durch Wilms Thun Stadt und Universität erlitten hat. Der Name van Strahlen hat einen Schandfleck erhalten, der schwer zu tilgen ist!"

Jan schwieg. Ein lauernder, verstohlener Blick beobachtete den Oheim und die Wirkung, welche die schreckliche Botschaft auf ihn gemacht. Der alte Mann saß im tiefsten Schmerze versunken. Er war völlig zerknirscht. Sein Haupt ruhte in seiner Hand, die sich auf das Knie stützte, und langsam rann eine Thräne nach der anderen auf die Erde.

Jan erwartete, daß er sein Haupt jetzt erhübe. Er preßte schnell einige Male die Augen zu, und alsbald rollten auch seine Thränen.

Wirklich richtete sich Strahlen, als Jan van der Does schwieg,

empor. „Wie iſt es möglich!“ rief er mit bebender Stimme, „daß ein Herz, wie das Wilms, ſo tief fallen, ſo rettungslos ſinken konnte?“

„O, das habe ich mich im tiefen Schmerze ſchon tauſendmal gefragt,“ verſetzte in gleichem bewegtem Tone Jan, „und konnte es nicht begreifen, wie es Euer väterliches Herz nicht begreifen kann; aber war nicht gerade ein ſo offenes, argloſes Herz am erſten den Netzen der heilloſeſten Verführung ausgeſetzt? Und Wilm fiel in dieſe Stricke und ging ſittlich unter.“

„Armer, armer Wilm!“ ſeufzte der Greis. „War denn kein rettender Schutzgeiſt Dir nahe? — Als Opfer der Verführung iſt er gefallen — o, ſo iſt doch noch Rettung möglich!“

„Wohl hoffte ich das auch,“ fuhr Jan fort — „aber — ich mußte leider auch daran zweifeln lernen, mußte dem entſetzlichen Glauben mich hingeben, daß auch Wilms Gemüth die Keime der ſchrecklichſten Laſter in ſich trug, daß es nur der Veranlaſſung bedurfte, um ſie zum Leben zu wecken. Das war mir das Schrecklichſte, daß Wilm als Heuchler uns Alle getäuſcht.“

„Menſch!“ rief van Strahlen, und ſprang, einem Raſenden gleich, auf, „Menſch, Du lügſt!“

Jan erbleichte; aber ſchnell faßte er ſich. „Theurer Oheim,“ ſeufzte er, „verkennet mich nicht! Wohl muß ich es bejammern, daß ich gerade der Unglücksrabe ſein muß; doch hört, um die Wahrheit ganz zu erkennen: Einer dieſer Brabanter — Verſchaalen iſt ſein Name, war Ohrenzeuge, wie Wilm Euch — ſeinen väterlichen Wohlthäter — verrieth, die furchtbarſten Lügen mit entſetzlicher Frechheit ausſagte. — Ihr, erzählte er ihm, unterhieltet Verbindungen mit Oranien, Ihr ſeiet einer der eifrigſten Anhänger des Geuſenbundes geweſen, Ihr hättet, als Oranien auf Befehl der Statthalterin Antwerpen verließ, die Bilderſtürmerei nicht nur nicht unterdrückt, ſondern ſelbſt durch die Halbheit Eurer Maßregeln gefördert, dem Pöbel Muth eingeflößt, den Willen der Kräftigſten

des Rathes der Stadt gelähmt, dann zuletzt, als die Furcht vor der gerechten Ahndung Euch zum Handeln getrieben, die gröbsten Verbrecher entfliehen lassen, namentlich einen gewissen De Ryk, der das Volk zu den ausschweifendsten Thaten gereizt."

van Strahlen sank, einer Ohnmacht nahe, in den Stuhl zurück. Er bedeckte beide Augen mit den Händen und saß eine Weile so in tiefem Schmerze versunken da. Plötzlich aber sprang er auf und verließ das Gemach.

Jan van der Does sah ihm nach mit dem Hohnlächeln eines vollendeten Teufels. „Noch tiefer," rief er jetzt aus, „will ich den Stachel in Dein Herz drücken; allmälig soll ein ätzender Tropfen nach dem anderen hineingeträufelt werden, bis jede Spur von des Verhaßten Bild auf seinem Grunde weggetilgt ist! — Er rieb sich frohlockend die Hände. So räche ich meine Hintansetzung, Du alter Graukopf! fuhr er in seinem Monologe fort, so räche ich mich, und vielleicht noch härter an Dir und Elisabeths Herzen, die meine Liebe von sich stieß! O, sie ist süß, die Rache, die man sich selbst gewährt! — Diesmal war der Zufall mir günstiger und die Laune eines Dummkopfs, als ich es zu hoffen gewagt. Ich hoffe, Elisabeth und — ihr Gold — o welches Ziel, welche Aussicht! An dieses Ziel muß ich gelangen, und — wenn mein Weg über Gräber geht!

Er vernahm Tritte in einem anstoßenden Gemach und verließ schnell dasjenige, worin er sich befunden, um sich umzukleiden.

Es war van Strahlen, der hereintrat. Nirgends fand er Ruhe. Sein Frieden war von ihm gewichen — sein Herz zerrissen. Er hatte oft die schrecklichsten Früchte der Täuschung und des Undanks einzusammeln Gelegenheit gehabt in seinem vielbewegten Leben, aber nie hatte diese häufige Erfahrung des Lebens so seines ganzen Glückes Grundfesten erschüttert, wie jetzt. Wilm war sein Liebling — er besaß sein ganzes Herz. Tief und unheilbar verwundete dieser entsetzliche Schlag sein Inneres. Es war ihm bisweilen unglaublich, was Jan berichtet, indessen stimmte es genau im

Allgemeinen mit dem zusammen, was Briefe von Löwen ihm gemeldet hatten, und die Einzelheiten, die Jan angab, waren so bestimmt, ja die Nachrichten über Strahlen selbst konnte Niemand als Wilm so genau wissen, der in jedes Geheimniß der Familie eingeweiht war, während Jan, den die Tante selbst nicht liebte, entfernter stand. Zudem hatte Jan sich durch seine Thätigkeit, Treue und glücklichen Speculationen sehr in die Gunst des Oheims einzuschmeicheln gewußt, daher van Strahlen ihm dann auch ein unbedingtes Vertrauen schenkte, und auch hier — so sehr sich sein Herz dagegen sträuben mochte, vollen Glauben beimaß.

Dachte Strahlen an Elisabeth und ihre heilige und treue Liebe zu Wilm, dachte er, wie die Nachrichten ihr Herz zerreißen müßten, wie nun der ganze Himmel seines stillen häuslichen Glückes mit einem Mal einzustürzen drohte, dann wünschte er heiß und sehnlich, daß er diese Stunde nicht erlebt hätte.

Er wollte zu seinem Weibe, zu Elisabeth; aber er fühlte sich in diesem wilden Aufruhre seiner Gefühle noch unfähig, sanft und allmälig ihnen die entsetzliche Nachricht mitzutheilen. Er ergriff seinen Hut, um im Freien vielleicht Fassung zu gewinnen.

Einige Stunden irrte van Strahlen in der Umgebung Antwerpens und in seinem Garten umher, wo Elisabeths seltene Blumen blühten, die Wilm mit ihr gepflanzt und gepflegt. Ihr Anblick rief ihm sein zerstörtes Glück wieder in das Andenken. Mühsam gelang es ihm, so viel Fassung zu gewinnen, zu Gattin und Kind zu gehen, um sie auf schonende Weise von den schrecklichen Ereignissen in Kenntniß zu setzen.

Er trat in der Gattin Gemach.

Elisabeth wußte noch nichts von den Begebenheiten in Löwen, als er am Morgen sie verlassen hatte. Der Vater mochte nicht das frohe Gemüth des harmlosen Mädchens trüben, so lange er nicht volle Gewißheit hatte, und diese hoffte er ja bis zu Jans Rückkehr vom Gegentheile zu erhalten. Es kostetete ihn unaussprech-

liche Anstrengung, die ruhige Stimmung zu erkünsteln. Darum war er unter dem Vorwand unaufschieblicher Geschäfte nicht bei Tisch erschienen.

Auch jetzt hatte er vorausgesetzt, Elisabeth noch ganz unbekannt mit dem, was so schwer auf seinem Herzen lag, zu finden. Dem war nicht so. Die Schlange, die er an seinem Busen genährt, war auch schon in dieses Paradies geschlichen und hatte seine Blüthen vergiftet.

Bleich wie der Tod, mit thränenlosem Auge, völlig entkräftet lag das sonst so blühende Mädchen am Busen der Mutter, deren Thränen unaufhörlich rannen.

Als der Vater hereintrat, richtete sich Elisabeth auf. Ein schmerzliches Lächeln glitt schnell und spurlos über die todtbleichen Züge. Sie reichte stumm dem Vater die Hand.

„Ist es denn gewiß wahr?" — frägte sie nach einer langen Pause; „Vater, täuschte, betrog uns Jan nicht? Ach, es ist so schrecklich!"

Der Vater beugte sich über das geliebte Kind und drückte es an sein Herz. Antworten konnte er nicht, denn seine Lippe bebte, sein ganzer Körper zitterte. Er wollte den Ausbruch seines Gefühles gewaltsam zurückhalten, aber — er vermochte es nicht.

Elisabeth sah ihn an. Sie fragte nicht mehr. Aber in ihrem Blicke lag der Schmerz des Todes. Sie legte das Haupt wieder an der Mutter Brust und fiel in eine Art krampfhafter Erstarrung.

Mit einem lauten Schrei hob die Mutter das Haupt Elisabeths empor. Sie war kalt und starr.

Auf der Mutter Wehruf stürzten die Diener, stürzte Jan herein. Van Strahlen sagte ihm nichts, wie er so bleich vor der Leblosen auf seinen Knieen lag und ihre Hand an seine Lippen drückte; aber in seinem Auge konnte der Verworfene den harten Vorwurf lesen.

Der Arzt kam. Was die Kunst vermochte, wandte er an, Elisabeth in das Leben zurückzurufen; aber der Tag schied, und der

Abend kam, und immer blieben seine Versuche erfolglos. Erst gegen Mitternacht kehrte Leben und Bewußtsein zurück; doch ein heftiges Fieber wühlte in des Mädchens Adern. Die Brust war zum Zerspringen beengt. Gegen Morgen begannen wilde Phantasieen sich einzustellen. Jan wich nicht von ihrem Bett. Er schien der Schmerz, die Reue selbst zu sein — und dann wieder die geduldige, aufopfernde Liebe.

So gewann er wieder des Vaters Gewogenheit. Aber in seinem Herzen war keine Reue. Wohlberechnete Ueberlegung war es von ihm, daß er nach des Vaters Entfernung zu Elisabeth geeilt war, ihr Alles, wo möglich, in noch stärkeren Farben auszumalen, was Nachtheiliges von Wilm er bereits dem Vater mitgetheilt. Die Liebe zu Wilm wollte er mit der Wurzel aus dem Herzen herausreißen; dann, hoffte er, würde sich ihr Herz zu ihm neigen, und sie, kirre gemacht durch seine Schmeichelreden, als Gattin ihm die Hand reichen. Er kannte das edle, große Herz Elisabeths nicht, das nur einer Liebe fähig war, und dann keiner mehr — daß diese eine Liebe, auch dann, wenn der Gegenstand derselben ihrer unwürdig war, als unentweihtes Heiligthum aus den glücklichsten Tagen ihres Lebens festhielt und sie mit sich in die stille Gruft hinabnahm. Auch wenn er sie so in dem Leiden der Krankheit sah, tröstete er sich mit dem Gedanken, daß ihre blühende Jugend siegen und mit der Krankheit ihre Liebe dahin sein würde. Er täuschte sich.

Wohl genas Elisabeth nach langem und schwerem Leiden wieder, wohl kehrte langsam die Gesundheit zurück — aber jene frische Blüthe, die früher sie so herrlich geschmückt hatte — kehrte nicht wieder; jener Frohsinn und jene jugendliche Heiterkeit, die nur singen, scherzen und lachen mochte, war dahin — das Feuer ihres Auges erloschen. Der Schmerz hatte alle diese Blüthen welken gemacht — und Schwermuth wich nicht mehr von ihr. Es war, als ob sie alle Ansprüche, alle Hoffnungen an das Leben auf-

gegeben hätte. Den Namen Wilm nannte sie nicht, und sie bat alle die Ihrigen, ihn nie mehr bei ihr zu nennen. Alles, was an Wilm erinnern konnte, entfernte van Strahlen. Wie aber auch Jan sich um ihre Gunst bewerben mochte, wie unverkennbar er auch seine Liebe ihr bewies, was er auch aufbot, ihr nur das flüchtige Lächeln des Beifalls, des Wohlwollens abzugewinnen — es war umsonst. Sie blieb kalt; sie erwiederte seine Gefühle nicht; ja, wollte er einmal zärtlich sich ihr nahen, dann wußte sie ihn auf eine Weise, auch ohne Worte zu entfernen, die ihm allen Muth benahm — aber desto bittere Empfindungen in seinem schwarzen Herzen weckte.

---

3. Alba in Brüssel.

Die gewisse Kunde, daß Alba mit Heeresmacht, die noch in der Franche Comté und in Luxemburg bedeutend verstärkt worden, den Niederlanden sich nahe, verbreitete in allen Städten des Landes, bei Bürgern und Adel, eine ungeheure Sensation. Man kannte den Schrecklichen überall. An seinen Namen knüpften sich nur die Vorstellungen des wildesten Fanatismus, der raffinirtesten Grausamkeit, der herzlosesten Tücke. Alles schien von Schrecken gelähmt. Dumpfe Stille herrschte überall. Jeder Ton der Freude schwieg. Keine Volksbelustigungen wurden mehr veranstaltet. Der Adel zog sich in seine Schlösser zurück und suchte sein Vermögen oder dessen Ruinen zu sammeln — um — besonders wenn das Gewissen an den Geusenbund mahnte, im Auslande Sicherheit und Ruhe zu suchen oder, war dies unmöglich, durch Stille und Zurückgezogenheit das Auge des Furchtbaren nicht auf sich zu ziehen. Ein anderer Theil des Adels rüstete sich, um bei Alba's Ankunft recht prunkend die loyalste Gesinnung durch demüthige Unterwürfigkeit, verschwenderische Freigebigkeit und recht enges Anschließen an ihn und

Zurückziehen von Margarethen von Parma, deren Sterne im Untergehen waren — an den Tag zu legen. Der Kaufmann entschlug sich aller Speculationen und weitaussehender Unternehmungen. Er strebte danach, seine Fonds im Ausland anzulegen, um wenigstens etwas zu retten. Sehr Viele dieses Standes und Andere, deren Vermögen sie unabhängig und deren früheres Thun sie in Alba's Augen strafbar machte, verließen die theure Heimath, um eine neue sich im Auslande zu gründen. Die Auswanderung dauerte unaufhörlich fort, und nahm täglich zu. Um hunderttausend der angesehensten Bürger waren die Niederlande schon ärmer, als Alba sich ihren Grenzen nahte. In Brüssel selbst war's wie ausgestorben. Auf den Straßen sah man die Leute scheu an einander vorübereilen, gleich als dürfe man nicht warten, um nicht schon von dem noch Fernen gesehen zu werden; man sprach nicht laut, weil das Wort gehört werden konnte. Margarethen konnte diese Veränderung nicht verborgen bleiben, und sie, die sich durch Alba's Sendung empfindlich gekränkt fühlte, die es ahnte, daß er sie überflüssig zu machen, zu verdrängen bestimmt sei, unterließ es nicht, die treueste Schilderung dieser Verhältnisse nach Madrid zu senden. Sie blieben indessen so fruchtlos, als hundert frühere und spätere auch. Philipp der Zweite war nicht der Mann, der auf halbem Wege stehen blieb, oder einen Schritt zurückthat aus Furcht oder Mitleid, den er auf der Bahn der Gewalt vorwärts gethan hatte oder thun wollte.

Alba war bereits in Thionville angekommen und sandte von da aus Franz von Ibarra, die Statthalterin zu begrüßen und ihr seine nahe Ankunft zu melden. Das Eintreffen dieses Vorboten des Gefürchteten lähmte vollends alles Leben in Brüssel. Eine Todtenstille trat ein. Es wurde täglich öder auf den Straßen. Es schien, als habe die Pest die Einwohner alle hinweggerafft. Die Rüstungen, welche zu Alba's Empfang gemacht wurden, belebten allein noch die Stadt, und jener Theil des Adels, der aufrichtig wünschte, den ersten Blick der Gunst des Mächtigen auf sich zu

lenken, um so Vergessenheit des Früheren zu bewirken. Margarethe ließ, schweren Herzens, das große Haus des Grafen Kuilemburg zu Alba's Wohnung einrichten. Hier berührten sich schnell die entgegengesetztesten Extreme. Es war noch nicht lange her, daß in diesem Gebäude der freieste Sinn sich in Worten kundgegeben, denn hier hatten die Geusen viele ihrer Versammlungen gehalten — und jetzt zog die Despotie in der abschreckendsten Gestalt hier ein. Vor Kurzem noch waren hier aus hundert Kehlen die Geusenlieder erklungen, und jetzt sollte hier nur das Flüstern der knechtischen Unterwürfigkeit und das barsche Wort eines allmächtigen Gebieters gehört werden. Vor Kurzem noch schlugen hier die Herzen einer gehofften schöneren Zukunft entgegen, und jetzt trat Alba's Fuß alle diese Hoffnungen für immer in den Staub; vor Kurzem noch gehorchten hier erprobte Diener einem geliebten, wohlwollenden Gebieter, der, jetzt in freiwilligem Exile lebend — dem fremden Unterdrücker sein Haus abtreten mußte, wo nur der sclavischste Gehorsam sich vor der gefalteten Stirne des menschenfeindlichen Alba in den Staub beugte. Je mehr die Bessern des Adels und der Nation sich aus Brüssel entfernten, je mehr Jeder sich in das Innere seines Hauses vergrub, desto mehr sammelte sich der flämische Adel, um Alba den Hof zu machen. Barlaimont und Noirkarmes waren dem Herzog entgegengegangen, theils um ihn zu begrüßen, theils auch, um Namens der Statthalterin seine Beglaubigungsschreiben einzusehen, die er ihnen denn auch gerade so viel wies, als er es bei seiner Schlauheit für gut fand. Diesen Beiden folgte freiwillig der flämische Adel in großer Anzahl, den Herzog im Triumph in die Stadt einzuführen, die nur zu bald Zeuge seiner blutgierigen Grausamkeit sein sollte.

Es war am 22. August 1567, als Herzog Alba in Brüssel seinen Einzug hielt.

Unfern des Thores von Brüssel, durch welches Alba einziehen mußte in die Stadt, standen um zwei Uhr des Mittags an dem

bezeichneten Tage zwei Männer in schlichten und einfachen Anzügen. Es war ein Mann von fünfzig Jahren und ein Jüngling von schöner, kräftiger Gestalt, dessen bleiches Gesicht die Spuren einer kurz erst überstandenen Krankheit zu tragen schien. Eine schwarze Binde bedeckte das eine Auge, ob weil es Mängel hatte, oder um sich vielleicht unkenntlich zu machen, war schwer zu errathen. Sie hatten schon eine Weile dagestanden, und sahen in die Gegend hin, woher der Zug kommen mußte. Noch zeigte sich keine Spur ihrer Annäherung.

„Es ist doch bemerkenswerth," hob der Jüngere an, „daß nicht einmal die Neugierde den Pöbel hierherlockt, um Alba's Einzug zu sehen."

„Du kannst leicht danach den Abscheu bemessen, der die Herzen aller Klassen der Einwohner gegen Alba erfüllt," erwiederte der Aeltere. „Der Eindruck wird selbst auf Alba keineswegs günstig sein, da sein Hochmuth eine Art von Adoration von Jedem fordert, der ihm naht."

„Dann verhüte es Gott, daß ich ihm vor das Angesicht treten muß!" fiel ihm der Jüngere in die Rede.

„Und dies könnte doch der Fall sein, Wilm," — entgegnete der Aeltere, welcher Niemand anders als De Ryk war; „die Noth würde Dich dann doch lehren, den stolzen Nacken vor dem Gewalthaber zu beugen, und die Klugheit würde sprechen: Beuge dich tief, daß nicht dein Zweck unerreicht bleibe."

In diesem Augenblicke sah man Alba's Zug in der Ferne kommen. Die beiden Männer traten etwas von der Heerstraße ab, auf eine kleine Erhöhung, auf welcher ein Baum stand.

„Hier können wir bequem stehen," sagte der Alte. „Ich werde Dir die Namen nennen, die Dich etwa gelüsten möchte, zu erfahren."

Es währte nicht lange, so nahte Alba's Heerzug, der freilich nicht mehr so bedeutend war, als in Luxemburg und Diedenhoven, wo Noirkarmes und Barlaimont ihn getroffen, da er bereits Lodrona

nach Antwerpen und viele seiner anderen Obristen in die bedeutenden Städte des Landes zur Besatzung detaschirt hatte. Nur die größere Zahl der spanischen, italienischen und burgundischen Reiterei, welche Ferdinand von Toledo, Alba's natürlicher Sohn, befehligte, begleitete ihn.

Weithin schallten jetzt die Fanfaren der Trompeter, die in großer Zahl vorausritten. Drei Geschwader trefflicher spanischer Reiterei folgten, an ihrer Spitze einen jungen Obristen von edelm Anstand und schönen Zügen.

„Wer ist der junge Mann," fragte Wilm, „der hier in der blutrothen Kleidung und dem vergoldeten Panzer so stattlich einherreitet auf seinem Andalusier?"

„Don Ferdinand von Toledo," war die Antwort.

Hinter den Geschwadern ritt auf einem schneeweißen Andalusier-Hengst ein großer, starker Mann. Schwarz war seine Kleidung, vom Kopf bis zu den Füßen. Nur auf dem Baret wehten rothe Federn in reichem Busch. Ueber die Brust herab hing die reiche Ordenskette des goldenen Vließes, mit dem Zeichen des Ordens. Ein großer Stern schmückte außerdem die Brust. Ein mächtiges Schwert, mit reich verziertem Kreuzgriffe, hing an seiner Seite. Der Ordensmantel des goldenen Vließes umwallte faltenreich die Gestalt. In seiner Hand trug er den weißen, kurzen Feldherrnstab. Ein finsteres, falsches, tückisches Gesicht sah unter dem Reiherbusche des Barets hervor. Das kleine Auge blitzte umher. Eine gebogene Nase erhob sich trotzig über dem scharf geschnittenen, zusammengekniffenen Munde. Die Stirne lag in tiefen Falten. Buschige Augenbraunen verdeckten fast das lauernde Auge. Die ganze Physiognomie war abschreckend — widerlich. Die Haltung war fest und stolz. Es sprach sich in allen Bewegungen etwas Gebieterisches und Herrisches aus.

Dieser Mann ritt allein, und erst eine Pferdelänge hinter ihm kamen Barlaimont, Noirkarmes und der heute etwas bleiche

Egmont, dem seine gewöhnliche Heiterkeit verlassen zu haben schien.

„Alba?“ fragte Wilm leise.

„Kannst Du zweifeln?“ sagte De Ryk zurück. „Sieh nur auf das Lamm, das ihm folgt, so wirst Du den Schlächter kennen.

„Wen meint Ihr damit?“ fragte wieder der Jüngling, und sein Auge irrte über den Haufen hin.

„Egmont,“ versetzte De Ryk. „Sieh,“ fuhr er dann fort, „hier hast Du ein biblisches Sprüchwort im Bilde vor Dir. Wo das Aas ist, da sammeln sich die Geier!“ Mit diesen Worten deutete er auf den großen Zug des flämischen Adels, der in seinen Prunkgewändern jetzt folgte. Hinter diesem kamen spanische Offiziere niederen Ranges und Beamte.

„Wenn Alba nicht selbst der Teufel ist, so ist es dieser.“ Er deutete auf einen kleinen, ziemlich corpulenten Mann in schwarzer Kleidung, mit einem spitzen Hut auf dem Kopfe, der ein Maulthier ritt. Wirklich hatten auch die Züge etwas Teuflisches. Das Gesicht war gelb und aufgedunsen. Ein breiter, zahnloser Mund, dessen schmale Lippen man kaum sah, klaffte unaufhörlich im Gespräche mit einem Nachbarn. Die Nase war lang und spitz, und verlor sich oben unter dem mächtigen Vorsprung einer kurzen Stirne, die fast von einer Seite des Gesichtes bis zur anderen mit halb greisen, struppigen Augenbraunen besetzt war, unter denen ein graues, kleines Verrätherauge listig hervorlugte. Ein fast greiser spitzer Bart, der das Kinn ganz umschloß, vollendete das gräuliche Bild, bei dessen Anblick Wilms Blut in den Adern stocken wollte.

„Das ist mein Freund, der würdige Licentiat Don Juan de Vargas,“ versetzte De Ryk, „den Du noch oft sehen wirst. Gewöhne Dich an den Anblick einstweilen. Wir werden ihn wohl heute noch sprechen.“ Ehe noch De Ryk diese Worte vollendet hatte, grüßte Vargas herüber, mit einer leichten Biegung der Hand. De Ryk

erwiederte den Gruß und ſagte dann zu Wilm: „Komm jetzt mit mir zur Stadt, mein Zweck iſt erreicht.“

Sie gingen auf einem Umwege zur Stadt, um nicht in das Gedränge der Reiterei und der ungewöhnlich ſtarken Bagage zu kommen, welche Alba's Zug begleitete.

Vor dem Kuilemburgiſchen Hauſe hatte ſich indeſſen Alba's Gefolge vereinigt. Die Angeſehenſten folgten dem Gewalthaber, der ſich nur darin flüchtig umſah, ſich dann in ein reiches Staatskleid hüllen ließ und im ſtattlichſten Aufzuge ſich zum Palaſte der Regentin begab, ihr ſeine Aufwartung zu machen, ſeine Ernennung als Generalcapitän der Niederlande vorzuzeigen, und ſie, ſo viel es ihm gut dünkte, in die geheimen Aufträge blicken zu laſſen, die ihm Philipp gegeben. Margaretha war krank. Die ſüße Luſt der freien Herrſchaft hatte ſie kaum empfinden gelernt, als ſie ſich genöthigt ſah, dieſe in die verhaßte Hand Alba's zu geben. Kaum ihrer Freiheit von Granvella's leitender Hand froh, ſah ſie ſich auf die Seite geſchoben von Alba, einem Manne, den ſie gehaßt, ehe er ihr ſo verletzend gegenübergeſtellt wurde. Tief war der Eindruck, den dies auf ſie machte. Sie kannte Philipps Politik. Alba's Sendung war ihre Abberufung. Alba'n die Früchte ihres mühſamen Strebens, den Ruhm eigentlich durch ſie errungener Vortheile einräumen zu müſſen, war zu viel, um von einem Weibe mit Ruhe und Gleichmuth getragen zu werden. Kalt empfing ſie Alba'n — ſtolz entließ ſie den Beneideten; der ſeine Leute nun in der Stadt vertheilte, die nöthigen Dispoſitionen traf und es ſich dann im Kuilemburgiſchen Hauſe, in der Mitte des kriechenden, flämiſchen Adels, wohl ſein ließ, und mit der ſtolz gleichgültigen Miene des Protectors ihre Huldigungen hinnahm, während er Egmont ſchmeichelte, dem Zutrauensvollen jeden Schein zu einem Grunde des Zweifels an ſeiner Redlichkeit zu benehmen. Die ſpaniſchen Truppen bezogen indeſſen die Wachen in der todtſtillen Stadt, und Alles hatte das Anſehen, als ob Alba der Statthalter bereits ſei.

Es war Abend geworden. Die Nacht vermehrte die grauenvolle Stimmung der Bewohner von Brüssel, die ihre Thüren verschlossen hielten, gleich als ob Diebe und Mörder in Brüssel eingezogen seien. Nur im Kullemburgischen Hause war ein reges, wildes Leben. Es war vom Dache bis zum Erdgeschosse hell erleuchtet, und Diener, Offiziere, flämische und spanische Herren gingen aus und ein. Alba bankettirte in dem Saal, an den Tafeln, wo einst die Geusen bankettirt hatten.

Gegen zehn Uhr des Abends nahten dem Portale des Gebäudes zwei spanisch gekleidete, in Mäntel gehüllte Männer.

Die spanische Wache hielt sie an.

Der Aeltere der Beiden sprach einige Worte spanisch und nannte den Namen Don Vargas, worauf die Wache zurücktrat und sie ungestört eintreten ließ.

Im Innern Wilms, denn er und De Ryk waren es, kochte Gift und Galle, als er den spanischen Jubel vernahm in dem Hause des freien, entflohenen Niederländers — aber er mußte gewaltsam das verletzte Gefühl beruhigen. Ein Diener leitete sie zu einem Dachzimmer, wo sie den Licentiaten bei einem Tische voll Papiere sitzen fanden, indeß trefflicher Wein in einem silbernen Pokale neben ihm stand.

Als die Beiden eintraten, stand er auf, reichte De Ryk die Hand, sah ihn aber betroffen an, als er Wilm erblickte, welcher ihn kurz begrüßte.

„Grüß Euch Gott, Simonssohn," rief er ihm entgegen. „Wer hätte es sich gedacht, daß wir uns so bald hier im Lande wiedersähen?! Doch wer ist der junge Mensch, den Ihr, ohne mir es zu sagen, mit hierher bringt?" —

„Es ist mein Sohn Wilm," versetzte ruhig De Ryk.

„Wilm — Wilm! ein verfluchter harter flämischer Name," witzelte der Licentiat — „fast unaussprechlich für eine kastilische Zunge."

„Mag ſein," entgegnete De Ryk, „doch erinnert Ihr Euch wohl, daß der Name Simonsſohn Euch eben ſo hart hinkte — und er doch zuletzt Euer Zunge ſo geläufig wurde, wie irgend ein ſpaniſcher Fluch, den Ihr über die Lippe gleiten laſſet, ſo ſchnell, wie den beſten Xeres hinein."

„Waret Ihr denn jemals verheirathet, Simonsſohn?" fragte, De Ryk's Bemerkung mit einem Lächeln erwiedernd, der Häßliche.

„Hat man Euch und Andere in Spanien auch ſo gefragt?"

Der Licentiat brach in ein wieherndes Lachen aus.

„Alter Fuchs," rief er aus, „wie Ihr Euch doch zu helfen wißt! — Aber ſagt, können wir uns auf ihn verlaſſen?"

„Seht ihn an, Ihr ſchlauer Kenner der Menſchen," ſagte De Ryk; „wenn er auch nicht drein ſieht wie ein Franziskaner, ſo fehlt ihm doch an Verſchlagenheit nichts. Ihr habt vielleicht mehr Vertrauen zu ihm, wenn ich Euch ſage, daß er in meiner Schule aufgewachſen iſt und mir ſchon manchen Dienſt leiſtete."

„Gut," verſetzte Jener, indem er Wilm ſcharf fixirte. „Verſteht er ſpaniſch?"

„Nicht eine Sylbe. Ich habe es ihn darum nicht gelehrt, damit ich freie Hand behalte."

„Wohlüberlegt, Simonsſohn; ich ſehe, Ihr habt nichts verlernt. Vielleicht kann der Junge, der allerdings nicht das Anſehen hat, als ob la Mancha ſein Vaterland ſei, uns nützlich werden. Doch ſetzt Euch und ſagt, was Ihr mir Neues zu ſagen habt."

„Ich ſollte denken, Don Vargas käme nicht ſo ganz unwiſſend hierher? Der Cardinal hat gute Augen. Sie ſehen von Burgund aus, was hier vorgeht, und Don Vargas war nie der Letzte, der das erfuhr."

Vargas lachte wieder grinſend.

„Nur kommt Ihr viel zu ſpät," fuhr De Ryk fort. „Die fetten Vögel ſind ausgeflogen und laſſen Euch das leere Neſt."

„Ihr meint Oranien und Hoogſtraten?" — fragte Vargas.

„O, die Locken wir; seid ohne Kummer! Egmont ist Kirre wie eine Turteltaube. Lächelt ihm der Herzog nur gnädig und läßt ihn mit Don Ferdinand von Toledo reiten, jagen, fechten, trinken und Mädchen hetzen: so legt sich der Faust die Schlinge selbst um den Hals und meint, es wäre seine eigene Ordenskette."

„Ihr sprecht nur vom Herzog — was wird aber die Herzogin dazu sagen?" fragte De Nyk.

„Pah!" rief der Licentiat, „die ist ein Weib und ihr bischen Regieren ist aus. Sie wird dahin kommen, daß sie selbst ihre Entlassung fordert, und Don Philipp ist der Mühe enthoben, sie ihr ungefordert zu geben."

„Aber sprecht, welche Stellung werdet Ihr denn nun hier einnehmen, und welcher Art werden die Dienste sein, die ich Euch werde leisten können?"

„Wartet nur noch einige Tage," sagte Vargas, „und es wird sich Alles geben. Alba wird zwar nicht gerne zögern, doch muß er, bis Horn hier ist und Oranien und Hoogstraten auch sich nahen. Dann werden wir richten, und, das dürft Ihr glauben, man wird die Gänseköpfe dutzendweise um einen Gänsepfennig kaufen."

„Für jetzt," fuhr er fort, als De Nyk schwieg, „muß ich Euch bitten, mich allein zu lassen. Ich bin ermüdet und habe noch lange zu arbeiten, da ich eine Liste der Verdächtigen zu entwerfen habe, bei deren Vervollständigung Ihr mir gute Dienste leisten könnet. Drei Tage muß ich diesem Geschäft und anderen nothwendigen Einrichtungen widmen. Sucht Euch indessen gehörig umzusehen. Ist es Euch möglich, des Grafen Horn Treiben zu beobachten, so könnt Ihr mir sehr nützlich werden. Sein Urtheil ist gesprochen, wenn wir ihn nur erst in der Schlinge haben. Lebt wohl und seid klug. Kommt aber allein, wenn Ihr zurück seid."

Sie gingen.

Zu Hause angekommen, betrachtete Wilm mit Staunen seinen

Freund. „Ihr seid mir heute ein Räthsel geworden," sagte er freimüthig. „Ihr, mit Eurer Denkart, könnt dieses Menschen Vertrauter sein?"

De Ryk ergriff seine Hand. „Willst Du jetzt schon irre an mir werden, Wilm? Sagte ich Dir nicht, daß ich fortan die Rollen wechseln würde, wie dieses Kleid? Gibt es nicht einen edlen Zweck, den ich auch so verfolgen kann? — Vertrauen, Wilm, wankt nicht, und wenn das Licht zu Schatten, der Tag zur Nacht, der Engel zum Teufel wird — Vertrauen darf nicht wanken! Mögen Tausende mich verkennen — wenn nur Einer mich kennt!" —

Wilm drückte seine Hand mit Innigkeit. „Ich glaube Euch," sagte er. „O, daß man mir so vertraute, wie ich Euch vertraue! Aber ach, wie wird Verdacht auf mir lasten, wie wird die giftige Zunge mich verkleinern! — O, traue Du mir nur, Elisabeth," setzte er leise hinzu — „traue Du mir nur!"

De Ryk überließ den Jüngling seinen Empfindungen. Er setzte sich zur Lampe an den Tisch und schrieb bis tief in die Nacht hinein. Wilm war entschlummert. Er mußte schön geträumt haben, denn er lächelte im Schlaf. De Ryk stand lange vor ihm und beschaute ihn. Du reine Seele, sagte er vor sich hin, möchte Dir nichts den schönen Traum des Lebens zerstören! Und doch muß ich den, der Dir vielleicht jetzt ein schönes Bild vorgaukelt, ich muß ihn zerstören, vielleicht — gelingt es, zwei edle Menschenleben zu retten. Er rüttelte leise den Schlafenden, bis er erwachte.

„Komm, Wilm," sagte De Ryk, „suche des Schlafes ein wenig Meister zu werden. Ich habe zwei Briefe geschrieben, die Du abschreiben mußt, obwohl Du nicht das Spanische verstehst."

„An wen sind sie?" fragte Wilm.

„An Egmont und Horn. Beide muß ich vor der Gefahr warnen, die ihnen droht. Gelingt es uns — dann wohl uns! Wir haben zwei edle Leben gerettet — und an uns denkt für's Erste Niemand, weil Vargas' Vertrauen zu mir viel zu unerschütterlich ist."

Wilm ergriff die Feder. „Gut," sagte er, als Wilm die Briefe vollendet hatte. Er zog ein Siegel hervor, das er verborgen bei sich trug, siegelte die Briefe, ließ von Wilm die Aufschriften machen, und steckte sie dann zu sich, indem er in das Nebengemach trat. Wilm blieb in tiefen Gedanken sitzen.

Nach wenigen Augenblicken kehrte De Ryk wieder. Wilm erstaunte bei seinem Anblick — ja, er kannte ihn nicht, denn es stand ein Jude vor ihm, mit langem Bart und echt jüdischem Ausdruck und Wesen.

„Mein Gott, was beginnt Ihr?" rief Wilm.

„Ich muß meine Rollen wechseln — Wilm," sagte ernst De Ryk. „Mein Spiel ist gewagt, aber mein Zweck ist gut. Bleibe Du hier und erwarte mich. Ich bin in einigen Tagen wieder hier. Vergiß nicht, die Binde über Deinem Auge, und versäume es nicht, die Farbe aufzutragen. Gott sei mit Dir, mein Sohn!" Er schüttelte seine Hand.

„Gott geleite Euch!" sprach Wilm, und sah dem seltsamen Menschen mit Liebe und Achtung nach; dennoch aber schüttelte er bedenklich das Haupt. „Ich fürchte," sagte er leise zu sich, „es wird ein schlimmes Ende nehmen. O, daß ich zu Euch eilen könnte, Ihr Lieben!" seufzte er dann. „Gott schütze Euch!"

Wilm brachte mehrere Tage fast ganz in der Einsamkeit seines Zimmers zu. Diese Einsamkeit war ganz dazu geeignet, die Bilder der Vergangenheit ihm zurückzurufen, und wo sein Herz war, da war sein Geist, in Antwerpen, bei dem geliebten Oheim — bei Elisabeth. — So lange war es nun schon her, daß er gar nichts von ihnen vernommen hatte. Wie mochte es um sie stehen? Was mochten sie von ihm denken? War nicht das tausendzüngige Gerücht thätig gewesen, ihn in schlimmem Lichte zu schildern? Hatte nicht Jan, dessen Falschheit er kannte, dunkeln Schatten auf ihn geworfen? Solche Gedanken waren es, die ihn beschäftigten, ihn beunruhigten, seine Sehnsucht weckten. Er faßte den festen Entschluß, je eher,

je lieber Brüssel zu verlassen und nach Antwerpen zu gehen. War er ja doch dort so sicher, wie auch hier, und war nicht in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo jeder zunächst an sich selbst und seine eigene Sicherheit dachte, an eine eigentliche Verfolgung gar nicht zu denken. Wie nöthig konnte aber der Oheim ihn vielleicht haben, der wohl auch an seine Sicherheit so gut, wie die Tausende der Auswandernden, denken mochte?

In diesen und ähnlichen Gedanken traf ihn am Abend des vierten Tages seiner Abwesenheit De Ryk. Der Alte war nicht heiter. Er drückte stumm dem Jünglinge die Hand und setzte sich, den Kopf in die Hand stützend, an das Fenster. Das Mißlingen seiner Pläne stand deutlich in seinem düsterem Auge zu lesen.

„Ihr waret nicht glücklich?“ sagte Wilm, sich zu ihm setzend.

„Nein,“ versetzte mit einem tiefen Seufzer De Ryk. „Horn traf ich nicht. Der Graf war, durch die scheinheilige Milde gegen Egmont getäuscht, schon abgereist hierher. Ich eilte ihm nach — aber er hatte stets einen Vorsprung. Er ist hier und rettungslos, wie Egmont, der leichtsinnig das Blatt Don Ferdinand von Toledo reichte und, als dieser ihn betroffen ansah, es nahm und am Licht verbrannte. Tausend Augen umlauern sie Beide jetzt, und jeder Versuch zur Flucht würde eine Thorheit sein, die nur ihre Sache verschlimmern könnte.“

Wilm seufzte. „O, wie mancher Edle wird noch als Opfer fallen unter dem Mordstrahl dieses Wütherichs!“

„Darum müssen wir keine Anstrengung scheuen, zu retten, wer noch durch zeitige Warnung zu retten ist. Auf Zweien ruht mein Auge jetzt. Auf Hoogstraten und — Deinem Oheim, dem Strahlen.“

„Meinen Oheim? Kennt Ihr ihn, und droht ihm Gefahr?“ rief Wilm, und sprang hastig auf.

„Ob ich ihn kenne? Wilm, noch nie hat mein Herz eine

empfangene Wohlthat vergessen. Dein Oheim war der Retter meines Lebens."

„Und das verschwiegt Ihr mir bis heute?"

„Warum von der Vergangenheit reden, wenn die Gegenwart den ganzen Menschen in Anspruch nimmt?"

„Aber wie rettete er Euch, ich bitte, sagt es mir?"

„Erinnerst Du Dich jener entsetzlichen Auftritte der Bilderstürmerei in der Kathedrale von Antwerpen? — Damals, Wilm, war ich von blindem Fanatismus ergriffen, weil sie meine Glaubensgenossen gehetzt hatten, wie das Thier des Waldes, weil man uns zwang, draußen in Wäldern unserem Gott zu dienen, während sie in prunkvollen Tempeln ihre Andacht verrichteten. Ich half, in blindem, ruchlosem Wahne das Heilige schänden, und die Reue kam erst mit der rückkehrenden Besonnenheit in mein Gemüth. — Es war zu spät. Mit Ketten belastet saß ich im Gefängniß, als der Rädelsführer Wildester, und erwartete, was ich wohl mochte verdient haben — den Tod. Aber van Strahlen erinnerte sich bei Lesung meines Namens auf der Liste eines kleinen Dienstes, den ich ihm einst geleistet hatte, und in der folgenden Nacht löste man meine Fesseln und führte mich zu ihm. De Ryk, sagte er, Ihr seid des Besseren fähig, und nur Wahn und Verblendung riß Euch zu den Unthaten hin. Werdet wieder ein guter Bürger, ein guter Mensch und Christ. Ihr seid frei, und ich freue mich, daß ich Euch auf diese Weise vergelten kann. Doch flieht, so schnell Ihr könnt, aus der Stadt. Ich drückte seine Hand, und schwur ihm, des Verfolgten Freund und Retter zu werden, und zu leben und zu sterben für meines Vaterlandes Freiheit — und — ich habe meinen Schwur redlich gehalten bis heute, und will ihn halten, bis mein Auge bricht!"

„Gott lohn' es Euch!" sagte tief gerührt der Jüngling, und drückte ihn an seine Brust. De Ryk's Auge glänzte. „O, es thut ihr wohl," sagte er, „wenn das vielverkannte Streben von einer

gleichgestimmten Seele erkannt und verstanden wurde! Laß uns vereint wirken, mein Sohn! Segne nur der Himmel unser Bemühen mit glücklicherem Erfolge!“

„Dein Oheim ist bereits gewarnt. Noch ist nichts für ihn verloren, denn so lange Horn und Egmont und Hoogstraten sie beschäftigen, bleibt ihm Raum zur Flucht, die er ja von Antwerpen aus so leicht bewerkstelligen kann.“

„Hoogstraten ist auf der Reise hierher. Er und Dein Ohm müssen in Sicherheit gebracht werden, darum wird es gut sein, wenn Du Dich bereit hältst, zu jeder Stunde die Reise dahin antreten zu können, wohin ich Dich senden werde.“

„Einen Bauernanzug werde ich für Dich anschaffen.“

Wilm vernahm freudig einen Plan, der mit den Wünschen seines Herzens in so vollkommenem Einklange stand, und wartete mit Ungeduld, bis De Ryk von Vargas zurückkehre, wohin er in der Nacht gegangen war. Aber es wurde Mitternacht — der Tag kam — und De Ryk war noch nicht zurück. Spät am Morgen kam er. Er war bleich. Bitterer Unmuth sprach aus seinen Zügen. Er warf den Hut heftig auf die Erde und stampfte mit dem Fuße.

„Gott verdamme den Schurken, den hölliſchen Buben!“ rief er aus, und Wilm stand von Schrecken gelähmt.

„Was gibt's? Um Gotteswillen, redet!“ rief er angstvoll aus.

„Was es gibt?“ fragte De Ryk. „Sage mir vorerst, kennst Du ganz diesen Jan van der Does, Deinen Vetter?“

„Ich kenne ihn,“ sagte Wilm, „er hat ein schwarzes Herz.“

„Das hat der Schurke, den Gott verdamme!“ rief De Ryk.

„Aber was wollt Ihr mit ihm?“

„Was ich mit ihm will — Wilm? Sieh, dieser Teufel hat seinen eigenen Wohlthäter verrathen, hat Vargas geschrieben, daß Dein Oheim Oranien's Freund und Verbündeter sei, daß er die Bilderstürmer geschützt und — den Eifrigsten derselben, einen gewissen De Ryk — habe entfliehen lassen, hat Dich geschildert als

den rasendsten Volksaufwiegler, daß, wenn Du nicht Deine Binde trägst und Dein Gesicht durch Farbe unkenntlich machst, Dich jedes spanische Späherauge entdeckt. Das hat er gethan und Vargas nach Deines Oheims Reichthümern lüstern gemacht, von denen er sich einen Theil aushält. Das hat der Judas, dieser Teufel gethan; Gott verdamme ihn ewig!"

Wilm erstarrte. Hatte er auch Jan van der Does alles Schlimme zugetraut, kannte er ihn auch als Heuchler — das hätte er nie geglaubt.

„Unser Entschluß muß schnell gefaßt und ausgeführt sein. Du gehst in flämischer Bauerntracht nach Antwerpen, ich eile an die Grenze, wo Hoogstraten ist, der einer Unpäßlichkeit halber nur langsam reisen kann, und in einigen Tagen sehe ich Dich in Antwerpen. Hier hast Du ein Schreiben von Vargas, das Dich im Nothfall, doch nur im höchsten Nothfall, retten wird. Vargas weiß, daß Du nach Antwerpen gehst, um für ihn dort zu kundschaften. Dieses Schreiben sollst Du von ihm an den Obristen Lodrona bringen, der in Antwerpen das Commando führt. Sei klug, mein Sohn. Deiner Hand vertraue ich das Schicksal Deines wackeren Oheims an; rette ihn, wenn es nur immer möglich ist!"

Er schüttelte ihm die Hand, empfahl ihn dem Schutze Gottes, und schied.

4. Der Rath der Unruhen.

Aus der einst so harmlosen und glücklichen Familie des Bürgermeisters van Strahlen zu Antwerpen war das Glück und die Freude gewichen, seit Wilm, nach dem Berichte Jans van der Does, sich so schrecklich undankbar bewiesen hatte. van Strahlen war seitdem verschlossen und menschenscheu. Er ließ Jan van der Does schalten in der Handlung, wie er wollte. Den Pflichten seines Berufs als

Oberhaupt that er noch Genüge, aber nicht mehr mit der freudigen Lust, wie es sonst geschehen war. — Elisabeth schien dieser Erde nicht mehr anzugehören. Sie hatte kein Lächeln, keine Freude mehr. Des Daseins Reiz war für sie dahin, seit sie der betrogen, den ihre Seele geliebt hatte mit unendlicher Kraft. Auch sie mied die Menschen. Darum floh sie auch den Umgang mit Jan van der Does, der ihr durch die rücksichtslose Bitterkeit, mit welcher er von Willm sprach, nur noch abscheuerregender wurde. Jan bot Alles auf, ihre Liebe, ihre Hand wenigstens zu gewinnen, allein alle Wege, die er einschlug, entfernten ihn eher von seinem Ziel, als sie ihn hinführten. Er hatte ihr geschmeichelt — umsonst. Er hatte mit ihr getrauert — vergeblich. Er hatte den wilden, verzweifelnden Schmerz verschmähter Liebe ihr gezeigt — ohne Erfolg. Er hatte die stille Trauer des unglücklich und hoffnungslos Liebenden geheuchelt mit einer täuschenden Meisterschaft — sie blieb sich gleich. Das Mißglücken aller seiner Versuche spornte seine Leidenschaft zur Raserei, zuletzt schuf es sie zur Rachelust um. So will ich sie elend machen, gänzlich elend, rief er aus, daß das Darbieten meiner Hand sie vom Hungertode rettet — sie wird dann von mir als Gnade nehmen, was sie mir versagte, als ich flehend, weinend, winselnd vor ihr auf den Knieen lag! Wahrhaftig, das soll sie! Und dann will ich triumphiren! Lange trug er sich mit dem teuflischen Gedanken, und schauderte doch manchmal noch vor seiner Ausführung. Ein Zufall bestärkte ihn indessen darin, und schuf ihn zugleich auch zum Racheplan an seinem Wohlthäter um. Schon seitdem van Strahlen ihm die Leitung des Handelsgeschäfts übertragen hatte, pflegte er die Kasse zu seinem Privatvortheile zu betrügen. van Strahlen setzte ein zu großes Vertrauen in ihn, und sah ihm nicht nach. Die Maskopei ging noch unter dem Namen van Strahlen und van der Does, und dies gab ihm Gelegenheit, vielfältig seinen Vortheil besser zu pflegen, als den des Hauses. Der Buchhalter jedoch, eine treue Seele, war hinter

Jans Schliche gekommen und konnte nicht länger schweigen, zumal in der letzteren Zeit seine Eingriffe immer bedeutender wurden. Der Redliche hinterbrachte es treu und gewissenhaft seinem Principal. van Strahlen, ohnedem durch sein Unglück reizbarer und empfindlicher, stürzte die Kasse, revidirte die Bücher, und entdeckte mehrere bedeutende Falsa.

Ein entsetzlicher Auftritt erfolgte, der Jan furchtbar demüthigte. Nur durch Bitten und Versprechungen konnte er den Oheim wieder beruhigen. Seitdem wüthete der Durst nach Rache unersättlich in seinem Herzen — und dieser gab ihm den teuflischen Gedanken ein, an Vargas nach Brüssel des Oheims Verhältnisse zu dem Prinzen von Oranien, seinen wirklich noch fortdauernden Briefwechsel mit ihm, seine Milde gegen die Bilderstürmer zu verrathen und Vargas das große Vermögen des Oheims zu schildern, das durch Confiscation auch theilweise in seine Hände gerieth, mit dem Vorbehalte, daß ihm, Jan van der Does, ein Drittheil davon werde. Seine Hand zitterte, als er den Judasbrief schrieb, denn des Gewissens Stimme erinnerte ihn an die Tage der Hülflosigkeit, wo van Strahlen Vaterstelle an ihm vertreten hatte, an alle die Wohlthaten, die er dem Biedermanne schuldete — aber — seine Rache siegte, er suchte des Gewissens Stimme zum Schweigen zu bringen durch Sophistereien — und er vollendete und sandte ihn sogleich ab.

Nichts konnte Vargas, dem blut- und geldgierigen Ungeheuer, willkommener sein, als diese Nachricht.

Während in banger Erwartung die armen Einwohner von Brüssel die Errichtung des gräßlichen Gerichts der Unruhen kommen sahen — erwartete mit Ungeduld Jan die ersten Schritte Don Vargas'. van Strahlen ahnte nichts von dem lauernden Verrathe, bis eines Morgens Lodrona in das Haus trat und ihn gefangennehmen ließ und in das Gefängniß abführte. Dieser Schlag traf doppelt, denn nun war ja Jans Aussage vollkommen bewahrheitet, da es einzig von Wilm kommen konnte. Elisabeth

und ihre Mutter waren außer sich. Jan wich nicht von ihnen in diesen schweren Stunden. Er suchte sie liebevoll zu trösten, und spiegelte ihnen vor, daß van Strahlen seine Freiheit wieder erlangen würde.

All' der Trost, den Jan den blutenden Herzen brachte, war fruchtlos, denn er hatte ihn selbst durch seine Erzählung von Wilms Thaten vernichtet. Ihr Schmerz war unbeschreiblich. Lodrona kannte kein Mitleid. In Alba's Schule herangezogen, hatte er das Mitgefühl auf den Schlachtfeldern längst verlernt. Zudem war er Fanatiker und Alba treu ergeben. Er behandelte van Strahlen als Alba's, als den eigenen Feind mit Härte. Niemand, nicht Gattin, nicht Kind, nicht Freund durfte zu ihm — nur Jan, von dem man hoffte, er würde vielleicht noch ihm Geheimnisse entlocken.

Wenige Tage blieb van Strahlen in Antwerpen. Lodrona ließ ihn nach Brüssel durch ein halbes Cornet Reiter begleiten, da er von der Liebe der Antwerpener Angriffe zu seiner Befreiung zu befürchten hatte.

Elisabeth und ihre Mutter wollten mit nach Brüssel gehen, um dort Alles zu versuchen, seine Rettung zu bewirken, aber Jan wußte es zu hintertreiben, und erbot sich, selbst dort hinzugehen und Alles aufzubieten. Sie ließen es zu, da er ihnen das Fruchtlose ihrer Versuche anschaulich zu machen suchte. Jan begleitete den unglücklichen Mann auf dieser schrecklichen Reise. van Strahlen war sehr angegriffen. Er konnte nicht einmal die Beschwerden der Reise ertragen, und eine halbe Tagreise jenseit Antwerpen mußte man sich aufhalten, um ihn wieder Kräfte sammeln zu lassen. Es war ein Wirthshaus, wo man ihn unterbrachte. Dort saß der Unglückliche und schloß müde das Auge, eines kurzen Schlummers nach den durchwachten Nächten zu genießen. Die Reiter standen und saßen umher. Der Hauptmann ließ sich neben van Strahlen nieder, und gebot Stille seinen Untergebenen. Jan saß in einer Ecke und brütete über Pläne der Hölle. Mit Vargas hoffte er

in's Reine zu kommen wegen des Antheils an van Strahlen's Vermögen. Den größten Theil des Baaren hatte er ohnedem schon auf die Seite und hinlänglich in Sicherheit gebracht — der also war schon sein. Nun wurde ihm verhältnißmäßig noch ein bedeutender Antheil — und er war im Stande, das Geschäft dann auf eigene Rechnung zu führen. Elisabeth und die Tante waren bettelarm. Dann wollte er großmüthig ihr seine Hand anbieten, und sie nahm sie gewiß an — denn so nur konnte sie sich und die Mutter vor dem Hungertode schützen. Der Teufel lachte seines Werkes schon, und sah sich am Ziele seiner Wünsche, am Ziele eines lange vergeblichen Strebens.

Da öffnete sich leise die Thüre, und es trat ein junger, kräftiger Bauer herein, gekleidet in flämische Landestracht. Ein großer, herabhängender Hut bedeckte fast das ganze Gesicht. Eine schwarze Binde verhüllte den Mangel des linken Auges.

Beim Anblicke van Strahlen's in Ketten fuhr er erbleichend zurück und hielt sich zitternd an eine Tischecke, und ein lauter Schrei des Schreckens entfuhr ihm unwillkürlich. van Strahlen schlug das Auge auf und sah erstaunt auf den Bauer. Der Hauptmann fuhr empor, und Jan stürzte bleich aus der Ecke hervor, in welcher er saß, denn der Ton dieser Stimme machte sein innerstes Wesen erzittern und erbeben.

Blitzschnell riß der Bauer Binde und Hut ab, und Wilm lag zu den Füßen seines Oheims.

„Oheim!" rief er, „theurer Oheim, also komm' ich zu spät!"

van Strahlen sah ihn mit tiefer Verachtung an. Das Auge schien ihn durchbohren zu wollen. Wilm ertrug den Blick ruhig. Sein Herz war ja frei.

„Nicht zu spät kommst Du," sagte van Strahlen kalt — „um das Werk Deiner Hände zu schauen! Sieh', Wilm, diese Fesseln und mein fallendes Haupt sind der Lohn meiner Liebe zu Dir! Geh' hin und lebe glücklich, wenn Du es kannst. Ich fluche Dir nicht,

daß Du mich elend gemacht, nicht, daß Du Elisabeths Herz gebrochen!" Er wies ihn von sich.

„Oheim, um Gotteswillen, ich verstehe Euch nicht! Ich Euch elend gemacht? Sprecht, ich beschwöre Euch, wodurch?"

„Geh, Heuchler, geh'!" rief Strahlen, und drängte ihn weg.

„Ich stehe nicht auf," rief Wilm, „und wenn ich den Tod hier finden sollte, bis Ihr mir sagt, was ich gegen Euch that!"

Jan war, während diese Worte gewechselt wurden, leise zu dem Offizier geschlichen, der jetzt herzutrat.

„Was soll das hier?" fragte er barsch. „Hinweg, oder ich lasse Dich fesseln!"

„Wer wagt's?" — rief Wilm, und sprang auf.

Da erblickte er Jan, der dastand wie der Verräther, der seiner Entlarvung nahe ist.

„Du hier? Ruchloser!" rief Wilm, „Du hier? Ha, willst Du vollenden den Verrath?"

„Er ist ein Anhänger der Geusen!" rief jetzt Jan dem Hauptmanne zu; „fesselt den Verräther, und Alba wird es Euch lohnen."

Der Hauptmann ergriff Wilm, und die Reiter halfen den sich wild Wehrenden festnehmen.

van Strahlen hatte Jans Worte gehört und ihren Widerspruch mit dem begriffen, was er ihm gesagt. Er richtete sich auf und sah ihn mit wachsendem Staunen an.

„Zurück!" donnerte Wilm endlich dem Hauptmanne zu, auf eine so imponirende Weise, daß dieser einen Augenblick zweifelhaft wurde. Wilm benutzte diesen Moment, um ihm einen Zettel hinzureichen. Der Hauptmann durchlas ihn schnell, und sichtbarer Schrecken offenbarte sich in seinem Wesen.

„Verzeiht, Herr Simonssohn," sagte er dann gedehnt — „das wußte ich ja doch nicht, daß Ihr ein Spion von Don Vargas seid. Zieht in Frieden und laßt uns in Ruhe!" — Aber zu Jan

gewendet, rief er diesem zu: „Ihr aber zähmet Eure Zunge, wenn es Euch lieb ist, Euren Kopf länger zwischen den Schultern zu tragen, denn der, womit dieser da im Bund ist, kennt keinen Scherz.“

Wilm trat wieder zum Oheim, aber Strahlen wandte sein Gesicht ab. „Geh', Verruchter,“ sagte er, „Deine Schmach ist erwiesen, geh' und freue Dich, wenn Du es vernimmst, wie mein Leben endete! Freue Dich, wenn Du Elisabeth mordetest und ihre Mutter, wie mich! Geh' hin und helfe dein Vaterland in Ketten schmieden und seine Bürger morden!“ — Er stand auf und sprach zum Hauptmann: „Lasset uns schnell aufbrechen!“

Wilm erstarrte. Er begriff jetzt theilweise des Oheims entsetzliche Rede. Er stand als Vargas' Spion da — erniedrigt, entehrt in den Augen des Mannes, den er über Alles liebte — und durfte den Schleier des Geheimnisses nicht lüften. Ihm schwindelte. Heftig schlug er sich vor die Stirn, und taumelte halb bewußtlos in einen Lehnstuhl, indeß Alle die Stube verließen und Jan sich heimlich hinausschlich.

Schon waren die Reiter mit dem Gefangenen eine Stunde weg, als Wilm zum ruhigen Nachdenken gelangte. Es lag ihm eine Centnerschwere auf dem Herzen. Er war vernichtet. Was sollte er beginnen? Sollte er nach Brüssel zurück? — Dann verdarb er Alles — raubte sich vielleicht die Möglichkeit, etwas für seines Oheims Rettung zu thun. — Nach langem verzweifelndem Schwanken raffte er die Binde auf, bedeckte sein Auge und setzte den Hut auf, die Reise nach Antwerpen fortzusetzen. — Bis hierher hatte die Liebe seine Schritte beflügelt, die Begeisterung für seines Oheims Rettung ihn rastlos fortgetrieben — jetzt war es ihm, als läge Blei in seinen Adern, als ginge er in seinen Tod. Alle die Reden Strahlen's rief sein Gedächtniß zurück und suchte sie zu einem Ganzen zusammenzureihen. Wohl gerieth er auf die Spur der höllischen Verrätherei Jans van der Does, aber das ganze

Gewebe des Schändlichen wurde ihm nicht klar. Das drückende Bewußtsein, in seines Oheims Augen als Verräther dazustehen, machte ihn namenlos elend. Selbst Elisabeths und ihrer Mutter trauriges Loos wurde dadurch in den Hintergrund seiner Seele gedrängt.

Er kam in Antwerpen an, in seinem Innersten zerrissen, und eilte sogleich zu Lodrona, ihm das Schreiben Don Vargas' zu übergeben. Er las es. „Es ist schon geschehen," sagte er zu Wilm, und beurlaubte ihn. Doch rief er ihn wieder zurück. „Wann geht Ihr nach Brüssel?" fragte er.

„Das ist noch unbestimmt!"

„Gut; Ihr könnt Don Vargas mündlich berichten, daß ich Alles in Beschlag habe nehmen lassen."

Wilm ging. Er begriff diese Worte nicht, aber als er zu dem Hause seines Oheims kam, eine spanische Wache davor fand und vernahm, daß man Elisabeth und ihre Mutter herausgetrieben und Alles confiscirt habe, was als Strahlen's Eigenthum bekannt war, da öffnete sich ihm das Verständniß des Ganzen; da sah er ein, welch' eine Botschaft er getragen, und Wuth und Zerzweiflung im Herzen stürzte er zum Hafen, wo ihm De Ryk ein kleines, ärmliches Häuschen bezeichnet hatte zum Wiedersehen. Der Besitzer desselben, ein armer Schiffszimmermann, nahm ihn mit Freuden auf — aber er erschrak über des jungen Mannes bleiches Aussehen, das Beben seiner Glieder.

„Ihr seid krank, Herr!" sprach der gutmüthige Mann. „Legt Euch zu Bett, ich bitte Euch."

Aber Wilm verwarf den Rath. „Wollt Ihr etwas thun, um mich zu beruhigen," sagte er, „so eilet, Erkundigungen einzuziehen, wo die Gattin und die Tochter des Bürgermeisters von Strahlen sich aufhalten."

Der Mann versprach's und entfernte sich.

Nach einigen Stunden, die dem Harrenden die Länge eines

Jahrhunderts zu haben schienen, trat der Mann wieder herein. Sein Gesicht verkündigte nichts Erwünschtes. „Sie sind nicht mehr in Antwerpen," sagte er. „So viel konnte ich nur erfahren, daß sie mit einem Maler, der sich einige Zeit hier aufhielt und mit dem Bürgermeister in vertrauten Verhältnissen stand, Antwerpen bald nach der Abführung des Bürgermeisters nach Brüssel verlassen haben."

„Habt Ihr den Namen des Malers nicht erfahren?" fragte der Jüngling hastig.

„Ich glaube, man nannte ihn Breughel;" war die Antwort.

Wilm kannte den Namen nicht. „Gott," rief er aus; „sollten sie denn auch in böse Hände gerathen sein!" Es bemächtigte sich seiner eine namenlose Angst. Er wußte nicht, was er beginnen sollte.

Voll innigen Mitleids sah ihn der Zimmermann an, denn Wilms Wesen war in wildem Aufruhre, der des Mannes Herz mit banger Sorge erfüllte. Die Folgen dieses Seelenzustandes konnten nur schlimm für des Jünglings Gesundheit sein, und wirklich offenbarte sich bald die nachtheilige Wirkung des Innern auf das Aeußere. Ein hitziges Fieber riß in der Nacht weilends den Unglücklichen nieder. Zum Glücke für ihn und zur Beruhigung des Schiffszimmermanns erschien am andern Tage De Ryk. Er war glücklicher gewesen, als Wilm. Unweit Löwen fand er Hoogstraten, der sorglos nach Brüssel wollte — aber nun schnell umkehrte und glücklich die Grenze erreichte.

Alba war indessen rasch seinem Ziele zugeschritten. An dem Tage, den er zur Gefangennehmung Egmont's und Horn's bestimmte, lud er alle Staatsräthe und Ritter des goldenen Vließes, welche sich in Brüssel befanden, zur Berathung in das Luxemburgische Haus ein. Der Schlaue wußte jeden Verdacht zu entfernen. Mit Klugheit zog er die Berathungen in die Länge. Er war heitern Wesens und wider seine Art freundlich und herablassend. Als gegen Abend noch die Berathschlagungen über die Risse, welche

der Kriegsbaumeister Pacotto zur Erbauung neuer Festungen dargelegt, dauerten, wurde Alba abgerufen. Vargas meldete ihm die frohe Nachricht, daß Straalen durch Lodrona und gleichfalls die Schreiber des Grafen Horn mit dem des Grafen Egmont gefangen seien. Lächelnd trat er in den Saal zurück und brach die Berathschlagungen schnell ab, indem er huldvoll die Staatsräthe und Ritter des Vließes beurlaubte. Sie entfernten sich — zuletzt der fröhliche Egmont, der in die Gemächer Don Fernando's von Toledo sich begeben wollte, um noch einige heitere Stunden mit dem Freunde zu verleben; aber auf dem Corridor, der zu des Freundes Zimmern führte, trat ihm der Hauptmann von Alba's Leibwache entgegen und nahm den Bestürzten gefangen. Zu gleicher Zeit wurde Graf Horn, der ohne Ahnung seines Schicksals ruhig heimkehren wollte, festgenommen. Man brachte sie in abgesonderte Gefängnisse, und dann, nachdem Alba Egmonten einen Befehl an den Commandanten der Citadelle von Gent abgenöthigt, dem spanischen Obristen Alloa diese zu übergeben, nach Gent. Die Gefangennehmung der Lieblinge der Nation brachte einen tödtlichen Schrecken über diese. Jeder fürchtete jetzt für sein Leben, für seine Freiheit; Niemand hielt sich mehr sicher. Wer es konnte und vermochte, schied von Heimath und Freunden und wanderte in die Fremde, sich glücklich schätzend, Leben und Freiheit retten zu können. Nach Alba's Grundsätzen, nach seiner Erklärung war Niemand mehr sicher. Der entsetzliche Gerichtshof, den er unter dem Namen Rath der Unruhen einsetzte, der nur bestimmt war, zu morden Jeden, auf den man einen Schein des Verdachts geworfen hatte, und die Güter der Schuldigerkannten zu confisciren, war ein Schreckbild, wie noch keines die Nation erzittern gemacht, weil er kein Mitleid und keine Schonung kannte. Alba selbst präsidirte dieses Mord- und Blutgericht und unter ihm der Licentiat Don Vargas, der Auswurf des Auswurfs der spanischen Nation, an dem nichts mehr menschlich war, als die Gestalt, die dennoch als ein Zerrbild der Menschheit

gelten konnte. Anfänglich waren die edeln Niederländer, die am meisten mit Alba's Denkart übereinstimmten, Beisitzer dieses Gerichts, allein nur zu bald empörte sich ihr besseres Gefühl gegen das schreckliche Verfahren desselben. Sie blieben weg, und Vargas und Zwei, die ihm nahe verwandt waren in Denkart und Leben, schalteten nach ihres Herzens Gelüsten über das Leben der Edelsten der Nation, die nun, durch Alba's Verbot der Auswanderung und strenge Wachsamkeit in den Häfen genöthigt waren, mit Gefahr des Lebens sich zu retten oder geduldig das Haupt auf den Block des Henkers zu legen.

Vor dieses Gericht wurde van Strahlen gestellt, sobald er in Brüssel angekommen war. Sein Reichthum leuchtete Vargas besonders ein, denn obwohl das Meiste von den confiscirten Gütern in den Säckel des Staates floß, so wurden doch die Finanzen Alba's und Vargas' und seiner Gehülfen nicht vergessen, was nur so leichter geschehen konnte, da diese Einnahmen nicht controlirt und beaufsichtet wurden. Obgleich über seine Schuld und Verurtheilung kein Zweifel bei Alba und Vargas war, so wurden dennoch von Zeit zu Zeit Verhöre mit ihm angestellt und das Zeugniß seines eigenen Neffen, das im Protokoll ihm vorgelesen wurde, ohne daß man den Namen des Neffen nannte, was Jan zu bedeutsamen gewußt, gegen ihn aufgestellt. Seine Vertheidigung war fruchtlos. All' sein Berufen auf das Zeugniß seiner Mitbürger, auf die Rechtlichkeit seiner Verwaltung, auf die Tadellosigkeit seines Wandels, auf die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er stets des Hofes Befehle vollzogen, blieb erfolglos. van Strahlen sah ein, daß man sein Urtheil schon vor seiner Anklage durch seinen Neffen, vor seiner Gefangennehmung gesprochen hatte, und schwieg darum, da man ihm auch selbst abgeschlagen, ihn mit seinem Ankläger zu confrontiren. Man hielt ihn fortwährend in enger Haft und in Fesseln wie den geübten Verbrecher. Der alte Mann, der sich freilich dessen schuldig wußte, was man gegen ihn als Schuld geltend machte, nämlich, daß er

Granvelle's Freund, daß er für seines Vaterlandes Freiheit glühte, daß er des gereinigten Lehre des Evangeliums zugethan und darum, die schrecklichen Urtheile der Inquisition kennend, mild gegen die Bilderstürmer gewesen war — sah im Geiste das Elend seines Volks unter dieser blutigen Geißel — ahnte, wie die Besseren bluten würden und endlich des Tyrannen Fuß Recht, Freiheit und Gerechtigkeit zertreten würde — und wünschte darum zu sterben. Sein Vertrauen auf die Menschheit war untergraben — das Leben unter den Menschen verhaßt. Nur die Gattin und Elisabeth lagen ihm am Herzen und machten ihm das Leben noch lieb. Jan war der Einzige, den er bisweilen sah, dem er die geheimen Bestimmungen, denn er die Geheimnisse anvertraute und besonders die Gelder anzeigte, die er auswärts angelegt für kommende böse Zeit — als Alba's Ankunft in den Niederlanden bekannt wurde. Ihm ertheilte er Vollmacht, sie zu heben und für Elisabeth und ihre Mutter zu verwenden. Ueberhaupt täuschte der Nichtswürdige vollkommen den edeln Mann. Und wie frohlockte er! War es ihm ja doch genugsam klar geworden, daß Margas ihn betrog, ihm nichts von Strahlen's Vermögen würde zukommen lassen. So fand er Ersatz und sah sich über sein Erhofftes Hoffen im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, auch wenn alles Andere der Staat, Alba und Margas an sich rissen — — und keine Reue kam in das entmenschte Herz.

Das entsetzliche Blutgericht hatte endlich das Urtheil gefällt, als Elisabeth und ihre Mutter in Brüssel mit Brenghel zusammen. Brenghel hatte sich, der Kunst wegen, einige Zeit in Antwerpen aufgehalten und war durch seine Denkart und seine Bekanntschaft mit Oranien, Montigni, Egmont und Horn schnell mit den Strahlen vertraut geworden. Als er in Brüssel war, traf den Bürgermeister das entsetzliche Loos. Er war der treue Freund im Unglück, als die meisten Antwerpener, aus Furcht, mit in den Strahlen's Fall gezogen zu werden, sich scheu zurückzogen. Tief

empört über Lodrone's Härte, sorgte er für die Unglücklichen und von ihren Fürbitten bei Alba, bei Margarethen von Parma, die damals noch in Brüssel war, und von seiner Einwirkung auf diese noch Rettung hoffend, eilte er mit ihnen dorthin. Jan erschrak, als er ihre Ankunft vernahm. Konnte nicht ein unglücklicher Zufall das Gewebe seiner ruchlosen Ränke enthüllen? Durfte er es Elisabeth, durfte er es der Taxis abschlagen, mit ihnen bei Alba für den Verhafteten zu bitten? Und stand er dann nicht als Ankläger und als Fürbitter in höchst zweideutigem Lichte da und lag nicht dann seine Entlarvung nahe? — So erwog der Schlaue die Verhältnisse und fand es gerathener, schnell Brüssel zu verlassen, um, das war ja Vorwand und ihn im besten Lichte zeigender Vorwand genug, in Antwerpen von Strahlen's Vermögen so viel zu retten, als möglich sei.

Breughel versäumte keinen Augenblick, für Strahlen zu wirken. Er eilte zu Magaretha von Parma.

„Was führt Euch zu mir? Wollt Ihr mir ein Lebewohl sagen, Meister?" fragte Margaretha den Maler, der sie kannte, achtete und ehrte, und der einst Menschen nahe gestanden, die sie geliebt; der ihr Vertrauen in hohem Grade besaß.

„Das nicht, gnädige Frau," entgegnete Breughel, „denn ich hoffe nicht, daß Ihr von uns scheidet!"

„Mein Wirken hat sein Ziel erreicht," sagte Margaretha darauf, und ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus ihrer Brust hervor. Er galt dem schmerzlichen Herabsteigen von einem Throne, der ihr in der letzten Zeit das Herrschen lieb gemacht. „Ich habe meine Entlassung gefordert," fuhr sie fort, „da ich mit Alba nicht gemeinsam handeln kann. Ich hoffe, meine Niederländer erkennen es, daß ich ein mildgeführtes Scepter in eine Hand legen muß, die leider statt seiner das blutige Schwert führen wird."

„In tausend Herzen wird Euer Andenken gesegnet — und daß

es noch mehr gesegnet werde — dazu komme ich, Euch Gelegenheit zu geben!"

„Gerne, mein wackrer Breughel," antwortete Margaretha, „gerne will ich Euren Wunsch gewähren, wenn seine Erfüllung innerhalb der engen Grenzen meiner untergehenden Macht liegt."

„O, das wird sie," rief Breughel; „ich komme, um für das Leben des edeln Bürgermeisters van Strahlen von Antwerpen zu bitten!"

Margaretha wandte sich ab, ein bitteres Gefühl zu bewältigen. Sie fühlte ihre Ohnmacht jetzt höchst schmerzlich, und mochte sie doch nicht eingestehen. Breughel nahm es indessen für Widerwillen gegen seine Bitte.

„O," sagte er mit Rührung, „habt Erbarmen mit einer trostlosen Gattin und Tochter!"

„Breughel," sagte sie, „Ihr verkennt mich. Gott ist Zeuge, wie gerne ich mein Scheiden aus dieses Volkes Mitte durch eine solche Handlung heiligen möchte! Aber Ihr nöthigt mich, Euch zu bekennen, daß ich Nichts für Euch thun kann, auch wenn ich noch so gerne wollte."

„O warum nicht?" fragte Breughel. „Wenn Ihr es als Statthalterin nicht mehr könnt, wer vermag der edlen Fürstin zu verbieten, ihren heiligsten Beruf zu erfüllen, die Thränen des Unglücklichen zu trocknen? — Ich kenne Alba's steinernes Herz; aber wird er, so wage ich Euch zu fragen, wird er der Schwester seines Monarchen eine Bitte abschlagen, die einzige, die letzte, die sie an ihn thut? — Wohl mag sich Euer gerechter Stolz empören, von dem Unterthan Eures erhabenen Bruders etwas zu bitten, was Ihr fordern könntet! — Doch laßt hier Euer schönes Herz siegen über den Stolz — ich bitte, ich beschwöre Euch!"

„Ihr sprecht kühn — Breughel," sagte die Fürstin, sanft verweisend — „aber ich kann Euch nicht zürnen, ich kann Euch nichts

abschlagen. Gehet hin — ich will es versuchen. Fragt morgen wieder vor."

Breughel ging. Er brachte den Unglücklichen einen Schimmer von Hoffnung, der sie aufrichtete. In brünstigen Gebeten, daß die Lenker der Herzen Alba's regieren möge, brachten sie den Tag, die schlaflose Nacht hin.

Am anderen Tag eilte Breughel zu Margarethen. Sie saß auf einem Ruhebett und stützte das Haupt in die Hand. Ihr Blick ruhte mit düsterem Unmuth auf dem Maler.

„Ich habe Euch ein schweres Opfer gebracht, Breughel," sagte sie, „und der Unmensch hat es nicht gewährt, was ich bat. Noch einmal versprach er den Prozeß zu revidiren — aber — versprecht Ihr Euch etwas davon, so täuscht Ihr Euch. Wen Alba haßt, der muß sterben, und er haßt Straßlen so heiß wie er sein Geld liebt — laßt Euch das genügen!"

Breughel faltete die Hände und blickte voll stummen Schmerzes gen Himmel. „So ist keine Gnade mehr zu hoffen!" rief er schmerzlich und versank in stilles Hinbrüten. Plötzlich erwachend, fragte er: „Glaubt Ihr, daß der Mutter, der Tochter Thränen dieses Felsenherz erweichen könnten?"

„Ich zweifle," entgegnete Margarethe. — „Doch versucht es, vielleicht seid Ihr glücklicher auf diesem Weg, als Eures Königs Schwester." Sie sprach die letzten Worte mit einer bitteren Ironie, die nur zu deutlich auf das gereizte Ehrgefühl der sich auf die Seite geschoben sehenden Statthalterin schließen ließ.

Breughel eilte zu seinen Schützlingen zurück, ihnen diesen Schritt vorzuschlagen. So trostlos auch ihre Herzen waren, so ergriffen sie dennoch auch diese schwache Handhabe der Hoffnung.

Breughel wußte ihnen Zutritt zu dem Gewaltigen zu verschaffen. Wankenden Schrittes begleitete er die Unglücklichen, die in tiefe Trauerkleider gehüllt waren.

An einem Tisch, auf dem viele Schriften umherlagen, saß Alba

und hielt die Feder in der Hand. Vargas stand bei ihm und nahm die unterzeichneten Schriften weg.

„Dies das Todesurtheil von Strahlen'al!" sagte er, indem er Alba ein Pergament unterschob.

„Welche Strafe habt Ihr ausgesprochen?" fragte Alba gleichgültig.

„Enthauptung, gnäd'ger Herr," sagte Vargas, „die mildeste, die er erwarten kann."

„Zu mild für den Ketzer!" rief Alba aus, — „doch, es mag so bleiben." Ruhig schrieb er seinen Namen darunter, und Vargas zog es zurück.

„So," sagte Alba, „nun mag Weib und Tochter kommen."

Vargas ging zur Thüre und gab einen Wink den Dienern; dann trat er zum Tische zurück, die Papiere lächelnd zusammenfassend.

Die Thüre öffnete sich, und die Gattin des Unglücklichen, auf die selbst zitternde Elisabeth gestützt, wankte herein. Der ungeheure Schmerz hatte auf ihre Gesichter sein unverkennbares Siegel gedrückt, und dennoch war Elisabeth engelschön. Vargas' Auge ruhte mit lüsterner Begierde auf ihr und musterte die herrlichen Formen des schönen Mädchens.

Mit gerungenen Händen und dem Ausruf: „Erbarmen!" stürzten Beide vor Alba nieder. Er sah sie kalt und herzlos an. Sein Blick schien in diesem Augenblicke nur Elisabeths Reize zu prüfen. „Steht auf!" sagte er dann herrisch. „Ihr bittet für Strahlen? — Ich bedauere es, Euere Bitte, wie die Eurer Fürsprecherin abschlagen zu müssen. Seine Vergehen sind zu groß — die Zeugnisse seines eigenen Neffen zu kräftig. Es fordert die Ruhe des Staats ein schreckendes Beispiel an den Empörern, und das Heil der Kirche an dem Ketzer. — Ich kann es nicht gewähren!"

Da sank mit einem fürchterlichen Schrei die unglückliche Frau leblos zu Boden und neben ihr die Tochter.

„Schafft mir das Weibergezüchte hinweg!" donnerte die Stimme

des Unmenschen, und Vargas eilte herzu, das schöne Mädchen mit lüsternem Behagen in seine Arme nehmend. Die Diener stürzten herein und trugen sie hinaus.

„Nie mehr!“ rief Alba ihnen nach. „Wer mir noch einmal solche Fürbitten vorführet, ist ein Kind des Todes!“ Er warf wüthend die Thüre in die Angel.

Aus Vargas' Armen nahm Breughel das erbarmte Mädchen, auf welches die glühenden Blicke des Verworfenen geheftet waren.

„Wer seid Ihr,“ fragte er Breughel'n, und sah ihm forschend in das Auge.

„Ein Freund der Unglücklichen,“ sagte der Maler mit edlem Stolz.

„Wo wohnet Ihr mit ihnen?“ fragte er weiter. Breughel erschrak. Er las in Vargas' Blicken etwas Entsetzliches und nannte, da er in Brüssel so lange gelebt und wohl bekannt war, eine Straße, die weit entfernt war von der Stelle, wo er wohnte.

„Ich erwarte Euch unfehlbar diesen Abend,“ fuhr Vargas fort, und seine Blicke ruhten wieder auf den Reizen der Ohnmächtigen. „Geht jetzt und sorgt für das schöne Mädchen!“

Breughel überlief ein eiskalter Schauder vor diesem Menschen. Er eilte mit seiner schönen Last hinaus. Ein mitleidiger alter Diener Alba's war ihm dort behülflich, sie in's Leben zurückzurufen, und Breughel eilte hinweg, um zwei Sänften für die Frauen zu holen. Bei seiner Zurückkunft zog ihn der alte Diener auf die Seite.

„Ihr scheint mir ein braver Mann zu sein,“ sagte er flüsternd zu Breughel, — „darum rathe ich Euch, verbergt das schöne Mädchen, oder bringt sie weg von hier. Vargas kennt für seine Begierden keine Hindernisse. Dies sei Euch genug.“

Breughel erbleichte bei dieser Nachricht. Er drückte dem Menschen dankbar die Hand und entfernte sich mit den trostlosen Frauen, die nun jede Hoffnung aufgaben.

Breughel mußte am Abend zu Vargas gehen. Er wollte dem

Elenden bitten, die Frauen noch einmal zu dem Verurtheilten gehen zu lassen. Diese Bitte schlug er ihm ab. — Breughel wußte die Frauen noch am Abend zur Abreise nach la Gauchère zu bestimmen. Unbeschreiblich bleiben die Gefühle, die ihre Herzen zerrissen, als sie die Stadt verließen, wo der unglückliche Gatte und Vater, den sie nicht mehr sehen durften, nicht mehr an ihr Herz drücken konnten, einem Verbrechertod entgegensah! — Acht Tage später starb van Strahlen den Tod durch Henkers Hand. —

---

5. Die Verschwundenen.

Die erschütternden Auftritte, die Wilm van Strahlen erlebt, griffen ihn heftig an. In wilden Fieberparoxismen brachte er mehrere Wochen hin. Nur seines Oheims Schicksal, Elisabeth und das schwarze Laster, das ihn in ihren Augen herabwürdigte, beschäftigten den irren Sinn des Leidenden. Trauernd sah De Ryk, wie die Gluth des Fiebers die Lebenskraft seines Lieblings zu verzehren drohte. Er kam Tag und Nacht nicht von seinem Lager. Seine Stimmung war in doppelter Beziehung düster. Hier quälte Sorge um den Liebling sein Herz, dort in Brüssel konnte er vielleicht die Schuld der Dankbarkeit abtragen gegen van Strahlen, und mußte nun hier so unthätig weilen. Darum traf ihn die Nachricht von Strahlen's Enthauptung mit erschütternder Gewalt. Was wurde aus den Seinen? so fragte er sich, und durfte doch nicht von Wilms Lager. Breughel kannte er nicht, wußte also nicht einmal, ob den Unglücklichen ein Freund zur Seite stehe. Als Wilms Fieberphantasieen sich endlich legten und der Kranke in einen tiefen Schlaf verfiel, der Arzt jetzt gegründete Hoffnung der Wiedergenesung faßte und gab, da erst verließ er das erste Mal das Bett Wilms, um bei einem Freund in der Stadt Erkundigungen einzuziehen.

Es war Abend, als er über den Hafendamm ging, unfern dessen die ärmliche Wohnung lag, die ihn gastlich aufgenommen. Ein mildes Sternenlicht erhellte die Dunkelheit. Im Hafen war noch ein ziemlich reges Leben. Der Ruf der Matrosen schallte durch das Getöse des Verkehrs, der selbst in der Nacht nicht ruhte, da Schiffe kamen und absegelten. Wie er so dahinging, sah er vor sich einen Mann gehen, den er für Jan van der Does zu erkennen glaubte. Dichter wickelte er sich in seinen Mantel und eilte, an die Seite desselben zu kommen. Er war's. Aengstlich sah sich Jan um, als er die dunkle Gestalt wahrnahm, die ihm auf dem Fuße folgte. Eine heftige Angst ergriff den Sünder. Er beschleunigte seine Schritte, die Stadt zu erreichen. De Ryk folgte ihm wie sein Schatten. Jan bog, sobald er die Stadt erreicht hatte, schnell in eine kleine Nebenstraße ein. Hier aber erreichte ihn De Ryk. Plötzlich fühlt sich Jan bei der Schulter von einer nervigen Hand gefaßt. Wie ein elektrischer Schlag fuhr's ihm durch die Glieder. Er mußte stehen.

„Hat Dich der Arm des Ewigen noch nicht gefaßt, Schurke?!" donnerte ihm eine tiefe Baßstimme in das Ohr, und kalter Schauder durchbebte ihn. — „Jetzt, fühlst Du's," — fuhr die Stimme fort, „jetzt ergreift er Dich, Mörder Deines Oheims — Verleumder, Heuchler, Teufel! — Deine Thaten kenne ich. Wo ist Elisabeth und ihre Mutter?"

„Ich weiß es nicht!" schrie, außer sich, Jan, und die Vorüberwandelnden blieben stehen.

De Ryk sah, daß er Aufsehen erregte, und ließ ihn los, indem er ihm in das Ohr raunte: „Du entgehst mir nicht! Ich bin des Gemordeten Rächer!"

Wie von den Furien der Hölle gepeitscht, rannte Jan davon. Er zitterte. Frost durchrieselte ihn und schüttelte ihn, daß seine Zähne klapperten, und doch brannte seine Stirne wie Feuer. Er

sah überall das Bild des Gemordeten. Die Schrecken der Hölle hatten ihn ergriffen. Schlafen konnte er nicht, und allein konnte er nicht bleiben. Er suchte die Genossen seiner Lebensweise, und erst hier, im wilden Tumulte roher Ausschweifungen, gelang es ihm, das erregte Gewissen zu übertäuben. Am anderen Tage schämte er sich seiner Furcht und Lache ihrer. Doch verließ er Antwerpen, weil er hier einen Feind sich nahe wußte, und eilte nach Brüssel. Elisabeth war mit ihrer Mutter in la Gauchère. Dorthin begab er sich, nachdem er bei Vargas umsonst seinen Judaslohn eingefordert und dieser ihn höhnend und zuletzt, als er zudringlicher geworden, mit der Drohung von sich gewiesen, daß er ihn seinem Oheime werde nachsenden. Er kam, zur Freude seiner Tante, nach la Gauchère. Elisabeth sah ihn mit grenzenlosem Widerwillen. Breughel hatte einige Bemerkungen über Jan gemacht, die in ihr einen entsetzlichen Verdacht erregten. — An die Mutter schloß er sich an. Ihr schilderte er die hoffnungslose Lage, der sie mit Elisabeth entgegensah. Ihr bewies er es sonnenklar, wie nur durch seine Unterstützung ihr Leben könne gefristet werden. Er händigte ihr eine Summe Geldes ein, die kaum für ein halbes Jahr ausreichen konnte, als das Letzte, was er habe retten können, verhehlte ihr auch nicht, daß Vargas Elisabeth nachstelle. Nachdem er nun seine blühenden Aussichten für die Zukunft, durch Gründung eines neuen Handels, in das nöthige Licht gesetzt, rückte er mit dem Antrage hervor, Elisabeth als seine Gattin heimzuführen, und so alle jene Uebel von ihnen zu entfernen. Die Mutter, so tief gebeugt sie auch war, nahm dennoch diesen Antrag mit Beifall auf. Sie sah ihres Kindes Zukunft gesichert, und konnte sorglos sterben. Daher sie denn auch Elisabeth die Wünsche Jans vortrug und aus allen Kräften unterstützte. Tief empört, verwarf Elisabeth den Antrag. Nie könne sie, sagte sie der Mutter, die Gattin eines Mannes werden, am wenigsten Jans, dessen Charakter ihr in einem zu verhtlichen Licht erscheine. Zugleich beschwor sie die Mutter, mit ihr

nach Brüssel zu einer Verwandten sich zu begeben, wo sie mit ihrer Hände Arbeit sich und sie ernähren wolle.

So wenig dies auch mit den Wünschen der Mutter übereinstimmte, Elisabeths Erklärung war so bestimmt, sie flehte thränend die Mutter so innig um die Gewährung an, daß sie es zusagen mußte. Bald genug aber nöthigten sie andere Ereignisse zur Ausführung. Schon seit mehreren Tagen bemerkte Breughel, daß unbekannte Menschen des Nachts sein Haus umschlichen. Er erfuhr, daß sich Unbekannte genau nach dem Schlafzimmer Elisabeths erkundigt. Dies beunruhigte ihn. Er forschte und suchte sie zu belauern. Obgleich er nun ihre bestimmten Absichten nicht erkannte, so bestärkte ihn in der Ansicht, daß es Abgesandte von Vargas seien, eine Unterredung, die zwischen zweien derselben spanisch geführt worden war. Eine Warnung von unbekannter Hand vollendete endlich seinen Entschluß, Elisabeth von der ihr drohenden Gefahr zu unterrichten. Sie erschrak heftig, und drang nun um so flehentlicher in die Mutter, die alsbald nachgab. Breughel brachte sie heimlich nach Brück, wo im Hause der Verwandten sie ruhig lebten — so unglücklich sie sich auch fühlten. Elisabeth fand in Thätigkeit ihre innere Kraft wieder, wenn auch das Lächeln der Freude nie mehr ihr Gesicht verschönerte, nie um den schönen Mund spielte. Wilms Bild trat oft vor ihre Seele, so sehr sie es auch zu verdrängen sich bestrebte. Der Gedanke, daß ihm doch vielleicht Unrecht geschehen, dagte manchmal nach der Zweifel düsterer Nacht, wurde ihr klarer, je mehr sie Jans Handlungsweise erwog. — Dann sah sie thränenschweren Blickes gen Himmel, um vollkommenes Licht betend.

Jan war nach Brüssel zurückgekehrt, um Elisabeth Ruhe zum Entschluß zu gönnen. Nach vierzehn Tagen ging er nach la Waudière zurück.

Breughel empfing ihn freundlich. „Es freut mich," sagte er, „daß Ihr mir Kunde von den Eurigen bringt, Herr van der Does! Hat sich ihre Trauer gemildert?"

Jan sah ihn mit Erstaunen an. „Von wem redet Ihr?“ fragte er.

„Von Eurer Tante und Elisabeth, die vor acht Tagen auf Euer Schreiben nach Brüssel abgereist sind!“ — erwiederte der Maler.

„Nach Brüssel? Auf mein Schreiben? Um Gotteswillen, träumt Ihr, Herr?“ rief Jan erschreckend aus.

Breughel ahmte sein Staunen nach, und wiederholte seine Aussage mit näherer Angabe der Umstände.

Jan war außer sich. Vargas war sein erster Gedanke. Er theilte Breughel seine Vermuthung mit, die dieser durch die Erzählung der um sein Haus schleichenden Unbekannten, die indessen, seit Breughel sie geschreckt, nicht mehr gesehen wurden, bestärkte.

Breughel täuschte den Heuchler, den er allmälig zu durchschauen begann, vollkommen. Er begleitete ihn nach Brüssel, um Nachforschungen anzustellen. Jan eilte sogleich zu Vargas. Aber wie erschrak er, als Vargas wie wüthend ihn andonnerte, ihm die Entführung Elisabeths zur Last legte und ihm mit gerechter Strafe drohte, wenn er es wagen sollte, noch einmal vor sein Angesicht zu treten.

Wüthend kehrte Jan zu Breughel zurück. Unermüdet forschte er — doch er vermochte nicht ihre Spur zu entdecken. Er mußte nach Antwerpen zurückkehren, mit der ohnmächtigen Wuth im Herzen. Hier begann er nun den Handel zu treiben auf seine eigene Rechnung und mit dem Solde seiner Verbrechen zu wuchern.

Sorgfältig pflegte De Ryk seines Lieblings zu Antwerpen, während in Brüssel diese Begebenheiten sich zutrugen. Wilm genas — aber es blieb etwas Schwermüthiges in seinem Wesen, das noch zunahm, als er seines edeln Oheims Tod erfuhr. Er war ja nun mit dem Wahn aus der Welt gegangen, daß er ihn verrathen habe. Ungefähr um die Zeit, als Jan nach Antwerpen kam, verließen es De Ryk und Wilm. Ihre Absicht war es, Elisabeth und

ihre Mutter aufzusuchen. Die Hoffnung des Wiedersehens der Geliebten, die Hoffnung, vor ihr gereinigt von dem entsetzlichen Verdachts zu erscheinen, erfüllte Wilms Herz allein wieder mit früheren Gefühlen. Ihre erste Nachforschung in Brüssel war nach Breughel, der sich als treuer Freund der Unglücklichen erwiesen hatte. De Ryk suchte ihn auf. Breughel war mißtrauisch geworden. Zudem auch hatte er Elisabeth endlich gelobt, Niemandem ihren Aufenthaltsort zu bezeichnen. Daher erfuhr auch De Ryk nichts von dem Verschwiegenen, so daß er zu fürchten begann, Elisabeth sei das Opfer irgend eines spanischen Wüstlings geworden, wie denn der Fall nicht selten in diesen Tagen in Brüssel vorkam. Diese traurige Vermuthung brachte er Wilm, dessen Schwermuth in dem Grade zunahm, als sein Haß gegen Alba und alle Spanier wuchs. Das Benehmen Alba's und seiner Helfershelfer war auch nur geeignet, Haß zu erregen. Blutströme flossen fast täglich, und Confiscationen waren an der Tagesordnung. Ueber die ganze Nation war das Urtheil des Hochverraths ausgesprochen, alle waren also dem blutigen Statthalter verfallen, die er bezeichnete, oder die ihm bezeichnet wurden. Seit der Entfernung Margaretha's schaltete er frei nach seines Herzens Gelüsten. Die Gefängnisse waren stets gefüllt. Jeder Tag sah seine Schlachtopfer. Zu entfliehen war fast nicht mehr, oder doch damit die größten Gefahren verbunden. Der Rath der Unruhen fällte nur Todesurtheile. Todesangst und Schrecken bemächtigten sich der Nation. Verräther und Laurer waren überall geschäftig. Jedes Wort, das im Entferntesten gegen Alba oder seine Regierung gerichtet war, hatte den Tod zur Folge. Die Inquisition war in ihrer vollen Kraft; die Glaubensedicte wurden restituirt; die Schlüsse des tridentinischen Concilium's wurden gegen die Protestanten mit aller Schärfe geltend gemacht. Kein Privilegium einer Provinz wurde geachtet. Tyrannei, Habsucht und Blutdurst waren im engsten Bunde, die Nation niederzutreten, daß sie sich nicht mehr erheben könnte.

De Ryk und Wilm van Strahlen konnten das Unglück der Nation nicht mehr ansehen. In ihrem Herzen regte sich der Gedanke der Selbsthülfe von diesem schrecklichen Joche, wie in den Herzen Tausender. Nach Dillenburg, wo Wilhelm lebte und über seines Volks Elend trauerte, aber auch im Stillen die Pläne entwarf, Freiheit ihm zu bringen, richtete sich ihr Auge. Dorthin ging Wilm. De Ryk begab sich nach Amsterdam und wollte nach England gehen — oder mit dem Reste seines Vermögens einen Kaper ausrüsten.

---

6. Die Kämpfe.

Jahre waren in das Meer der Zeit geflossen. Alba war sich völlig gleichgeblieben. Morden und Plündern des Eigenthums schien seine Lieblingsbeschäftigung zu sein. Die Blüthe der Nation hatte auf dem Blutgerüste geendet. Zwanzig Millionen Gulden war Philipps von Spanien Beutetheil, der Alba's und seiner Gehülfen war nicht geringer. Armuth und Elend wuchs mit fürchterlicher Macht und Schnelle in dem einst so reichen Land, und die Auswanderungen hörten noch nicht auf. Das Elend des Landes, die Blutströme der Gemordeten schrieen um Rache. Der Rächer lebte. Wilhelm von Oranien, den Alba in unbegreiflichem Uebermuthe vor seinen Richterstuhl gefordert, den er des Hochverraths für überwiesen erklärte und, bei Todesstrafe, für immer aus den Niederlanden verwiesen hatte, Wilhelm von Oranien konnte nicht länger unthätig bleiben. Sein Herz blutete; die Hand griff zum Schwerte. Allerdings war es ein Wagniß für ihn, mit schwachen Mitteln in die Schranken zu treten gegen den Koloß des spanischen Reiches, der mit einer Hand in die Reichthümer einer anderen Hemisphäre greifen und mit der anderen sie austheilen konnte, um Söldner zu werben, das die erfahrensten Feldherren, die erprobtesten Tapfern

und einen Reichthum von Kriegsbedürfnissen sein nannte wie keine andere Macht. In der Schale des Prinzen lag Recht und Gerechtigkeit, Muth und Gottvertrauen, Geist und Charakterstärke; und sie wogen schwer. Des Prinzen scharfer Blick prüfte wohl. Er wußte, daß die Liebe der Niederländer sein war, daß selbst die Katholiken willig ihm ihren Arm und ihre Hülfsmittel leihen würden, wenn er als Retter von Alba's Tyrannei nahte. Er rechnete auf die thätige Unterstützung der protestantischen Fürsten Deutschlands, der Hugenottenhäupter Condé und Coligni, die ihm befreundet waren, und hoffte selbst mit Grund auf eine heimliche Unterstützung Englands. Es fehlte indessen auch nicht an Fürsten in Deutschland, die eine Aussöhnung zwischen Wilhelm von Oranien und Philipp dem Zweiten von Spanien wünschten und versuchten; aber ihr Bemühen mußte an Philipps Starrsinn und Haß scheitern, der einmal darauf beharrte, daß sich Oranien vor Alba stelle und sich verantworte. Dieses Benehmen mußte die Herzen in gleichem Grade dem König entfremden und sie dem Prinzen zuwenden, der als der Unterdrückte, Verfolgte, Erniedrigte dastand. Hochherzige Brüder standen ihm zur Seite, edle Männer harrten seiner Befehle, Segenswünsche der Edelsten aller Nationen begleiteten ihn; aber die gutberechneten Angriffe der Grafen Coqueville und Hoogstraten mißglückten zum allgemeinen Bedauern. Da traten Wilhelm von Oranien's Brüder, die Grafen Ludwig und Adolph von Nassau, in die Kampfbahn. Anfangs waren sie glücklicher als jene, obwohl am Ende die Vortheile ihrer Unternehmungen dennoch wieder zu nichte wurden. Sie fielen mit ihren Heerhaufen in Friesland ein. Die Grafen von Aremberg und Megern traten ihnen entgegen. Aremberg nahm Anstand, den Nassauern, deren Streitkräfte stärker waren als die Seinigen, eine Schlacht zu liefern, da der Boden, auf dem er stand, höchst ungünstig war. Dämme, Gräben und Sümpfe durchschnitten ihn nach allen Richtungen. Dennoch aber nöthigen ihn die Spanier, die er befehligte, zur Schlacht.

Bei dem Kloster Heiligerlee wurde die Schlacht geliefert. Aremberg wurde geschlagen und überlebte seine Niederlage nicht. Ludwig von Nassau verlor einen seiner Heldenbrüder, Adolph, ein junges, hoffnungsvolles Leben. Groß war der allgemeine Jubel über diesen Sieg, groß Alba's Entsetzen. Fürchterlich brauste sein Zorn auf. Vor Gröningen stand der verachtete Feind, der die Seinen geschlagen. Aufsuchen, angreifen, zermalmen wollte er ihn. Gerächt mußte sie werden die erlittene Schmach. Chiappi Vitelli sandte er voraus nach Gröningen, damit er Megern unterstützte und blutiges Gericht halte über alle die, welche Aremberg zu diesem unglücklichen Treffen genöthigt hatten. Bald folgte er selbst, der Entsetzliche, und vereinigte sich mit Vitelli. Graf Ludwig von Nassau zog sich zurück nach Jemmingen, wo er eine feste Stellung nahm und so lange Alba beschäftigen wollte, bis Wilhelm von Oranien den Krieg in das Herz Brabants würde getragen haben. Doch nicht also sollte es sein. Vielfach sollte erst der edlen Brüder Streben durchkreuzt werden, ehe es der Erfolg zu krönen bestimmt war. Alba durchschaute die Pläne und wollte rasch ihnen den unheilbaren Herzstoß versetzen. Ihm lag daran, schnell Alles zur Entscheidung zu führen. Auf seiner Seite war ohnedies schon der Vortheil besserer Ordnung, geübterer und erprobterer Truppen, während nur Horden losen Gesindels, die des Kriegsglücks und des Gewinnes Hoffnung angelockt, des Nassauers Heer bildeten, und jetzt gerade, wo Alba im Angesichte stand, wegen rückständigen Soldes zu murren begannen.

Ludwig von Nassau sah die Gefahr, die dieses Murren brachte, und rief seine Befehlshaber und Hauptleute zusammen. Unter ihnen war Wilm van Strahlen, der das Racheschwert ergriffen hatte und bereits bei Heiligerlee unter den Tapfern der Tapfersten Einer gewesen war. Schauenburg und Strahlen nahmen es über sich, die murrenden Haufen zufriedenzustellen. Sie traten furchtlos unter sie. Wilm van Strahlen's sonore Stimme mahnte kräftig

die Meuterer an ihre Pflicht. Er erinnerte sie an ihren Sieg von Heiligerlee und stellte ihnen vor, daß ihr Benehmen so leicht alle diese Vortheile wieder zertrümmern könnte, zeigte ihnen das Verächtliche, was in dem Benehmen lag, in der Stunde der Gefahr, wo es männliches Kämpfen galt, dem Prinzen zu trotzen. Es gelang ihm und Schauenburg, sie zu befriedigen. Während Sancho de Avilla die Truppen des Feindes und seine Stellung zu erforschen suchte und leider seine schwächste Position erforschte, stifteten Wilm und Schauenburg Frieden unter den empörten Massen. Wilm ahnte die Nähe der Gefahr. Er selbst führte sie zur blutigen Arbeit, die mit der Abtragung der Brücken begann. Unter diesem Geschäfte begrüßten sie schon der Spanier pfeifende Kugeln. Das Treffen begann — und — der Befehl Ludwigs von Nassau, die Dämme zu öffnen und das Land unter Wasser zu setzen, war durch die subordinationswidrige Stimmung der Soldaten unerfüllt geblieben. Strahlen sah den anrückenden Feind — und trotz der nahenden Gefahr unternahm der Jüngling mit einem Theile der unter seinen Befehlen stehenden Dienstmänner die gefahrvolle Arbeit. Ehe es aber noch ganz vollendet war, begann die Schlacht immer wilder daherzubrausen. Wilm eilte in die Reihen der Kämpfenden zurück. Trüb und regnerisch war der Tag, gleichsam voraus verkündigend die Schicksale, die er bringen sollte. Immer höher stieg das Wasser — immer gefährlicher wurde das Terrain. Da griff Alba das Befreiungsheer in der linken Seite an, wo Wilm mit seinen Streitern stand. Auf die schwach bedeckte Batterie richtete Alba sein Augenmerk. Er selbst kämpfte an der Spitze der ausgesuchten Truppen. Wilm stritt wie ein Löwe, dem man sein Junges nehmen will. Sein Auge suchte nur Alba. Nach seinem Herzblute gelüstete ihn; aber seines Herzens Wunsch konnte nicht erfüllt werden; ja der unsägliche Schmerz wurde ihm, daß, trotz des steigenden Wassers, die Spanier daherstürmten, seine Leute wichen. Vergebens bat, befahl, drohte er — umsonst streckte er mit eigener

Hand die Fliehenden nieder und drohte, so viele niederzuhauen, als er erreichen könne, — sie flohen, die Batterie wurde erstürmt, und er war der Letzte, der sie verließ, wollte er nicht in Alba's Hände fallen. Die Flucht nahm jetzt das ganze Heer der Nassauer, von denen treulos gar noch ein Theil zu Alba überging. Murrend gegen das unerbittliche Geschick, sah Wilm alle Vortheile des Sieges bei Heiligerlee vernichten und das Lager mit allen Vorräthen und allem Gepäcke in der Feinde Hände fallen. — Am späten Abend des Tages standen, düstern Blicks und voll innern Grimmes, die Hauptleute um den Grafen Ludwig von Nassau. Das Aussehen des Prinzen war ruhig. Er reichte den Tapfern seine Hand nach der Reihe und sagte mit fester Stimme: „Es ist nicht unsere Schuld, Gefährten, es war der Wille Gottes! Wir haben bei Heiligerlee bewiesen, daß wir Männer und keine Jünglinge sind. Es schmerzt wohl, daß alle die Vortheile unseres ersten Siegs uns wieder entrissen sind, aber wir leben noch und unser Muth und unsere Kraft. Nicht geendet ist unser Werk. Der wahre Held kann überwunden, nie aber ganz besiegt werden, und unsere Thätigkeit, die hier bloß eine Schranke fand, sucht anderen Spielraum, um Neues kräftiger zu beginnen. Wir haben Alba ewigen Haß und Rache geschworen — wir wollen den Schwur halten!"

„Bis zum letzten Tropfen Herzblut!" riefen die Hauptleute.

„Wohlan dann, treue Waffenbrüder," fuhr Graf Ludwig fort, „laßt uns mit den Resten unserer Treuen nach Deutschland zurückkehren, wo mein Bruder neue Streitkräfte sammelt, um den Erbfeind unseres Hauses, Volks und Glaubens zu bekämpfen. Jene brennenden Dörfer (er wies nach dem gluthrothen Horizonte hin) werden uns leuchten und das Gefühl der Rache in tausend niederländischen Herzen entzünden gegen den Mordbrenner!"

Mit diesen Entschlüssen verließen die Tapfern schweren Herzens den Boden Frieslands, den sie mit so schönen Hoffnungen und unter so günstigen Aussichten betreten hatten. Sie wanderten nach

Deutschland und stießen zu Oranien, der neue Kämpfe vorbereitete. Geldmangel hielt ihn zurück, sogleich die Bahn des Kriegs wieder zu betreten. Die Unglücksfälle, die ihn getroffen, hatten seinen Heldengeist noch nicht niederschlagen können. Sein Glaube an die Gerechtigkeit seiner Sache stand zu unerschütterlich fest. Die erlittenen Niederlagen und die Verluste derselben wurden durch treue Freunde ersetzt. Im September des Jahres 1568 musterte bei Trier der Prinz seine Leute, in zwanzigtausend Mann bestehend. Wilhelm von der Mark, der wilde Eber der Ardennen, befehligte die Heeresabtheilung, bei welcher Wilm als Hauptmann stand. Hoch schlug sein Herz bei dem Gedanken an seines Vaterlandes Rettung — hoch bei dem Gedanken, Alba's furchtbare Macht zu brechen. Seiner Fahne Symbol sprach ganz seine Gesinnungen aus. Ein schwarzes Herz, von einem Pfeile durchbohrt, mit der Devise: Fluch Alba! zierte sie. Nur die trübe Aussicht auf neue Meutereien bereitete einen schwarzen Schleier über seine schönen Hoffnungen. Oft wünschte er sich, daß der brave De Ryk an seiner Seite stünde — doch der war fern, und in jeder einsamen Stunde war seine Seele bei Elisabeth, und innig betete er für sie, deren Loos in das Dunkel der Ungewißheit gehüllt war. Sein Wesen war ernst. Ihm war das wilde Toben der Lust zuwider. Seine Vaterlandsliebe hielt ihn auf der blutigen Bahn des Kriegs, und flößte ihm die Begeisterung ein, die ihn stählte gegen alle Widerwärtigkeiten und ihm die Kraft gab, die aufrührerischen Landsknechte und Hakenschützen im Gehorsam zu erhalten. Oft blutete sein Herz bei den wilden Ausschweifungen der Soldaten; doch die traurigen Verhältnisse, die obwalteten, Wilhelms von der Mark eigene Wildheit und Zügellosigkeit und der Mangel an Sold mußten Manches zulassen, was das Recht und die Pflicht verbot. Diese Nachsicht aber gebar nur wildern Trotz, nur frechere Forderungen, nur zügellosere Ungebundenheit, die endlich — ehe noch Bedeutendes geschehen war — in offene Empörung ausartete.

Schon längere Zeit glühte das Feuer, bis es endlich, nach der Zerstörung und Plünderung eines Klosters bei Artenberg, zum vollen Ausbruche kam. Oranien mißbilligte laut die Ausschweifungen und Grausamkeiten, die man dabei verübt hatte, und dies reizte den allgemeinen Unwillen auf's Heftigste. Man vernahm laute Schmähungen und Flüche, mit den bedenklichsten Drohungen vermischt, um so bedenklicher, da Alba bereits im Anzuge war. Im Zelt Oranien's waren die Obristen und Heerführer zum Kriegsrathe versammelt. Auch Wilm van Strahlen, der sich zu Jemmingen die Liebe Ludwigs von Nassau durch seine Tapferkeit erworben hatte, war dazu berufen. Als er sein Zelt verließ, vernahm er diese Aeußerungen, beobachtete die Zusammenrottungen der Soldaten und ahnte, was erfolgen würde. Pfeilschnell flog er die Zeltengasse hinauf, zu des Prinzen Zelt, und meldete ihm die bevorstehenden Auftritte. Der Prinz dankte ihm für die Mittheilung und bat ihn, sogleich seine Hakenschützen, größtentheils Unterthanen des Prinzen, die ihn liebten, ausrücken zu lassen und zu dem Zelte zu führen, wo der Kriegsrath Statt gefunden hatte. Strahlen kehrte zurück und befolgte das Gebot des Prinzen; allein schon wütheten die entfesselten Leidenschaften, schon brauste das Feuer der Empörung überall, schon war de Hammes, einer der wackersten Hauptleute, erschossen, und eine Kugel hatte des Prinzen Degen von seiner Seite gerissen, als Wilm van Strahlen mit den Hakenschützen anlangte und sie mit scharfer Ladung vor die Meuterer aufstellte. Alle Bande schienen gelöst, und Verderben drohte der ganzen Unternehmung. Ruhig zielten indeß Wilms Hakenschützen, und harrten des Gebots. Noch einmal versuchte Oranien die zauberhafte Beredtsamkeit, die ihm zum Herrscher über die Menschenherzen machte. Noch einmal trat er kühn vor sie hin, ihnen das Strafbare ihres Benehmens zu zeigen, sie an das Kriegsrecht zu erinnern, — und sein Wort siegte; die imponirende Größe des Mannes erschütterte die Gemüther der wilden Rotten. Friedlichen,

glücklicher endete der Aufmarsch, der unter so äußerst bedenklichen Anzeichen begonnen hatte, und Oranien führte sein Heer den Ufern der Maas zu, wo Alba ein verschanztes Lager bezogen hatte. Ein heldenkühner Uebergang über den Fluß führte den Prinzen Alba gegenüber; aber der alte Krieger hatte seine Pläne reiflich durchdacht. Ihm schien es das Beste, den Prinzen ohne eine entscheidende Schlacht hinzuhalten. Dann mußten seine Geldquellen sich erschöpfen, seine Vorräthe sich vermindern und Meuterei unter seinen Truppen entstehen, die er nicht mehr bezahlen, nicht mehr ernähren konnte. Der Schlaue hatte richtig gerechnet. Er wich vorsichtig jedem bedeutenden Treffen aus, wie auch der Prinz, nicht minder erfinderisch in Schlauheit und List, ihn zu locken, ja zur Schlacht zu nöthigen suchte. Umsonst waren des Prinzen Hin- und Herzüge — Alba blieb sich völlig gleich in seiner angenommenen Rolle. So rieb Oranien's Kraft sich auf. Immer ungünstiger wurde die Jahreszeit, immer mehr fehlte es an dem Nöthigsten, immer weniger Hoffnung blieb, Alba'n aus seiner Ruhe zu reißen. Der Prinz vermochte es nicht mehr, länger im Felde zu bleiben, und beschloß, durch Hennegau nach Frankreich zu gehen, um sich an Condé und Coligni anzuschließen und unter veränderter Gestalt denselben Feind des Glaubens zu bekämpfen. Doch jener unselige meuterische Geist seines Heeres nöthigte ihn, dies nach Straßburg zu führen, wo er es zum größten Theil entließ und mit seinen Brüdern und Freunden, zweihundert Reiter führend, zum Herzog Wolfgang von Zweibrücken stieß, der den Hugenotten zu Hülfe zog.

Abermals in seinen schönsten Hoffnungen getäuscht, sah Wilm von Straalen unmuthig auf das verunglückte Unternehmen des angebeteten Prinzen, und fing fast zu zweifeln an, daß jemals seines Vaterlandes Rettungsstunde auf diese Weise schlage. Eine tiefe Schwermuth, deren Keime die Erfahrungen der letzten Jahre in ihm erzeugt und genährt hatten, begann sein Gemüth immer mehr zu umdüstern. Das Leben lag öde vor ihm. Seine höchsten

Zwecke, seine schönsten, begeisterndsten Ideen schienen sich in's Unerreichbare zu verlieren. Vergebens hatte er seine Kräfte angestrengt, sein Blut geopfert. Der Verrath knickte seine schönsten Blüthen; die Theuern, an denen sein Herz hing, waren zum Theil mit Haß und Verachtung, vielleicht Fluch auf ihn hinübergegangen. Seiner Liebe Glück war zertrümmert, Elisabeth verschwunden. Lebte sie noch, dann war auch ihr Herz vom höllischen Gifte des gräßlichsten Verdachtes gegen ihn erfüllt — und er konnte nicht sich reinigen von dem gräßlichen Schatten, der auf ihm lag, konnte nicht das höllische Gewebe zerreißen, das Alles umstrickt hielt, was ihm so theuer war. De Ryk, der Einzige noch, der ihn kannte, verstand, liebte — auch er war fern, vielleicht gefallen unter Alba's Mordbeil, oder kühl gebettet auf des Meeres Grund. Allein, verlassen stand er im Leben da — Keinem angehörend und Allen.

Als Oranien bei Joubsigne sich mit dem Heerzuge des Grafen von Genlis zu vereinigen beabsichtigte und dorthin zog, und auch er wieder in jene Gegenden kam, wo so schmerzliche Erinnerungen im Herzen geweckt wurden, konnte er der Sehnsucht nicht mehr gebieten. Er verließ das Heer, um heimlich nach la Gauchère zu eilen. Von Breughel hoffte er durch dringendes Bitten Elisabeths Aufenthalt zu erfahren. Groß waren die Gefahren dieses Unternehmens, aber Strahlen achtete sie nicht. Der Zug des Herzens war zu mächtig. Er kam verkleidet nach la Gauchère, und — fand Breughel nicht. Er war weggezogen, um den Stürmen des Krieges zu entgehen. Wenige Tage früher — und er hätte ihn noch gefunden. Nach Briel hatte er sich mit seiner Familie gewendet, das war Alles, was er erfahren konnte. Bitter getäuscht kehrte er glücklich zum Heere zurück und folgte diesem dann bis Straßburg. Wohin sollte er nun? Ausgeschlossen aus der Heimath — ohne Habe — blieb ihm nur Ein Ausweg — mit dem Prinzen nach Frankreich zu gehen und im wechselnden Kriegsglück das Düstre seiner Lage, wenn auch nicht auf immer, doch auf Augenblicke zu

vergessen und seinen Kräften eine neue Bahn der Uebung zu eröffnen. Was er dort verlassen, fand er hier — eine heilige Sache ohne Glück. Oft unterliegend, nie entscheidend siegend, theilte Coligni Oranien's Geschick — doch er war auch großherzig wie er; muthig wie er; unerschütterlich wie er, dem er durch Bande der Liebe noch näher verbunden werden sollte. Ein Herz, wie das Wilm van Strahlen's, konnte auf die Dauer nicht Beruhigung — nicht einmal Nahrung in diesen Kämpfen finden. Er stritt auf fremdem Boden, für eine zwar hochheilige, doch fremde Sache, während sein Vaterland aus tausend Wunden blutete und keine heilende, rettende Hand da war. Glühender war nach dem Unglück Oranien's seine Erbitterung gegen Alba geworden, gegen die Spanier, die seines Volkes edelste Männer hinmordeten oder als Bettler in die weite Welt trieben und gierig wie Hyänen des Vaterlandes Mark verschlangen. Sein Haß kannte keine Grenzen. Sein verödetes Leben war diesem Hasse, der Rache und der Rettung des Vaterlandes auf immer geweiht. In Oranien's hohem Geiste sah Wilm den einzigen, den letzten Hoffnungsanker seines Volks. An ihn band ihn Liebe und Entschluß. An seiner Seite stritt er, und Oranien erkannte ihn und hielt ihn hoch. Strahlen war darum nur in Frankreich geblieben, weil Oranien blieb, und als er jene gefahrvolle Reise über Mömpelgard-in's Vaterland antrat, da war Wilm einer der vier Getreuen, die, des Prinzen Gefahren theilend, jene seltsame Fußreise mit ihm antraten und glücklich mit ihm in Dillenburg anlangten.

---

7. Die Meergeusen.

Das Verhängniß, welches auf Oranien's Unternehmungen lag, vollendete das Elend der niederländischen Nation. Alba war von

einem gefährlichen Feinde befreit und konnte nun ganz sich seinem Plane widmen: das Joch der härtesten Tyrannei auf den freien Nacken dieses Volkes zu bürden. Das schreckliche Blutgericht, welches unter dem Namen des Rathes der Unruhen von Vargas mit blutgieriger Wuth geleitet wurde, schlachtete unermüdet fort, bis es ihm zuletzt, durch seine eigene Thätigkeit und Alba's Verbannungen, an geeigneten Opfern gebrach. Jetzt, wo der Zufluß von Geldern, der bisher durch die Einziehungen der Güter der Gemordeten so mächtig gewesen war, allmälig nachließ, mußte er auf andere Mittel sinnen. Er verlangte von den Staaten, daß jeder Bürger zuerst von seinem Gesammtvermögen den hundertsten Pfennig und dann noch besonders bei jeder Veräußerung von beweglichen Gütern den zehnten und von unbeweglichen Gütern den zwanzigsten Pfennig erlegen sollte. Diese Neuerung griff tiefer in die Interessen des handelnden Volkes, als alle Unterdrückungen, alles Morden. Der Eindruck dieser Forderung auf das Volk war außerordentlich. Laut und ungescheut sprach sich der Unwille der Nation aus und wuchs bis zur Wuth — die eine ungemeine Höhe erreichte. Unglück auf Unglück häufte sich. Elisabeths von England Beschlagnahme spanischer Schiffe und Gelder nöthigte Alba zu gleichen Maßregeln, und dies versetzte dem Handel einen tödtlichen Stoß und brachte grenzenlosen Schaden. Sogar die Natur schien im Bunde mit Alba — denn furchtbare Stürme trieben das Meeres Fluthen auf die Küstenstriche von Seeland, Flandern, Friesland und Holland und richteten unermeßlichen Schaden an. Das Elend wuchs in den Niederlanden mit jeder Stunde und mit ihm die Verzweiflung des Volks und sein Haß gegen die Unterdrücker.

Oranien sah von Ferne die Noth und ihr Wachsen mit blutendem Herzen. Unermüdet wirkte er zu seinem Zwecke hin. Sonoi und Wilm van Strahlen, den auch ein Interesse des innigsten Gefühls nach dem Vaterlande trieb, durchwanderten es heimlich nach allen Richtungen, um Gelder zu sammeln und den

Muth des Volkes zu beleben. Doch Oranien's Arm blieb gelähmt. Ohne sonderlichen Erfolg kehrten Beide nach Dillenburg zurück; Wilm doppelt unglücklich, weil er trostlos zurückkehrte, denn die er gesucht, war spurlos verschwunden. Auch in Antwerpen war er gewesen. Jener treue Schiffszimmermann, in dessen ärmlicher Wohnung er einst so gastlich aufgenommen worden war, als er zerrissenen Herzens nach Antwerpen kam, wo er so lange in den Fesseln der Krankheit geschmachtet, nahm ihn freudig auf und gab ihm wieder ein Asyl. Tief empört in seinem Innersten vernahm er, wie Jan van der Does einen ausgedehnten Handel treibe und einer der eifrigsten Anhänger Alba's sei. Freudig bewegt aber war sein Herz, als ihm der treue Mann die Kunde gab, daß De Ryk noch lebe und auf seine Faust einen Freibeuterkrieg mit Spanien führte. Der Name Meergeusen wurde ihm hier zuerst genannt. Wie pochte sein Herz bei dem Gedanken, an De Ryk's Seite zu kämpfen! De Ryk's Unternehmen, mit dem abenteuerlichen Anstrich, sagte so ganz ihm zu, daß es von nun an herrschender Gedanke bei ihm wurde, sein Loos zu theilen. Er zog möglichst genaue Erkündigungen ein und kehrte dann, nach fruchtlosem Streben für des Prinzen Zwecke, nach Dillenburg zurück. Wilhelm von Oranien sah mit bitterem Schmerze, wie alle seine Anstrengungen fruchtlos blieben, wie glänzende Versprechungen ihm gemacht wurden, an deren Erfüllung man nicht dachte. Zudem war durch die Vermählung Philipps des Zweiten mit der deutschen Kaiserstochter Anna an keine Unterstützung und Theilnahme des Reiches zu denken, von Frankreich keine Hülfe, da hier der Guise'sche Fanatismus herrschte, welcher mit dem Alba's Hand in Hand ging. Englands Theilnahme war von politisch-mercantilischen Rücksichten gefesselt; der Norden blieb kalt und war zu wenig betheiligt, als daß seine Politik konnte von Eigennutz geleitet werden. So war ringsum der Horizont umwölkt für den Prinzen. Doch wo die Mächtigen zurücktraten, da erhoben sich Einzelne, um nicht ganz

des Prinzen Hoffnungen sinken zu lassen, und auf sie richtete Oranien jetzt seine Blicke, auf sie, deren Wirken im Stillen Spanien tiefe Wunden schlug.

Eine Zeit der Unterdrückung und Mißhandlung, die nur Haß gebar, mußte die Einzelnen, die Muth im Herzen trugen, zur Selbsthülfe aufrufen, da nirgendwo sonst her eine rettende Hand erschien. Die Motive, vielleicht auch sonsthin unedle, bestimmten eine Anzahl verbannter Adeliger und Kaufleute der Niederlande, sich zu einer Gesellschaft zu vereinigen, die Krieg führen wollte gegen Spanien und spanisches Eigenthum auf dem ungewissen Elemente des Meeres.

Sie rüsteten leichte Fahrzeuge aus, von vierzig bis hundert Tonnen Ladung, die sich durch Leichtigkeit und Schnelle des Segelns auszeichneten, zehn bis zwanzig Feuerschlünde führten und mit fünfzig bis zu zweihundert Seeleuten bemannt waren, die eben sowohl als Schützen, wie auch als Matrosen dienten — Leute von Muth und Festigkeit. Mit diesen Schiffen, die man Blieboote nannte, durchschifften sie mit unglaublicher Schnelle die Meere an Deutschlands, Frankreichs, Englands und den Küsten der Niederlande, spanische und niederländische Schiffe kapernd. Ihr Wille war ihr Gesetz. Die Gefahren machten sie gleichgültig gegen den Tod. Das wilde, gesetzlose Treiben erstickte die Gefühle des Rechts und der Menschlichkeit nach und nach, und was anfänglich weniger tadelnswerth erschien, wurde nur zu bald ein Handwerk der wildesten Räuberei. Sie hatten in England, Deutschland und Frankreich ihre Zufluchtstätten, die Orte, wo sie ihre Prisen verkauften und dann wieder hinaussegelten auf neuen Fang. Anfänglich verfolgten sie nur spanisches Staats-, wie Privatgut; allein als Glück und Straflosigkeit ihre Zahl ungemein vermehrte, als diese schwimmende Freibeuterrepublik nicht mehr Beute genug machen konnte an Spaniens Habe und die lockende Versuchung sie auch zu Angriffen auf anderer Nationen Schiffe verleitete, sie auch dies

ungestraft ausübten, da galt keine Rücksicht mehr — und jedes seefahrende Volk litt, wenn es diese Meere befuhr, unter dieser Plage.

Aus sich selbst heraus war diese Verbindung gewachsen und durch sich selbst stark geworden, und geordnet zu einem festen Ganzen. Meergeusen nannte man sie, weil Geuse die Bezeichnung für jeden protestantischen und verbannten Niederländer geworden war.

Durch Coligni war Oranien aufmerksam gemacht worden, wie er sicherer, als zu Lande, zur See Spanien schaden und es unheilbar verwunden könnte. Wilhelms Auge sah scharf. Die Meergeusen hatte er längst in der Stille beobachtet; nun boten sie ihm das Mittel dar, jenen Plan am leichtesten zu verwirklichen. Er trat mit ihnen in Verbindung durch De Ryk, der einer ihrer Oberhäupter geworden war und längst gekämpft hatte gegen die Entartung der Flotte — aber stets mit seinen Ansichten scheiterte, und daher oft im Begriffe stand, sich von ihnen loszusagen. Nur die weitaussehende Klugheit ließ ihn die Verbindung unterhalten, hoffend, daß doch einst diese räuberische Flotte zu höheren Zwecken, die sein vorleuchtendes Ziel waren, würde dienen können. Oranien bestimmte ihnen einen Admiral, gab den Hauptleuten Bestallungen, dem Ganzen Gesetze; aber sie wurden nicht geachtet. Immer kühner, immer mächtiger wurden sie. Bald hier, bald da, an Hollands und an Frieslands Küsten erschienen sie, Meteoren gleich, raubten und brannten und verschwanden spurlos. Glücklicher stets in ihren Unternehmungen, waren sie kühn genug, selbst eine ganze spanische Flotte zu nehmen. Wilhelm von der Mark, der Eber der Ardennen, war jetzt ihr Admiral, und sein wilder Sinn war nicht gemacht, einen anderen Geist unter ihnen zu erregen, zu nähren, zu stärken. Mit Unwillen sah Oranien ihr Treiben. Sie allein konnten jetzt, wenn ein besserer Geist unter ihnen herrschend wurde, seine Pläne zur Rettung der Niederlande fordern. Bemächtigten sie sich eines Hafens und einer festen Stadt an der Küste der Nieder-

lande, so war ein Ort gewonnen, wo man festen Fuß fassen, von wo aus man handeln konnte und eine Verbindung mit den Gleichgesinnten in den Provinzen einzuleiten war. Dies waren die Ansichten Oranien's zu der Zeit, als die Meergeusen Walcheren bedroht, Monnikendam geplündert, eine große Anzahl spanischer und flandrischer Schiffe gewonnen hatten und wieder in die englischen Häfen gesegelt waren, zu der Zeit, als Wilm van Strahlen aus den Niederlanden fruchtlos zurückkehrte.

Wilm hatte dem Prinzen das Fruchtlose seiner Bemühungen dargelegt in einer geheimen Unterredung auf dem Schlosse zu Dillenburg. Des Prinzen Stirne lag in tiefen Falten. Er schritt das Gemach entlang in stillem Sinnen.

Plötzlich wandte er sich um und trat vor Strahlen hin.

„Also auch das wäre wieder ein Loos in den Schooß der Zeit gewesen, dem eine Niete gefolgt ist," sagte er ernst. „Ihr habt schon viel gethan, gewagt, gelitten, Hauptmann, für die heilige Sache. — Wäret Ihr wohl entschlossen, noch Eins zu versuchen? Noch einmal möchte ich in Eure Hand ein wichtiges Geschäft legen!"

„Ich bin kein Schmeichler, mein Prinz," sagte Strahlen — „aber gebietet über mich. Ich habe mein Leben dem Dienste des Vaterlandes ergeben."

„Ich brauche einen braven, muthigen, festen Mann, wie Ihr, aber es ist kein leichtes Spiel!"

„Meine Wanderung durch Holland und Flandern, wo Alba's Henkerbeil an einem Haar über meinem Nacken schwebte, war auch kein Spiel. Prinz, ich bin bereit. Mein Leben gehört dem Vaterlande!"

„Kennt Ihr den Schiffshauptmann De Ryk?" — fragte der Prinz.

„De Ryk?" — rief Wilm, und ein freudiges Gefühl schwellte seine Brust. „Er ist mein Freund, mein Vater, er ist mir Alles —

dem ich habe vielleicht sonst Niemanden mehr auf Erden, dem ich angehöre."

Oranien sah ihn bei diesen Worten, die er mit Feuer und Gefühl sprach, wohlwollend an.

„Desto besser, desto leichter wird es Euch werden," fuhr Oranien fort, „das auszuführen, was ich wünsche. Auch kennt Ihr den Grafen von der Mark, denn Ihr habt unter ihm gedient." Diese Worte begleitete ein Seufzer — eine Pause folgte, in der des Prinzen Auge fest auf Strahlen ruhte; dann fuhr er fort: „Es gilt für's Erste, sicher in einem der Häfen Englands, wahrscheinlich in Harwich, die Wassergeusen zu finden und ihnen meine Befehle zu überbringen; dies der leichteste Theil der Sendung. Der ungleich schwerere besteht für's Zweite darin, dem wilden räuberischen Treiben, der Sitten- und Gesetzlosigkeit Schranken zu setzen und Wilhelms von der Mark wilden Sinn zum Bessern zu lenken; dann zuletzt, sie zu bewegen, sich eines Hafens und festen Orts an der Küste von Holland oder Friesland zu bemeistern, um diesen zur Basis künftiger Unternehmungen zu gebrauchen — Enkhuizens oder Briels."

„Es ist in der That viel, was Ihr fordert, gnäd'ger Herr; doch ich hoffe, durch De Ryk's Hülfe zum Ziele zu kommen," sagte Wilm.

„Ja," sagte der Prinz, und seine Züge erheiterten sich, „De Ryk ist ein edler Mensch. Ich kenne die Kämpfe, die er mit dem Grafen von der Mark bestanden hat, den Unternehmungen der Flotte eine andere Richtung, ihrem Seeleben eine andere und bessere Gestaltung zu geben. Er ist geläutert im siebenfachen Feuer der Prüfung. Daß Ihr ihm, er Euch werth ist, macht Euch mir noch theurer, und ich schätze mich glücklich, daß meine Wahl auf Euch fiel. Ich werde Eure Bedürfnisse bestreiten; geht, und rüstet Euch denn; oder wollt Ihr erst rasten und Euch erholen von den Strapazen Eurer Reise?"

Wilm verneinte des Prinzen Frage und entfernte sich. Der Prinz aber setzte sich an seinen Arbeitstisch und begann rasch zu schreiben.

Am anderen Morgen trat Wilm, gerüstet zu der weiten, gefährlichen Reise, in des Prinzen Gemach. Er empfing von ihm alle nöthigen Papiere und Briefe, der Secretär des Prinzen zahlte ihm die nöthigen Gelder, und so schied er.

„Gott geleite Euch, Hauptmann Strahlen!“ sagte der Prinz herzlich. „Werdet ein braver Wassergense, wie Ihr auf dem Lande ein tüchtiger Soldat seid. Ihr habt Ansprüche auf meine größte Dankbarkeit. In besseren Tagen werde ich sie bewähren auf andere Art. Jetzt ist nur Mühe und Gefahr der Beweis meiner Liebe!“

Er schüttelte des Jünglings Hand, und dieser ging, bewegt von schönen Empfindungen, einem gefahrvollen Unternehmen entgegen. Bei Mainz setzte er über den Rhein, und wanderte nun der französischen Grenze zu. An Coligni hatte ihm Oranien Aufträge gegeben, und diesen mußte er aufsuchen auf seinen kriegerischen Kreuz- und Querzügen. Er fand ihn in Paris, wo ein neuer Friede, dem nur zu bald die blutige Bartholomäusnacht folgen sollte, zum letzten Mal die Hoffnungen des Edeln auf eine bessere Zukunft und seinen Glauben an Menschentreue täuschte. Unter mancherlei Gestalten hatte Wilm diese Reise gemacht. Oft der Gefahr ausgesetzt, der Partei der wachsamen Guisen in die Hände zu fallen, kam er endlich nach Paris. Coligni nahm den alten Bekannten, dessen Tapferkeit er erprobt, mit Herzlichkeit auf, behielt ihn mehrere Tage bei sich und empfahl ihn dann an La Noue, der in Rochelle den Befehl führte. Wilm kam glücklich nach Rochelle, und eine erfreuliche Nachricht war es ihm, daß der Schiffshauptmann Treslong, von der Geusenflotte, mit seinem Vlieboot im Hafen lag, bereit, bei dem ersten Wehen eines günstigen Windes nach England zu schiffen. Ihn suchte er auf. Im Hafen war ein sehr reges Treiben. Schiffe lagen vor Anker — andere

legten eben bei, noch andere bereiteten sich zum Absegeln. Rufen und Schreien, Getöse und Lärm überall. Hier sah man einen mürrischen Britten wie eingewurzelt stehen und den prüfenden Blick in die Lüfte richten, als wolle er die Launen des Wetters dem Angesichte des Himmels ablauschen; dort sang ein Franzose ein fröhliches Liedchen und that singend seine Arbeit leicht hinweg. Hier entlud man ein Schiff seiner Lasten, dort wurden die Fässer und Ballen mühsam an Bord gewunden, und dazwischen tönte mitunter der grelle Pfiff einer Bootmannspfeife, oder der kräftige Fluch eines Seemannes. Wilms Herz wurde freudig bewegt, denn seit er Antwerpen verlassen, waren diese Bilder einer regen Betriebsamkeit, mit ihrem eigenthümlichen Anstrich, ihm fremd geworden. Der Träume Traum — die Erinnerung — führte ihm die Tage einer glücklichen Jugend zurück — und das ganze verschwundene Glück des Lebens. Allmälig verschwammen die Bilder dieses äußeren Lebens vor seinem Auge, und die innere Welt that sich auf vor dem Blicke des Geistes — aber auch der alte Schmerz, der nie schlief, regte sich mächtig, und das Herz blutete aus der alten Wunde, die selbst unter den Stürmen des Kriegs und in den vielfachen Verschlingungen seiner Lebenswege nicht hatte verharrschen wollen.

Gewaltsam riß ihn der Ruf eines Matrosen aus seinen Träumen auf.

„Guter Wind! guter Wind für das Vlieboot Philippsfeind!“ rief er, und eilte vorüber. Wilm folgte ihm. Am Hafendamme lag das Boot mit dem bezeichneten Namen. Alles regte die Kräfte auf dem leichten Fahrzeuge. Die Orange-Flagge wehte im Winde, der Zeitpunkt der Abreise war nahe. Auf dem Damme schritt eine edle Gestalt auf und ab. Ein blaues Kleid trug der Mann, nach dem damaligen Schnitt. Auf der Brust hing der Geusenpfennig am gelben Bande. Die Orange-Schärpe umgab die Hüfte. Das breite Geusenmesser hing an der Seite. Ein mit Federn geschmückter

Hut saß nachlässig auf einem Ohr. Ein langer weißer Bart vollendete das wirklich imposante Bild eines Mannes, den man einen schönen Greis nennen konnte und den Wilm sogleich für den Hauptmann Treslong erkannte. Dichter hüllte er sich in seinen Mantel, um seine Kleidung, die ganz der des Hauptmannes glich, vorläufig zu verbergen, und trat auf ihn zu. Der achtungsvolle Gruß wurde leicht erwiedert.

„Ich grüße Euch, Hauptmann Treslong!“ sagte Wilm nach der ersten stummen Begrüßung.

„Kennt Ihr mich?“ fragte der Greis, und ein helles, scharfes Auge musterte den Grüßenden.

„Ja, ob ich Euch gleich zum ersten Male sehe!“ erwiederte Wilm. „Ich komme, Euch um die Ueberfahrt zu bitten.“

„So müßt Ihr andere Gelegenheit abwarten,“ sagte kalt der Seemann. „Das Vlieboot ist stark besetzt.“

„Auch wenn ich zu De Ryk wollte?“ fragte Wilm.

Der Alte fuhr schnell herum. „Dann nicht,“ sagte er. „Was habt Ihr mit De Ryk? Er ist mein Freund!“

„Dann gottlob!“ rief Wilm, schlug den Mantel zurück, und stand in der Tracht der Geusen vor ihm, die Hand ihm reichend.

„Oranien hoch!“ rief Treslong und schüttelte ihm die Hand. „Wer bist Du, Junge? Sprich!“

„Wilm van Strahlen.“

„Hussah! Wir haben ihn!“ rief Treslong, und riß stürmisch den Jüngling an seine Brust. „Nun wird der alte Murrkopf fröhlich werden,“ rief er, „denn nach Dir, Wilm (Du bist jetzt auch mein Sohn!), sehnte sich der alte Kauz wie ein Jüngling nach der Geliebten.“

„Hussah, Kinder!“ rief er der Equipage des Vlieboots zu, „die Segel auf, die Wimpel hinaufgehißt — wir haben einen köstlichen Fang! Glück auf — in See!“

Er zog Wilm in das Vlieboot. Die Equipage konnte ihres

Hauptmannes Absage nicht begreifen. Sie starrten bald den schlanken jugendlichen Mann in der Tracht eines Schiffshauptmannes der Seufenflotte, bald Treslong an, bis dieser ihnen Wilm als De Ryk's Sohn vorstellte. Da begriffen sie des Alten Freude, da schüttelten sie Wilm die Hand, denn sie liebten De Ryk trotz seiner strengen Mannszucht, die auch Treslong ihm nachahmte, weil er uneigennützig und edel war — und zu einander sagten sie so laut, daß es Wilm hören konnte und erröthete: „Das ist ein schmucker Junge, der macht seinem Vater Ehre!" Andere meinten: „Er hat Pulver gerochen, denn die spanischen Säbel haben's ihm lesslich auf das schöne Gesicht geschrieben!"

Treslong ertheilte schnell die nöthigen Befehle. Das Fahrzeug wurde geschwenkt; der Wind blies frisch vom Lande her. Kanonensalven grüßten die Festung, und unter dem fröhlichen Gesange heiterer und begeisternder Seufenlieder flog das leichte Fahrzeug aus dem Hafen hinaus. Lustig tanzte das schlanke Gebäude auf den kräuselnden Wogen des Meeres. Bald hatte es die Rhede erreicht. Da schwiegen die Gesänge. Eine kleine Glocke klang hell an, und aus dem Raume stieg die ehrwürdige Gestalt eines Geistlichen auf das Verdeck. Feierliche Stille herrschte. Der Mann des Herrn entblößte das graue Haupt und betete laut und innig zum Herrn des Himmels und der Erde um eine glückliche Fahrt. Ein von Allen wiederholtes Amen! schloß die feierliche, bedeutungsvolle Handlung. Jetzt eilte Jeder an seinen Posten. Der Geistliche ging in den Raum zurück und Treslong zog Wilm auf das Hintercastell, wo seine Stelle war.

Wilm drückte des Alten Hand. „Ihr habt mir eine bessere Meinung von der Geusen-Thum beigebracht, als ich sie mit mir von Dillenburg genommen," sagte er freudig. „Wo Religion dem Herzen theuer ist und wo Gottvertrauen und Demuth wohnen, da kann nicht jene rohe Unmenschlichkeit gefunden werden, die man Euch zur Last legt!"

„Schweig, junger Freund," erwiederte Treslong, „und urtheile nicht von einem Moment aus über das ganze Leben; schließe nicht vom Einzelnen auf Alle. Oranien's wohlwollende Absicht hat nur bei De Ryk und mir Eingang gefunden. — Alle Uebrigen, und vielleicht auch uns zum Theil, trifft jenes harte Urtheil mit Recht. Es thut Noth, daß ein beſſerer Geiſt bei uns einkehre — denn die Saat der Sünde kann nicht Früchte des Glückes tragen, und des Vaterlandes Freiheit durch Verbrechen erkauſen, heißt ihr den Herzſtoß geben in dem Augenblick, wo wir ſie freudig begrüßen!"

„Ihr ſchlagt meine Freude grauſam nieder!" ſagte Wilm.

„Wahrheit über Alles!" fiel ihm Treslong in die Rede. „Wozu ſollte ich Dich täuſchen? — Täuſchung iſt bitter. Ich habe ſie zu oft erfahren und danke Gott, daß das Gewebe von Täuſchungen, das wir Leben nennen, bald vorüber iſt."

Noch einige Befehle gab er dem Steuermanne. Die Nacht ſank allmälig auf das Meer und hüllte es in Nebel ein. Fern am Horizonte begann der Leuchtthurm von La Rochelle ſichtbar zu werden. Eine hehre Stille herrſchte auf dem Meer und dem Lieboote. Das Gebet, mit ſeinen erſchütternden Erinnerungen an Menſchenohnmacht und die allwaltende Obſorge des allgütigen Menſchenvaters, dem ſich der Sohn des Staubes in Demuth empfahl, war von einer ſichtbaren heilvollen Wirkung geweſen. Wilm wie Treslong ſegneten den Prinzen für dieſe Einrichtung. Noch lange ſtanden ſie im vertrauten Geſpräch über De Ryk und ſeine Schickſale ſeit Wilms Trennung von ihm. Den Mond ging ſilberklar auf über der unendlichen Oede und verbreitete ein magiſches Licht. Das Meer glänzte wie ein reiner Spiegel. Die Fiſche ſpielten um den Kiel. Im lauen Abendwinde flatterten die Wimpel. Das Fahrzeug zog eine glänzende Bahn auch der ſanftbewegten Fläche. Wilm genoß, nach langer Entbehrung, mit Entzücken den ſchönen Abend auf dem Meere. Es war ihm ſeit langer Zeit zum erſten

Male wohl, und die Freude, den väterlichen Freund bald wiederzusehen, erheiterte sein Gemüth immer mehr. Auch Treslong genoß den schönen Abend mit frohen Empfindungen. Die Ideen, welche Wilm ihm für das Streben der Flotte mittheilte, entsprachen so ganz seinen Ansichten, daß der Greis immer heiterer wurde und endlich spät daran dachte, seinen lieben Gast in die kleine Kajüte zu geleiten, um, so gut es sich auf dem Schiffe thun ließ, ihn zu bewirthen. Bei dem Becher köstlichen französischen Weines besprachen sie die Pläne für die Zukunft. Keine Erinnerung der düsteren Vergangenheit, keine Mahnung an die unerfreuliche Gegenwart störte ihre frohe Stimmung.

In dem hohen Saal einer Taverne am Hafen von Harwich herrschte ein wildes, lustiges Getöse. Die sechzig Segel starke Geusenflotte lag im Hafen, und hier vergnügten sich die Hauptleute der Geusen. Sie saßen an vielen Tischen umher, bald singend, scherzend, lachend, bald sich erzählend von ihren Thaten und Abenteuern. Der Saal war sehr hell erleuchtet, und der Sect that schon hin und wieder eine ähnliche Wirkung in den Köpfen der rüstigen Zecher. An einem Tische, der Thüre gegenüber, saß eine ausgezeichnete Gruppe. Obenan erblickte man eine starke, gedrungene Gestalt, die man eher klein als groß nennen konnte. Sie trug die Kleidung der Geusen — nur kostbarer — als die übrigen Hauptleute. Eine diamantne Agraffe zierte den Hut, auf dem noch ein reicher Reiherbusch wallte, je nachdem sich das Haupt bewegte. Im Gürtel steckten kostbare Pistolen und ein vergoldetes Pulverhorn. Die Orange-Schärpe mit dem reichverzierten Geusenmesser hing von der rechten Schulter herab, bis zur linken Hüfte, wo sie in einem gewaltigen Schlupf endigte. Ein wilder, verwirrter, sehr langer Bart hing auf die Brust herab, und doch war der Mann noch nicht alt; ebenso struppig hing das Haar ungeordnet und lang um den Kopf bis auf den feinen Spitzenkragen, der über die Schultern lag. Der wilde Ausdruck des Gesichtes wurde durch den

Bart, der die größere Hälfte desselben bedeckte, noch erhöht, und ein wildes, gerötheres Auge vollendete das fast grauenerregende Menschenbild. Es war Wilhelm, Graf von der Mark, und Herr von Lumey, der Oberadmiral der Flotte der Geusen, der einst das Gelübde gethan, nicht eher seinen Bart zu scheeren und sein Haar zu kämmen, bis er Egmont's und Horn's Mord blutig gerächt. An seiner rechten Seite saß ein starker, fast athletisch gebauter Mann, in ähnlicher Kleidung, doch weniger kostbar. Sein Gesicht drückte Muth und Entschlossenheit aus. Eine fürchterliche Narbe ging quer über das männlich schöne Gesicht, das ein schwarzer, kurzer Stutzbart zierte. Das Auge war feurig und lebendig. Dieser war Barthold Entes von Mentheda, der Unteradmiral der Flotte. Zu der Linken Wilhelms von der Mark, mehr mit dem Rücken gegen die Thüre, saß eine Gestalt, die jenen auf's Haar glich, welche einst im Garten zu Löwen am Seitentische saß, als Wilm van Strahlen mit seinen Freunden Oranien's Gesundheit ausbrachte. Und dieser Mann war es wirklich, nämlich Jakob Simonssohn de Ryk, ehemals ein reicher Kornhändler von Amsterdam, der auf eigene Kosten ein Bliedoot ausgerüstet und bemannt hatte. Um sie herum saßen noch mehrere der angesehensten Schiffshauptleute, die indessen nur stille Zuhörer des Gespräches waren, das jene Drei eifrig führten.

„Mit einem Worte" — sprach die Donnerstimme Wilhelms von der Mark, den man, seiner Wildheit wegen, nur den Eber der Ardennen nannte, in welcher Benennung der wilde, furchtlose Partisan sich ungemein gefiel, — „mit einem Worte, ich will nicht umsonst der Eber der Ardennen heißen; mein Gelübde will ich erfüllen. Dieser Arm soll nicht ruhen (er streckte bei diesen Worten seinen muskulösen Arm mit der geballten, nervigen Faust weit von sich), bis ich die Schlachtopfer der Tyrannei gerächt, ihre Manen gesühnt und jedes spanische Schiff geentert oder in den Grund ge-

hört habe. Gott verdamme meine Seele, wenn ich anders je mich entschließen werde!"

„Ich bin ganz Eurer Meinung, Admiral," sagte mit sanfter, aber sehr fester Stimme De Ryk, „und habe, das Zeugniß müßte Ihr mir geben, die Aufrichtigkeit meiner Ueberzeugung durch die That bewiesen."

„Das habt Ihr wie ein Ehrenmann, Hauptmann De Ryk," fiel der Admiral ihm in die Rede, „und beim Garten seid Ihr Meister — Eure zwei Schiffe sagten's laut. Hätte ich den Orden des Vließes auszutheilen, ich wüßte eine würdige Brust dafür. Warum aber widersetzt Ihr Euch immer meinen Ansichten?"

„Laßt mich ausreden, Admiral," nahm De Ryk wieder das Wort. „Ich bin Euer Meinung vollkommen — nur in der Art der Ausführung theile ich Eure Gesinnung nicht, wie sie Oranien auch nicht theilt. Wir bekämpfen meist nicht Alba, nicht Philipp, sondern den Privatmann, der im Handel seinen Wohlstand zu heben sucht. Wir zerrütten zwar mittelbar dadurch Spaniens Kräfte, aber der Einzelne, vielleicht der Gute, der Edle leidet schwer, und die rückwirkende Kraft auf das Gesammtvermögen der Nation gleicht dem schleichenden Fieber, das Jahre in den Gliedern wühlt, ehe es den Körper auf die Bahre streckt."

„Ihr habt sehr Recht," sagte Mentheda, als De Ryk einen Augenblick einhielt. Wilhelm von der Mark schwieg, als horche er den Worten nach. Sein Auge hing an dem beredten Munde des Mannes.

De Ryk fuhr fort: „Der Name, auf den wir stolz sein konnten, der Name Meergeusen — ist ein Brandmal für uns geworden durch unser räuberisches Leben, durch die Gewaltsamkeit und Ausschweifung unserer Leute, durch das Saufen und Brassen in den friedlichen Städten des Küstenlandes. Nein, so kommt der Befreier nicht. Und kommt er so, so wird der Unterdrückte lieber die Ketten seines Tyrannen tragen und ruhig leben und genießen;

was er kümmerlich erwirbt, als frei, ohne Obdach, Heimath und Habe — betteln. Ihr, edler Graf, seid zu Höherem geboren und berufen, als zum Seeräuber. Auf Euch könnte das Vaterland hoffend blicken, wenn es nicht zitterte vor dem Hauer der Ardennen, der mit dem Feind auch seiner Kinder Herz zerreißt!"

„Hauptmann!" rief der Graf, und sein Auge sprühte Feuer — „Ihr werdet zu dreist in Euren Predigten. Hütet Euch, daß der Hauer der Ardennen nicht seine Fänge in Eure Brust schlägt!"

„Ich habe nie gezittert," sagte ruhig De Ryk, „wenn ich für Wahrheit und Recht sprach, und wenn Ihr in Eure eigene Brust greift, so wird dort eine Stimme gerade so reden wie ich."

„Kein Hader!" bat Eutes. „Er meint es gut, Herr Admiral," sagte er zu Wilhelm von der Mark, „verkennt ihn nicht!"

Die brausende Hitze des Grafen fing schon wieder an sich zu legen; er reichte De Ryk die Hand. „Frieden!" sagte er.

De Ryk ergriff die Hand und schüttelte sie. „Möchte nur Spanierblut die Hand beflecken!" setzte er hinzu.

Wilhelm biß sich in die Lippen und schüttelte wild das Haupt. „Könnt Ihr denn gar nicht aufhören, mich zu reizen?" rief er mit Aerger.

„Ich habe das nie gewollt," fuhr De Ryk fort, „nur schmerzte es mich jederzeit, sehen zu müssen, wie ein Mann, der geschaffen ist, den Grundstein zur Freiheit seines Vaterlandes zu legen, seine Kräfte in einem Treiben vergeudet, das ihn schändet, das nichts Gutes bringen kann."

„Was aber wollt Ihr denn eigentlich?" — fragte der Admiral gereizt.

„Zuerst eine Frage, Admiral," fuhr De Ryk fort. „Glaubt Ihr, daß nach den letzten Vorgängen Alba es ruhig ansehen wird, daß wir in Englands Häfen eine Freistätte finden? Glaubt Ihr, daß, wenn er Elisabeth von England Vorstellungen macht, die königliche Frau, der Gott ihre Tage friste, mit Spanien bricht

und, um uns zu schonen, diese Macht reizt, den unruhigen Schotten Hülfe zu leisten, und so ihres Reiches kaum befestigte Sicherheit zu untergraben? Könnt Ihr der Meinung sein, daß Elisabeth so muthig handle? Daß sie vielmehr uns aufopfern wird, ist gewiß. Ich weiß es, daß Alba Schritte gethan, deren Folgen wir bald empfindlich erfahren werden. Was dünkt Euch dann?"

Wilhelm sah ihn bedenklich an. „Das wäre allerdings sehr unwillkommen," sagte er nachdenklich; „aber dann steht uns La Rochelle offen."

„Täuscht Euch nicht, Admiral. Auch dort haben sich die Umstände sehr verändert. Condé und Coligni sind mit dem Hof ausgesöhnt, und eine Vermählung Heinrichs von Bearn mit Margarethen von Valois wird den Friedensbund festknüpfen. Glaubt Ihr dann, daß man uns, die wir die grimmigen Feinde Spaniens sind, die grimmigen Feinde eines natürlichen Verbündeten der Ligue, in französischen Häfen dulden wird?"

„So suchen wir deutsche Häfen auf!" fiel der Admiral ein.

„Vergesset nicht, daß Philipp von Spanien der Eidam des Kaisers geworden ist, und es ihn nur geringe Mühe kosten wird, durch seinen Einfluß uns zu vertreiben, wie er Oranien's Absichten auf gleiche Weise hemmt!"

„Verdammter Politiker!" rief Wilhelm von der Mark halb ernst, halb lachend. „Mit Euch ist nicht auszukommen. Vor jede Thüre hängt Ihr ein Schloß!"

„Nicht ich, Admiral," sagte De Ryk ruhig, „sondern die Verhältnisse und wir selbst. Es muß anders mit uns werden. Das Urtheil der Welt muß nicht mehr uns verdammen. Unser Streben muß in das rechte Gebiet gelenkt werden, dann wird Alles anders werden."

„Aber wie denn? Wie?" fragte der Admiral.

„Das liegt uns nahe. Laßt uns mit gewaffneter Hand eine

feste Hafenstadt der Niederlande erobern, uns selbst einen Zufluchtsort, einen Punkt zum Wirken; dann ist uns geholfen, und die Freiheit des Vaterlandes tagt!“

„So sei's!“ rief in diesem Augenblick eine Stimme hinter De Ryk. Er fuhr auf, und vor ihm stand Treslong heiterm Antlitzes, der ihm die Hand zum Willkommen bot. Im Hintergrunde des Gemaches stand eine in den Mantel gehüllte jugendliche Gestalt, die von Niemandem bemerkt zu werden schien, da Alle jetzt auf Treslong blickten und ihn begrüßten.

„Gott grüß' Euch, Wilhelm von Blois de Treslong,“ sagte pathetisch der Admiral. „Was bringt Ihr von La Rochelle?“

„Grüße von La Noue,“ erwiederte Treslong, „und eine unfreundliche Botschaft. Hätte ich nicht einen köstlichen Fang gethan, ich käme ärgerlich zurück.“

Fragen bestürmten ihn jetzt von allen Seiten. Wilhelm von der Mark gebot Stille. „Was bringt Ihr denn Schlimmes?“ fragte er.

„Schlimmes für uns, Gutes für Frankreich, wenn's Gott will!“ — sagte Treslong. „Es ist Frieden, Heinrich von Navarra heirathet Margarethen von Valois, Coligni und Condé sind des Königs Freunde geworden.“

„Wenn's damit Ernst ist,“ rief Wilhelm von der Mark, und schüttelte dabei grimmig lachend das wilde Haupt und warf die dicke Lippe hoch auf, „dann will ich zahm werden wie ein Lämmchen, sanft wie eine Taube, fromm wie ein Pater Kapuziner, enthaltsam wie ein Karthäuser und geduldig wie ein Esel!“

„Viel Bilder für eine Sache,“ lachte der alte Treslong. „Und wenn auch dies Alles nur Hofpomp ist und nur glatte Schminke über die Schlechtigkeit: so ist's um uns in Frankreichs Hofen gespielt, und die Noth gibt des Prinzen Wünschen einen ernsten

„Zweiter Politiker!“ spottete der Admiral, „aber wo ist denn Euer köstlicher Fang?“

„Der ist weniger für Euch, als für De Ryk!“

„Heiland der Welt!“ rief dieser aufspringend. — „Hast Du meinen Wilm vielleicht?“

„Seltsame Vorstellung,“ lachte Treslong, „wo soll denn der Junge herkommen?“

„Hast Du ihn nicht — dann halt, was Du hast, Bruder. Alles Andere mag ich nicht,“ sagte De Ryk und ließ sich mit bitterem Gefühl über seine Täuschung nieder.

Da umschlangen ihn zwei starke Arme. — Wilm lag an der Brust des Wackern. Alle fuhren auf und bildeten einen Kreis um die Gruppe. Treslong lächelte, aber es stahlen sich einzelne Tropfen unter den heimlich sie zerdrücken wollenden Wimpern heraus und rannen über die gefurchte Wange in den Bart, und in sich hinein seufzte er: „Warum habe ich keinen Sohn? O warum? Muß ich allein doch dastehen wie die einzelstehende Eiche, der Stürme Spiel! Und nicht einmal ein jugendliches Herz, das sich so warm, so innig an mich schlösse, wie dieser an De Ryk.“

Die Hauptleute blickten mit Erstaunen auf den schönen jungen Mann, den sie noch nicht kannten und der doch ganz ihre Kleidung trug. Als die Begrüßungen De Ryk's vorüber waren, trat mit Anstand der Ankömmling vor den Admiral, ihn begrüßend, und reichte ihm ein Schreiben Oranien's.

„Seid willkommen, Hauptmann van Strahlen!“ rief von der Mark ihm zu. „Sind die Narben von Heiligerlee und Jemmingen alle zugeheilt? Und habt Ihr Euren Grimm über den Rückzug aus Brabant an den Franzosen ausgelassen? Jenseit Jouboigne sah ich Euch nicht mehr.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, entsiegelte er den Brief und sprach mit sich selbst: „Warm empfohlen! Wahrhaftig! Hätt's aber nicht nöthig gehabt, da er sich schon selbst empfohlen hat!“ — Dann legte er das Schreiben zu und stand auf.

„Hauptleute der Flotte!“ sagte er, „ich stelle Euch hier den Schiffshauptmann van Strahlen vor. Er hat noch kein Wiebord, wird's aber der Flotte nicht lange schuldig bleiben, denn er betet zu dem Heiligen Schlagdrein als seinem Schutzpatron. Er hat bei Heiligerlee siegen helfen, bei Jemmingen sich schlagen lassen und ist mit mir heiler Haut aus den Niederlanden gekommen. — Doch er trägt seine Narben mit mehr Ehre, als mancher Vlieghelder, und mit Einem Worte: er ist ein Ehrenmann! — Ihr könnt's glauben — der Graf der Ardennen sagt's.“ Er reichte noch einmal Strahlen seine Hand und setzte sich. Jetzt drängten sich die Seeuferhauptleute heran und schüttelten dem Ankömmlinge die Hand. Was Wilhelm von der Mark von ihm gesagt, galt bei Allen, die seine Weise kannten, als ein Lobspruch, wie er ihn selten ertheilte.

„Strahlen,“ hob er darauf wieder an, „Ihr werdet wohl einstweilen gerne bei De Ryk bleiben? — Ihr mögt dem alten Helden seine Lasten erleichtern, bis Ihr Euch selbst ein Schiff geentert habt.“

„Noch,“ nahm De Ryk das Wort, „ist meine eroberte spanische Pinazze ohne Hauptmann. Ich trete sie ihm ab. Sein Meisterstück mag er damit machen.“

„Auch gut,“ bemerkte von der Mark, „wie gesagt, er wird's nicht schuldig bleiben. Ohne Zweifel habt Ihr noch andere Aufträge von dem Prinzen?“ fragte er Wilm, und als Wilm dies bejahte, bestellte er ihn auf den anderen Morgen auf das Admiralschiff.

De Ryk erkundigte sich nun nach dem Prinzen und seinem Wohlsein. Wilm gab erfreuliche Auskunft über den Allgeliebten.

Stille hatten Alle gehorcht. Als Wilm geendet hatte, erhob sich der Admiral. „Oranien hoch!“ rief er, den Becher mit Seet erhebend, und „Oranien hoch!“ riefen Alle, und die Becher klangen ein lustiges Tutti.

Es war spät geworden. Die Lichter waren herabgebrannt.

Wilhelm von der Mark legte seinen Mantel um, der mit dem Griffe eines furchtbaren Degens bestand, dessen Klauen und Klinge aus Silber gearbeitet waren. Tiefer drückte er den Hut in die Stirne und schied. Auch De Ryk verließ mit Wilm und Treslong die Taverne.

8. Die Eroberung von Briel.

Wie der Wasservogel lieber auf dem Felsenriff im Meere seine Schlafstätte sucht, als am Ufer, so der Meergeuse sein Schiff. Selbst der Admiral kehrte an jedem Abend unter der Fackelbegleitung mehrerer Matrosen auf das stolze Gebäude des Admiralschiffes, das einst die Reichthümer Mexico's und Peru's nach dem Hafen von Cadix geführt und als die Krone der spanischen Marine gegolten hatte, ehe es bei Walcheren in die Hände Wilhelms von der Mark gerieth. Jeder folgte dem Beispiele des Admirals, und bald wimmelte der Hafen von Fackeln und die Boote ruderten zu den Schiffen, — so bis zur fernen Rhede hin sah man in der Dunkelheit die Leuchtenden schwimmen.

„Du sollst heute schon in der Kajüte Deiner Pinasse schlafen," sagte De Ryk zu Wilm, als sie das erleuchtete Boot bestiegen, „und mir wirst Du auch ein Plätzchen unter Deinem Dache gönnen. Vielleicht, daß ich früher oder später, wenn nicht eine theilnehmende Kugel mich da unten bettet, auch ein Obdach auf dem festen Lande bei Dir suche. Doch vor Allem," fuhr er fort, „bist Du mir die Erzählung Deiner Schicksale schuldig — von denen ich zwar die meisten kenne, ihre Erzählung aber aus Deinem Munde gerne noch einmal hören möchte."

„Ihr kennt meine Schicksale?" fragte erstaunt der Jüngling.

„O Wilm, glaube mir," sprach De Ryk und faßte seine Hand, „ich sah Dich auch in der Ferne. Meine Liebe zu Dir ließ

mir keine Ruhe. Ich mußte wissen, wie es Dir ging, wo Du warst und was Du triebst. Freudig vernahm ich Deiner Tapferkeit Ruhm, freudig die Achtung und Liebe, die Du bei dem Prinzen genossest. Ich wußte sogar, daß Du hierher kommen würdest, obgleich der Zeitpunkt mir noch unbekannt war, wann es geschehen würde." Sie kamen in der Pinazze an, wo ein freudiges Hussah den verehrten Hauptmann begrüßte. De Ryk rief seine Equipage zusammen durch des Bootsmannes schrille Pfeife, die durch alle Räume des Schiffes drang. In wenigen Augenblicken stand die Mannschaft auf dem Verdecke.

„Seht hier, Kinder, Euren künftigen Hauptmann, den Ihr als meinen Sohn ansehen könnet. Schwört ihm Treue und Gehorsam hier unter Gottes freiem Himmel. Er ist gut; er wird Euch lieb haben!"

Jetzt trat der Mond hinter den Wolken hervor, die ihn bisher verborgen hatten, und beleuchtete die Scene. Klügs um Willm und De Ryk knieten entblößten Hauptes die Matrosen und schworen Treue und Gehorsam in ihres Führers Hand. Willm war ergriffen von der einfachen heiligen Handlung. Als die Mannschaft sich erhoben — kniete er nieder und hob die Hand empor zum nächtlichen Himmel. „Vor Deinem Angesichte, der Du in's Verborgene siehst, ewiger Gott, schwöre ich Treue dem Vaterlande, Gehorsam dem Gebote der Pflicht, Milde gegen menschliche Fehler, strenge Gerechtigkeit gegen Frevel — Schutz dem Unterdrückten." Er erhob sich und reichte jedem der Matrosen die Hand, die sie mit Herzlichkeit schüttelten. Gerührt schloß ihn De Ryk in seine Arme. Unter dem jubelnden Lebehoch der Mannschaft stiegen sie zur Kajüte hinab, nachdem vorher Willm nach De Ryk's Anweisung seine ersten Befehle ertheilt. Im Hinabsteigen rief De Ryk: „Morgen habt ihr Alle einen Festtag auf meine Kosten. Die Equipage vom Vliehoot thut den Dienst auf Pinazze!"

In dem engen Stübchen der Kajüte angelangt, umarmten sich

Einigst noch einmal die Beiden. Sie waren jetzt allein, ohne Zeugen und Störung, und die Herzen erschlossen sich frei. Wilm erzählte dem väterlichen Freunde seine Schicksale. Selbst sein Suchen nach der Geliebten verschwieg er nicht, da De Ryk seine Liebe kannte.

Als er geendet, nahm De Ryk das Wort. „Du fandest sie nicht, mein Wilm. Ich ehre Deinen Schmerz, denn Deine Liebe ist rein und treu, aber die Hoffnung gib nicht kleingläubig auf. Es ist mir, als müßtest Du sie wiedersehen. Vertraue Dem, der den Zug der Herzen weckte, der Wahrheit siegen läßt über alle Ränke der Tücke und Heuchelei. Sein Weg führt durch Sturm zur Ruhe, durch Nacht zum Licht, durch Schmerz zur Wonne. Nur Muth!" — Das Wort klang wie Prophetenwort. Wilms Herz hob sich in festerem Vertrauen, und die Hoffnung kehrte noch einmal in seine Brust ein und zauberte beglückende Bilder des Traumes vor die Seele, als er spät das Auge schloß.

Am anderen Tage wurde er früh auf das Admiralschiff berufen, wo sich die angesehensten Hauptleute befanden, um des Prinzen Befehle zu vernehmen und zu berathen über ihre Ausführung. Wilm überreichte seine Briefschaften dem Admiral, der sie laut verlas. Der Prinz forderte, daß die Meergeusenflotte sich entweder Enkhuizens oder Briels bemächtige, und hier einen festen Punkt für die künftigen Operationen gewinne. Umsichtig und klar setzte der Prinz die Nothwendigkeit und die Vortheile dieses Unternehmens auseinander, und ging dann zu der Aufforderung über, daß die Meergeusen einem besseren Geiste bei sich Raum gäben, ihre räuberischen Kreuz- und Querzüge ließen und einen geregelten Seekrieg gegen Spanien begönnen. — Wohl berührte manches Wort des Prinzen Wilhelm von der Mark empfindlich; wohl gefiel die kategorische Redeweise des Prinzen dem gerne zügellosen Freibeuter nicht; wohl stieg oft eine dunkle Röthe bis zur Stirne hinauf und das Gesicht schwoll auf in Zornesregung — aber Wilhelm fühlte dennoch zu schlagend das Wahre der Mahnungen und schwieg und unter-

drückte die Wallung des Zürnens. Er gab den Inhalt zur Berathung den Hauptleuten anheim. Es entstanden heftige Debatten, da des Prinzen Vorschläge gar manche Einwendungen von dem Eigennutz und der Raubgier mancher Hauptleute fanden, die nur zu gut wußten, wie ihre Oppositionen bei dem Admiral kräftige Unterstützung fänden; allein De Ryk's Bemerkungen am vorigen Abend, verbunden mit den Befehlen des Prinzen, waren doch nicht ganze ohne Wirkung geblieben. Das Urtheil Wilhelms von der Mark war gemäßigter, als es selbst De Ryk erwarten konnte. Schon begann der Sieg des Bessern, als Entes von Mentheda, der Unteradmiral der Flotte, mit einem Mann hereintrat, dessen Kleidung ihn als einen hohen Offizier der Marine Elisabeths von England bezeichnete, welcher dem Admiral eine versiegelte Depesche seiner Königin einhändigte. Wilhelm von der Mark, ahnend, was die Botschaft bedeute, löste das Siegel. Es war die Frucht der Unterhandlungen Alba's mit Elisabeth. Sie gebot unumwunden den Meergeusen, Englands Häfen zu meiden und binnen sechs Tagen den von Harwich zu verlassen.

Der Admiral entließ den Gesandten schroff und kalt. — Dann theilte er den Hauptleuten das Resultat mit. — „Nun ist unsere Berathung geendet," sagte er, indem er wüthend den Brief Elisabeths auf die Erde schleuderte und mit dem Fuße stampfend darauf trat. — „Wir müssen England meiden, und die Befehle Oranien's sind jetzt unausweichlich. Ob Enkhuizen oder Briel? — Das bleibt nur noch die Frage."

„Ich stimme für Briel!" sagte Entes von Mentheda, „denn es ist der Schlüssel von Holland; sein Hafen ist weit; tief und gut der Ankergrund; die Rhede sicher. Ich kenne Beides aus vieljähriger Erfahrung." „Aber," fiel Wilhelm von der Mark ein, „Briel ist offen, unbefestigt und wird dem Zwecke wenig entsprechen, den Oranien dabei im Auge hat." — „Das nicht, Admiral," entgegnete Treslong. „Briels Lage ist gut. Verschanzungen lassen

sich ja in Schnelle aufwerfen, und unsere Leute fürchten sich vor spanischen Kugeln nicht." — Der Gegenstand wurde reichlich erwogen, und endlich entschied sich die ganze Versammlung für Brill. — Wilhelm von der Mark ergab sich in die allgemeine Ansicht und entließ den Kriegsrath mit dem Befehle, Alles zur Abreise zu rüsten. — Sie fand drei Tage darauf Statt. Im frischen Winde flatterten die Flaggen und Wimpel der Flotte. In ihrem höchsten Putze prangte die Mannschaft. Kanonensalven riefen Albion, das sie so gastlich aufgenommen und jetzt so ungastlich ausstieß, ein höhnendes Lebewohl zu, und stolz segelte die schöne Flotte in das offene Meer hinaus gegen die Küsten der Niederlande hin.

An Wilms Seite auf der Pinazze stand De Ryk, um ihm im Commando beizustehen, dem er noch nicht gewachsen war. Muthig schlug des Jünglings Herz, denn er ging ja wieder dem Kampfe für des Vaterlandes Freiheit entgegen, und die Hoffnungen, die ihn beseelten, ließen das Dunkel der Zukunft weniger unfreundlich erscheinen.

Im Angesichte der Flotte der Geusen lag die Küste von Boorne, als von einem der äußersten Schiffe mehrere Segel signalisirt wurden. Der Admiral ließ sogleich sechs Vlieboote beordern, sie zu beobachten, und wenn es feindliche Schiffe seien, sie zu entern. Unter den Booten war das von De Ryk.

„Jetzt muß ich Dir das Commando der Pinazze allein überlassen," sagte De Ryk zu Strahlen, indem er ihm die Hand schüttelte. „Laßt mich an Eurer Statt mein Probestück thun!" bat Wilm.

De Ryk besann sich eine Weile — dann sagte er: „Wohlan — in Gottes Namen! Geh' und sei menschlich gegen den Feind!"

Frohlockend sprang Wilm in das Boot, welches ihn zu De Ryk's Vlieboot brachte, und bald war der Kiel der betaschirten Schiffe der Richtung zugekehrt, in welcher eben drei Segel am Saume des Horizontes sichtbar wurden. Rüstig und kampflustig steuerten

die Vlieboote den Segeln entgegen, die bald für spanische Schiffe erkannt worden, die ein Antwerpener Schiff begleiteten, dessen Ladung Munition und Kriegsbedürfnisse nach Briel bringen sollte, wohin bereits Alba eine ansehnlichere Garnison zu senden beabsichtigte. Seinem Scharfsinne war es nicht entgangen, daß, nachdem die Meergeusen aus den englischen Häfen vertrieben waren, ihnen kaum etwas Anderes übrig blieb, als durch einen kecken Handstreich sich eines niederländischen Hafens zu bemeistern. Diesem Plane wollte, mußte er zuvorkommen. Kaum daß die Schiffe im Bereiche des Geschützes der Vlieboote waren, so ordnete Treslong, der sie befehligte, den Plan des Angriffes. Wilm van Strahlen sollte den Kampf mit dem größten Schiffe beginnen, so hatte er es gewünscht, und mit ihm das schlanke Vlieboot Treslong's — so wollte es der Befehlshaber. Bald begann das Feuern. Schnell manövrirten die leichten Vlieboote, langsam und schwerfällig das spanische Schiff. Ladung auf Ladung erhielt es unausgesetzt. Schon war ein Mast geknickt wie ein Halm, und Verwirrung herrschte am Bord des Feindes, als das entsetzliche Wort: Entert! aus Treslong's Mund in das weithallende Sprachrohr drang und mit Windeseile die Equipage, Wilm an ihrer Spitze, mit dem Enterhaken in die Boote sprang und mit Blitzesschnelle am feindlichen Schiffe, trotz des Kleingewehrfeuers, anlegte. Treslong folgte jetzt auch. Wie Verzweifelte wehrten sich die Feinde. Jede Hand breit Raum wurde mit blutigen Schlägen erkauft. Aber nach halbstündigem Kampfe stand Wilm als Sieger auf dem Deck des stattlichen Gebäudes. Auch die anderen Schiffe waren genommen. Treslong trat hastigen Schrittes auf Wilm zu, der im Siegesluſtgefühl dastand und mit dem Auge das Schiff maß.

„Du hast Dein Probestück wacker gemacht!“ rief er ihm zu, und drückte ihn dann mit Innigkeit an seine Brust. „Es ist reiche Beute. Das Schiff, worauf wir stehen, hat viel Pulver und Munition für Alba geladen.“

In diesem Augenblicke pfiff eine Kugel an Wilms Haupt vorüber, so nahe, daß Wilm taumelte. „Was war das?“ rief Treslong mit Entsetzen und sprang nach der Gegend, woher der Schuß kam. In diesem Momente gab es unten im Raum ein wildes Geschrei. Treslong sprang hinab und sah, wie die Sieger einen jungen Mann niederschlugen, der mit einer brennenden Lunte nach den Pulverräumen eilen wollte, um das Schiff in die Luft zu sprengen. Wüthend hieben sie auf ihn ein, und nur Treslong's Dazwischentreten rettete ihm das Leben. Man brachte den Blutenden auf das Verdeck. „Ungeheuer!“ schrie Treslong, „was wolltest Du beginnen?“ — Aber der Verwundete knirschte nur mit den Zähnen, wie das wilde Raubthier, das sich gefesselt sieht und nicht seine Wuth befriedigen kann. — Da trat Wilm herzu und — fuhr erbleichend zurück — denn vor ihm lag — Jan van der Does — der Rheder dieses Schiffes, das Kriegsbedarf für Alba geladen hatte. Treslong sah sein Erbleichen. „Kennst Du den Teufel?“ — fragte er ihn. Wilm nannte den Namen. „Ha!“ rief Treslong, „jetzt kenne ich Dich. Gott verdamme Dich, verrätherischer Schurke! — Du wolltest Deinen Verwandten morden, den Du um Alles, was ihm theuer war, betrogst! — Fesselt ihn!“ befahl er, und froh, ihre Wuth an ihm auslassen zu können, knebelte ihn die Equipage. Wilm bat für ihn. „Ueberlaßt den Schurken seinem Schicksal; laßt ihn frei!“ — „Wie?“ rief Treslong, „das Ungeheuer, das seinen Wohlthäter mordete, Dich, uns Alle morden wollte, frei lassen? — Nein — Wilm; das Schiff ist Dein, Du hast es erobert, und magst es also, nach unseren Rechten, halten und bemannen, aber dieser Mensch ist mein. Auf mein Vlieboot begleitet er mich.“ Er gab schnell seine Befehle an seine Leute, und Jan van der Does wurde nach dem Vlieboote Philippsfeind gebracht, wo er in Ketten gelegt wurde. Die Gefangenen wurden gefesselt, die Schiffe von der Mannschaft der Vliebooke besetzt, und rückwärts zur Flotte nahmen die siegreichen Schiffe ihren Lauf.

Der Wind wurde jetzt immer ungünstiger und nöthigte die Flotte, so schnell als möglich in die Mündung der Maas einzulaufen. Es war Mittags um zwei Uhr, am 1. April des Jahres 1572, gerade am Palmsonntag, als die ganze Flotte im Hafen von Briel sich vor Anker legte.

Das Erscheinen einer so zahlreichen Flotte vor Briel brachte eine lebhafte Bewegung in der Stadt hervor. Man hielt diese für ein Handelsconvoi, da Niemand in diesem Augenblick an einen feindlichen Ueberfall dachte, und überließ sich dieser Voraussetzung um so gewisser, als die spanische Besatzung sich wenige Tage vorher, ohne alle Ahnung einer Gefahr, nach Utrecht gezogen hatte. Nur zu bald wich indessen dieser Wahn. Die Meergeusen nämlich lagen nicht sobald ruhig vor Anker, als sie die Masken abwarfen, ihre Orange-Wimpel und Flaggen aufhißten, und Briel nun mit einem Mal ihren Charakter erkannte. Dumpfer, lähmender Schrecken bemächtigte sich jetzt aller Gemüther in der Stadt, denn die Meergeusen waren der Schrecken der Meere, der Küstenländer und Städte. Mord, Brand und Verwüstung hatte bisher ihre Schritte bezeichnet. Hollands und Frieslands Küste boten ein entsetzliches Schauspiel ihrer Grausamkeit und Wildheit dar, und der Name des Ebers der Ardennen machte das Blut in den Adern zu Eis, denn man war nur gewohnt, die schrecklichsten Vorstellungen daran zu knüpfen. Während ein Theil, bei Weitem der größere der Einwohnerschaft, nur daran dachte, in wilder Verzweiflung seine Habe und das arme Leben rettend, zu dem Süder-Thore hinauszufliehen, regte sich in dem anderen Theile der mannhafte Gedanke, die unglückliche Stadt bis zum Eintreffen der Hülfe gegen die Gewalt der wilden Freibeuter zu schützen. Insbesondere war es die riesige Gestalt des Malers Breughel, die das Volk haranguirte und bald eine ziemlich bedeutende Anzahl muthvoller Männer um sich sammelte und unterstützt von dem Rathe der Stadt das Norder-Thor schloß. Als er aber die Orange-Flaggen sah, wurde er stutzig und zweifelhaft,

„Wer im Dienst Oranien's steht," sagte er, „ist des Volkes Freund!" Aber die Mehrzahl derer, die er erst für die Vertheidigung der Stadt begeistert hatte, überstimmte ihn nun, und so gut es gehen mochte, rüstete man sich, einen Angriff abzuschlagen. Mitten unter diesen tumultuarischen Auftritten erschien der Hauptmann Robool, von dem Grafen von der Mark gesandt, vor dem Norder-Thor und verlangte vor den Stadtrath geführt zu werden. Die Augen wurden ihm nun verbunden und er von Breughel, der seit des Prinzen Invasion in Brabant hier in Briel seiner Kunst lebte, und mehreren Anderen auf das Stadthaus geleitet, wo der Stadtrath versammelt war. Robool forderte den Rath auf, die Stadt dem Prinzen von Oranien zu übergeben, der die Flotte gesandt habe, sie vom Joch Alba's und dem zehnten Pfennig, dieser furchtbar verhaßten Abgabe Alba's, zu befreien. Der Rath sandte zwei Gesandte an Wilhelm von der Mark, über die Bedingungen der Uebergabe zu unterhandeln. Der Eine derselben war Breughel, dessen muthvolles Benehmen im Augenblicke der Gefahr ihm das allgemeine Vertrauen in hohem Grad erworben hatte.

Um Wilhelm von der Mark saßen die ältesten Hauptleute versammelt, als die Abgeordneten eintraten in die Kajüte des Admiralschiffes. Breughel führte männlich kräftig das Wort. Er versprach, die Stadt zu überliefern, wenn man sie als Freundesgebiet behandeln und von jeder Plünderung abstehen wollte. Wilhelm von der Mark hatte ihm stille zugehört; aber das Aufschwellen seines Gesichtes, die sich runzelnde Stirne, das rollende, roth unterlaufene Auge — der ganze Ausdruck fürchterlich ausbrechender Wuth zeigte die Auftritte, die jetzt folgen mußten. Wüthend sprang er auf. „Und das wagt Ihr mir vorzuschreiben, Rauchschwalben, spießbürgerliche Jagdhunde?" rief er schäumend und riß das Geusenmesser heraus, um auf Breughel einzudringen, der furchtlos dem Wüthenden gegenüberstand. In diesem Augenblicke trat De Ryk in die Versammlung. Ein Blick belehrte ihn über Alles, und vor Breughel

trat er, indem er kühn dem Admiral zurief: „Der Gesandte ist unverletzlich! Wollt Ihr Euch und uns brandmarken, so geht der Weg zuerst durch meine Brust!“ — Trotz, Verachtung lag in De Ryk's Mienen.

Alle Hauptleute, mit dem Unteradmirale Mentheda, sprangen jetzt auf und beruhigten den Rasenden, den De Ryk's Benehmen schon zu entwaffnen angefangen hatte.

„Ihr habt Recht,“ sagte er besonnener — „ich fehlte. Geht,“ rief er aber Breughel zu, „und lernt bescheidener und demüthiger gegen die Sieger sein!“

De Ryk sah sich jetzt nach dem Gesandten um und erkannte Breughel voll freudigen Staunens. Er reichte ihm die treue Hand. Breughel drückte sie dankbar. „Seit wann seid Ihr in Brielt?“ fragte er. Breughel sagte es ihm. „Und wo ist Elisabeth?“ — fragte dringend De Ryk.

„Davon ein andermal!“ entgegnete Breughel. — „Laßt mich jetzt und redet für die Stadt.“ Sich neigend, wollte er sich entfernen.

„Zwei Stunden Bedenkzeit!“ rief der wilde Admiral. — „Keine Minute drüber!“ Und Breughel ging schweren Herzens. Sicherheit der Person, des Eigenthums war ihm gesichert — aber Wilhelm von der Mark ging nicht davon ab, daß alle Kirchen der Katholiken und alle Klöster der Plünderung sollten unterworfen sein.

Noch dauerte die Verhandlung des Stadtraths, als die zwei Stunden um waren und Robool und Wilm van Strahlen gegen das Norder-Thor vorrückten mit zweihundert und fünfzig Mann Matrosen und mit ihnen die Hauptleute Troslong, De Ryk, Daun und Brand. Immer noch unentschlossen zauderte der Rath. Da rückten sie zum Sturm heran. Vermittelst eines Schiffsmastes von Jan van der Does' Schiffe wurde das Norder-Thor eingestoßen, und mit dem Ruf: „Oranien hoch!“ stürmten die Geusen in die zitternde Stadt. Während noch in wilder Hast die Flüchtlinge zum Süder-Thore hinauseilten, erschien plötzlich der wilde von der Mark. Ueber die blanke Rüstung hing das Ebertfell, dessen Kopf als Helmschmuck

Diente. „Der Eber der Ardennen!“ schrie Alles, und von Schrecken gelähmt vermochte Niemand voranzugehen. — Hohnlachend trieb sie der Wilde vor sich in die Stadt, sich weidend an ihrer Angst, und rückte unmittelbar nach.

Es war acht Uhr Abends, als sie sich, jene vom Norder-Thore, diese vom Süder-Thore her, auf dem Markte trafen und ein jubelndes Gensenlied angestimmt wurde, das durch Mark und Bein der bebenden, die wildeste Plünderung fürchtenden Bürgerschaft drang. Jetzt nahte entblößten Hauptes der Stadtrath und flehte um Gnade. Wild schnob sie der Admiral an und hielt ihnen ihr Zaudern vor, indem er ihnen ankündigte, sie seien jetzt in seiner Gewalt und sollten die Leute gut unterbringen und wohl versorgen, das Weitere werde sich morgen finden! Wilhelms von der Mark Wuth kannte keine Grenzen. Gänzliche Plünderung war sein fester Entschluß. Nur De Ryk und Treslong gelang es, ihn endlich milder zu stimmen, daß er mit der Plünderung der Klöster und Kirchen der Katholiken vorliebnahm, die er denn auf den nächsten Morgen festsetzte. Lautem Jubel überließ sich die Mannschaft, während die Hauptleute zum Rathe zusammentraten im Saale des Stadthauses. Wilhelm von der Mark wollte die Stadt, deren gänzliche Wehrlosigkeit ihn schreckte, aufgeben, allein Treslong und De Ryk waren es, die fest darauf bestanden, sie zu behaupten und zu vertheidigen. De Ryk wies alle die Vortheile nach, die für des Prinzen Unternehmen aus dem Besitze Briels hervorgingen, und ihm gelang es, diesen Plan durchzusetzen. Noch in der Nacht wurde die Bürgerschaft versammelt und ihr dieser Entscheid mitgetheilt. Feierlich nahm Wilhelm von der Mark Besitz von der Stadt in des Prinzen Namen, ließ sich von der Bürgerschaft den Eid der Treue für den Prinzen schwören und entließ sie dann mit der Versicherung, daß ihr Eigenthum geschützt werden solle, in ihre Wohnungen.

Angstvoll bebten indessen die Herzen in Brenghel's Hause. Zu ihm, dem treuen Freunde, war Elisabeth van Strahlen mit

ihrer Mutter geflohen, um Schutz zu finden in der Plünderung bei dem stärkeren Mann; aber auch seine Gattin fanden sie in Angst, in doppelter, da Breughel seit dem Morgen nicht mehr sein Haus betreten und das Gerücht ihn an der Spitze der Vertheidiger stehen ließ. Unter Thränen und Gebet brachten sie den Tag und den Abend hin.

Da trat spät am Abend Breughel in das Gemach, einen alten, ehrwürdigen Mann in der Tracht der Geusen an der Hand führend.

„Kinder!" rief er, „Gottlob! die Gefahr ist vorüber; wir stehen unter dem Schutz Oranien's. Alba's Arm trifft uns nicht mehr!"

Freier athmete jede Brust, und dankbar hoben die Frauen die Blicke zum Himmel. — Dann stellte er De Ryk vor. „Der Retter meines Lebens," sagte er, — „Weib, Kinder — der hat Euch heute den Vater, den Gatten gerettet; dankt ihm!"

Da umschlossen blühende Knaben und Mädchen des Alten Kniee, und unter Thränen des tiefsten Dankgefühls drückte die Gattin des Malers die Hand des seine Rührung umsonst verbergen wollenden Mannes.

„Und auch Euch ist er wohl nicht fremd — der Name De Ryk?" sprach Breughel zu Elisabeth und ihrer Mutter, indem er ihnen Namen De Ryk sagte.

Da ergriff De Ryk ihre Hände, und die Thränen rollten stromweise aus seinen Augen. „Gott," sagte er tief erschüttert, „ich danke Dir für diese Stunde. Ich danke Dir, daß die Stunde da ist, wo ich vergelten kann.

Dann sagte er: — „Ihr kennet mich nicht, edle Frauen, — wohl aber kannte mich der Edle, dessen Blut für die Freiheit floß, — er war einst meines Lebens Retter. O, ich kam zu spät, ihn zu retten aus doppeltem Tod, — ihm die Augen zu öffnen über die höllische Bosheit, deren Opfer er wurde, und über die Gefahr, in der er schwebte."

Laut ſchluchzten die Frauen. „Er kannte den Verrath!“ ſagte Frau van Straalen.

„Wie? edle Frau,“ rief der noch ſichtbar Ergriffene. — „Er kannte ihn? — Nein, er und auch Ihr kanntet und kennet nicht das Werk der Hölle. Ihr haltet einen Unſchuldigen, ein großes, edles, treues Herz für den Urheber Eures Unglücks, und zu Gott, dem Allwiſſenden, der mich bald richten wird, ſchwöre ich es Euch — Wilm iſt rein wie Gottes Sonne — Jan van der Does iſt der Teufel, der den Oheim mordete und Wilm und Euch elend machte!“

Eliſabeth ſtarrte den Mann an, der ſprach mit prophetiſcher Begeiſterung, mit unwillkürlich hinreißender Gewalt. Sie ſtarrte ihn an, und die bleiche Wange wurde noch bleicher.

„Um Gottes Willen,“ rief ſie dann, und krampfhaft faßte ſie ſeine Hand, „redet Ihr Wahrheit?“

„Wahrheit, ſo wahr mir Gott helfe in der Stunde des Todes!“ ſchwur De Ryk, die Hand erhebend.

Da taumelte Eliſabeth in den Stuhl mit dem Ausruf: „Allmächtiger, Du biſt gerecht!“ — Die Mutter ſah noch immer zweifelnd De Ryk an. „Ich war bei Wilm in Löwen, und ſeitdem, mit Ausnahme einiger Jahre, faſt immer. Ich kenne ſein Herz, ſeine Thaten — ich kenne ihn wie mich ſelbſt,“ — fuhr De Ryk fort.

„O,“ ſagte Eliſabeth's Mutter — „ſchlug er ſich doch um eine Metze in Löwen!“ — „Wie?“ rief De Ryk, und Zorngluth erfüllte ihn — „auch das ſagte der Verruchte? Barlaimont redete ehrenrührig von Eurem Kinde, edle Frau, von Eliſabeth dort, die Wilms Seele liebte, und den frechen Verleumder züchtigte der Rächer der Unſchuld!“

„Großer Gott, iſt es Wahrheit?“ — rief die Matrone aus.

„Wahrheit, und er ſelbſt, Jan van der Does, ſoll, muß, wird ſie beſtätigen, — denn er iſt hier,“ ſprach De Ryk.

„Gott ſei gelobt!“ rief Breughel; „dann wird ſich das ſchauderhafte Dunkel aufklären.“

„Ja, das wird es," sagte De Ryk, „dann werde ich ihn entlarven, den höllischen Buben, der den Oheim auf das Schaffot lieferte, um seiner Reichthümer theilhaftig zu werden; — Euch arm machte, um dadurch Elisabeth zu zwingen, daß sie seine Hand nähme, — und Wilm verrieth, damit er, verflucht von seinem Wohlthäter, umherirre; aber der falsche Fluch wurde zum Segen, und des Prinzen Achtung und Liebe hob ihn empor, den edlen Vertheidiger seines Vaterlandes."

„Wo ist er, o sagt, wo ist Wilm?" — rief jetzt Elisabeth, die mit zugehaltenen Augen die gewechselten Reden mit angehört.

„Er ist nicht fern — Du vielgeprüftes Herz," sprach De Ryk, „Du wirst ihn wiedersehen — nur gedulde Dich noch einige Zeit."

Da kehrte mit einem Male die frohe Gewißheit seiner vielfach geahnten Unschuld in ihre Brust ein und mit ihr der erste Strahl der Freude und der Hoffnung nach den düsteren Jahren des Kummers und des Schmerzes.

De Ryk suchte endlich das Lager; aber in sein Auge, wie in das Elisabeths, ihrer Mutter und Breughel's, kam kein Schlaf. Die Herzen waren zu voll, die Träume des Glückes zu schön, die ihnen vorschwebten.

Der andere Morgen brach unter wildem Tumult an. Die Geusen plünderten Kirchen und Klöster und trieben Mönche, Nonnen und Priester unter barbarischem Toben zum Süder-Thore hinaus.

Wild lachend stand Wilhelm von der Mark auf dem Balkone des Stadthauses, das er bewohnte, und sah dem Zuge nach.

Wilm van Straalen's Herz blutete bei diesen Auftritten, die er so gerne gehemmt hätte. Und doch konnte er nicht, da er auf den Schiffen den Befehl führen mußte. Früh am Morgen schon brachte De Ryk mehrere Stunden bei Treslong zu; dann sah man ihn fröhlichen Angesichts wieder zu Breughel's Hause eilen, wohin man einige Zeit später unter Treslong's Augen einen Schwergefesselten schleppte. Es war Jan van der Does.

Mit Entsetzen sahen die Frauen den Jüngling hereinführen, auf dessen Antlitz die Schuld und die Qual der Hölle zu lesen war. De Ryk saß bei Elisabeth, deren Hand er in der seinen hielt. Ihnen gegenüber stand Jan van der Does und sah starr an den Boden. Jan erwartete bebend die Anrede De Ryk's. Dieser hielt ihm nun nach fürchterlichen, zermalmenden Worten die Reihe seiner Verbrechen vor und forderte ihn auf, seine Schuld zu bekennen, aber alle die Frechheit und Verruchtheit kehrte noch einmal zurück. Er leugnete Alles. Er klagte jenen De Ryk der Verführung Wilms an.

Da sprang De Ryk auf und rief: „Ha, Du hast Dich selbst verurtheilt, Schurke! Ich bin De Ryk!"

Da bebte der Verbrecher fürchterlich zusammen. Seine Zähne klapperten, sein Haar sträubte sich. Er wollte es raufen — aber die Fesseln ließen es nicht zu. In der Angst seines Herzens bekannte er Alles.

In diesem Moment öffnete sich die Thür, und Wilm trat herein — blieb aber, von Schrecken gebannt, stehen und starrte sie Alle nach der Reihe an.

Jetzt erkannte er Elisabeth und stürzte vor ihr nieder. „Elisabeth," rief er — „ich bin unschuldig!"

„O, ich weiß es," flüsterte sie, und zog den Geliebten an die stürmisch wogende Brust. Die Seligen vergaßen die Welt.

Jan knirschte wie ein Wüthender mit den Zähnen bei diesem Anblick. „Schafft ihn hinweg — er ist gefoltert!" rief De Ryk. Treslong gab den Matrosen einen bedeutungsvollen Wink, und sie führten den Schrecklichen hinaus.

Alba vernahm, als er eben in Brüssel ein fürchterliches Gericht halten wollte, die Nachricht von der Eroberung Briels. Er erschrak heftig. Plötzlich stellte er alle die fürchterlichen Maßregeln, die er ergriffen hatte, ein und begab sich in den Palast, unschlüssig,

was er beginnen sollte. Bei seiner Umgebung deckte er seine Furcht mit seinem gewöhnlichen Wort no es nada (es ist Nichts) zu. Aber es war doch Etwas — und dies Etwas von großen Folgen für des Landes Freiheit. Die Geusen waren nicht träge. Sie warfen Verschanzungen auf und rüsteten sich zur Vertheidigung. Graf Bassü, der Statthalter von Holland, hatte schon Truppen nach Boorne geführt. Aber der Geusen Feuer traf ihn hart. Die geöffneten Schleusen setzten das Land unter Wasser, und im Wasser watend, ihre Schiffe in Flammen erblickend, flohen die Spanier mit dem größten Verluste. Briel war gerettet und Boorne war erobert. Es wurde die Wiege der Freiheit. Am ersten Ostertage feierten die Geusen und mit ihnen Briels Bürgerschaft dem Herrn ein Dankfest. Nach geendigtem Gottesdienste trat Wilm van Strahlen mit Elisabeth, auf deren Wangen wieder die Rosen der Wonne und des Glückes zu blühen begannen, an den Altar. Der Schiffsgeistliche segnete ihren Bund. Als das schöne Paar aus der Kirche trat, empfingen es die Hauptleute der Flotte und führten es auf das Stadthaus, wo ein Fest bereitet war.

Wilms erste Bitte war: Freiheit für Jan van der Does.

„Ich habe ihn hängen lassen!“ sagte Treslong. — „Schweig' von ihm.“

Noch lange kämpfte De Ryk und Wilm für des Vaterlandes heilige Freiheit, und als das Glück des Prinzen Streben gekrönt hatte, zogen sich Beide hochgeehrt zurück. Wilm war der Erbe von De Ryk's Reichthümern, denn er spät das treue Vaterauge zudrückte, und des Lebens schönstes Glück blühte ihm in Elisabeth und seinen Kindern.

Der geſpenſtige Stollen.

Eine Hunsrücker Dorfgeſchichte.

1.

Wer an einem Sonntagabend in milder Jahreszeit in ein Dorf auf dem Hunsrücken tritt, der findet überall vor den Thüren die Nachbarn beiſammenſitzen und traulich plaudern vom Stande der Früchte, des Flachſes, von Krieg und Frieden, von Dieſem und Jenem. Das nennt der biedere Hunsrücker „Maien". So maien die Alten bei einander, etwa hier und die Jüngeren dort; ſtreng aber ſcheiden ſich Verheirathete und Unverheirathete. Im Kreiſe des jungen Volks erſchallt wohl ein heiteres Lied, ein ſogenanntes Schelmenlied. Kommt die Jahreszeit, wo der Wind über die Stoppeln weht, dann wird in der Stube gemaiet. Die zuſammenſitzende Geſellſchaft heißt „die Maie". In ſolch' eine Maie führe ich jetzt meine freundlichen Leſerinnen. Die Maie iſt klein. Es ſind nur drei Perſonen und drei Männer, die, weil der Mond im erſten Viertel ſteht und ein mattes Licht durch die graue Wolkenſchichte, die den Himmel deckt, hindurchdringt, im Dunkeln ihr Pfeifchen Rollenknaſter mit einander ſchmauchen, der freilich nicht ſehr lieblich duftet.

Draußen deckt ein Herbſtnebel die Gegend, und er legt ſich mit jeder Minute tiefer herab auf Wald, Flur und die Wohnſtätten der Menſchen mit ihren ſchweren Strohdächern. Sehen wir uns die drei Männer einmal genauer an.

In einem hölzernen Lehnstuhl mit strohgeflochtenem Sitze neben dem Ofen ruht eine Gestalt von kräftigem Bau. Es ist der alte Steiger Leopold, der einst einem Werke vorstand, das längst als unergiebig einging. Er ist der Herr des Hauses, ein Wittwer, dessen einziges Kind, die liebliche Ottilie, hier zu Land Util gesprochen, bei ihrem Gespielen ist. Leopold trägt Schuhe mit silbernen Schnallen, weiße Wollstrümpfe, kurze, blaugrüne Manchester-Hose, eine dunkle Tuchweste und ein Wamms von schneeweißer Wolle gestrickt, eine Arbeit seiner getreuen Hausfrau, die Gott zu frühe für Leopold abgerufen. Seine silberweißen Haare deckt das grünsammtne Mützchen mit dem Pelze des Buchmarders verbrämt, dem er selbst das Lebenslichtlein ausgeblasen, denn er ist selbst jenseit seiner Siebenzig noch ein wackerer Nimrod vor dem Herrn, und wer ihn ansieht, kann ihn kaum für einen starken Fünfziger halten. Man sieht den raschen Bewegungen des Mannes, dem lebhaft blitzenden Auge an, daß er kurz angebunden, an rasches Handeln gewöhnt ist und sein Jähzorn leicht aufflammt; aber dabei liegt doch in dem Gesichte des Mannes, bei allen Kennzeichen scharfen Verstandes, auch gar viel Gutmüthigkeit.

Auf der Bank, welche zur Seite des viereckigen, großen Plattenofens, über dem das Reck angebracht ist, eine gar gemüthliche Ofenecke bildet, sitzt des Steigers Gevattermann und Nachbar, der Leinenweber Lehnert, auch ein Greis, der die Sechszig auf dem Rücken hat, eine ruhige, gutmüthige, etwas drehbändelige (so sagt der Hunsrücker, wenn er eine phlegmatische Natur bezeichnen will) Menschenseele, aber ehrlich und treu wie Einer. Seine Kleidung ist der des Steigers ähnlich; nur sind die Schuhschnallen von Messing, die Hose von Hirschleder, das Kamisol von dunkelblauem Tuche. Neben diesem sitzt der Wagner Stumpf, Lehnert's Schwiegersohn. Er ist jung, trägt lange, blaue Tuchhose, die über die Flehmstiefel reicht, eine rothe Tuchweste, ein kurzes blaues Wamms und eine roth und weiß gestreifte, gewobene Beutelmütze mit dickem

Klunker dran, der majestätisch zur Seite herabhängt, saß am linken Ohre.

Die Unterhaltung ist lebhaft. Sie behandelt einen Gegenstand, welcher das ganze Dorf in diesen Tagen bewegt und die Furcht vor den nahenden Franzosen, den Bringern der Freiheit und Gleichheit, etwas in den Hintergrund gedrängt hat. Lauschen wir ihrer Rede!

„Bei meiner Seele! Gumpeer (Gevatter, Compère) Steiger," sagte Lehnert, den des Steigers Einwand aus seiner Ruhe gebracht, „ich hab's mit meinen leiblichen Augen gesehen, und meine Augen sind noch so gut, daß ich das feinste Gebildmuster, das ich webe, ohne Brille sehe."

„Ach was," sprach der Steiger heftig. „Du kamst von Simmern und hattest einen Schoppen Moseler oder Rheiner getrunken. Da sehen die Leute überall Gespenster, und wenn man's in der Nähe betrachtet, ist's ein alter, fauler Baum."

„Ei, da soll mich doch gleich der" — rief Lehnert, — aber der Steiger fiel ihm in's Wort und sagte scharf verweisend: „Nicht gleich sich verheißen, Gumpeer Lehnert! Ist's wahr, so ist's nicht nöthig; ist's nicht wahr, so wird's dadurch nicht wahr. Sprich ruhig und erzähle Deine Geschichte."

„Ei, was," sagte Lehnert ärgerlich. „Ihr seid ein Freigeist. Ihr glaubt einem so etwas nicht."

„Ich glaube Alles, was wahr ist, Lehnert, erzähl' nur 'mal!" sagte ruhiger der Steiger.

„Nun, Schwieger," sprach Stumpf, „so erzählt's denn doch einmal ordentlich; daß man draus klug werden kann."

Nach einer kleinen Pause, in der er seine aufquellende Pfeife niederdrückte, hob endlich Lehnert an:

„Ihr wißt alle Beide, daß, wenn die Menschen ein Bergwerk aufgeben, der Teufel sogleich sein Revier drin hat, sammt seinem Anhang. — So ist's auch mit dem Stollen, den Ihr vor fünfzig

Jahren eingetrieben und seitdem habt liegen lassen. Wißt Ihr die Geschichte von der alten Bille, die bei des Caspars Vater gedient hat?" Der Steiger schwieg; aber über sein Gesicht flog eine finstere Wolke bei dem Namen Caspars. Stumpf sagte aber neugierig: „Nein!" — „Nun," fuhr Lehnert fort, „etwa fünf Jahre nach dem Eingehen des Bergwerkes, da lebte der alte Fried noch, des Caspars Vater. Der war ein Wittmann (Wittwer), und die alte Bille, die immer so rothe Augen hatte wie eine Erzhere, hielt ihm und seinem Sohne, dem Caspar, Haus. Der Fried war ein Mittelschlag von Bauer, hatte ein kleines Haus und fuhr mit zwei Kühen im Acker.

„Einmal, es war im Advent, hatte der Fried sich des Hannes-Peters Buben zum Dreschen auf Wiederhelfen bestellt, und es war damals Neumond und so dunkel Nachts, daß man keine Hand vor den Augen sah; da krähte des Frieb's Hahn, und die Bille, die alte Here, wird wach und denkt, es ist drei Uhr und die Drescher kommen bald. Sie denkt aber nicht dran, daß ihr neuer Hahn ein Wetterhahn ist, der kräht, wenn's anderes Wetter gibt, steht auf, zieht ihr Röcklein und Kittel an, und guckt zum Fenster hinaus, ob nicht Euer Schwieger hier im Hause schon Licht habe, daß sie das ihre anzünden könnte; aber Alles ist stichedunkel und mäuschenstille, als wäre das ganze Dorf mausetodt. Da sieht sie im Stollen Licht. Das sind die Kesselflicker von Gondershausen, sagt sie zu sich, die hab' ich gestern in's Dorf kommen sehen, die schon an der Arbeit sind. Das sind manierliche Leute. Du gehst hin und sagst: guten Morgen, und nimmst dir ein paar Kohlen!

„Gedacht, gethan! Meine alte Bille nimmt ihr Lanterchen (Laternchen) und wackelt mit einem Töpfchen die Halde hinauf in den Stollen. Da sitzen zwei himmellange, schwarze Kerle bei dem blutrothen Kohlenfeuer und ein grausam großer, schwarzer Pudelhund liegt dabei und knurrt und brummt.

„Kusch! kusch! Sultanchen," sagte die Bille, und bietet den

Männern den guten Morgen. „So fleißig schon so frühe?“ sagt sie und bittet um ein Köhlchen. „Nimm Dir Deinen Topf voll,“ sagt der Eine, und die Bille steckt ihr Lanterchen an und scharrt sich ihren Topf voll, deckt den Deckel drauf, sagt: „Seid nicht so fleißig!“ und wackelt heim. Wie sie aber die Kohlen auf den Herd hinschüttet, sind sie bumms — aus, und auch das Lanterchen geht aus, wie sie zuleuchten will.

„Da ist kein Oel drauf,“ sagt sie, und brummt, daß das Kohlenfeuer so schlecht ist. Was will sie aber anfangen? Die Mannsleute haben das Feuerzeug in der Tasche. Ei, denkt sie, die Sondershäuser Kesselflicker waren ja recht manierlich. Geh' nochmal hin! Sie werden dich nicht schelten!

„Wieder wackelt sie die Halde hinauf und sagt: „Landsmann, die Kohlen sind mir ausgegangen; jetzt will ich aber den Deckel nicht mehr drauf thun. Darf ich mir noch einmal nehmen?“

„Da knurrt der schwarze Pudel ganz grausam; aber die Bille sagt: „Kusch! kusch! Sultanchen, mein Alterchen, wenn Du an unser Haus kommst, sollst Du auch eine Schinkenhäse kriegen.“

„Der Eine der schwarzen Männer sagt: „Nimm Dir nur!“ Wieder steckt sie das Lanterchen an, scharrt sich den Topf voll Kohlen und geht, indem sie sagt: „Bedanke mich auch!“

„Als sie nun heimkommt, sind ihre Kohlen noch frisch in der Gluth. Wie sie sie aber auf die Platte des Herdes schüttet, bumms — sind sie wieder todtaus und auch das Lanterchen dazu.

„Ei, so soll Dich!“ flucht sie, tappt dunkel an den Küchenschrank, greift den Oelkrug, schüttet Oel auf's Lichtchen, nimmt etwas Salz aus dem Salzfüßchen, um es auf die Kohlen zu streuen, und denkt, nun sollen sie dir gewiß nicht mehr ausgehen! Macht sich zum dritten Mal nun auf den Weg nach dem Stollen.

„Als sie so die Halde hinaufkrabbelt, springt ihr der schwarze Pudel entgegen, als wolle er sie zerreißen.

„Ach, denkt sie, hätt'st du doch die Schinkenhäse mitgenommen,

daß das Vieh dich in Ruhe ließe! „Kusch! kusch! mein Alterchen,“ sagt sie nun schmeichelnd, „ich thue Dir ja nichts und die Häse entgeht Dir nicht! Komm nur, wenn's Tag ist!“

„Da wird das Vieh ruhig und sie krabbelt hinein und sagt: „Ach, die Kohlen wollen gar nicht anhalten. Nun hab' ich aber Salz, das ich drauf streue; da brauch' ich Euch nicht mehr zu plagen.“

„Nimm Dir noch einmal,“ sagt der Eine, und als sie ihr Lanterchen angezündet und ihren Topf voll geschaart, und eben sich bedanken und gehen will, steht der andere Kerl auf, hebt seine rothglühende Schürstange gegen sie auf und sagt: „Kommst Du noch einmal, so drehe ich Dir den Hals um!“ — „Ei,“ denkt die Bille,“ das ist mir ein grober Flegel von erster Sorte! Hab' ihnen doch erst vor drei Jahren einen kupfernen Kessel abgekauft.“ Sie war sir mit dem Mäulchen und hatte eine Zunge, so scharf wie ein Scheermesser. Wollte eben dies Mäulchen ein wenig spazieren gehen lassen; aber, dachte sie, am Ende hetzen sie dir den Eiterbisser (Ausdruck für böse Hunde) auf den Nacken. Laß es gut sein und sag' lieber ein gut Wort: „Gott helf!“ sagt sie und will gehen; doch da brüllt der Hund, doch nicht wie andere, ordentliche Hunde, sondern erschrecklich! Da springen die Kerle auf und es thut einen Donnerschlag, daß die Bille schier zusammenfällt. Das Feuer ist aus, ihre Kohlen sind aus sammt ihrem Lanterchen. Ihre Haare stellen sich zu Berge. Sie betet: „Alle guten Geister“ — und läuft, so schnell sie kann, heim, und als sie in der Küche ihre todten Kohlen auf den Herd wirft, — schlägt's Eins, und sie erkennt, daß sie nicht bei den Gondershäusern, sondern bei bösen Geistern war.

„In der Todesangst eilt sie in ihre Kammer und kriecht mit den Kleidern in's Bett und zieht die Decke über den Kopf, und betet in der größten Todesangst alle Stoßgebete, die sie kann aus ihrer Jugendzeit.

„Als nun um drei Uhr die Dreſcher klopfen, iſt keine Bille da, und als endlich der alte Fried aufſteht und ſie wecken will, da redet ſie irre. Er geht nun hinunter und will Feuer anmachen, um die Suppe für die Dreſcher zu kochen, da die Bille ſo krank iſt. Als er aber an den Herd kommt, wie ſtaunt er da! Der ganze Herd liegt voll Geld, voll purem Golde, lauter doppelte, alte Schildkarline. Er weiß nicht, was er machen ſoll und woher das viele gelbe Gold iſt; aber er denkt: Beſſer iſt der Hab' ich, als der Hätt' ich, und nimmt's, ſchafft's in die Kiſte und thut, als hätt' er gar nichts geſehen.

„Morgens geht er zur Bille und ſagt: „Was iſt Euch denn paſſirt, Bille?“ Da erzählt's die Alte haarklein und hat's hernachmals meiner Mutter ſelig erzählt und iſt nach acht Tagen geſtorben. Von meiner Mutter hab' ich's oftmals gehört.“

„Dummes Geſchwätze,“ ſagte der Steiger. „Davon ſoll der alte Fried reich geworden ſein?“

„Von was denn?“ fragte ärgerlich Lehnert.

„Ei, der hat geſchachert wie ein Jude und tüchtig gekäuſert; hat Zinſen genommen, daß es eine Schande war. Dann hat ihm der Landſchreiber Schlüſſel in Simmern die Erlaubniß gegeben, eine Heerde Hämmel zu halten, ſo groß er wollte, und hat ihm das Geld geſchoſſen. Endlich zog er viele Bienen in Bienenberg, und das Sprüchwort ſagt: „Wer Glück hat mit Bienen und Schaf', der leg' ſich nieder und ſchlaf'!“ Als er zuletzt Schultheiß wurde, da mußte jeder Vogel, der über ſein Haus flog, eine Feder laſſen. Siehſt Du, Lehnert,“ ſchloß der Steiger, „ſo iſt er reich geworden; der Spitzbubenhändel nicht zu gedenken, die er gemacht hat.“

„Ich weiß, was ich weiß!“ brummte Lehnert und wiegte den Kopf von einer Achſel zur anderen.

„Aber, Schwieger,“ hob der Stumpf an, „Ihr ſeid von der alten Geſchichte noch nicht auf das Heut' gekommen. Wie war's mit dem Stollen?“

„Nun," hob' Lehnert wieder an, „was damals in dem Stollen spukte, das ist nicht ausgewandert. Vor acht Tagen kommt die Annelies in unser Haus und erzählt, sie habe auf dem Heimwege von Simmern Abends ein rothes Licht in dem Stollen flimmern sehen, und drei andere Weiber haben's auch gesehen. Als ich nun auch in Simmern war, denk' ich, du mußt das Ding doch auch sehen. Wetter noch! ich war Pfälzer Grenadier in Mannheim vier Jahre und wär' beinah' Korporal geworden, wenn nämlich der alte gestorben wäre; da dacht' ich, hast du Kurasch wie Einer, und fürchtest dich vor dem Teufel und seiner Großmutter nicht. Geh' ich spät fort, und als ich das Wiesenthal heraufgehe, seh' ich nach dem Stollen, der freilich jetzt ganz mit Holz zugewachsen ist — da seh' ich das Licht, höre drin pickeln und schlagen."

„Und bist hingegangen, wie die alte Bille?" fragte der alte Steiger lachend. „Du warst ja ein Pfälzer Grenadier in Mannheim, und die hatten Kurasch, wie Du sagst?"

„Da hätt' ich müssen ein Narr sein," sagte Lehnert. „Wär' er mir auf dem Wege begegnet, so hätt' ich ihm was anders gesagt; aber ihn aufsuchen, das war nicht nöthig. Das Sprüchwort sagt; „Mal' ihn nicht an die Wand, sonst kommt er hergerannt!" Das aber laß ich mir nicht abdisputiren. Was meine Augen sehen, glaubt mein Herz."

„Ich wär' hingegangen!" sagte der Steiger.

„Da wäre mein Herz ein Narr," sagte Lehnert darauf. „Ich will ehrlich gestehen, daß mir eine Todesangst ankam, und ich heimlief, so schnell ich konnte."

„Ja," sagte darauf Stumpf, „es ist wahr; er sah aus wie der Tod von Ypern!"

„Ach, was!" rief der Steiger, „laßt mir das Geschwätze weg! Uns liegt anderes näher. Denkt einmal an das verfluchte Franzosenvolk! Die sind uns nahe. Was gibt's da mit uns, wenn die kommen und uns ausplündern?"

„Ach," seufzte Lehnert, „Ihr habt Recht. Wenn sie's nur nicht machen wie 1698, als sie die Pfalz verbrannten."

„Viel besser nicht," sagte der Steiger. „Ich kenne sie. Bin selbst als junger Kerl drin gewesen. Sie haben allezeit Deutschland verheert. Glaubt ja nicht, daß sie uns etwas bringen!"

„Ja, du lieber Gott," sagte Stumpf, „sie haben nicht einmal Schuhe. Gewehre auch nicht."

„Ha!" rief der Steiger, „hätt' ich nur ein paar Regimenter guter Schützen, ich wollte sie schon wieder in ihr Land jagen, daß ihnen die Lust vergehen sollte, in die Pfalz zu kommen."

In diesem Augenblicke jagte ein Windstoß das Fenster auf. Der Mond trat hinter einer Wolke hervor, und deutlich sah man einen Menschenkopf vor dem Fenster.

„Da lauert Einer!" rief Stumpf und griff rasch hinaus, um den Lauscher am Kopfe zu fassen; denn Stumpf saß gerade unter dem Fenster. Aber der draußen zog den Kopf zurück, und eine grölende Stimme rief: „Solche Großmäuler werden die Franzosen schon stopfen. Wart's nur ab, Du hergelaufener Dieb!"

„Halt, das ist der Caspar, der Halunke!" rief der Steiger, dessen Zorn in wildem Feuer aufloderte. Aufspringen, die geladene Flinte greifen, hinauseilen und losdrücken, das war Eins — und war geschehen, ehe Lehnert und Stumpf ihn hätten hindern können.

Ein entsetzlicher Schrei folgte dem Schusse.

Die beiden Männer hatten nun auch das Freie gewonnen. Der Nebel lag noch dicht auf der Erde.

„Um Gotteswillen, wen habt Ihr geschossen?" rief Lehnert.

„Mein eigenes Kind!" sprach dumpf der Steiger und taumelte gegen die Wand seines Hauses!

Aber in demselben Augenblicke hörte man Utilchens Stimme. Sie schrie: „Licht her, Jakob ist todtgeschossen!"

„Hört Ihr's," sagte Lehnert, „Eure Util lebt, aber des Caspars Sohn habt Ihr gemordet. Das ist des alten Hasses

Frucht, und der Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist! Nun macht Euch fort, so schnell Ihr könnt!"

„Die Franzosen! die Franzosen!" hörte man in anderen Gassen des Dorfes rufen, und angstvoll stürzten die Leute aus ihren Häusern, nicht erwägend, daß, wären es die Franzosen gewesen, sie ihnen gerade entgegengelaufen wären.

Mit mehreren Laternen waren indeß Leute aus der Nachbarschaft herbeigeeilt. Man erkannte nun deutlich, daß Jakob, der Sohn des Schultheißen Caspar, am Boden lag. Das Blut rann stromweise, und der Unglückliche stöhnte heftig.

Ulil kniete neben ihm. Als sie aber das Blut sah, sank sie ohnmächtig in Lehnert's Arme, der sie in sein Haus trug unter dem Beistande Stumpf's.

Jetzt zerkeilte Caspar den Haufen. „Ach, mein Kind! mein Kind!" schrie er außer sich. „Der Steiger hat ihn todtgeschossen! Ihr Gerichtsmänner, faßt ihn, daß er uns nicht entwischt!"

Mehrere Männer eilten nach des Steigers Hause; ein Eilbote jagte nach Simmern, um den alten Chirurgus Heidelberger zu holen, und andere Männer trugen den Verwundeten nach seiner Wohnung.

2.

Tiefer Haß und heiße Liebe sind nicht von gestern. Was so recht tief in's Herz hineingewachsen ist, das will Zeit dazu gehabt haben. So war's mit dem Hasse Caspars und des Steigers — und, daß ich's geradeheraus sage — mit der Liebe der schönen Ulil und des Jakob, ihrer Kinder.

Das Dorf, in dem diese Geschichte sich zutrug, lag an einem Bergabhange, der den Hochwald bedeckte. Die Flur dehnte sich rechts und links neben dem Dorf aus, und vor demselben zog sich

ein Wiesenthälchen hinab; dessen Seiten wieder mit Wald bedeckt waren. Dort hinab führte ein näherer Fußpfad nach Simmern, und ein Bächlein hüpfte, von Erlen und Weiden begrenzt, in die tiefere Senkung des Wiesenthals hinab. Das Dorf war lang. Wiesengärten, mit Hainbuchengehege umschlossen, lagen meist zwischen den Häusern. Etwa zweihundert Schritte von den beiden letzten, durch das Bächlein getrennten Häusern war an der linken Seite des Berghangs die große Halde und der Stollen gelegen, von dessen gespenstigem Wesen seit acht Tagen und länger das ganze Dorf sprach.

Mit diesem Stollen war es so. Von dem Dorf eine halbe bis dreiviertel Stunden entfernt, lag ein anderes, wo seit langen Jahren ein Silberbergwerk betrieben wurde, ohne daß jedoch der Ertrag eben bedeutend gewesen wäre. Ein Oberbergbeamter hatte nach genauer Besichtigung der Erzgänge nach Mannheim an die Hofkammer berichtet, er vermuthe, daß die besten Erze gewonnen würden, wenn man auf der anderen Seite des Bergs einen Stollen eintreibe. Das war vor etwa vierzig bis fünfzig Jahren geschehen.

Da kam denn von Mannheim der Befehl, man sollte den Stollen anbauen. Leopold war damals ein junger Mann. Er stammte aus dem Odenwald und diente auf dem Silberwerk als Steiger. Ihm wurde der Auftrag zu Theil, jenen Stollen anzulegen. Er kam in's Dorf, brachte Knappen mit und begann sein Werk. Man versprach sich außerordentlichen Vortheil; aber nach jahrelanger Arbeit, nach schweren Kosten gewann man die Ueberzeugung, daß Alles vergeblich sei. Die Arbeit wurde eingestellt, und Niemand dachte mehr an den Stollen. Im Laufe der Zeit wuchs an der Halde Gesträuch auf, welches bald den Eingang des Stollens verdeckte. Wie überall das Volk an solche verlassene Bergwerke wunderbare Mähren anknüpft, so geschah es denn auch hier. Der und Jener hatte es drin rumoren gehört; Andere sahen Flammen drin — kurz, es kam so weit, daß sich am hellen Tage

Niemand ist die Nähe wagte. Und die Geschichte der alten Bille war vollends das Mittel, ihn zu einem Orte des Schreckens zu machen. Der Stollen war zwar außer Thätigkeit gekommen und der Steiger hätte können an das Silberwerk zurückkehren; der blieb aber da, legte Fäustel und Eisen bei Seite und wurde ein — Bauer.

Das war aber kein Werk der bösen Geister, sondern ein Paar blauer Augen, so blau wie der Himmel im Mai, hatten's bewirkt. Was können nicht schöne blaue Augen, zumal wenn sie aus einem so schönen Gesichtchen herausblitzen?

Unfern von dem Stollen lagen die zwei letzten Häuser des Dorfes. Der Bach trennte sie, und über den Bach lag früher ein eichener Steg, den aber einmal das Winterwasser mitnahm, und die Bauern meinten, das sei sehr gut gewesen. Kam auch kein neuer mehr dahin, sondern die Bewohner der beiden Häuser mußten weiter oben den Bach überschreiten. In dem einen dieser Häuser, und zwar in dem auf dem linken Ufer des Baches, wohnte früher der alte Fried und später sein Sohn Caspar, welcher nach seinem Geschlechtsnamen Weierich hieß, und eben das Amt seines Vaters, der Schultheiß gewesen, und seinen ansehnlichen Reichthum geerbt hatte. In dem Hause oder besser Häuschen auf dem rechten Bachufer wohnte ein armer Mann mit seinem Weib und seinem schönen Kinde, dem blonden Gretchen, mit dem verwettert schönen blauen Augen.

Wer das Mädchen ansah, dem war's angethan für allezeit. Die Augen aber waren's nicht allein. Der Hunsrück ist nicht arm an schönen Mädchen, und ich möchte fast sagen, es sei kaum ein Landstrich reicher dran. Wer das Gretchen sah, mußte aber alsbald bekennen, daß eine schönere Jungfrau kaum werde gefunden werden. Sie war groß, wie alle Hunsrücker Mädchen, und kräftig gebaut; aber eine Tanne ist nicht schnacker. Ihr Haar war an Farbe und Zartheit wie der schönste Laubacher Flachs, und wenn es herabhing, konnte sie sich drauf setzen. Röthere Bäckchen hatte kein Herzens

apfel, und einen Mund hatte sie und Zähne drin — nein, die Kirschen von Salzig sind nicht frischer und der Schnee nicht weißer.

Des Fried's Caspar hätte müssen stockdumm sein, wenn er nicht gesehen hätte, welch' ein Staatsmädel da drüben aus dem Fenster sah. Er hatte auch keinen Waldkiesel, wo andere Leute das Herz haben — kurz, er verliebt sich in das Gretchen bis über die Ohren. Nichts begreiflicher wie das!

Man konnte nun gar nicht sagen, daß ihm das Gretchen hold gewesen; auch nicht, daß es ihn verabscheuet; aber lieb hätte es ihn nicht. Er war eben auch nicht sonderlich schön. Mit dem einen Auge sah er in die Brachflur — das heißt, er schielte mehr, als es nöthig gewesen, um die Leute im Zweifel zu lassen, wohin er sähe! Seine Haare waren röthlich, so wie die eines Kohlfuchses, daher er auch bei dem jungen Volke diesen Namen trug; aber er hatte Geld, war der einzige Sohn, sein Vater war Schultheiß und der Freund des Landschreibers Schlüssel in Simmern, und da meinten die Alten, das Gretchen säße da warm. Wenn man's so ansah, war's nicht uneben. Vater und Mutter machten nun, daß das Gretchen mit ihm ging, obwohl der alte Fried damit nicht ganz einverstanden war; denn Gretchen war arm und erbte nur etwa acht Morgen Acker und das Häuschen mit der Bitz, wie der Hunsrücker seinen eingehegten Wiesengarten nennt.

Als ihm aber der Caspar erklärte, daß er, wenn er Gretchen nicht heirathen dürfe, niemals freien würde: da zog der Alte die Segel ein und ließ, wie der Hunsrücker sagt, Gottes Wasser über Gottes Land laufen.

Was aber dem Caspar bei dem Gretchen mehr schadete, als die Kohlfuchsnatur seiner Haare und die abweichende Richtung seiner Augen, das war sein böses Herz. Den Armen, die an seiner Thüre Brod heischten, gab er harte Worte; brach Einer ein Bein, so lachte er; war er einmal gegen Jemand im Zorne, so wurde er nie mehr gut und redete ihm in Spott, Hohn und Ernst alles Böse und

Schlechte nach. Dabei ging er immer seine eigenen Wege, und sein Kopf mußte durch. Sein Hochmuth aber kannte keine Grenze. Er mußte überall der Erste sein, und da war er denn auch gar nicht geizig, wiewohl er sonst der ärgste Filz im Reiche war.

Gretchen war Vater und Mutter gehorsam, drum ging sie mit ihm zur Musik, wenn Kirchweihe war, und saß auch Abends in der „Maie" bei ihm und galt im Dorf als sein Schatz und, was auf Eins hinauslief, als seine künftige Frau.

Da wurde der Stollen angelegt, und der Steiger kam in's Dorf. Er wohnte im Oberdorfe bei dem Bäcker, wo er auch die Kost hatte, und der Stollen lag unten; der Steiger war damals so seine zwanzig Jahre alt, und Jedermann sagte: Die Sonne am Himmel muß sich freuen, wenn sie dem bildhübschen Burschen in's Angesicht scheint. Er betrug sich still und brav; kartete nicht und trank nicht; aber wer mit ihm sprach, sagte: Das ist ein räsonabler Mensch und hat auch Grütz im Kopfe, daß es eine Art hat, wenn er redet wie ein Buch.

Wenn er Sonntags in die Kirche kam mit dem schwarzen Wamms und den weiten Aermeln, nebst den blanken Knöpfen und dem kleinen Krägelein, mit der schwarzen Sammtkappe und dem silbernen Fäustel und Eisen dran, dem breiten glänzenden Ledergurt und dem Leder hinten, und vorne mit der silbernen Schnalle; wenn er so kam, so schmucks, frisch und schön, wie kein Bursch im Dorfe, dann hätte einmal Einer die Köpfe der Weiber und Mädchen sehen sollen. Der Schulmeister mochte den schönsten Walzer als Vorspiel aufspielen, Keine trat den Takt mehr dazu; der Pfarrer mußte tüchtig auf die Kanzelbibel schlagen, wenn sie einmal nach ihm sehen und auf ihn hören sollten — kurz, der Steiger verdrehte alle Köpfe im Dorf, und die Burschen wünschten ihn sammt und sonders über alle Berge. Das merkte er freilich nicht. Ernst und stille horchte er auf die Predigt und ging still hinaus, wie er hereinkam, und grüßte und dankte gar höflich und ordentlich.

Nun mußte er jeden Tag durch's Dorf hinab nach dem Stollen. Erst ging er auf der linken Seite des Baches hinab und achtete nicht, daß drüben auf dem rechten Ufer des Baches hinter den Milchtöpfen am Fenster die schönsten blauen Augen nach ihm spähten.

Am zweiten Pfingsttage war Musik bei dem Bäcker. Er kam auch herüber aus seiner Kammer und sah zu; aber seine Augen folgten nur Einer, und diese Eine war Gretchen.

Das schmeichelte Anfangs dem Caspar, und als der Steiger ihn bat, ihn einmal mit dem erglühenden Gretchen tanzen zu lassen, gab er's willig zu und war stolz darauf.

Das war ein Tanzen! Blitz und Hagel! Die flogen herum, und alle Welt rief: Solo! daß sie allein tanzten, und die Leute sahen mit hellem Gläser zu und meinten, das sei das schönste Paar zwischen Rhein und Mosel, und es sei schade, wenn der und das Gretchen sich nicht bekämen.

Als sie so tanzten, sagte der Steiger: „Gretchen, warum siehst Du mich denn gar nicht an? Bin ich Dir ein Abscheu?"

„Ach nein!" flüsterte das Mädchen, und wollte es einmal probiren, ob sie ihn ansehen könne; aber sie wurde noch röther und konnt's nicht.

„Ich könnte Dich immer ansehen und würde gar nicht müde," sagte der Steiger, „Du liebliches Kind!"

Da meinte das Mädchen, es müsse in die Erde sinken vor lauter Scham, daß der schöne Herr Steiger mit dem armen Mädchen so spräche. Wer weiß, was ihr der Steiger noch gesagt hätte — aber der Tanz war aus, und der Caspar hatte schon Grimm genug.

Nun tanzte aber der Steiger auch nicht mehr, aber stand da, und seine Augen suchten immer das schöne Gretchen, und die himmelblauen Augen sahen unwillkürlich auch nach ihm. Trafen sie sich aber einmal halbwegs, so schlugen sie sie alle Zwei nieder, als hätten sie sich auf unrechtem Wege gefunden.

Am anderen Morgen ging der Steiger auf dem rechten Ufer des Baches hinab und ging an Gretchens Haus über den Steg.

Sie kehrte den Platz vor dem Hause.

„Guten Morgen, Gretchen," grüßte er. „Hast Du schon die Müdigkeit aus Deinen Gliedern geschlafen?"

„Ich war nicht müde!" lächelte Gretchen und sah ihn an, wurde aber blutroth, als sie die leuchtenden Augen des Steigers sah, und wandte sich ab.

„Ach," sagte der Steiger, „Du magst mich gar nicht ansehen; was hast Du gegen mich, Mädchen? Bist Du mir gram?"

Das Mädchen schüttelte das Köpfchen und lief in das Haus, und der Steiger ging nachdenklich über den Steg hinüber.

Abends, als er zurückkam, sah er fast die runden, blinden Glasscheiben durch; aber das Gretchen stand an der Thüre und sah durch eine Ritze und freute sich inniglich, daß er so in die Fensterscheiben sah, denn das galt gewiß nicht ihrer alten Mutter, sondern ihr und Niemandem sonst. Als er schon weit vom Hause weg war, sah er sich als noch einmal um. — Des anderen Tages traf sich's wieder, daß sie das Getränke dem Vieh in den Stall trug, als er kam. Diesmal konnte sie ihm nicht durchgehen, denn er stellte sich an die Thüre und sprach mit ihr. Nun, sie mußte doch höflich antworten und konnte gegen den manierlichen Mann nicht grob sein. Ueberdies konnte sie fast nur lächeln. So wurde es am Ende Gebrauch, daß sie sich Morgens sahen; dann auch Abends, wenn der Steiger Feierabend hatte. Es war gar nicht mehr anders möglich. Nach acht Tagen sah sie ihn auch an, und wenn sie lachte, sah der Steiger auf den Mund und auf die Lippen und war ganz verzaubert.

Nach vierzehn Tagen brummte die Mutter, daß Gretchen so lange ausblieb, wenn sie kehrte, oder das Vieh in den Stall oder aus ihm heraus that, und die Knappen im Stollen konnten gut ruhen vor der Arbeit, und der Feierabend kam frühe. „Macht

Schicht!" ſagte der Steiger, wenn auch die Sonne noch ihre Strahlen auf den Stollen warf.

Gretchens Vater ſagte zu ſeiner Frau: „Ich glaube, der Steiger hat ein Auge auf unſer Kind."

„Ich glaub's faſt auch," antwortete die Mutter; aber mir wär's viel lieber, wenn ſie den Caspar heirathete, der ſo reich iſt und ſie ſo lieb hat." Der Vater zuckte die Achſeln; aber ſie wußten nicht, daß draußen, hinter dem Hauſe, wo Gretchen ihr ſelbſtgeſponnenes Tuch auf der Wieſe des Grasgartens begoß, Caspar bei ihr ſtand und ſie mit Vorwürfen überhäufte.

„Du läufſt dem Lump, dem Steiger nach!" grollte er.

„Du lügſt," ſchmollte das wunderſchöne Mädchen. „Er kommt hier vorüber und grüßt. Soll ich unartig ſein und nicht wieder grüßen? Und wenn er mich frägt oder mich anredet, ſoll ich ihm nicht antworten?"

„Ja, das ſollſt Du!" rief zornig der Caspar.

Gretchen richtete ſich auf und fragte: „Wer ſagt das?"

„Ich," rief Caspar, „denn ich will Dich heirathen!"

„So?" dehnte mit einem ſpöttiſchen Lächeln das Mädchen; „Du haſt das Freien bei höflichen Leuten gelernt. Zum Heirathen," fuhr ſie fort, „müſſen allemal Zwei ſein."

„Willſt Du mich nicht, Gretchen?" fragte zornig der Caspar. „Ich bin der reichſte Burſch im Dorf!"

„Und ich das ärmſte Mädchen," entgegnete ſie. „Da paſſen wir nicht zuſammen. Du mußt Dir eine Reiche ſuchen."

„Ich will aber nicht!" rief er aus.

„So laß es bleiben!" war Gretchens Antwort.

Sie wollte ihn ſtehen laſſen und weggehen. Da eilte er ihr nach und faßte ihre Hand.

„Gretchen, ich kann nicht ohne Dich leben!" ſagte er faſt weinend.

„Du haſt zwanzig Jahre ohne mich gelebt, und wirſt es ohne Zweifel auch länger können," erwiederte ſie.

„Gretchen, werde mein Weib!“

„Nein,“ ſagte ſie — und ſchlüpfte in das Haus.

Sie eilte in ihre Kammer und weinte. Ach, der Caspar hatte ſie ſo lieb ſeit der Schule her, das wußte ſie, und nun hatte ſie ihn abgewieſen! Sie begriff nicht, woher ſie den Muth genommen. Vor einem halben Jahre hätte ſie ſich in Alles gefügt und wäre ſeine Frau geworden, denn ſie wußte nicht, was es hieß, einen Mann lieb haben. Jetzt wußte ſie's und fühlte, daß ſie Caspar'n nicht lieb hatte, wohl aber — den Steiger.

Ihre Eltern wußten nichts von dem, was vorgefallen war. Am Abend kam der Schultheiß Fried und freite um das Mädchen in aller Form.

Gretchen ſtand hinter dem Hauſe und weinte. Da kam der Steiger.

Kaum ſah er die Weinende, als er mit einem gewaltigen Satz über die Hecke ſprang. Er legte ſeinen Arm um den ſchlanken Leib und fragte: „Warum weinſt Du, liebes Gretchen?“

„Ach,“ ſeufzte das arme Mädchen, „drinnen iſt der alte Schultheiß Fried, der um mich für ſeinen Caspar wirbt, und ich fürchte, meine Eltern laſſen ſich vom Gelde bethören und ſagen ja.“

„Und Du willſt ihn nicht?“ fragte er mit klopfendem Herzen.

„Ich hab's ihm vorhin geſagt,“ fuhr das ſchluchzende Kind fort, „daß ich ſeine Frau nicht werden mag.“

Er drückte ſie feſt an ſeine Bruſt. „Willſt Du meine Frau werden, Gretchen?“ fragte er ſie. „Ich habe Dich lieb wie mein Leben. Ich habe Brod, bin aber nicht reich. Willſt Du?“

„Ja!“ flüſterte das Mädchen und barg ihr Köpfchen in der Schürze.

Der Steiger ſprach kein Wort mehr und zog ſie eiligſt durch die Hinterthüre in das Haus, und trat mit ihr in die Stube, wo der alte Fried ſaß und ſeinen Reichthum auskramte.

„Vater und Mutter,“ ſagte der Steiger, nachdem er gegrüßt,

„ich habe eben unter Gottes freiem Himmel mit Eurer Tochter mich verlobt. Sie hat vor Gott mir ihr freiwilliges Jawort gegeben, und so kommen wir, um Eures elterlichen Segen Euch zu bitten, und geloben Euch kindliche Liebe, Treue und Gehorsam.“

„Was?“ rief der Fried, „wollt Ihr Euer Kind dem hergelaufenen Menschen geben?“

Der Steiger sagte heftig: „Ich bin ehrlicher Eltern Kind; Niemand kann mir etwas Uebles nachsagen, und mein Amt ernährt Frau und Kind. Falls ich aber Lust hätte, es aufzugeben, so hab' ich gesunde Arme und Lust zur Arbeit, und Ihr braucht mein Weib und meine Kinder nicht wegzujagen von Eurer Thüre, wie die anderen Bettler!“

Der Schultheiß sah den Steiger ärgerlich und ordentlich scheu an, als er so sprach, griff nach seiner Kappe und sagte: „Wenn's so steht, so will ich gehen und dem Glücke Gretchens nicht hinderlich sein.“ Aber in seinem Gesichte lag giftiger Spott und Hohn, als er das sprach, und sein Auge schoß giftige Pfeile auf den Steiger. In der Thüre wandte er sich noch einmal um und rief in die Stube: „Die fünfzig Gulden, die ich Euch geliehen, müßt Ihr in acht Tagen zahlen, sonst laß ich Euch pfänden!“

„Die sollt Ihr haben,“ sagte der Steiger, und der Alte rannte hinweg wie ein Besessener.

„Da haben wir's!“ sagte seufzend Gretchens Vater, und das Mädchen weinte heiße Thränen. Allein nach einer Stunde vertraulichen Gespräches war Alles gut, und die Alten segneten ihre Kinder und der Steiger drückte den Brautkuß auf die schönsten Lippen. Die Thränen verflogten in den schönen blauen Augen, und sie strahlten so hell, wie droben am Abendhimmel die Sternlein.

Des anderen Morgens trat der Steiger in des Schultheißen Stube.

„Hier bringe ich Euch die fünfzig Gulden nebst den Zinsen von Martini bis Dato,“ sagte er; „seid so gut und gebt mir Quittung für meinen Schwiegervater.“

„Ist's schon so weit?“ fragte höhnisch der Alte. „Nun, es ist gut, daß Euer Sparpfennig so weit reicht.“

„Laßt Euch das nicht kümmern, Schultheiß,“ sagte der Steiger. „Es hat noch keine Noth. Seht nur zu, daß Ihr die Quittung ordentlich schreibet.“

Der Alte schluckte eine giftige Rede hinunter, denn der Steiger stand so fest und groß vor ihm, daß es ihm schier unheimlich im eigenen Hause wurde. Als er ihm die Quittung reichte und der Steiger sie prüfte, sagte er: „Nun könnt Ihr gehen.“

„Das will ich noch etwas aufschieben,“ sagte der Steiger, „weil ich noch etwas mit Euch zu reden habe. Nächsten Sonntag werde ich ausgerufen, da sollt Ihr mich in die Gemeinde aufnehmen. Seid so gut und thut das gleich.“

Knirschend vor Wuth, holte der Schultheiß das Bürgerbuch und schrieb den Namen hinein, und der Steiger zahlte seine fünf Gulden Einstandsgeld. „Seid so gut und gebt mir Quittung,“ sagte er.

Das mußte abermals der Schultheiß thun.

„Meinen Feuereimer will ich morgen in Simmern holen,“ sprach er weiter, und dann erst sagte er Adjes und ging.

Der Schultheiß wagte nichts mehr zu sagen.

Caspar saß droben in der Oberstube und weinte und fluchte auf den Steiger.

„Weißt Du was?“ sagte der Alte zu ihm, „mach's kurz und freie an des Bienenberger Müllers Ammarie, das ist ein Staatsmädel und hat Geld.“

„Ja,“ rief Caspar, „geht hin, Vater, und freiet; denn ich will dem Gretchen die Freude nicht lassen, daß es mir einen Korb gegeben, und dem Steiger will ich's schon eintränken.“

Des Müllers Ammarie war ein lustig Ding, das gern Hochmuth trieb. Die konnte keinen armen Teufel brauchen. Sie hatte längst auf den reichen Caspar ein Auge und nach ihm die Angel geworfen. Als nun der Alte unverhofft kam, wurd's bumms! richtig,

und der Caspar wurde geholt und Handstreich gehalten noch an dem Abend, und der Wein floß in Strömen, und die Herrlichkeit hatte kein Maß.

Als Fried und Caspar Abends spät heimgingen, sagte der Fried: „Nun werdet Ihr bis Sonntag mit einander ausgerufen, und der Pfarrer muß Dich zuerst ausrufen, ich will's schon fertig machen.“

Am anderen Tag war das ganze Dorf voll von der Neuigkeit. Die Frauen sagten: „Dem Gretchen gönne ich den schönen Steiger. Es wäre doch eine Sünde gewesen, wenn der scheele Kohlfuchs das schöne Mädchen gefreiet hätte.“ Die Mädchen sahen traurig drin, denn sie hätten alle selbst den Steiger gern genommen; aber das gute Gretchen verkleinerte Keine.

Es war aber gerade, als sollte dem Caspar Alles schief gehen. Als der Schultheiß zum Pfarrer kam und fragte, ob der Steiger schon dagewesen sei, sagte der Pfarrer: Ja. Fried drang nun in den Pfarrer, ihm das Vorrecht zu lassen; allein der Mann blieb bei seinem Grundsatze, daß in der Kirche der Schultheiß nichts gelte und er die Reihenfolge beobachten werde. Das war nun neuer Verdruß und ein Grund mehr, Haß auf den Steiger zu werfen, obwohl der nicht dafür konnte.

Alles, was der Schultheiß und sein Sohn diesem oder seinen Schwiegereltern Unangenehmes zufügen konnten, thaten sie, bis Steigers mühsam gehaltene Ruhe brach, und in immer steigender Leidenschaftlichkeit verfolgten sich Beide. Die Jagd, die der Steiger mit Liebe trieb, die Frohnde, die Gemeinderechte — Alles gab Veranlassung zu Reibereien und Prozessen, und so dauerte es fort, als Caspar nach seines Vaters Tode Schultheiß wurde. Häusliche Leiden änderten nichts. Gretchen starb und Annamarie starb — die Wittwen verfolgten sich nach wie vor, ja, es schien selbst, als wachse der Haß mit den Jahren.

Der Steiger war sehr in Rückgang gekommen durch die stets sich erneuernden Prozesse, welche ihm der Caspar anhing. Das

hatte an Gretchens Herzen genagt, wie ein wie rastender Wurm; nach der Steiger sagte es sich und Anderen: der Caspar habe seine Frau gemordet. Seitdem war der Steiger so empfindlich und jähzornig geworden, daß wirklich schwer mit ihm leben war. Der Stollen war noch zu Lebzeiten des Alten Schultheißen Fried eingegangen und ein schönes Einkommen damit für den armen Steiger gewichen. Er war ein kräftiger und ein sehr geschickter Mann. Bisher hatte der alte Schulmeister den Leuten die Güter vermessen. Als er alt wurde, hat es der Steiger, denn er verstand die Feldmeßkunst aus dem Fundament. Und war ein Mann bei der Sprütze, das heißt: fix und richtig waren seine Vermessungen. Außerdem schrieb er alle Kaufacte und Verträge im Dorfe, machte Erbtheilungen, und seine sonderbare Rechtlichkeit erwarb ihm das verdienste Zutrauen aller Leute. So ernährte er sich, hatte mit zwei Kühchen seine paar Aeckerchen und machte keine Schulden. Bei dem Oberförster stand er auch gut und half ihm in manchen Arbeiten. Auf der Jagd aber entging ihm nichts, was er auf das Korn genommen hatte. Der liebe Gott machte, daß der Caspar allemal, wenn der Steiger auf die Jagd ging, nicht vor seine Thüre trat, denn bei dem glühenden Hasse Beider hätte Niemand für ein großes Unglück stehen können. So kamen und gingen die Jahre. Im Dorfe verlor der Caspar allen Anhang; denn sein griesgrämliches, gehässiges Wesen mißfiel Jedermann. Dabei war er niemals bereit, Jemandem zu dienen; indeß der Steiger bei Tag und Nacht zu Jedermanns Diensten war. Die Kinder der beiden Todfeinde wuchsen heran. Steigers Ritl war der Mutter Ebenbild, ja die alten Frauen sagten, sie wäre noch schöner. Die Burschen meinten, es sei nicht möglich, daß Jemand hübscher sein könne, als Ritlchen. Der Caspar hatte einen Sohn, fast gerade so alt wie Ritlchen. Jakob war auch seiner Mutter nachgeartet. Die Annmarie aus der Bienenbergermühle war ein gar hübsches Mädchen gewesen, nur von anderer Art als Gretchen. Sie hatte schwarzes Haar und

den lebhaftes schwarzes Auge gehabt. Ihre Hautfarbe war dunkel, aber die Frische ihrer Wangen ließ das ganz übersehen. Stolz und eitel war sie und hätte gern eine rechte Frau vorgestellt, daher sie auch ein schwarzes Tuchkleid von feinem Tuch und eine schwarze Sammetmütze über der weißen Nebelkappe trug; aber höchst gutmüthig war sie gewesen, und nicht selten kam der Fall, daß, wenn der Steiger auf der Jagd und der Castner beim Oberamt in Simmern war, die beiden Frauen freundlich mit einander verkehrten und den Wunsch aussprachen, daß doch wieder ein Steg über den Bach möchte gelegt werden, damit sie und ihre Kinder leichter zusammenkommen könnten. Sie beklagten Ihrer Männer Hader, allein sie redeten umsonst zum Frieden — die harten Männerherzen und die eigensinnigen Männerköpfe blieben unversöhnlich. Als die sanfteren Mütter zu Grabe gegangen waren, verboten die Väter ihren Kindern jeglichen Umgang.

Sie beobachten dabei nicht, welch' einen Reiz das Verbotene für die Menschennatur hat. Gerade diese Kinder suchten sich. Als sie zu reiferen Jahren kamen und die Geschichte ihrer Eltern kennen lernten, da fragten sie sich: Können denn wir etwas für diesen unglückseligen Hader?

Utilchen dachte: Der Jakob ist ein bildschöner Junge und so gut, daß er hinter seines geizigen Vaters Rücken den Armen doppelte Gaben reicht! Warum sollt' ich ihm gram sein? Mir that er nichts, und der Pfarrer sagt, die Menschen müßten sich lieben. Ich bin ihm auch recht gut. Und der Jakob dachte: Meiner Sin, alle Mädchen im Dorfe, ja im Oberamt sind doch nur Fratzen gegen das Utilchen. Was geht mich meines Vaters Hader an, der ohnehin unchristlich ist? Warum sollte ich unartig sein, wenn mir das Utilchen einen guten Morgen zulächelt, daß das Herz in der Brust vor Freude hüpft? Aber — die Väter hatten's verboten! Daher lächelten sie sich heimlich zu. In der Mainacht drückten sie sich wohl heimlich die Hand, und wenn sie sah, sagte wohl der ehrliche

Lehnert, die laſſen nimmer voneinander, und der liebe Gott will den Haß der Väter in der Liebe der Kinder verſöhnen.

Der Steiger ahnte lange Zeit nichts; wohl aber kam der Caspar dahinter. Der Jakob ſagte aber beſtimmt: „Ich bin Euer gehorſamer Sohn überall, aber nicht da, wo Ihr Haß befehlet und ich nicht haſſen kann.“

Die Liebe war tief hineingewachſen in die beiden Herzen, und ſie lernten frühe der Liebe Leid kennen. Wie oft weinte Utilchen über des Vaters Härte und Haß! Wie oft redete Jakob in ſeines Vaters Gewiſſen mit kindlicher Beſcheidenheit Worte der Verſöhnung! Aber das waren Waſſertropfen auf eine glühende Eiſenkruſte!

Es blieb den Treuliebenden nichts übrig, als ſich heimlich zu ſehen und deſto treuer zu lieben.

So waren ſie denn auch an jenem verhängnisvollen Abend zuſammen in dem Hauſe einer Freundin Utils geweſen, wo noch mehrere junge Leute verſammelt waren. Dort hatten ſie ſich ewige Treue gelobt; jede Verbindung wollten ſie ausſchlagen und harren, bis vielleicht der Herr die harten Herzen brächte. Endlich, als der Hirte, der zugleich Nachtwächter war und auch bei ihnen geſeſſen hatte in der Geſellſchaft, ſich anſchickte, die zehnte Abendſtunde zu blaſen, da brachen ſie auf und gingen langſam im Schutze des Nebels daher, um zu ihren Wohnungen heimzukehren.

Unvermuthet fiel der Schuß, und Jakob ſtürzte nieder. Der Schrecken preßte Util einen heftigen Schrei aus. Auch um ihren Kopf ſauſten die Nr. 6s Schrote, ohne ſie jedoch zu treffen. Jakob aber wand ſich ſtöhnend am Boden, denn ihn hatten die Schrote getroffen, und der raſendſte Schmerz durchwühlte ihn. So fanden ihn die Leute und trugen ihn in ſeines Vaters Wohnung.

3.

Die Gerichtsmänner mit den Häuſchützen waren nach des Steigers Wohnung geeilt. Sie fanden ſie leer. Sie durchſuchten

alle Räume; nirgends war eine Spur von dem Alten zu finden. Sein Mantel, seine Pelzmütze und seine Flinte, die alle drei ihre unabänderlich bestimmten Plätze hatten, fehlten. Sie zeigten Caspar an, daß sie vergeblich den Alten gesucht.

„O, der hat sich versteckt!“ rief dieser in seiner Wuth. „Lasset das Haus umstellen, wir werden ihn gewiß fangen, oder er muß verhungern.“

Es geschah, wie der gefürchtete Schultheiß befohlen hatte; aber die Nacht verging, und keine Spur war zu entdecken. Am anderen Morgen ließ Caspar jeden Winkel des Hauses durchspähen, aber es war Alles umsonst, was er aufbot, seinen Feind zu finden. Er war spurlos verschwunden. Als aber auch nach acht Tagen der Steiger verschwunden blieb, da sagten die Leute: Er ist in den Odenwald, in seine Heimath, wo er noch Verwandte hat, oder — er hat sich ein Leides angethan. Wenige Stunden nach dem unseligen Schusse kam der Chirurgus Heidelberger von Sinsheim an. Er untersuchte Jakobs Wunden. Die meisten Schrote waren ihm in den Schenkel gefahren, allein einige waren auch in die Seite gegangen, und hier lag die Gefahr nahe. Zum Glücke waren sie nicht in das Innere gedrungen. Sie herauszuschneiden, war eine schmerzhafte Operation.

Allgemein bedauerte man den guten Jakob und trug dem Steiger herben Groll. Alle Welt sagte, er habe absichtlich den Jakob getroffen, weil er bei Utilchen gewesen. Caspar schrie die Welt voll. Ueberall wurde auf Betrieb des Oberamts nach dem flüchtigen Steiger gefahndet; aber man fand ihn weder in den nahen Oberämtern, noch im Trierischen und hessischen Lande, das mit Pfalz hier grenzte.

Der treue Pathe Lehnert mit Stumpf hatte sein ohnmächtiges Gödchen heimgetragen, und hier kam sie bald wieder in's Leben. Ihre erste Frage war nach Jakob, ihre zweite nach dem Vater.

Die Nachrichten, welche Stumpf heimbrachte, waren beruhigend über Jakob; nichts weniger aber die über den Vater, obgleich er ihr nicht Alles sagte. Lehnert ging und schloß das Haus ab,

das rings umstellt war, ohne daß er es bemerkte, denn der Nebel war wo möglich noch dichter geworden, als er vorher gewesen. Utilchen blieb bei Lehnert's diese Nacht. Am anderen Tage ging sie in ihr leeres Haus, mußte den Schmerz erfahren, daß der grimmige Feind ihres Vaters jeden Winkel durchsuchte, und blieb dann allein mit ihrem Kummer und ihren Sorgen.

Auffallend war es ihr, daß Brod und Lebensmittel fehlten, die sie noch am Mittage gesehen hatte. Sie theilte das ihrem Pathen mit.

„S — t!" sagte Lehnert. „Sag's Niemand, Kind, ich sehe daraus, daß Dein Vater seine Besonnenheit besaß, als er entwich. Weit ist er nicht."

Diese Vermuthung wurde indessen wieder zunichte, denn sie streiften in den Wäldern umher, ohne ihn zu finden. Auch in den Häusern befreundeter Leute, auf Mühlen und Vorwerken in der Nähe fand er sich nicht.

Nach einigen Tagen, als Morgens Utilchen aus ihrer Kammer in die Wohnstube trat, hatte der Wind das Fenster aufgejagt. Sie wollte es schließen, da gewahrte sie einen Zettel. Er war mit Bleistift geschrieben von ihres Vaters Hand.

„Kind," schrieb er, „ängstige Dich nicht um mich. Ich bin an einem sicheren Ort; aber ich hungere. Morgen Nacht um zwölf Uhr trage hinter Lehnert's Haus einen Korb mit Brod und anderen Lebensmitteln, und binde oben darauf ein Deckbett von Federn. Was macht der arme Jakob? Schreib's auf einen Zettel und leg's in den Korb. Zerreiße den Zettel und schweige!"

Das Mädchen zitterte vor Freude. Sie dankte Gott für die sichere Nachricht von dem Vater, und eilte dann zum Pathen Lehnert, dessen Treue felsenfest war. Der stammte. — Er sann nach. „Kind," sagte er, „er wird doch nicht —?"

„Was denn, Pathe?" fragte das Mädchen angstvoll. „Er wird doch nicht in den Stollen sein, wo der Teufel wohnt?" brach Lehnert heraus.

Utilchen schüttelte sich vor Entsetzen. „Nein, gewiß nicht," sagte sie, „mag er auch sein, wo er will. Eher möchte ich glauben," sagte sie darauf, „daß er in dem alten Kloster Chumabd *) einen Zufluchtsort gefunden habe. Er kennt es genau von jeher."

„Du magst Recht haben," sagte Lehnert. „Wir wollen uns den Kopf nicht darüber zerbrechen. Er ist in Sicherheit, das ist die Hauptsache, und verständig und geschieht." Alles wurde vollbracht, wie es der Vater geboten, und am Morgen war der Korb weg, stand aber einen Morgen später vor Lehnert's Hinterthüre, zum Zeichen, daß der Inhalt in die rechte Hand gekommen war.

War das Mädchen über die Sicherheit des Vaters beruhigt, so war ihr Herz es doch nicht über die Lage des Greises, der so sehr der Pflege in seinem hohen Alter bedurfte. Und doch hatte er nicht den Ort bezeichnet, wo er sich aufhielt. Diese Sorge quälte ihr Herz; auf der anderen Seite zog sie ihr Gefühl zu dem leidenden Geliebten, und sie durfte doch nicht zu ihm gehen.

Dieser innere gequälte Zustand der Jungfrau wurde noch verschlimmert durch die Angst vor den Franzosen.

Immer näher kam die Gefahr. Es kam die Nachricht, daß sie nahten, und die Furcht wurde mit jeder Minute größer.

Endlich stürmte ein regelloser Haufe dieser wilden Rotten in das Dorf, und Plünderung war das Erste, das sie begannen. Jedoch traf dies Geschick nur das Oberdorf. Sie mußten schnell zurück und sich also begnügen mit dem, was ihnen zu erreichen möglich war.

Eines Abends saßen Lehnert's mit Utilchen zusammen. Bereits hatte es Zehn geblasen und eben wollte Stumpf's Frau, die bei dem Mädchen in dem einsamen Hause schlief, mit ihr dorthin aufbrechen, da öffnete sich die Thüre und herein alte Steiger trat herein. Alle sprangen auf.

*) Die Ruine ist längst vertilgt, das Dörfchen trägt den seltsam fremden Namen noch.

„Stille! Stille!“ flüsterte der Steiger, und drückte sein weinendes Kind an seine Brust, reichte den Anderen die Hand und sagte: „Wachet das Licht aus, daß wir nicht beobachtet werden; ich habe Euch Wichtiges zu vertrauen.“ Das Licht erlosch augenblicklich. Die Thüre wurde geschlossen, und Alle setzten sich um den Steiger herum, der also anhob:

„Ich habe schwere Tage der Reue verlebt, Kinder, in meiner Einsamkeit, und ich hoffe, Gott wird mir die übereilte That verzeihen und den armen Jakob glücklich genesen lassen.“

„Aber wo steckt Ihr denn, Cumpeer,“ fiel ihm der alte Lehnert in die Rede, der es gar nicht abwarten konnte, bis der Steiger den Schlupfwinkel nenne, der ihn geborgen vor den Augen seiner Feinde.

„Geduldet Euch, Cumpeer,“ sprach der Greis. „Ihr wisset Alle, welche Mähr sich über das Gespenst im Stollen verbreitet hat.“

„Ich hab's gesehen!“ fiel Lehnert ein.

„Weißt Du, was es war, Cumpeer?“ fragte der Steiger den Gespensterseher.

„Nun,“ sagte Lehnert, „die Gondershäuser aus der Hölle, wo Heulen und Zähneklappern ist, die der Bille den Hals umdrehen wollten? Was denn sonst?“ — „Ich, Lehnert, ich war's,“ rief halblaut der Greis. — „Was?“ fragten Alle im größten Erstaunen. — „Was, zum Kuckuck,“ rief Lehnert, „was hättet Ihr denn darin gemacht?“

„Das will ich Dir sagen, Cumpeer,“ nahm der Steiger wieder das Wort. „Ich hab' lange vorausgesehen, daß die Franzosen kämen, und daß sie uns Alles nähmen, das wußte ich auch. Da dachte ich, geh' hin und arbeite Nachts im Stollen. Erweitere ihn, daß er ein Zufluchtsort für dein und deiner Freunde Hab und Gut werden kann. Wenn Ihr nun schlieft, ging ich hinaus, zündete mein altes Grubenlicht und fing meine Arbeit an. Ich wußte wohl, daß der Aberglaube mein Unternehmen am besten schützte und mich vor neugierigen Besuchern bewahren würde. Das traf Alles zu, denn wer auf den Aberglauben der Leute seine Rechnung stellt,

der täuscht sich sehr selten. Seit länger denn zwei Monaten treibe ich es so. Das Gestein, welches ich losgearbeitet, habe ich aufgemauert am Mündloche des Stollens und es mit Moos bestochen, und Süßholz-Stöcke hineingesetzt, daß auch das geübteste Auge dort keinen Eingang sieht, der erst an der Seite des Felsens ist, wo eine Eichenhecke ihm Schutz gewährt. Ein Loch, das man kaum von außen sieht, dient als Fenster, um Alles zu beobachten, was außen vorgeht. Tief im Stollen und zwar weit genug, um sicher zu sein, ist ein Luftschacht aus früherer Zeit, den ich noch anlegte, dort hab' ich einen Herd, um uns etwas Warmes zu kochen. Ich bin in diesem Verstecke gewesen bis jetzt und habe mich herausgewagt, um Euch zu sagen, daß Ihr nun Packe machen und Alles mir bringen sollet. Sie kommen wieder, und wehe dann dem, der Nichts gerettet hat!"

Die Erzählung des Steigers setzte Alle in nicht geringes Erstaunen. Lehnert und Stumpf, eingedenk ihrer Unterredung mit dem Steiger, sahen beschämt zur Erde. Beide fühlten wohl, wie sehr sie verdienten, daß sie der Steiger strafe oder verspotte. Nichts von dem geschah; vielmehr gab der biedere Alte Rathschläge und eilte, nachdem er sich an warmer Speise erquickt, wieder dem Zufluchtsorte zu, da er dem Hasse Caspars nichts Gutes zutrauen durfte.

Utilchens Seele war beruhigt, da sie nun wußte, wo ihr Vater war, und rüstig begann sie Alles, was Werth hatte, vorzüglich die Leinwand, die ihre fleißige Mutter gesponnen hatte, zu packen. Ebenso thätig waren die Bewohner des Lehnert'schen Hauses, und schon in der folgenden Nacht nahm der Steiger Alles in Empfang.

Wie staunten sie, als sie in den Stollen eintraten! Hier ahnte Niemand eine menschliche Wohnstätte; hier war volle Sicherheit, wenn nicht der Verrath aus der Mitte Derer selbst, die hier Sicherheit suchten, hervorging. Es war Alles, wie der Steiger gesagt, ja es war um Vieles noch besser und zweckmäßiger, als er

ihnen es geschildert hatte. Wahrhaft erfinderisch hatte der alte Bergmann diesen Aufenthalt zur Stunde der Gefahr mit Bequemlichkeiten ausgestattet. Die ringsumherlaufenden Bänke, von Steinen gemauert, waren breit genug, um als Lagerstätten zu dienen, und das schönste Moos bedeckte sie. Tief in dem Raume war eine Nische für die Lampe, damit Helle verbreitet würde und man außen doch das Licht nicht wahrnehmen konnte.

Eine Ahnung schien dem Steiger zu sagen, daß die Gefahr sich nahe. Er drängte zur Eile, und wirklich erwies sich seine Vermuthung als wahr.

„Von dem „stumpfen Thurme!“ her und von der Höhe von Kirchberg kommen sie in Schaaren!“ riefen sich die Frauen angstvoll zu. Wer noch etwas zu verbergen hatte, that's, so schnell er konnte.

„Diese Nacht noch kommen sie!“ riefen die Aengstlichsten. Aber die Nacht ging ruhig vorüber, nicht aber der Morgen des kommenden Tages. Die weißgetünchte neue Kirche des Dorfes lockte die Plünderer. Man sah die Kirche als weißen Punkt aus der Ferne mehrerer Stunden. Die Franzosen gaben der Vermuthung Raum, es sei das stattliche Schloß eines Adeligen, und dorthin warfen sich tausend Mann, vom General Chanpionnet befehligt, den Punkt zu besetzen. Lüstern nach Raub warf sich die Colonne dorthin und erreichte vor Mittag noch das unglückliche Dorf.

Wüthend, sich so arg in ihren Erwartungen getäuscht zu haben, liefen sie aus den Gliedern und stürmten in die Häuser. Schüsse fielen. Das Angstgeschrei der Bewohner, das Fluchen und Toben der Franzosen erfüllte die Luft. Es war eine sinnbetäubende Verwirrung. Ihr Vieh ließen die Bauern los und trieben es nach dem Walde, noch ehe die Feinde das Dorf erreicht hatten.

Der Steiger war unbemerkt in seinem Hause erschienen, denn noch raffte sein zitterndes Kind Vergessenes zusammen.

„Fort!“ rief er, „fort, so schnell Du kannst!“ Er drängte das todtbleiche Mädchen zum Hause hinaus. Und als sie weg war, riß

er Thüren und Fenster auf, warf alles alte, irdene Kochgeräthe in Scherben auf den Boden, warf Tische und Stühle um — und nachdem er diese schreibare Zerstörung angerichtet, zog er sich nach dem Stollen zurück. Dort fand er Lehnert, Stumpf und seine Frau, welche auf seinen Rath eine ähnliche Zerstörung in ihrem eigenen Hause vorgenommen hatten.

4.

Wie weise die Berechnung des Steigers gewesen war, zeigte der Erfolg. Als die Franzosen an des Steigers und an das Haus Lehnert's kamen und das greuelvolle Bild der Verwüstung sahen, verließen sie beide schnell, überzeugt, hier habe bereits ein Haufe ihrer Genossen Alles aufgeräumt und das Unbrauchbare in heiterer Laune zerstört.

Von des Steigers Hause zog ein Trupp hinüber zu dem Gastwirth. Den kranken Sohn schonten sie, nachdem sie sein Bett durchsucht; aber den Alten quälten sie und mißhandelten sie unbarmherzig. Sie verlangten Geld.

Da waren sie freilich an den Rechten gekommen, denn er hatte allerdings Geld, mehr als irgend Einer im Dorf; aber es herzugeben, war nicht seine Meinung. Umsonst betheuerte er seine Armuth. Das schöne Haus strafte ihn Lügen. Sie drohten erst, seinen Sohn, dann ihn zu erschießen; aber es war erfolglos. Jetzt riß der Faden französischer Geduld, der ohnehin nicht lang gesponnen ist, und zwei Gascogner machten sich die teuflische Lust, den Alten mit ihren Bajonetten zu kitzeln und endlich mit den Kolben der Gewehre zu stoßen, daß er stöhnte vor Schmerz; aber sein Geld verrieth er nicht. Müde des Quälens im Hause, rissen sie ihn hinaus, um ihn ohne Weiteres an dem Apfelbaume, welcher den Hof beschattete, aufzuknüpfen. Schon war Alles im besten Fortgang, als sich Jakob herbeischleppte und um Erbarmen anhielt, aber vom Schmerze seiner Wunden überwältigt niedersank. Der

Anblick des Leidenden, sein Flehen erweichte die harten Herzen der Peiniger. Jakob hielt Ihnen einen Beutel dar, worin einige Thaler waren. Dies aber reizte nur die Begierde der Wüteriche. Sie stürzten jetzt in das Haus, um jeden Winkel zu durchspähen. Der alte Caspar sah sich kaum frei, als er, ohne des bejammernswerthen Sohnes zu gedenken, nach dem Holzschuppen lief und dort einen Strumpf mit Geld*) unter dem schirmenden Holze hervorzog, ihn eiligst in der Seitentasche seines Kamisols verbarg und das Freie zu gewinnen suchte.

Einer jener beiden Gascogner hatte ihn beobachtet durch ein Fenster des zweiten Geschosses.

Eiligst setzte er ihm nach. Caspar, seinen Verfolger gewahrend, nahm in seiner Todesangst die Richtung nach dem Stollen. Obwohl der Greis einen weiten Vorsprung vor seinem jugendlichen Verfolger hatte, so fingen doch bald seine Kräfte an zu versagen; denn die erlittenen Mißhandlungen, die ausgestandene Todesangst, die noch und jetzt auf's Neue seine Seele erfüllte, hatten seine Kraft verzehrt. Schon war der Verfolger nahe, da entstand im Dorf ein fürchterliches Geschrei, und die Trommel wirbelte.

Der Franzose stand und horchte. — Sollte der Feind nahe sein? — Noch einmal sah er sich nach seinem Schlachtopfer um, fuhr mit dem Gewehr an den Kopf, zielte, und die Kugel pfiff dahin. Er aber, als der Greis nicht augenblicklich stürzte, wandte sich nach dem Dorfe zurück.

Zu dem Ohre des Franzosen war der Schmerzruf nicht gedrungen, den Caspar nach dem Schuß ausstieß, wohl aber zu dem des Steigers, der an der Oeffnung stand, welche er selbst zum Spähen hergerichtet.

Wohl war das Schreien und Rufen aus dem Dorfe zum Ohre

*) Das ersparte Geld in einem Strumpf aufzuheben, ist eine alte Sitte des Landvolks.

der im Schachte Geborgenen gedrungen und hatte dort die Wirkung nicht verfehlt. Bleich wie eine Leiche saßen Ulrichen und Stumpf's Frau da. Die hellen Thränen rieselten über ihre Wangen herab. Die Hände gefaltet, betete sie um den Schutz des Himmels für die Unglücklichen. Ulrichen betete hauptsächlich für Einen. Ach, hätte sie gewußt, was dort sich ereignet; hätte sie den Armen, dessen Verband sich gelöst, blutend im Hofe liegen sehen, sie wäre nicht hier geblieben, und hätte sie ihr Leben wagen müssen. Die Männer saßen stille da und lauschten angstvoll dem fernen Tumult.

Als der Steiger den Schuß und den Angstschrei hörte, erkannte er die Stimme seines Todfeindes, des Caspar; aber zu seiner Ehre sei es gesagt, kein anderes, als das Gefühl des Mitleids bewegte seine Seele.

Langsam kam das Stöhnen jetzt näher, und plötzlich erschien Caspar unfern der Oeffnung, an welcher der Steiger stand.

Dort sank er nieder. — Der Steiger, welcher allein wußte und wahrnahm, stand wie eingewurzelt. Da sprach Caspar betend: „Ach, Herr, ich fühle es; Dein Arm hat mich ereilt. O vergib mir meine Sünden! O vergib mir, was ich dem armen Steiger Böses gethan, wie ich ihm vergebe, was er meinem Kinde zufügte. Ach, daß er hier wäre und meine Thränen sähe und mir vergeben könnte!"

Diese Worte, unterbrochen vom Stöhnen einer todtwunden Brust, drangen zu des Steigers Ohren, und alsbald verließ er die Oeffnung und eilte hinaus.

Als ihn Caspar erblickte, fuhr er empor und starrte ihn an mit Augen, die weit aus ihren Höhlen traten. Als aber der erste, erstarrende Schrecken vorbei war, reichte er seine Hand dem Steiger entgegen.

„Mit mir ist's aus," stöhnte er, „der Franzose hat mich gut getroffen. Steiger, könnt Ihr, wollt Ihr vergeben, was ich Euch Uebels gethan?"

Der Steiger reichte ihm stumm seine Hand.

„O sprecht nur Ein Wort," flehte der Sterbende, „nur Ein

Wort der Vergebung, daß ich doch sterben kann mit dem Trost, Ihr habet mir meine Uebelthaten verziehen!"

Dem Steiger pochte ungestüm das Herz. „Steht's so schlimm mit Euch, Caspar," sagte er. „So sterbt in Frieden, ich vergebe Euch alles Leid, alles Weh, allen Jammer, den Ihr mir und meinem Gretchen zugefügt."

„Ach, Gretchen," seufzte der Caspar. „Sagt, hat sie mir nicht geflucht, als sie starb?"

„Nein, Caspar, nein; sie war zu gut dazu!"

„Ja wohl," sagte dieser, „sie war ein Engel. O Steiger, erquickt meine welke Zunge mit einem Tropfen Wassers!"

Jetzt hatten die drinnen das Gespräch gehört, sie liefen heraus, und Utilchen stieß einen Schrei aus, als sie Caspar bluten sah.

„Gretchen! Gretchen!" rief der Caspar, dessen Auge trübe wurde, „Gretchen, vergib mir, ich bin ja schuldig an Deinem Tode!"

Das Mädchen zitterte.

„Wo ist Jakob?" fragte sie Caspar.

„Ach, der liegt blutend im Hofe!" sagte er.

Der Steiger kam und erquickte den Todfeind mit Wasser, daß er wieder zu sich kam.

Jetzt untersuchten Lehnert, Stumpf und der Steiger seine Wunde. Die Kugel war in die rechte Seite gedrungen. Rettung war unmöglich. Sie mußte die edlen Eingeweide verletzt haben.

Sie verbanden die Wunde, so gut es ging. Der Leidende war sichtbarlich gestärkt. „Wo ist Utilchen?" fragte er.

„Dort eilt sie hinab zum Dorfe!" rief der Steiger voll Todesangst.

„Laßt sie," sprach Caspar. „Gottes Engel schützen und geleiten sie. Meinen Jakob wird sie suchen, wenn er noch lebt."

„Gerechter Gott," rief Stumpf, „ist der denn auch geschossen?"

„Nein," sagte Caspar. „Er wollte mir zu Hülfe eilen, als sie mich aufhängen wollten, und da ist er umgefunden und hat viel — geblutet. O, die Hand Gottes hat mich ereilt!"

Stumpf lief Utilchen nach, während der Steiger, Lehnert und Stumpf's Frau den Verwundeten in den Stollen trugen. Hier berichtete der Unglückliche die Ereigniſſe; denn das Waſſer, welches ihm der Steiger reichte, ſchien ſeine Kräfte zu beleben.

Während deſſen war Utilchen wie das flüchtige Reh zum Dorfe geeilt, und Stumpf konnte ſie nicht mehr erreichen; wohl aber fand er das Geld Caspars, was ihm, als er ſich mühſam die Anhöhe zum Stollen hinaufſchaffte, mußte aus der Taſche gefallen ſein, ohne daß er es in ſeiner Todesangſt merkte. Stumpf verbarg es in ſeinem Rock. Als er ſich dem Dorfe näherte, zogen die Feinde jenſeits aus demſelben hinaus. Es war ihm kein Zweifel, wo er Utilchen ſuchen müſſe. Er lief zu Caspars Hauſe. Da bot ſich ihm ein rührendes Schauſpiel.

Auf einem Balken, welcher unter des Hauſes Fenſtern lag und als Bank diente, erblickte er Jakob, todtenbleich halb liegend, halb ſitzend. Vor ihm kniete Utilchen weinend und aufgelöſt in namenloſer Angſt.

„Ach, ſtirb nicht! ſtirb nicht! mein Jakob!“ rief ſie jammernd aus, „unſere Väter haben ſich ja verſöhnt!“

Dies Wort weckte wie mit magiſcher Kraft den Ohnmächtigen. Er ſah ſie an und lächelte. „Was ſagſt Du?“ fragte er, ſeine Hand matt ihr darreichend.

Jetzt trat Stumpf hinzu und bekräftigte, was des Mädchens Mund geſagt hatte.

„Was iſt Dir, Jakob?“ fragte Stumpf.

„Mir iſt ſo matt, als müßte ich ſterben!“ ſagte er, „und mir war ſo wohl, als mich Utilchen weckte!“

Stumpf trug ihn auf ſein Bett, entkleidete ihn und verband ſeine Wunde wieder. Stumpf mußte ihm Alles erzählen.

Als er aber von ſeines Vaters Gefahr hörte, wollte er auf und ihm zu Hülfe eilen; aber zu matt und entkräftet vom Blutverluſt ſank er zurück auf ſein Lager.

Allmälig waren die Bewohner des Dorfes nun zurückgekehrt

mit tiefem Wehklagen über die Zerstörung ihrer Wohnungen. Als aber vom Stollen her Jetzt ein Zug kam, den Niemand so sich erwartet, lief Alles, was Leben hatte, seines Jammers vergessend, hinzu.

„Ist das nicht der Steiger?“ fragten Diese.

„Ist nicht der Verwundete Caspars?“ fragten Jene.

„Der Welt Ende muß nahe sein,“ meinten Andere, „wenn diese sich versöhnen!“

Wie sehr aber auch die Bauern sich wunderten, das, was sie fürs unmöglich gehalten hatten, war geschehen. Lehnert und Stumpf, den wieder hinausgeeilt war, und Stumpf's Frau trugen den alten Caspar in dem Sessel des Steigers, an den sie in der Eile zwei Stangen gebunden, und der Steiger ging neben her und hielt Caspars Hand.

Sie trugen ihn in sein Haus zu seinem Bette. Tief ergreifend war das Wiedersehen Beider. Wie sehr aber auch andere und edlere Gedanken Caspars Seele erfüllten, sein Antlitz leuchtete doch auf, als der christliche Stumpf das Geld in dem Strumpf, und das er jetzt erst wieder dachte, auf Jakobs Bett legte.

Er reichte ihn Ulrichen. „Heb' auf, Kind,“ sagte er, „Es ist Euer Heirathsgut,“ und dann hieß er das hocherröthende Mädchen nahe herzutreten zu Jakobs Bett, dessen Hände der Steiger hielt, und sagte sich mühsam erhebend, des Mädchens Hand.

„Steiger,“ sagte er, „legt Jakobs Hand in die ihre.“

Und als es geschehen war, lehnte er sich zurück und sagte: „Das ist das Siegel der Versöhnung!“ Noch einmal seufzte er tief auf. Ein Blutstrom entquoll seinem Munde — und der Tod hatte sein unverkennbares Siegel auf die Züge gedrückt.

Dumpfes Schweigen herrschte, als nahe der alte Steiger die Augen des Verstorbenen zudrückte. Alle sich das Gefühl Aller in Seinen auf.

Die Zweite.

Eine Historie.

1.

Durch die großen und hellen Fenster eines stattlichen Hauses am Markte zu ... blickte die Februarsonne von Anno 1838 ebenso freundlich als mild in ein Stübchen, das, mehr lang als breit, sich neben der Apotheke hinzog, deren Thüre auf die Hausflur mündete. Das Haus aber war eben die Apotheke zum Pelikan und das Stübchen des Herrn Apothekers Wohnung.

Wer da glauben wollte, daß er und seine gewichtige Ehegenossin dies Stübchen aus Noth zur Wohnung gewählt, der hätte fehlgeschossen; denn des Raumes war genug da in dem großen Hause; vielmehr kam das aus purer Pietät, und nebenbei aus alter Gewohnheit. Hier hatten die Eltern gewohnt, und hier hielt er sich seit seiner Jugend auf; ergo blieb er da. Seine Gattin liebte auch das heimliche Stübchen, weil sie aus dem Eckfenster, wo ihr Sessel auf einem Auftritte stand, nicht bloß den Markt, sondern die zwei belebtesten Straßen des Städchens übersehen und ohne Mühe Notiz nehmen konnte von jedem neuen Anzug und dergleichen mehr, was einer ordentlichen Frau wichtig ist.

Das Stübchen war ungemein wohnlich. An der schönen Glanztapete mit abgesetzten Bouquets hingen einige alte Bilder in Oel gemalt, die, längst bedeutend geschwärzt, eben nur noch erkennen ließen, daß das eine ein holländisches Bohnenfest darstellte mit aller derben Natürlichkeit, welcher man so oft in diesem Genre

begegnet; das andere aber ein Viehſtück war, in dem der Bulle, wie auch ſonſt, prädominirte. Der Apotheker nannte mit Adel und Stolz das erſtere einen Wouwerman, das zweite einen Klomp. An dieſe Repräſentanten der alten Kunſt reihten ſich dann nun in ſtattlichen Rahmen: Les adieux de Fontainebleau, Napoleon bei ſeinem Zug über den Simplon, ſeine Rückkehr von Elba und ſein Tod auf Helena, Alles gute Stiche. Dazwiſchen ſah man einige Schlangen in Spiritus, in Eau de Cologne-Gläſern, einige ausgeſtopfte Vögel in Käſtchen, einen Schmetterlingsſpiegel und diverſe Raritäten. Ein Fortepiano ſtand darunter, das übrigens lange keine Hand berührt hatte. Ein Canapé ſtand an der gegenüberliegenden Wand, über dem eine Reihe ſchöner Pfeifen paradirte. Ein Secretär befand ſich unfern des Fenſters, deſſen Gardinen zierlich aufgeſteckt waren. So ungefähr ſah's in dem Stübchen aus, das ſich durch holländiſche Reinlichkeit auszeichnete. Zwei Perſonen gehörten zur Staffage des Bildes.

Die Eine war die Dame des Hauſes, die, wie billig, zuerſt genannt wird, nicht eben aus Galanterie des Erzählers, der's ſonſt daran auch nicht gerne fehlen läßt, ſondern weil ſie eben die erſte Rolle im Hauſe ſpielte und zwar durch ihr Uebergewicht in zweifacher Weiſe. Madame Rühle war eine ſtattliche Frau von fünfzig Jahren; fünf Schuh ſieben Zoll mach ſie ſo gut als einen Zoll, und wer ihr Gewicht unter zwei Centnern ſchätzte, irrte ſich um ein Erkleckliches. Sie war ſehr gutmüthig, ſehr neugierig, ſehr phlegmatiſch, daher ſehr langſamer Rede; aber ihr Wille war Geſetz im Hauſe, wie ſich das von ſelbſt verſtand! Sie ſaß im nußbraunen Tibet, im niedlichen Tüllhäubchen mit Roſaband und Blümchen gemächlich im weiten Polſterſeſſel in der Fenſterecke, grüßte hinaus die Grüßenden und war ungemein freundlich. Herr Rühle war der Zweite. Er konnte als das abſolute Gegentheil ſeiner Frau gelten; denn er war äußerſt klein und dünn wie ein Stricknadel dabei. Gutmüthig war er aber genug für den Hausgebrauch, neugierig

gar nicht, und wenn seine Art und Weise mit irgend etwas verglichen werden könnte, so war es Quecksilber.

Vor Madame Rühle stand jetzt eben ein Tischchen, auf welchem der Kaffee sein Aroma aushauchte. Sie ergriff die neusilberne Klingel, deren Ton in die Apotheke reichte, wo eben der Apotheker dispensirte. Schneller mischte er die braune Mixtur, rascher flog die Feder über die Signatur, an deren Haupt der lithographirte Pelikan kunstreich in ein gesoßes R verschlungen war, band schnell diese fest, drückte den Stöpsel ein, schnitt den Papierüberband rund, reichte sie dem wartenden Dienstmädchen mit einem feinen Lobe ihrer blühenden Wangen — und flog dann, noch ehe das erglühende Landmädchen jenseit der Thüre war, zur Herrin, die bereits zum zweiten Male nach der Klingel reichen wollte, und das war der Generalmarsch im Hause.

„Da bin ich schon, Gettchen," rief er, die Hände reibend. „Hol's der Henker, daß man den Subjecten wöchentlich einen Mittag zum Spaziergang erlauben muß!" Mit diesen rasch hervorgestoßenen Worten rückte er den Stuhl vis-à-vis seiner Liebsten, schlug den braunen Flaus, der jedoch in nahem Grade mit dem Rocke des bekannten Spiegelschwaben verwandt war, aus einander und nahm Platz, indem er mit einer federkräftigen Bewegung auf den Stuhl hüpfte, dessen Höhe keineswegs mit dem Maße seiner Beine harmonirte. Hastig schlürfte er die Tasse aus, griff zur Pfeife und setzte sich dann an den Secretär, dessen Klappe auflag und mit einem Folianten und vielen Papieren bedeckt war.

Frau Rühle nahm von dem Allen keine Notiz. Sie trank und sah zum Fenster hinaus.

Nach einiger Zeit warf der Apotheker die Feder weg und trat mit freudigem Gesichte vor sein Gettchen.

„Da!" rief er aus. „Nun ist das letzte Conto fertig! Morgen mag der Stößer diese Hundert und Eins wegtragen. Aber wann wird das Geld kommen? Das wissen die Götter! Gettchen, glaube

mir, es gibt keinen unseligeren Erwerb, als so eine vermaledeite Apotheke. Das ganze Jahr borgen, nichts als borgen; und ist das Jahr um, so bekommt man erst Nichts; muß die Conti aus dem Schuldbuch extrahiren, höflich zustellen und in Demuth warten, bis es den Leuten beliebt, das Geld zu schicken. Senden sie es mit Flüchen, dann muß man noch dankbar quittiren, muß extra ein Präsentchen schicken von Magenmorsellen, Feigen, Citronat, Jungfernleder, Gerstenzucker oder eine Stange Storax, Rauchkerzen, Königsrauch, Rosenwasser, Benzoë, Pomade, englisch Pflaster, Eau de Cologne und dergleichen Dingen. Bekomme ich die etwa gratis? — Leider zeigen die Defectenrechnungen von Jobst und Wippermann das ellenlange Gegentheil. Das halt Einer in Geduld aus!"

„Laß es bleiben!" sagte Madame Rühle und betrachtete die Nachbarin, die Gewürzkrämersfrau, die mit einer neuen Pelzpelerine eben ausging, um den Kaffee bei der Frau Stadtpfarrerin zu trinken.

Herr Rühle rückte die Brille zurecht und sah seine Frau fragend an. „Mit Gunst, Settchen, bist Du bei Trost?" fragte er.

Ein Feuerblick traf ihn ob dieser kecken Rede. Er sagte mehr, als hundert Worte.

Der Apotheker zwang sein Gesicht in Lachform. „Du scherzest, Liebste," verbesserte er honigsüß. „Du weißt, wie mächtig das Herkommen und wie es gewagt ist, dagegen zu streiten. Ich wollt' 'mal das Schreien im Casino hören, wenn ich's unterließe? Auch scheinst Du gar nicht daran zu denken, wie es mir in diesen bedenklichen Zeitläuften darum zu thun sein muß, mir die Gunst des Publikums zu sichern. Seit der philanthropische Präsident hier war, ist unser trockner Landrath auch von diesen verrückten Ideen beherrscht, wie der überhaupt mit Confusionen behaftet ist. Du weißt ja noch, wie sich der Simplicissimus in die Ansicht verbissen hat, es müsse in einer Stadt von dreitausend Seelen eine zweite Apotheke errichtet werden. Daß das nicht aufgegeben ist, liegt klar vor. Gesetzt nun, es geschähe, alle Pest! dann säße ich! Der Mensch bedenkt nicht,

dafür, daß die Leute rasend gesund sind, unsere Luft desperat rein und unser Wasser übermäßig klar ist. Seit Anno 1814 keine epidemische Krankheit mehr! Die Cholera ließ sich nicht blicken, und was hab' ich an der allein verloren? Ach, mit Weh gedenke ich der verdorbenen Vorräthe, die ich noch, wie die verwetterten Chamillen, sr. sündhaften bezahlen mußte! Da komme Einer auf! Erwäge nur, wenn der Zweite an der Tarel abthut, so läuft Alles zu ihm und ich bin ruinirt."

„R-u-i-n-i-r-t?" gähnte die Apothekerin. „Das müßte denn doch seltsam kommen." „Ja wohl, ruinirt," fuhr Rühle in wachsendem Feuer fort und räumte dabei Dampfwolken blasend auf und nieder, „völlig ruinirt. Meinst Du denn, ich gäbe den mauselahlen Doctoren so süße Worte, daß Jeder meint, ich verehre ihn am meisten, wenn ich nicht wüßte, daß erste Zweite herkommt? — Ich hasse sie aus dem Fundamente, wie sie sich selber hassen und sich doch mit Händereiben: „Verehrtester Herr Collega" nennen; aber man muß sehr politisch sein, wenn man bestehen will. An Erwerben ist kaum mehr zu denken. Julchen im Institute kostet jährlich —"

„Schweig' mit Deinem Gekrächze!" rief die Dame am Fenster, ohne daß sie ihre Stellung veränderte.

Rühle hatte den wunden Fleck berührt. Aufhören war jedoch jetzt seine Sache nicht. Er brach hier ab und knüpfte sogleich den anderen Faden wieder an.

„Wenn ich den Tag sechs Recepte dispensire, so ist das viel. Wie will man bestehen? — Wär's noch die gute alte Zeit, wo die —"

„Sei stille!" sprach Gettchen, und blickte mit rollendem Auge den Rehseligen an. Er kannte dieses: Stille! und diesen Blick.

Rühle war fast am Desperatwerden. Er mußte reden, und sollte der Hausfriede brechen. In diesem Augenblicke kam zur guten Stunde ein Recept. Er eilte in die Apotheke, kam aber bald wieder. „'s war nur ein Säftchen," sagte er, „wie sie leider jetzt nur vorkommen. Sieh', Gettchen," hob er an, „Dir gab der liebe

Gatt so eine Fischnatur, die nicht aus ihrer Haut herauskommt. Bei mir ist's anders. Ich muß mich aussprechen. Bei wem aber soll ich's, wenn nicht bei Dir? Thu' mir den Gefallen und laß mich 'mal aussprechen. Es brennt mir im Herzen wie Feuer!" Sie schwieg und nahm die Stellung zur Siesta, gähnte und schloß das kleine Aeugleinpaar. Die Katze schnurrte zu ihren Füßen, der Kanarienvogel zwitscherte, die Pendule pickte, und Rühle fuhr fort:

„Ja, die gute alte Zeit, als ich noch Lehrling und Subject war! Damals war die verfluchte Taxe noch nicht. Es herrschte noch die Pharmakopöe von 1711, in der noch alle die Arcana und Elixire, die Tincturen und Pillverlein wichtig waren, welche jetzt antiquirt, droben in der Materialkammer stehen, wo noch die complicirtesten Pflaster gemacht wurden. Ja, da galt's noch. Die Leute glaubten und zahlten. Da kam der unselige Hahnemann mit seiner Homöopathie, mit seinem Verdünnungssysteme, das unseren Profit verdünnte. Die Pharmakopöe kam, die Taxe, und aller Segen wich. Nun wirthschaften gar der Prießnitz und der Oertel mit ihrem Wasser. Jeder Brunnen wird zur Apotheke, und uns bleibt am Ende gar nichts übrig, als daß wir eine Wasserschenkanstalt errichten und die Brunnen pachten, wobei denn doch noch die Gemeindekasse gewönne." Er seufzte tief auf und fuhr nach einer kleinen Pause in seiner Jeremiade fort: „Nehme ich nur eins für Viele, die Blutegel nämlich. Wär' nur der Franzose verdammt, der sie so en vogue brachte! Ich muß sie theuer bezahlen, wohlfeil verkaufen, dreifach sortiren, und die Hälfte krepirt, ich mag sie nun in Torf setzen, oder in Wasser. Was ich an den Bestien verliere, mag ich gar nicht berechnen; aber mir blutet das Herz. Kommt gar ein Gewitter, so ist ganz der Teufel los. — So geht's in hundert Fällen. — Du klagst über Deine Mägde, mein Gettchen; Gott soll's wissen, wie mich diese Canaillen von Subjecten oder, wie sie neumodisch heißen, Gehülfen ärgern. Gehülfen? daß Dich der —! — Ja, die helfen, daß die Liqueure alle werden, sie saufen

wie die Bienen. Selbst der Rectificatissimus ist vor ihren weiten Gurgeln und durstigen Lebern nicht sicher. Ich könnte meine Apotheke allein versorgen; allein ich muß so einen Nagel zur Todtenlade haben. Da sitzen die Herren im Medicinalcollegio, die hören die Flöhe husten und nießen und sagen allemal Prosit. Kommen Einem diese Füchse in die Apotheke und visitiren, dann heißt's: Defect hier, Defect da. Ich glaube, die haben's mit den Materialisten! Dann ist Alles nicht recht. Dreißig Zimmetsorten und vierzig Chinasorten — unter die man keine Lohe mehr mischen kann — müssen dasein. Ueberdies reden sie eine chemische Sprache, die der Teufel verstehen kann. Man meint, sie sprächen Hottentottisch. Sie wollen tausenderlei Apparate haben, von denen unser Einer nichts weiß. Niemand ist schlimmer als der langbeinige Medicinalrath, der Reibsack! — Der will immer, daß ich die Filtrir-, Destillir- und wer weiß was für Apparate kaufen soll. Ja, kaufen! Wart' ein wenig! Wie aber dem sei, kommt die Zweite, so muß ich dran, wie ich mich auch sträuben mag. Das ist der Fluch der Concurrenz, daß sie Einen wider Willen nöthigt, all' das verrückte Zeug mitzumachen, aus dem alten, guten und sicheren, auch lucrativen Gange zu weichen und jeder Neuerung zu huldigen, die so ein Windbeutel ersinnt und die Welt voll schreit, wie vortrefflich sie sei, während sie den Teufel nichts taugt."

Die Apothekerin war während des Sermons ihres Gatten sänftiglich entschlafen. Er hatte das in der Gluth seines Eifers durchaus nicht wahrgenommen und mit wunderbarer Volubilität der Zunge die Qualen seines Herzens heruntergeschauert. Settchen husselte behaglich. Als aber nun ein remarcables Schnarchen sich vernehmen ließ, wurde er aufmerksam und zugleich kreideblaich vor Grimm.

„Warte!" sagte er mit verbissenem Aerger, „Du sollst wach werden." Er eilte in die Apotheke und holte eine Karaffe mit Salmiakspiritus, die er ihr vor die Nase hielt.

Mit einem Schrei erwachte sie, und ihr erstes Wort war das theilnehmende: „Ehe, was beliebt Du mit mir?“

„Gottlob! Gretchen, daß Du lebst! Wie war mir so bange! Ich meinte, Du lägest in einer tiefen Ohnmacht. Nun meinte ich nicht; Du siehst, daß ich als Mann vom Fache daran denken mußte, Dich zu erwecken!“ So sprach er mit heiliger Miene, die aber die Malice schlecht verhüllte.

Rühle kannte seine Frau. Sie glaubte ihm auf's Wort, um nur nicht weiter nachdenken zu müssen, und nach einer so heftigen Gemüthsäußerung war lange Ruhe gewiß. Er fuhr fort: „Sieh', liebes Kind, ich habe Dir da all' mein Elend erzählt, und Du hast es am Ende gar nicht einmal gehört! O, ich armer Mann!“

„Als ob ich das nicht auswendig wüßte, wie meinen Katechismus?“ — sprach Madame Rühle. „Darum soll mir Julchen auch niemals einen Apotheker heirathen. Ich weiß leider, was das heißt!“

„Du?“ rief jetzt Rühle im heftigsten Zorn, und stemmte beide Arme in die Seite. „Du weißt's, was das heißt? Ich will mich nicht selber loben, aber mein' Seel', einen solchen Mann hättest Du in der Welt nicht wieder gefunden. Laß ich mir nicht Alles gefallen? Bin ich nicht die Sanftmuth selbst, die Geduld und Langmuth? — Ist mein Geldbeutel nicht offen für jede neue Mode, so kostbar sie auch sein mag? Bin ich nicht Stadtrath und Du die Erste Frau der Stadt nach der Bürgermeisterin — und vor ihr, ja, das sag' ich, vor ihr; denn Du bist reich und die eine arme Hexe!“

„Sei stille,“ sprach die Gattin, „ich meine nur, Ihr habet Alle so ein Nummer 99 im Gehirn!“

„Ha, das alte Lied, das immer „Kuckuck“ klingt!“ schrie er jetzt, auf's Aeußerste gebracht. „Wär's ein Wunder, wenn man närrisch würde mit so einem Weibe?“

„Rühle!“ sprach Madame, runzelte die immer noch weiße Stirn und erhob den Zeigefinger der rechten Hand drohend. „Wie sich die Wellen des Meeres legen, wenn der Sturm ausgetobt hat,

über noch lange hoch gehen, so brummte zwar Herr Rühle, aber der Sturm war bedeutet.

„Ich weiß wohl,“ sagte er nach einigem Auf- und Niedergehen im Zimmerlein, „daß die Leute dem Apotheker nachsagen, es rappele zu Zeiten im Capitol; allein nulla regula sine exceptione, das heißt, sie sind nicht alle Narren. Ich, zum Beispiele, mache eine seltene Ausnahme. Wenn's aber auch ist, so steht es fest, daß dies nur den Gerüchen zuzuschreiben ist, die unser Einer immer einathmet. Laß mir übrigens die Apotheker in Ruhe. Es ist mir noch keiner vorgekommen, der ein armer Mann geworden wäre, wenn er nur irgend zu rechnen verstand. Ich hoffe, es war nur Scherz, und wenn heute ein tüchtiger Pharmaceut käme, Du gäbest ihm Julchen gerne.“

„Nimmermehr!“ war die kategorische Antwort.

Rühle hielt's nicht länger aus. Er rannte zur Thür hinaus und warf sie hinter sich zu, daß das Thürfenster klirrte. Ob das eigentlich Frau Rühle's Ernst war, lassen wir dahingestellt sein. Sie dachte überhaupt nicht viel, am wenigsten in die dunkle Zukunft hinaus, von der wir Sterbliche ja doch nichts erdenken. Die Attaque, die eben Statt gefunden, war bald vergessen, denn eine Bekannte, welche eintrat, gab der Scene eine andere Richtung. Auch Rühle kam zurück und bewies, daß sein Grimm bis auf den letzten Rest verraucht war, denn er lächelte wieder sauersüß.

Die Freundin kam aus der Residenz, wo Julchen in Pension war. Nachdem die neuesten Moden abgehandelt waren, sagte die Dame: „Da muß ich Ihnen denn doch auch ein kleines Abenteuer erzählen. Meine Cousine nahm mich auf einen Maskenball mit. Alle Welt, was das eine Pracht war! Welche Costüme! Welche Züge! Welche Charaktermasken! Nie habe ich Schöneres gesehen. Wie ich noch so ganz vertieft im Anschauen dieser Herrlichkeiten dastehe, kommt eine allerliebste kleine Hexe von Zigeunerin daher gehüpft, nimmt meine Hand und sagt mir Dinge, die nur Jemand wissen konnte,

der ganz vertraut mit unseren Verhältnissen war. Ich gestehe, daß mich das heillos frappirte. Endlich fällt mir's wie Schuppen von den Augen. Das war — Julchen! Ihr wunderniedliches Julchen!"

„Julchen!" riefen Vater und Mutter zugleich, höcherfreut über das Lob. „Freilich!" fuhr die Freundin fort. „Und sie hätten sie sehen müssen, wie ihr das Costüme stand. Nein, das muß ich Ihnen ohne Schmeichelei sagen, eine solche Gestalt, so zart und fein gebaut und doch so voll und jugendlich elastisch, hab' ich lange nicht wiedergesehen. Und gar, als sie sich demaskirte! Sie haben sie in einem Jahre nicht gesehen, wie ich auch; ich wette, Sie kennen sie kaum wieder. Ein allerliebstes Gesichtchen, von zauberischer Anmuth umflossen!"

Die beiden Alten strahlten vom Glanze der Verklärung. Madame Rühle hatte andächtig ihre Hände gefaltet, und Papa kraute sich unter der Perrücke.

Die Erzählerin fuhr fort: „Mir war das Mädchen gerade wie ein Engel; denn nun hatte ich doch Jemand aus der Heimath bei mir in dieser großen Welt. Wie sie mich ausfragte! Aber es dauerte nicht lange; denn sie hatte wahrhaft das Geriffe, wie man hier sagen würde. Sie tanzt aber auch wie ein completer Engel. Einer besonders tanzte mit ihr am häufigsten." —

„Wer war er denn?" — fragte die Mutter in größter Spannung.

„Es soll ein Gehülfe aus der Hofapotheke sein."

„Daß dich der —!" rief mit der Zunge schnalzend die Mutter.

„Ei, sieh' 'mal," fuhr die Freundin fort, „was haben Sie denn gegen den? Ich sage Ihnen, es war der schönste Mann auf dem Balle, der beste Tänzer und der gewandteste Unterhalter."

„Seien Sie nur ruhig, werthe Frau Gevatterin," nahm jetzt Rühle das Wort. „Meine Frau hat heute so ihre Ratte. Sie meint das nicht so arg, als es aussieht."

Jene lachte, „ich denke auch," — sagte sie darauf; „aber auch Ihnen bringe ich eine Neuigkeit mit. Der Landrath hat's nun

durchgesetzt, es kommt eine zweite Apotheke her, und die Concession ist schon vergeben.“

Das war ein Donnerschlag, der auf's Haupt traf.

„Eine Zweite!“ rief endlich Rühle aus. „O, ich geschlagener Mann! Wie soll's nun in der Zukunft gehen?“ Er rannte hinaus, um sich Luft zu holen, denn im Zimmer wurde es ihm zu enge.

„Sehen Sie,“ sprach Madame Rühle, „so sind diese Neunundneunziger! Wenn auch ihr Schäfchen längst im Trocknen sitzt, so meinen sie doch, sie müßten zu Grunde gehen, wenn das Alleinrecht ihnen genommen wird. Wir sind nicht arm. Leben und Lebenlassen ist mein Grundsatz — aber Julchen darf keinen Apotheker heirathen!“

2.

Der Erzähler hat hier den holden Leserinnen eine Ehestandsscene geschildert, die nichts weniger als grau in Grau gemalt ist. Er darf versichern, daß sie sich haarklein ereignete. So viel, als sie zuletzt als Nutzanwendung zu der Freundin sprach, war lange nicht über die Lippe der guten Dame gegangen, die Freundin überhob sie auch des weiteren Redens, indem sie den Gourmacher Julchens schilderte, aber auch einfließen ließ, daß Offiziere, Assessoren und andere Fashionabilitäten sie umkreist, wie die Planeten die Sonne. Die Referentin hatte wirklich gesunde Augen gehabt und zu Julchens Lobe nicht zu viel gesagt. Sie war wirklich allerliebst, das mußte ihr Jedermann zugestehen. So himmelblaue Aeuglein sah man selten, und der Himmel, den sie bargen, war noch schöner und reiner und treuer. Das nußbraune Haar hob den schneeweißen Teint, und die Wängelein schienen pure Rosen. Doch wozu das Mädchen schildern. Alle Männer riefen: Sie ist ein Engel! und die Dandys, Incroyables und Muscadins flüsterten: Himmlisch! Zauberisch! und waren dabei

am Verschmelzen. Das Institut war stets umschwärmt von halbsatten Lieutenants, die auf Ehre schworen, sie jagten sich eine Kugel durch's Hirn, wenn sie sie nicht sähen.

Julchen Rühle hatte von ihrer Mutter Ruhe, von ihrem Vater Beweglichkeit, von ihrer Mutter Kälte und vom Vater Feuer geerbt, so war sie eine recht ansprechende Erscheinung. Jedermann liebte sie, besonders Fritz Herbert.

Neben dem Institute war die Hofapotheke. Hier war Fritz Herbert, dort Julchen Rühle. Alle Mädchen im Institute waren der einstimmigen Meinung, der Fritz sei der schönste Junge der Stadt, und der bescheidenste und der beste Tänzer, und der lieblichste Sänger, und der gewandteste Guitarrenspieler und noch eine Anzahl Und's. Das war im Grund Alles wahr und richtig, allein der Fritz kümmerte sich um das Alles wenig, denn er sah nur einzig und allein nach Julchen. War das der Zug des Herzens, oder der pharmaceutische, oder war's Galvanismus, zu deutsch: Metallreiz — denn Julchen war reich, wie auch ihr Vater verzweifeln wollte. O der argen Welt, die überall Berechnung wittert, wo doch das Herz mit dem armen Kopfe längst davongelaufen ist! Nein, es war der stille, heilige Zug, der Verwandtes vereinte. Mit Beiden war's der uralte Gang. Zuerst Blicke, dann Blicke mit Ausdruck, dann mit Lächeln, dann mit Erröthen — dann stumme Begrüßungen auf dem Balle — dann steife Redensarten — dann gelenkigere, dann zutrauliche Reden — dann warme — dann glühende — zuletzt Liebe! Als die einmal da war, da war auch eine telegraphische Correspondenz eingerichtet, die zuletzt einer papiernen den Platz gönnte. So stand's, als die Landsmännin kam, sah, hörte und referirte. Und im Institut ahnte keine Seele, was zwischen Julchen und Fritz vorging. Alles war ja in der Ordnung, und um Kleinigkeiten kümmerte sich die Vorsteherin nicht.

Die Mutter vergaß die Sache, und der Vater meinte, es sei so Kinderei, wie zu seinen Subjectenzeiten, wo er auch Cour gemacht, und

doch zuletzt ohne alle Cour sein Seitchen acquirirt, nebst der Apotheke zum Pelikan. Während denn in der Residenz die parfümirten Herren den Apotheker verwünschten, der das schönste Mädchen der Residenz gekapert, trug sich in der Apotheke zum Pelikan in — um eine fatale Geschichte zu.

Das Subject, welches dermalen daselbst servirte, hieß Mörser und war, so viel Herr Rühle dafür hielt, ein ganz traitabler Mensch, der Botanik mit Maß und auch Chemie trieb, ohne viel zu verderben. Er besaß die große Kunst, zu schweigen und zu schmeicheln, schien ein Schaf und war ein Fuchs. Er liebte die Spirituosa über Gebühr, besonders den Malaga. Da nun Herr Rühle solchen haben mußte, jedoch selten anwandte, so sah er nicht viel danach. Er wußte, sechs Flaschen waren da und damit hollah. Eines Tages blieb das Subject über Gebühr lange in der Materialkammer, wo er eben Malaga holen sollte. Als das die Geduld des Principals ermüdet, und er hinauflief, siehe, da lag Mörser, das edle Subject, toll und voll in der Stube und sang: „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust ꝛc.“ Einen Augenblick stand der Principal betroffen, dann aber erkannte sein schlauer Blick den Zusammenhang. „Warte, Du Kölner Funke, Du Saufaus,“ rief er, „ich will Dir die Lieb' und Lust aus dem Leibe treiben!“ eilte, und nahm ein spanisches Rohr, das da stand, und begann den Trunkenbold zu kielholen. Unglücklicher Weise war aber Mörser Einer von denen, welche durch prägnante Fälle schnell wieder zur Besinnung kommen. Er raffte sich auf und tauschte die Rolle in einer Weise, daß der dürre Principal Mordio! schrie. Die Materialkammer lag hinten hinaus, wo selten Jemand war. So hörte ihn Niemand.

Durch die angestrengte Arbeit war das Subject ganz zu sich gekommen, stellte endlich das malitiöse Instrument an seinen Ort und sprach:

„Verehrtester Herr Principal, das jus talionis, zu deutsch Vergeltungsrecht, ist das älteste, wie ich seiner Zeit von meinem Rector vernommen, und hatte selbst vor dem mosaischen und römischen Rechte Geltung unter allen Gebildeten gewonnen, und ist in der Regel unter vier Augen ausgeübt worden bis vor wenigen Minuten. Ich

verhoffe, Sie haben, Verehrteſter, deſſen Principien jetzt auf's Vollkommenſte gefaßt, und erlauben, daß wir jetzt zuſammen in die Apotheke zum Dispenſiren ſchreiten, nachdem wir uns hierſelbſt beiderſeits durch einige Leibesübung und Pflaſterreichung geziemendſt vorbereitet. Billiger Weiſe laſſe ich ihnen den Vortritt, weil ich im Vertrauen geſagt, den Nachtritt von Ihrer Seite fürchte, ſintemalen Sie ſtark echauffirt zu ſein ſcheinen."

„Hund!" ſchrie der Apotheker.

„Entſchuldigen Sie, Verehrteſter, ich heiße Mörſer, und habe mit dieſer Gattung, was zoologiſch feſtſteht, keine Verwandtſchaft!" Mit dieſen Worten machte er eine Verbeugung und führte den hinkenden Principal zur Stubenthüre, der ſich umſonſt von ſeiner nervigen Fauſt loszumachen bemühte.

„Aus meinem Hauſe! Fort!" ſchrie mit den wüthendſten Geberden und von Wuth erſtickter Stimme der Principal.

„Sehr gütig," replicirte in unverwüſtlicher Laune der Gehülfe, „ich werde mir die Ehre geben, Ihr Geſchäft zu verlaſſen, werde aber zuvor dem von Ihnen ſo benannten langbeinigen Medicinalrath einige Eröffnungen über die Art und Weiſe machen, wie Sie der Taxe wohlmeinend nachhelfen, wo ſie zu beſcheiden iſt, und die Medicamente verarbeiten, damit ſie weiter reichen; auch die gebrauchten Blutegel um halben Preis wieder annehmen, damit ſie den Leuten nicht krepiren u. ſ. w."

„Satan!" brüllte Herr Rühle und fuhr mit der Hand nach des Subjects Gurgel.

Der aber faßte ſeine Fauſt mit Kraft und hob den Principal unter ſeinen linken Arm wie einen Waarenballen und ſchritt behende mit ihm die Stiege hinab, ſetzte ihn dann nieder und ging mit einem Ruck in ſeine Stube, um ſein Bündel zu ſchnüren.

Rühle mußte in die Apotheke, um die Mixtur zu bereiten. Hier verrauchte ſein Grimm ſo ſchnell, wie er gekommen. Er ſah ein, daß er bei der Malice des Mörſer in nicht geringe Verlegenheit kommen

kunne. Daher versuchte er seine Kunst in das Interesse zu ziehen; allein hier fand er taube Ohren. Der Mörser war der Lieblingsvon Madame nicht, denn er maltraitirte die Katze beständig und war nichts weniger als artig gegen sie gewesen. So blieb denn dem Apotheker nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen und das Subject freundlich zu gewinnen. Auch hier scheiterte seine Bemühung. Mörser lächelte kühl, zog die Achseln und meinte; nach so traulichen Mittheilungen, wie sie sich gegenseitig in der Materialkammer gemacht, wäre es nicht gut, länger unter einem Dache zu weilen. Er strich sein Salair ein, empfahl sich zu geneigtem Andenken und ging.

Die Calamitäten Rühle's hatten durch des Gehülfen Weggang einen höchst erfreulichen Zuwachs erlitten, welcher durch die angenscheinliche Heiterkeit seiner Frau an Wirkung zunahm. Mehrere ergingen Briefe an Commissionäre und Materialisten, welche sich, wie Rühle sarkastisch sich ausdrückte, auch mit dieser Materia peccans befaßten, um den Defect zu decken. Nebenbei schrieb denn auch die Mutter an Julchen und äußerte ihre Freude, daß der Katzenfeind Mörser aus dem Hause gegangen.

Wie es zusammenhing, ob Julchen dabei thätig war, ist unbekannt; allein Thatsache war's, daß ein Pharmaceut, Namens Herbert, sich bei Rühle meldete und sofort engagirt wurde. Obgleich ihm das Herz blutete, die Hofapotheke und mit ihr Julchens beglückende Nähe zu meiden, so zog Fritz Herbert doch aus der Residenz ab, und manche kluge Leute wollten bemerkt haben, daß sein Aussehen ganz eigen unternehmend gewesen.

Eines Tages rollte denn vor der Apotheke zum Pelikan in — ein stattlicher Miethwagen an, hinter dem ein schwerer Koffer aufgeschnallt war; aber keine Herbarien- und Mineralien-Kasten. Daher glaubte auch Frau Rühle, es sei ein Besuch, und der Apotheker erwartete nichts weniger als einen Gehülfen. Dennoch stieg ein blühend schöner, junger Mann aus dem Wagen, trat in die Apotheke und stellte sich als den Gehülfen Fritz Herbert vor; daß

er aus der Residenz kam, konnte natürlich nicht verschwiegen bleiben, wie auch, daß er in der Hofapotheke conditionirt habe.

Herr Rühle stellte ihn sogleich seiner Frau vor, welche die Complexion und die Manieren des Herrn Herbert sehr angenehm fand und besonders beifällig bemerkte, wie er ihren Liebling, Freund Murner, gar gutmüthlich auf dem Kopfe krauete, der höchst amüsant zu schnurren begann und mit urkräftigem Behagen den dicken Schweif an dem neuen Gönner rieb. Das war ein mächtiger Schritt zur Gunst der Dame!

Ueber Tisch sprach Herr Herbert mit besonderer Salbung von der schönen Lage der Stadt —m, wie er ferner so Vieles von den liebenswürdigen Bewohnern und ihrem geselligen Verkehre vernommen und dergleichen. Das klang wie Musik in den Ohren der Madame Rühle, denn sie war nicht weit über das Weichbild der Vaterstadt hinausgekommen. So galt ihr denn Alles hier den höchsten Preis. Es gab keine größere Localpatriotin als sie. Nun kam dieser charmante Mensch direct aus der Residenz, wo Herr doch das Paradies ganz in der Nähe war, und fand — nur so schön! Das war ein Schritt weiter in der Gunst der Patronin. Sie brachte endlich fein und schlau die Rede auf das Institut, dessen Pensionärin Julchen war, und lockte Herbert's Meinung heraus. Er lobte die Anstalt und pries die Weisheit der Eltern, welche dort ihre Töchter bilden ließen.

Settchens Antlitz leuchtete wie der Vollmond in einer kalten Winternacht.

„Wir haben auch eine Tochter in diesem Institute," sagte sie mit einer Selbstzufriedenheit, die ein Blinder selbst im Tone der Rede wahrgenommen haben würde, und mit besonderem Nachdruck.

Herbert fragte überrascht: „Sie?"

Madame nickte. „Kennen Sie die Mädchen?" fragte sie.

„Gewiß! Von Ansehen!" war Herbert's Antwort.

„So rathen Sie 'mal!"

Herbert sann; sah Madame Rühle und ihren heute sehr schweigsamen Gatten nachdenklich an, und hob dann an:

„Sie Beide haben braune Haare, blaue Augen — Ha — jetzt fällt's mir ein, und die Aehnlichkeit fällt mir frappant auf, gewiß die allerliebste Brünette, die allen Herren so außerordentlich gefällt? Ich glaube, sie heißt —"

„Julchen!" fiel Frau Rühle ein.

„Richtig! Sie glückliche Mutter! Julchen ist das Ideal der Dichter! Es regnet Sonette auf sie im Wochenblatt."

„Was Sie sagen? Ei der Tausend!" bemerkte selig lächelnd Madame.

„Ich versichere Ihnen! Aber wie kann das auch fehlen? Sie ist schön wie ein Engel!"

Frau Rühle erröthete vor Seligkeit, und Rühle rückte vor Lust auf seinem Stuhle hin und her.

„Aber," hob sie endlich an, „man sagt, so ein — Gehülfe aus der Hofapotheke mache ihr die Cour. Ist das wahr?"

„Wüßte nicht," — entgegnete Herr Herbert, dem in diesem Augenblick etwas in die Sonntagsgurgel kam, daß er bedeutend husten mußte und das Gesicht in der Serviette barg.

Herr Rühle klopfte ihm mitleidig recht wacker zwischen die Schultern, daß das Uebel schnell vorüberging. Dies gab dem Gespräch eine andere Wendung, und bald wurde der Tisch aufgehoben.

„Ein netter Mensch, wahrhaftig!" sprach mit Lächeln Frau Rühle; „wie der artig sein kann, und was der einen richtigen Blick hat! erkennt ja doch gleich aus meinen Zügen meine Tochter!"

Sie setzte sich in den Sessel in der Fenstereche, schlürfte ihr Täßchen und sank in ihre Siesta, während Herr Rühle mit Herbert die Runde in der Materialkammer, Apotheke und dem Laboratorium machte.

„Ich gestehe, verehrter Herr Principal," hob Herbert an, als Beide wieder in der Apotheke waren, „daß ich noch in keiner Apotheke servirte, wo solche Eleganz, solche Ordnung, solche Fülle aller

Medicamente und Stoffe, solche Vollständigkeit im Laboratorium geherrscht hätte, als bei Ihnen. Selbst, im Vertrauen gesagt, in der Hofapotheke sieht's so nicht aus!"

„Was Sie da sagen! Der Herr Hofapotheker ist ja noch der Tertius der Visitatoren, der's also überall am besten haben sollte."

„Nun, Sie wissen doch, daß es leichter kritisiren ist, als besser machen!" versetzte Herbert.

„Freilich!" fiel Rühle ein; „aber da hat er mir Sachen verworfen, wie z. B. die Chinarinde —"

„Die er selber nicht besser führt," ergänzte Herbert. „Glauben Sie mir, in der Hofapotheke thut der Name Alles. Wüßten Sie, was ich weiß."

„Glaub's wohl," sprach Rühle. „Es mag auch als so wenig tauscher sein, als bei anderen Leuten. Item; es geht ihn an."

Dies Gespräch würde noch fortgedauert haben, wenn nicht Herr Herbert auch eine Bestellung zu machen gehabt hätte. Er empfahl sich also nur auf ein Viertelstündchen.

Sein Weg ging aber gerade zu der Freundin, die Julchen auf dem Maskenballe fand, und die er bald selbst kennen gelernt. Er brachte ihr einen Brief von Julchens Hand. — Beim Abschiede versicherte sie ihm, sie werde ihn durchaus nicht kennen, und Herbert kehrte froh in das Nest seines Pelikans zurück, wo er sogleich hinter den Receptirtisch trat und Herrn Rühle dringend bat, derweile sein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen. Daß er mich hier einen Stein im Brette hatte, war entschieden. Rühle fragte Gethchen: „Wie gefällt Dir der Mensch doch?"

Ihre Antwort war nur ein bedeutsames Nicken mit dem Kopf.

„Er macht 'mal eine Ausnahme von der Regel," fuhr Rühle fort.

„Nr. 98.," sagte Madame Rühle und lächelte satyrisch.

Der Gatte schlang hastig den Stich hinunter und schwieg; aber die Dampfwolken, welche er blies, zeugten genugsam, wie es im

Innern wogte, wie sich ein Tornado nahe. Der Eintritt eines Fremden änderte jedoch die Scene.

Es war ein Mann von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, hoch gewachsen, von fester Haltung und determinirtem Ausdrucke der Züge. Sein Gruß war kurz, doch verbindlich.

„Ich heiße Ausstecher," sprach der Fremde, „und bin ein College von Ihnen, verehrter Herr Rühle, und zwar in nächster, localer Beziehung, denn ich habe die Concession für eine zweite Apotheke hierselbst. Ich wollte mir indeß nicht versagen, Sie zu begrüßen und den Wunsch auszusprechen, künftig mit Ihnen freundlich zu verkehren."

Rühle wurde bleich wie Kreide, und es war ihm, als griffe der Tod mit eiskalter Hand an sein Herz und presse es zum Zerspringen; allein was war zu thun? Sollte er sich dem — gegenüber eine Blöße geben? Durfte er, wie auch das Herz blutete, die Urbanität bei Seite setzen? Er zwang den Schmerz hinunter bis in die tiefste Tiefe des Herzens und stellte mit freundlichen Worten seine Frau vor, indem er in sauersüßen Redensarten des Collegen Erbieten annahm.

Beide waren bald in ein Fachgespräch vertieft, das Madame Rühle zu einem fatalen Gähnen trieb.

Allgemach nahm jedoch das Gespräch wieder ihrem Ideenkreise; denn Herr Rühle fragte liebevoll: „wo der Herr College denn seine Apotheke errichten würde?"

„Ich habe das schöne Haus, Ihnen vis-à-vis, gekauft von den Beutler'schen Erben," versetzte der lakonisch. „Es liegt vortrefflich, wie das Ihre, mitten in der Stadt, so zu sagen, im Herzen derselben, wo der Pulsschlag des Verkehrs, besonders, wie ich mir habe sagen lassen, an den Wochenmärkten, recht lebendig hüpft. Uebrigens," fuhr er fort, „werde ich das Geschäft einrichten, es etwa ein halbes Jahr selber führen und es alsdann einem Neffen übergeben, der mein Gehe, ein eminenter Apotheker und wahrhaft

gelehrter Chemikus ist. Der mag dann sein Glück in Gottes Namen versuchen." — „Sein Glück!" lächelte zweifelhaft Rühle, während er im Innern wünschte, daß Onkel und Neffe da wären, wo der Pfeffer wächst; „glauben Sie, daß in einem Neste, wie das unserige, ein Glück zu machen sei? Ich sage Ihnen, daß es gut geht, wenn zwei bis drei Recepte im Tage kommen, und der Handverkauf ist, Gott sei's geklagt, seit das vermaledeite Groschen- und Pfennigsystem herrschend geworden, auch auf beinahe Null reducirt. So steht's bei mir allein. Wenn nun gar Zweie da sind — wie wird's da gehen?"

„Seien Sie ohne Kummer," versetzte der Herr Ausstecher, „mein Neffe ist ein Mordbursche, der Dampfchocolade macht und Punschessenz destillirt trotz dem Seluer in Düsseldorf. Der bringt seine Apotheke in Flor." Das war eine Rhabarberpille! Mit saurer Miene wurde sie von dem Apotheker zum Pelikan verschluckt. Er zuckte die Achseln.

„Zweifeln Sie nicht," fuhr Jener fort: „Die Concurrenz ist heilsam. Ich bin überzeugt, daß Sie und wir die besten Geschäfte machen werden."

„Ich zweifle sehr," sprach, bebend vor innerer Erregung, Rühle.

„So?" fragte Ausstecher. „Wie viele Aerzte sind denn hier?"

„Drei, daß sich Gott erbarme, und ein vierter wird täglich erwartet. Dabei pfuscht der Wundarzt erster Klasse und salva venia der Abdecker oder Wasenmeister, wie auch beide Aemter hiesiger Stadt in sehr frequenter Art."

„Vortrefflich! Je mehr Aerzte, je mehr Kranke!" rief Ausstecher. „Glauben Sie mir, das ist eine alte Erfahrung, die werden sich nun in die Apotheken theilen, auf einander schimpfen, wie überall, und desto mehr in den Häusern herumlaufen. Es wird sich machen. Man muß sich nur mit ihnen halten, Jedem artig und zuvorkommend sein, seine Liqueure in's Haus senden und Einen

die Recepte des Anderen heimlich zeigen und auf die chemischen Inconvenienzen aufmerksam machen; denn Sie wissen, liebster Herr College, daß es mit der Chemie bei den hochgelehrten Herren nicht so fürtrefflich zu stehen pflegt, daß sie häufig Dinge in die Mixturen mischen, welche sich gegenseitig aufheben. Nun, man weiß das ja hinlänglich. In Summa, es gibt Mittel genug, eine Apotheke in Aufnahme zu bringen, — und die versteht mein Neffe aus dem Fundament!" Er empfahl sich jetzt und bat um Erlaubniß, bald wiederkommen zu dürfen.

Rühle sank erschöpft in seinen Stuhl. Das war zu viel für einmal. Das schönste Haus der Stadt, schöner als der Pelikan, groß, geräumig, prachtvoll — es war in der Hand dieses Bröddiebs, wie er den Collegen jetzt nannte. Der war reich und, was mehr als Alles für ihn war, er hatte mit seltener Offenheit sich über die Art und Weise ausgesprochen, wie man eine Apotheke en vogue bringen könne — und — kannte diese Wege genau.

Kalter Schweiß bedeckte ihn am ganzen Leibe.

Settchen saß ruhig da und schien sich selbst an der Angst ihres Gatten zu weiden. Sie lächelte und sagte: „Häng' Dich nur nicht auf, Rühlchen! denke nur, daß Du lange genug Hahn im Korbe warst und reich geworden bist wie ein Krösus. Laß den Zweiten auch 'mal Etwas gewinnen."

„Auch Du noch!" rief er mit Pathos aus und rannte zur Thüre hinaus, um im Freien sich in Monologen Luft zu machen, da es im Dialog nicht ging. Der Gehülfe trat herein und bat sich die Erlaubniß aus, auf dem Fortepiano sich erlustigen zu dürfen. Frau Rühle gestand das gar gerne zu, denn sie liebte die Musik, besonders Strauß'sche und Lanner'sche Walzer. Dabei hatte sie noch einen besonderen Grund: sie duselte nie besser, süßer, sanfter, und träumte nie wonniger, als wenn eben Walzer ihren Geist einwiegten. Sie bewegte sich dann leise im Tact und entschlummerte sanft. So auch jetzt.

Herbert, der das wohl einsah und sich überhaupt auf seinen Vortheil verstand, setzte sich nun jeden Mittag an das Instrument, und handthierte auf demselben so lange herum, bis ein Kakodämon ein Rezept sandte.

Selbst den bösen Geist, der Rühlen, wie einst den König Saul, beschlich, seit die Zwölfe gewiß war, beschwor öfters der fingerfixe Gehülfe; denn auch er theilte den Geschmack seiner Theuren und überhaupt des musikliebenden Theils der Einwohner von —n an Walzern und schottischen Tänzen. Jener besagte Böse Geist nahm aber mehr und mehr überhand; denn da drüben, wo der kolossale Mohr über der Thüre auf das Schild deutete, dessen Raum bloß die Inschrift „Mohren-Apotheke" führte, ohne den Namen des Besitzers zu nennen, da drüben hämmerte der Schreiner, pinselte der Lackirer, kutz, alle Handwerker entwickelten ihre Kunst, das Haus von außen und innen zu einem wahren Palais herauszustaffiren. Rühle war ganz außer sich; denn er sah den Brodbieb vor der Nase, sah den Mohr, der die weißen Zähne fletschte, als wolle er höhnend ihn foppen, oder den alten Pelikan, der nun schon seit hundert Jahren seine Jungen fütternd in die eigene Brust biß, aus seinem Neste treiben.

Der Mann ging sichtlich zurück. Sein Auge war trübe, und seine Farbe strich über in's Gelbe, und zwar der Art, daß man sah, es war ein entschiedenes Gallenleiden. Zuletzt half auch Herbert's Spiel nicht mehr, denn er wurde auch gegen ihn verschlossen und finster, ja es schien, als hege er Mißtrauen.

So war es wirklich, wie es sich in des Principals eigenen Worten aussprach.

„Settchen," rief er einst, als Herbert seinen freien Nachmittag genoß, „Alles vereinigt sich, um mich unter die Erde zu schaffen. Bestelle den Sarg, es ist aus mit mir."

„Muthe mir doch das nicht zu," sprach mit erschütterlicher

Ruhe die Gattin; „Du kannst das am besten selbst; ich kenne doch in dem Artikel Deinen Geschmack nicht!“

Rühle biß die Zähne auf einander. „Willst Du mich noch schneller in's Grab bringen?“ fragte er giftig. „Bist Du im Bunde mit diesen Nägeln zu meiner Todtenlade?“

„Wer sind die denn?“ fragte sie.

„Du zuerst, dann der vermaledeite Ausstecher und — das Subject!“ war seine zornige Antwort.

„Das Subject, der Gehülfe — Herbert?“ — fuhr mit Erstaunen Madame zu fragen fort. „Was thut Dir denn der seelengute Junge. Ich sage Dir, Rühle, Dir rast einmal wieder Nr. 99 im Kopfe herum; aber den guten Jungen laß mir aus dem Spiele, den nehm' ich in meinen Schutz, und wer ihn antastet, tastet mich an!“

„Das fehlt noch,“ jammerte Rühle, „nun nährt sie die Schlange noch!“

„Die Schlange!“ rief Frau Rühle und richtete sich empor, als wolle sie wie eine Juno den Wurm niederschmettern, der es wagen sollte, ihr gegenüber zu treten.

Rühle zog sich gegen die Thüre bescheiden zurück und wiederholte aus sicherer Ferne: „Ja, die Schlange, sage ich!“

Madame Rühle bemerkte das Manöver, das ihn salviren sollte, und mußte lachen. „O, diese Neunundneunziger!“ rief sie. „Geh' 'mal her und sprich Dich aus!“

„Ist nicht von Nöthen,“ sprach Rühle, und behauptete seine Stellung, — „ich kann von hier aus ebenso gut mein Elend klagen, als bei Dir; aber das sag' ich Dir, der ist eine Schlange. Der Stößer erzählt mir, daß er heimlich mit dem Ausstecher, dem Spitzbuben, verkehrt.“

„Schäme Dich,“ grollte Madame, „daß Du dem jungen Manne zumuthest, grob gegen Herrn Ausstecher zu sein, der sich human an jeden Zunftgenossen anschließt.“

„Wäsch!“ rief der reizbare Rühle, „Zunftgenossen. Wir Apotheker sind keine zünftigen Handwerker! Unser Gewerbe ist eine Kunst, und Du, die Frau eines Apothekers, solltest das besser wissen.“

„Rühle, Rühle, Dir ist der Teufel der Bosheit unter Deine Perrücke gefahren. Geh', nimm ein niederschlagend Pulver, sammt einer Blutreinigung; die Galle ist Dir in's Geblüt geschlagen.“ Er rannte hinaus und warf die Thüre zu; diese spottenden Reden griffen ihm in's Herz hinein.

3.

Solcher Scenen gab es indeß immer mehr. Es war in der That mit Rühle nicht wohl mehr auszukommen. Je ärgerlicher ihm der Gehülfe wurde, der ihm übrigens Alles that, was er ihm nur im Auge lesen konnte, desto höher stieg dieser in der Gunst der Madame Rühle. Er hätte ihn schon gerne entlassen, wenn er es gewagt hätte; denn nie hatte sich seine Frau so für einen Gehülfen ausgesprochen, und nie saß einer so fest in ihrer Gunst. Wenn ihm dies schon Lebensüberdruß bereitete, so mußte er noch in's Ungeheure wachsen, da die Mohrenapotheke täglich ihre Herrlichkeit in größerem Maßstab entfaltete. Des Besitzers bedeutende Geldmittel liehen der Arbeit Flügel. Es war noch nicht Herbst, da war Alles fix und fertig.

Anstecher fand sich eines Mittwochs nach der Siesta ein. Der Mann war überselig. Er hat sich die Ehre aus, daß Herr und Madame Rühle sein Haus und seine Apotheke sähen.

Denn war nun freilich auf schickliche Weise nicht auszuweichen. „O wie manchen sauern Apfel muß ich anbeißen!“ seufzte Rühle in sich hinein, und fluchte alle Wetter in Anstecher's

Wagen. Wie sauer aber auch der Herr College die Miene zog, wie sehr er sich mit Unwohlsein entschuldigte, es half nichts. Ausstecher ließ nicht nach mit Bitten. Zu des Geängsteten größtem Schrecken stellte sich seine Frau nun auch auf Ausstecher's Seite; denn sie drückte schon die Neugierde, das Haus zu sehen, von dessen innerem Schmuck die Damen der Stadt nicht genug zu reden wußten und die Mutter laut glücklich priesen, welche ihre Tochter einst an den präsumtiven Universalerben des steinreichen Ausstecher's verheirathen könne. Unter allerlei Vorwänden waren sie schon eingedrungen, und es schien, als sehe es Ausstecher nicht einmal ungerne. So war denn die Neugierde der Madame Rühle gestachelt und gespornt worden und hatte eine mächtige Stärke erreicht.

„Mach keinen Sprenzpfeffer, Rühlchen," sagte sie mit ungemein gewinnendem Tone, „und komm!"

Das war unwiderstehlich. Rühle schlich die Stiege hinauf, zog seinen Bratenrock an und schritt dann den bitteren Weg über den Markt hinüber. Der Mohr fletschte noch höhnischer die Zähne, als er es, von drüben gesehen, that. Es drückte Rühle'n fast die Gurgel zu und das Herz ab.

Die Thüren öffneten sich endlich, und sie traten ein.

Man hatte nicht zu viel gesagt. Hier herrschte verschwenderische Pracht. Solchen Luxus hatte die gute Stadt — m noch nicht gesehen, und Frau Apotheker Rühle meinte, sie sei in dem Palaste des Geisterkönigs, der den berühmten Diamanten besaß.

Diese Apotheke! Nein, das mußte selbst Rühle zugestehen, sie ließ, was Eleganz und Solidität betraf, nichts zu wünschen übrig. Was ihn aber fast zusammenrückte, war das Laboratorium; denn dort standen alle die Apparate wirklich auf's Herrlichste, von denen die Visitatoren ihm so oft schon die Ohren vollgeorgelt. Er sah sie zum ersten Mal, aber er that, als habe er sie längst gekannt, wie sie Dingler's polytechnisches Journal geschildert. Als er aber

bis, Preise hörte, da tanzten alle diese Apparate wie Höllengeister um ihr herum; und es schwindelte ihm schier.

Frau Rühle drängte, aus der Nähe dieser Retorten und Kolben, Tiegel und Mörser zu kommen. Selbst Rühle wollte weg; denn es wurde ihm mit jedem Momente zu Muthe, als sehe er schon sein Gold zum Schornsteine hinauslaboriren, da er jetzt alle diese Apparate ja auch kaufen mußte. Ausstecher gab nach, und endete die pharmaceutische Tortur des Collegen, die bei den Platintiegeln begonnen hatte.

Jetzt trat man in die Küche. Hier schien die Hausfrau bereits geschaltet zu haben, so blinkte und glänzte Alles, so vollständig war das Geschirre, so nett, so schön. In den Stuben übertrafen Tapeten, Böden, Spiegel und Geräthe Alles, was das kleine, aber ungemein scharfe Auge der Madame Rühle bis jetzt erblickt. Und gar als sie in den Salon traten! — da dampfte in Meißner Porcellan der duftende Trank Arabiens und der Tisch bog sich von köstlichem Backwerk.

Je mehr Ausstecher bei Rühle verlor, desto höher stiegen seine Fonds bei Madame. Das ist ein Mann, der Welt hat, dachte sie; ein vortrefflicher Mann! Ueberdies führte er die kolossale Figur am Arm in allen Zimmern herum, wischte sich den Schweiß ob der schweren Arbeit, aber muckste nicht, sondern erschöpfte sich in den elegantesten Redensarten, wodurch Madame wahrhaft echauffirt wurde vor Vergnügen.

Mit der gewandtesten Artigkeit führte sie Ausstecher zum Ehrenplatz und bat sie so zart, die Ehre des Hauses zu vertreten, daß es alle Nerven der Glücklichen in harmonische Schwingungen versetzte. Mit Grazie servirte sie den Kaffee.

Und als sie nun so traulich zusammensaßen und Frau Rühle auf beiden Seiten kaute, meinte Rühle, um doch auch mal Etwas zu sagen, es fehle hier jetzt nur noch der rechte Hausregen (er

seufzte tief auf, unterdrückte jedoch den Verräther), nämlich die sinnig ordnende, reinlich waltende Hausfrau."

„Für mich ist Spiel und Tanz vorbei," declamirte komisch Ausstecher; „allein der eigentliche Besitzer ist ein Bursche von vier und zwanzig Jahren, der ganz Ihrer Ansicht ist, Herr Collega!"

„Nun, da ist ja die Sorge leicht gehoben," meinte Rühle.

„Da irren Sie, Werthester; darf ich Ihnen im Vertrauen mich äußern, so hat er eine vertraute Bekanntschaft mit einem ebenso lieblichen, als vortrefflichen Mädchen; allein man sagt, die Mutter habe einen sehr entschiedenen Widerwillen gegen Apotheker —"

„Die Närrin!" plumpste Rühle heraus, bei dem die Amts- und Standes-Ambition einen hohen Grad erreicht, und den man empfindlicher nicht berühren konnte, als durch Losfahren über die Apotheker.

„Wenn ich auch so hart gar nicht zu urtheilen geneigt bin, wie Sie, verehrter Freund, so glaube ich, daß in vorliegenden Falle das Urtheil der Mutter sich doch modificiren würde; denn," fuhr Ausstecher fort:

1. „ist dies Haus mit allen Inn- und Adpertinenzien meines Neffen freies Eigenthum;
2. erbt er von mir circa zwanzigtausend Gulden in baarem Geld und ein Gütchen von hundert Morgen ꝛc.;
3. ist er ein bildschöner Junge, und
4. ein in seinem Fach excellirender Apotheker, endlich
5. ein gewandter, gebildeter, sanfter, guter Mensch.

„Was meinen Sie, Verehrteste, zu solch' einer Partie?" — Mit diesen Worten wandte sich Ausstecher an Madame Rühle.

Sie war etwas verlegen; allein sie sammelte sich und sagte: „Da müßte ja eine Mutter fast den Ehrentitel meines Herrn Gemahls verdienen, wenn sie Nein sagen sollte."

„Victoria!" rief Ausstecher. „Ich heiße Herbert und werbe hiermit in schönster Form für meinen Neffen, Fritz Herbert, den

Gehülfin in Ihrer Officin, um Julchen, Ihre liebenswürdige Tochter."

Frau Rühle saß da wie Loth's Weib. Herr Rühle starrte dem Freiwerber in's Gesicht und rief: „Wie, Sie haben Versteckens mit uns gespielt?"

„Es ist Alles so, wie Julchens," rief der falsche Aussteher aus, und wollte herzlich vor Lachen.

„Sehen Sie, theuerste Freunde, Julchen war mit Fritz einig ein Herz und eine Seele. Ich, selbst Apotheker, treibe es aber nicht, höre von der Sache, komme, sehe Julchen und verliebe mich selbst in sie, bin also auf der Stelle einverstanden mit Fritzens Liebe.

„Bekannt mit den Verhältnissen, erwerbe ich für Fritz die Concession, hier die Zweite zu errichten. Daß Sie ärgerlich über diese Zweite seien, konnte ich mir denken, und bestätigte Julchen. — Gerade in dieser Zeit verläßt Sie Ihr Gehülfe. Julchen schickt ihren Fritz her, damit ihn ohne Anstand und Aufsehen die guten Eltern kennen lernen können. Daß sie ihn liebgewönnen, wußte Julchen im Voraus und rechnete darauf, daß ihre gute und richtig urtheilende Mutter bei ihm die Abneigung gegen uns Neunundneunziger würde fahren lassen.

„Bei dem Vater rechnete sie auf die richtige Würdigung wahrer Tüchtigkeit der Kenntnisse und des Charakters. Ich alter Narr wurde beauftragt, unter falschem Namen herzugehen und die künftige Wohn- und Werkstätte einzurichten.

„Nun sagen Sie Ja, und Alles ist gut. Julchen wird glücklich, bleibt bei dem guten Mütterchen, und die Zweite ist fortab kein Dorn in Ihrem Auge, Herr Colleza!"

Die Alten rieben sich die Stirne. „Alle Welt!" rief plötzlich Madame Rühle, „Sie bekommen Besuch! — Es fährt ein Wagen vor!"

„Seien Sie ruhig!" sprach der Oheim; „Sie erlauben nur einen Augenblick." — Er ging.

„Das ist eine verwetterte Geschichte, Settchen!“ sprach Rühle, „was meinst Du dazu?“

„Ja sagen!“ war die lakonische Antwort.

„Meinetwegen!“ entgegnete er — und in dem Momente ging die Thüre auf und — Julchen am Arme des Gehülfen Fritz Herbert trat herein.

Sie flog erglühend der Mutter in die Arme.

Fritz trat zu Rühle. „Vergeben Sie,“ sagte er, „das ganze Possenspiel ging von Julchen aus. Zürnen Sie mir nicht!“

„Sie Galgenvogel!“ lachte Rühle. — „Lassen Sie mir nur solche Possen in Zukunft, so mag's gut sein.“

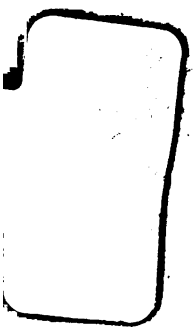
„Darf ich hoffen?“ fragte er.

„In Gottes Namen denn Ja!“ sagte der Alte, und das Gefühl trat in zwei glänzenden Zeugnissen ihm in die Augen. Fritz umarmte ihn stürmisch.

Die Mutter konnte das geliebte Kind fast nicht aus ihren Armen lassen. Auch sie segnete den Bund und flüsterte in Julchens Ohr: „Laß Dir nur die Herrschaft nicht nehmen!“

Die erröthete — aber sie nickte, bedeutsam lächelnd, der Mutter zu.

Als nun im engen schönen Kreise Julchen den Eltern unter Lachen und Scherz Alles gestand und der Oheim zusetzte, er habe Julchen in dem Wagen, den er ihr hiermit als Haussteuer schenke, abholen lassen, und Fritz sei ihr entgegengeeilt, so lösten sich alle Räthsel, und der Pseudo-Aussteher hob das Glas perlenden Champagners und rief:

„Hoch lebe die Zweite!“

Und Alle stimmten fröhlich in den Toast ein.